WIDENER LIBRARY
HX CRDR 0

Digitized by Google

KSG 242 | Griesbach,

Otto Griesbach

Digitized by Google

1950 g 1104

Xibl
1061

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER Unterhaltungsblatt.

Ein für alle Stände, Jung und Alt, intereſſantes und belehrendes

BILDERWERK.

Achter Jahrgang.

Tab. I. – LII.

CARLSRUHE

in der

C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung.

1855.

Digitized by Google

KSG2427

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Jan 18, 1957

Ingraham Fol.

Digitized by Google

KARLSRUHER Unterhaltungs-Blatt.

Achter Jahrgang 1835, enthält 52 Nummern mit 52 Abbildungen.

Inhalt.

I. Abtheilung:

Naturhiſtoriſche und andere Gegenſtände mit Abbildungen.

In alphabetiſcher Ordnung.

	Seite.
Adrianopel	61
Amphibien, merkwürdige	169
Anſiedlers-Blockhaus in Nordamerika	221
Brillenkaiman, der	41
Brücke v. CampoDolcino, am Fuß des Splügen	37
Camellia Japonica	29
Cavalcatore, der	189
Cingel in Amſterdam, Anſicht davon	121
Cirkus, der große	53
Colibri's	49
Cootub-Minar, Ruinen von Delhi	69
Cuguar, der	125
Delphi	157
Gold- und Silberfaſan, der	85
Guerney's Dampfkutſche	129
Gürtelthier, gemeines	97
Heuſchrecken, merkwürdige	117
Jakal von Senegal	77
Karpathen, die	81
Kapitol in Waſhington	137
Kaſpar Hauſer	1
Korinth	165
Krebs, der molukiſche	133
Krieg, der, in Spanien	237
Luzerner Löwe, der	13
Lutz von Schuſſenried, Johann	173
Marktplatz, der, von Venedig	101
Michlstown-Caſtle	177
Mont St. Michel, an der Normanniſchen Küſte	197
Möris, der See	145
Negerwohnungen in Benin	73
New-York	9
Nürnberg. 1) Der Marktplatz in Nürnberg	205
„ „ 2) Anſicht der Lorenzkirche	213
Ormus und ſeine Ruinen	21
Oxford	89
Paſſau von der Innſeite	193
Petrarka's Haus	201
Rialto-Brücke in Venedig	229
Rieſendamm, der, in Ireland	185
Rieſenſchlange, Erlegung derſelben	57
Ruinen von Troja	141
Schwämme, merkwürdige	161
Schwäne	181
Seilbrücke über den Magdalenaſtrom	149
Sinai, der Berg	45
Sklavenſchiff, das Innere eines	5
Taj-Mahal in Agra	113
Teufelsbrücke, die, auf dem St. Gotthardt	93
Thal des Clitumnus bei Spoleto	65
Verona	153
Vögel, ſchwalbenartige	105

Digitized by Google

II. Abtheilung:

Erzählungen, in chronologiſcher Folge.

	Seite.
Ein Zug aus Gellert's Leben. Mit einer Compoſition . . . . Tab. I.	4
Johann Gottfried v. Herder. Mit einer Compoſition . . . . Tab. II.	10
Wunderbare Rettung. Mit einer Compoſition Tab. III.	21
Die Frau des berühmten Hugo Grotius. Mit einer Compoſition Tab. IV.	37
Glück und Unglück ſind Nachbarn	42
Marcos Bozaris	48
Göthe, mit deſſen Bildniß. Tab. V.	51
Adelheid, die Gemahlin Otto I. Mit einer Compoſition Tab. VI.	55
Indianiſche Leichtgläubigkeit und Rache . .	60
Vergeltung. Mit einer Compoſition Tab. VII.	62
Zug aus des Admiral Ruyters Leben . . .	67
Der Rekrut. Mit einer Compoſition Tab. VIII.	70
Edelmüthige Vergeltung	74
Das Lotterieloos. Mit einer Compoſition Tab. IX.	78
Kara Ismael	82
Edelmüthige Geſinnung	84
Chriſtoph Martin Wieland, mit deſſen Bildniß Tab. X.	86
Die Teufelsbrücke	94
Die Verwundeten. Mit einer Compoſition Tab. XI.	95
Großmuth eines Negers	99
Der Juwelier. Mit einer Compoſition Tab. XII.	103
Der Gang um Mitternacht. Mit zwei Compoſitionen Tab. XIII. XIV.	114
Die Macht des böſen Gewiſſens	128
Der Haupt-Patient. Mit einer Compoſition Tab. XV.	131
Ali-Iba-Abas	133
Liebe und Muth eines Kindes	135
Matonabbee	136
Der Handwerksmann. Mit zwei Compoſitionen Tab. XVI. XVII.	138
Der Negerknabe Olaudah Equiano . . .	150
Simonides	152
Kaiſer Friedrich der Rothbart. Mit einer Compoſition Tab. XVIII.	155
Das gebrochene Bein. Mit zwei Compoſitionen Tab. XIX. XX.	163
Der Zweikampf	172
Die beiden Schweſtern	174
Die Fahne. Mit zwei Compoſitionen Tab. XXI. XXII.	177
Guſtav Waſa in Dalekarlien	191
Verſchiedenes	192
Eine Nacht auf dem Schloſſe Arnsperg. Mit einer Compoſition Tab. XXIII.	194
Der Ritt am Pfingſtfeſt	199
Die Bärenburg. Mit zwei Compoſitionen Tab. XXIV. XXV.	202
Gräfin Jutta. Mit einer Compoſition Tab. XXVI.	233
Capitain Horton auf der Inſel Zeylon . .	235

Digitized by Google

Alphabetiſches Verzeichniß

der zu dem achten Jahrgang 1835 gehörigen Tafeln.

	Tab.
Adrianopel	XIII.
Amphibien, merkwürdige	XXXIX.
Anſiedler-Blockhaus in Nordamerika .	L.
Brillenkaiman, der	VIII.
Brücke von Campo Dolcino, am Fuße des Splügen	VII.
Camellia Japonica	VI.
Cavalcatore, der	XLIV.
Cingel in Amſterdam, Anſicht davon .	XXVII.
Cirkus, der große	XI.
Colibri's	X.
Cootub-Minar, Ruinen von Delhi . .	XV.
Cuguar, der	XXVIII.
Delphi	XXXVI.
Gold- und Silberfaſan, der . . .	XIX.
Gurney's Dampfkutſche	XXIX.
Gürtelthier, gemeines	XXII.
Heuſchrecken, merkwürdige	XXVI.
Jakal von Senegal	XVII.
Karpathen, die	XVIII.
Kapitol in Waſhington	XXXI.
Kaſpar Hauſer	I.
Korinth	XXXVIII.
Krebs, der molukkiſche	XXX.
Krieg, der, in Spanien	LII.
Luzerner Löwe, der	IV.
Lutz von Schuſſenried, Johann . . .	XL.
Marktplatz, der, in Venedig	XXIII.
Michlstown-Caſtle	XLI.
Mont St. Michel, an der Normanniſchen Küſte	XLVI.
Möris, der See	XXXIII.
Negerwohnungen in Benin	XVI.
New-York	III.
Nürnberg. 1) Der Marktplatz in Nürnberg	XLVIII.
„ „ 2) Anſicht der Lorenzkirche .	XLIX.
Ormus und ſeine Ruinen	V.
Oxford	XX.
Paſſau von der Innſeite	XLV.
Petrarka's Haus	XLVII.
Rialto-Brücke in Venedig	LI.
Rieſendamm, der, in Ireland . . .	XLIII.
Rieſenſchlange, Erlegung derſelben . .	XII.
Ruinen von Troja	XXXII.
Schwämme, merkwürdige	XXXVII.
Schwäne	XLII.
Seilbrücke über den Magdalenaſtrom .	XXXIV.
Sinai, der Berg	IX.
Sklavenſchiff, das Innere eines . .	II.
Taj-Mahal in Agra	XXV.
Teufelsbrücke, die, auf dem St. Gotthardt	XXI.
Thal des Clitumnus bei Spoleto . .	XIV.
Verona	XXXV.
Vögel, ſchwalbenartige	XXIV.

Digitized by Google

Caspar Hauser Nürnberg den 4ten Juli 1830

Caspar Hauser.

Digitized by Google

No. 1. Achter Jahrgang 1835. (1)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuern Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Kaspar Hauſer.

(Mit einem Bildniſſe.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. I.

Seit der räthſelhaften Geſchichte des Mannes mit der eiſernen Maske hat ſich vielleicht keine Begebenheit ähnlicher Art in unſerm Welttheil zugetragen, welche die Theilnahme des Publikums lebhafter erregt und ſeine Neugierde in höherem Grade geſpannt hat, als die Geſchichte des unglücklichen Findlings in Nürnberg. Räthſelhaft, wie ſein Eintritt in die menſchliche Geſellſchaft, war auch ſein Austritt aus derſelben, und noch bis zur jetzigen Stunde ſind die ſcharfſinnigſten Rechtsgelehrten Deutſchlands nicht im Stande geweſen, das Dunkel aufzuhellen, das über ſeiner Geburt und ſeinem Schickſale liegt. Man ahnete zwar gleich von Anfang irgend ein ſchauervolles Geheimniß, das den erwieſenen Thatſachen zum Grunde liegen müſſen; aber alle Fäden,! die man aufgriff, um in das innere deſſelben einzudringen; leiteten entweder irre, oder gingen auf halbem Wege aus. Darum war die Einbildungskraft romantiſcher Köpfe, wohl auch der Erfindungsgeiſt witziger Spaßvögel bisher unabläßig geſchäftig, die Lücke durch Vermuthungen und Erdichtungen auszufüllen, und die natürliche Folge davon war, daß über den armen Kaspar Hauſer die abentheuerlichſten Gerüchte in Umlauf kamen. Man ſuchte ſeinen Urſprung bald im Oſten, bald im Weſten von Deutſchland, bald an der Iſar und Donau, bald am Rheine und Neckar. Man machte ihn bald zum Sohne eines ungariſchen Edelmannes, bald zum Sprößling eines katholiſchen Geiſtlichen, bald zum Eigenthümer unermeßlicher Schätze, bald zum Erben eines Fürſtenthrones. Man erklärte ihn bald für ein ſchuldloſes Naturkind, das mit allen Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft völlig unbekannt ſey: bald für einen verſchmitzten Betrüger, der ſeine Rolle meiſterhaft ſpiele, bald für einen blödſinnigen Dummkopf, bald für ein brütendes Genie. Alle Fakultäten verſuchten an ihm ihre Wiſſenſchaft und ihren Scharfſinn. Juriſten, Advokaten und Polizeybeamte forſchten nach ſeiner Herkunft; Philoſophen, Naturforſcher und Aerzte machten an ihm phyſikaliſche, chemiſche und medizinische Experimente, und katechiſirten, elektriſirten, magnetiſirten und curirten, homöopathiſch und alopathiſch, an dem armen Jungen herum, daß ihm Sehen und Hören verging! Pfarrer und Schullehrer pfropften ſein ſchwaches, ſchwindelndes Gehirn dermaßen mit Gelehrſamkeit, Vokabeln und Phraſen, Kirchendogmen und Anſtandsregeln an, daß das bischen Natur, das ihm etwa noch aus ſeinem Kerker anklebte, in kurzer Zeit völlig ausgetrieben war.

Durch alles dieſes wurde nun die Verwirrung, die in den Anſichten und Meinungen über ihn herrſchte ins Unendliche vermehrt, und zu einem Gordiſchen Knoten verwickelt, zu dem ſich ſchwerlich je ein Alexander finden wird.

Auch das Unterhaltungsblatt maaßt ſich nicht an, dieſer Alexander zu werden, hat aber in ſeiner Einfalt doch manches in Bereitſchaft, was ihm bei der Vergleichung ſämmtlicher über Kaspar Hauſer geſchriebenen Bücher ſo geradezu eingefallen iſt, und was ihm nicht ganz aus dem blauen Nebel gegriffen zu ſeyn ſcheint. Es wird darum zuerſt ſeinen geneigten Leſern mittheilen, was ſich zur Ver-

Digitized by Google

vollſtändigung der im Jahrgang 1830 über Kaspar Hauſer mitgetheilten Nachrichten noch etwa hinzufügen läßt, und dann nach ſeiner Weiſe ein wenig darüber verhandeln.

Als Kaspar Hauſer ſchreiben gelernt hatte, wurde er von dem Profeſſor Daumer, in deſſen Hauſe er untergebracht war, veranlaßt, ſeine frühere Lebensgeſchichte, ſo weit ſie ihm erinnerlich war, ſelbſt zu beſchreiben. Da dieſe in jedem Falle ein merkwürdiges Aktenſtück iſt, ſo wollen wir ſie unſern Freunden in einem vollſtändigen Auszuge mittheilen:

„Das Gefängniß — ſo erzählt Kaspar Hauſer — in dem ich bis zu meiner Befreiung leben mußte, war ohngefähr 6 bis 7 Schuh lang, vier breit und fünf hoch. Der Boden ſchien mir feſtgeſtampfte Erde zu ſeyn; an der Vorderſeite waren zwei kleine Fenſter, mit Holz verſchlichtet, welches ganz ſchwarz ausſah. Auf dem Boden war Stroh gelegt, worauf ich zu ſitzen und zu ſchlafen pflegte. Meine Füße waren von den Knieen an mit einer Decke bedeckt. Ueber meinem Lager an der linken Seite war im Erdboden ein Loch, worin ein Topf angebracht war. Die Kleider, die ich in dem Gefängniſſe getragen habe, waren ein Hemd und kurze Hoſen; die Hoſenträger hatte ich auf dem bloßen Leib; das Hemd war darüber. Meine Nahrungsmittel waren nichts anders, als Waſſer und Brod; an Waſſer hatte ich zuweilen Mangel; Brod war immer genug da. Ich aß wenig Brod, weil ich keine Bewegung hatte, ich konnte ja nicht gehen, und wußte nicht, daß ich aufſtehen könnte, weil mich das Gehen Niemand gelehrt hatte. Es iſt mir nie der Gedanke gekommen, aufſtehen zu wollen. Ich hatte 2 hölzerne Pferde und einen Hund, mit denen ich mich immer unterhalten habe. Ich hatte Bänder von rother und blauer Farbe; damit putzte ich die Pferde und den Hund: aber manchmal fielen ſie herunter, weil ich ſie nicht binden konnte. Wenn ich erwachte, lag das Stück Brod neben mir und ein Krüglein Waſſer. Zuerſt griff ich nach dem Waſſer, um meinen Durſt zu ſtillen, dann aß ich Brod. Hierauf nahm ich die Pferde und putzte ſie eine Zeitlang; dann nahm ich den Hund. War ich mit dieſem fertig, ſo trank ich das übrige Waſſer aus, und nahm nochmal die zwei Pferde, that wieder alle Bänder herunter und putzte ſie von neuem und machte eine Zeitlang ſo fort. Dann aß ich Brod; ich wollte auch trinken; aber es war kein Waſſer mehr da. Dann nahm ich den Hund, und wollte ihn putzen, wie die Pferde; aber ich konnte ihn nicht mehr fertig bringen, weil mein Mund zu trocken wurde. Ich nahm ſehr oft das Krüglein in die Hand und hielt es lange an den Mund; aber es ging niemals Waſſer heraus; ich ſtellte es immer wieder hin und wartete eine Zeitlang, ob nicht bald Waſſer komme, weil ich nicht wußte, daß mir das Waſſer und Brod gebracht werden mußte. Ich hatte ja keinen Begriff, daß auſſer mir noch Jemand ſeyn könnte. Ich habe nie einen Menſchen geſehen, auch niemals einen gehört. Wenn ich eine Zeitlang gewartet habe, und es iſt kein Waſſer gekommen, dann legte ich mich rückwärts und ſchlief ein. Ich erwachte wieder. Da iſt mein erſtes geweſen, nach dem Waſſer zu langen, und ſo oft ich erwachte, war Waſſer in dem Krüglein und auch ein Brod da. Das Waſſer trank ich beinahe immer aus, dann war mir's ſehr wohl. Ich nahm die Pferde und machte es gerade wieder ſo, wie ich's ſchon erzählte. Gewöhnlich fand ich das Waſſer recht gut; aber manchmal war es nicht ſo gut, und wenn ich getrunken hatte, verlor ich alle Munterkeit, aß nicht mehr und ſpielte auch nicht, ſondern ſchlief ein. Wenn ich erwachte, war's einmal ſo hell, als das anderemal; ich habe niemals eine ſolche Tageshelle geſehen, als in der ich jetzt lebe.

Als das erſtemal der Mann zu mir herein kam, ſtellte er einen ganz niedern Stuhl vor mich hin, legte ein Stück Papier und ein Bleiſtift darauf; dann nahm er meine Hand, gab mir das Bleiſtift in die Hand, drückte mir die Finger zuſammen, ſchrieb mir etwas vor. Das that er recht oft, bis ich's nachmachen konnte. Dieſes zeigte er mir ſieben bis acht mal; es gefiel mir ſehr wohl, weil es ſchwarz und weiß ausſah. Er ließ meine Hand frei, ließ mich allein ſchreiben; ich ſchrieb fort, und machte es gerade, wie er es mir vorgezeigt hatte, und wiederholte dieſes öfter. Wenn der Mann meine Hand los ließ, ſo machte ich mir gar nichts daraus, und ſchrieb fort. Mir kam kein Gedanke, warum meine Hand alle Feſtigkeit verlor. In dieſer Zeit kann der Mann hinter mir geweſen ſeyn und mir zugeſehen haben, ob ich es nachmachen kann, oder nicht; ich hörte ihn nicht kommen, auch nicht fortgehen. Ich ſchrieb eine Zeit lang ſo fort, und bemerkte gleich, daß meine Buchſtaben den vorgezeichneten nicht ähnlich ſeyen; ich ließ aber nicht eher nach, bis ich die Aehnlichkeit erreichte. Dann wollte ich wieder trinken, weil ich vor dem Eifer meinen Durſt gar nicht bemerkte, aß ein wenig Brod, nahm die Pferde, putzte ſie wieder ſo, wie

Digitized by Google

ich oben erzählt habe. Aber ich konnte ſie nicht ſo leicht putzen, als zuerſt, weil auch der Stuhl hinderte, der vor mir über meinen Beinen ſtand, und machte mir viel mehr Anſtrengung, weil die Pferde neben dem Stuhl ſtanden, und ich hatte nicht ſo viel Verſtand, daß ich den Stuhl weggethan, oder die Pferde darauf geſtellt hätte. Da hatte ich viel mehr Durſt bekommen und hatte kein Waſſer mehr; ſodann ſchlief ich ein. Als ich erwachte, ſtand der Stuhl noch über meinen Füßen. Mein erſtes iſt immer geweſen, nach dem Waſſer zu langen. Darauf aß ich ein Brod, ſchrieb ſodann eine Zeit lang, nahm die Pferde und den Hund. Als ich fertig war, trank ich mein weniges Waſſer aus, aß ein wenig Brod, und dieſes wiederholte ich.

Ob ich mit dem Tag erwachte, kann ich nicht angeben, weil ich keinen Begriff von Tag und Nacht hatte; ich kann auch nicht ſagen, wie lange ich ſchlief. Nach meiner jetzigen Vermuthung ziemlich lang. Mein Spiel währte immer, ſo viel ich jetzt beſtimmen kann, höchſtens vier Stunden. Wie der Mann nun mir das Schreiben zeigte, ſagte er kein Wort zu mir, ſondern nahm meine Hand, und ſchrieb mir vor. Als er mich bei der Hand nahm, kam mirs nicht in den Gedanken, gleich umzuſehen, um den Mann zu erkennen; ich hatte ja nicht gewußt, daß es eine ſolche Geſtalt giebt, wie ich bin. Der Mann kam zum zweitenmal, brachte ein Büchlein mit, legte es mir aufgeſchlagen auf den Stuhl, nahm meine Hand und fing zu ſprechen an. Er deutete auf die Pferde hin und ſagte leiſe: „Roß!" etlichemal nach einander. Als ich dieſes hörte, horchte ich lange; ich hörte immer das nämliche, dann kam mirs in den Gedanken, ich ſollte es auch ſo machen; ich ſagte auch die nämlichen Worte, nahm ein Bändchen mit der linken Hand und ſagte nochmal „Roß!" weil ich mit der rechten Hand nicht hinlangen konnte, die mir der Mann hielt. Dann ſagte er etlichemal: „Dieſes merken" und legte meine Hand aufs Büchlein hin, und zugleich auf die Pferde und fuhr mit hin und wieder," welches mir ſehr wohl gefiel. Er ſagte dabei: „dieſes nachſagen; dann bekommſt du ſolche ſchöne Roß vom Vater!" Dieſe Worte ſagte er mir etlichemal vor; ich ſagte es nicht nach und horchte ſehr lange; und da ich immer dieſelben Worte hörte, fieng ich's wieder zum Nachſprechen an. Er ſagte es vielleicht noch ſieben oder achtmal vor; dann konnte ich's ein wenig deutlicher nachſprechen. Wie ich es deutlicher nachſprechen konnte, deutete er nochmals auf die Pferde hin, fuhr wieder ſo hin und wieder und ſagte: „dieſes merken, den Roß vorſagen; dann darfſt du auch ſo fahren." Dies gefiel mir am allerbeſten. Jetzt war meine Hand frei und das Büchlein lag auf dem Stuhl. Ich ſah immer auf das Büchlein hin, weil es mir ſo wohl gefiel, da es gerade ſo ausſah, wie mein Papier, worauf ich geſchrieben hatte. Ich ſagte es noch etlichemal für mich allein; ich trank mein weniges Waſſer aus, aß ein wenig Brod, fuhr dann mit den Pferden anfangs ganz langſam und ohne Geräuſch, wie mir's der Mann gezeigt hatte, ſagte auch die Worte zu den Pferden; dabei wurde ich ſehr durſtig, müde und ſchläfrig, und, wenn ich kein Waſſer mehr hatte, legte ich mich rückwärts und ſchlief ein. Als ich erwachte, lag mein Büchlein noch auf dem Stuhl. Dieſes ſah ich nicht eher, als bis ich das Waſſer getrunken hatte; dann ſchrieb ich, putzte die Pferde und den Hund; nachher ging's über das Büchlein, ich ſagte die Worte, die mich der Mann gelehrt hatte und deutete gerade ſo auf die Pferde und ſagte auch dieſe Worte: „dieſes merken!" „du ſchöne Roß vom Vater bekommſt." Dann deutete ich in's Büchlein hin, und wiederholte es nochmal.

So trieb ich es noch etliche Tage hintereinander fort; da trat einmal der Mann herein. Ich hatte ſehr gut in der Nacht geſchlafen und war, wie ich erwachte, ſchon angezogen. Er hob mich in die Höhe, ſetzte mir einen Hut auf und lehnte mich an die Wand, nahm meine beiden Arme, und legte ſie um den Hals. Als er mich aus dem Gefängniß trug, mußte er ſich bücken, und es gieng einen kleinen Berg hinauf — vielleicht war's eine Treppe. Dann gieng es ein Stück weit eben fort; ich fühlte ſchon große Schmerzen, und fieng an, zu weinen. Jetzt kam ein großer Berg. Als ich ein Stück weit hinauf kam, ſagte der Mann: „Du mußt gleich zu weinen aufhören, ſonſt bekommſt du keine Roß." Ich gehorchte ihm. Er trug mich auch noch ein Stück weit; ich ſchlief ein. Wie ich erwachte, lag ich auf der Erde, mit dem Angeſichte dem Boden zugewendet. Ich bewegte mich mit dem Kopfe. Vielleicht ſah der Mann, daß ich erwacht war. Er hob mich auf, nahm mich unter den beiden Armen und lehrte mich das Gehen, und wie ich zu gehen anfangen ſollte, ſchob er mit ſeinen Füßen die meinigen fort, um mir begreiflich zu machen, wie ichs machen ſollte. Ich werde etliche Schritte weit gegangen ſeyn, da fieng ich zu weinen an. Ich fühlte ſchon ſehr viele Schmerzen an den Füßen. Der Mann ſagte: „Du mußt gleich aufhören zu weinen, ſonſt bekommſt du keine Roß!" Ich ſagte: „Roß," womit ich wollte, daß ich bald heim zu meinen Roſſen käme. „Du mußt das Gehen recht lernen und merken; du mußt auch ein ſolcher Reiter werden, wie dein Vater iſt!" Er plagte mich immer mit dem Gehen; ich fieng an, zu weinen, weil mir die Füße wehe thaten. Er legte mich darauf mit dem Angeſicht auf dem Bo-

Digitized by Google

den und ich ſchlief ein. Als ich erwachte, hob er mich auf, und fieng an, mir vorzuſprechen: „I möcht a ſöchana Reiter wären, wie mei Vater gwän is." Dieſe Worte wiederholte er ſehr oft, bis ich dieſelben recht deutlich nachſprechen konnte. Da mir die Füße ſchrecklich wehe thaten, ſo weinte ich wieder und ſagte: „Roß!" damit wollte ich andeuten, daß ich heim zu meinen Roſſen wolle. Der Mann verſtand mich und ſagte: „Bald bekömmſt du ſchöne Roß vom Vater. Er hob mich nun auf, ſchleppte mich fort und mußte dabei immer meine Füße mit den ſeinigen forſchieben, weil ich ſie noch nicht allein bewegen konnte. Wenn er mit mir höchſtens 20 Schritte weit gegangen war, fieng ich jedesmal zu weinen an und ſagte: „Ich möcht a ſöchana Reiter wären, wie mei Vater gwän is." So oft er mich ausruhen ließ, ſchlief ich aus Müdigkeit ein. Wie ich wieder erwachte, hatte ich das Gehen ſchon ſo weit gelernt, daß ich die Füße ſelber aufheben und bewegen konnte. Jetzt ſagte der Mann: „Du mußt recht auf den Boden ſehen!" worauf er mir zugleich den Kopf immer auf den Boden neigte und ſagte: „Wenn du dieſes recht gut ſo machen kannſt, ſo bekommſt du die Roß." Ich ſah ohnedieß niemals in die Höhe, weil mir die Augen ſchrecklich wehe thaten. Ich gieng vielleicht dreißig Schritte, da fieng ich wieder zu weinen an, ich bekam nach und nach immer mehr Schmerzen im ganzen Leib, beſonders an den Augen, im Kopf und an den Füßen. Er ſchleppte mich noch ein Stück weit; dann legte er mich wieder nieder auf mein Angeſicht und ich ſchlief ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Zug aus Gellerts Leben.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. I.)

Ein Studierender aus dem Auslande, welcher einer der fleißigſten Zuhörer Gellert's bei deſſen Vorleſungen über Moral, und öfters davon Zeuge war, wie ſehr man die Uebereinſtimmung der Handlungsweiſe dieſes Lehrers mit ſeinen Lehren rühmte, beſchloß im Stillen, ſich davon auf eigene Weiſe zu überzeugen. Zu dem Ende kleidete er ſich mit erborgten Sachen ziemlich dürftig und armſelig an, und ging zu Gellert, dem er vorſtellte: daß er ein armer Student aus weiter Ferne hergekommen, und durch Krankheit und Ausbleiben ihm verſprochener Unterſtützungen in großer Verlegenheit ſey, aus der er nicht anders, als durch ein Darlehn von zwanzig Thalern (für jene Zeit eine nicht unbedeutende Summe) gerettet werden könne, welche er — da der Herr Gellert die Uebung der Barmherzigkeit ſo eindringlich empfehle — von ihm zu erbitten habe wagen wollen, indem er von ſolchem beredten Lehrer der Moral am eheſten Hülfe erwarten zu können gemeint habe. Mit gewohnter Milde erwiederte Gellert: Es bedürfe ſolcher Vorausſchickungen nicht; gern würde er helfen, wenn er dazu noch im Stande ſey, denn er habe unlängſt der Ausgaben viel gehabt. Dabei ſtand er auf, öffnete ſein Schreibepult, ſuchte in den Schubfächern emſig, zählte, und zeigte dem Studenten mit einem kindlich freudigen Geſichte, daß er wirklich noch zwanzig Thaler zuſammengebracht und aufgezählt habe, ſo, daß er ſie nun einſtreichen könne.

(Siehe die Abbildung.)

Betroffen nahm der Student damit Anſtand, und äußerte: daß er ſeinen gütigen Lehrer darauf müſſe aufmerkſam machen, wie geringe Ausſicht ihm zur Wiederbezahlung eröffnet ſey, wie ſeine Lage ſehr unſicher und er hier fremd wäre, auch keine Sicherheit als eine Schuldverſchreibung auf ungewiſſe Zeit hinaus anbieten könne. — „Thut nichts — thut nichts, fuhr Gellert noch freundlicher fort, — nehmen Sie nur, junger Mann, und Gott gebe ſeinen Segen dazu, und helfe Ihnen weiter. Vertrauen Sie ihm — er wird Alles wohl machen. Sein Sie fromm, und halten Sie ſich recht; — ſolchen läßt der Herr es wohlgehen — Ihres Schuldſcheins bedarf ich nicht. Wann und wie Sie ſich Ihrer ſelbſt übernommenen Verbindlichkeit gegen mich entledigen wollen, überlaſſe ich Ihnen, — und können Sie es nicht, ſo ängſtigen ſie ſich deßhalb nicht. Mir, wie Ihnen wird Gott ſchon weiter helfen."

Länger ertrug es der tiefbewegte Student nicht. „Verzeihung, mein verehrter Lehrer, rief er aus, indem er thränenden Auges deſſen beide Hände ergriff, Verzeihung, daß ich es wagte, Ihren Edelmuth auf die Probe zu ſtellen; aber ich konnte mir es nicht verſagen: die Ueberzeugung mit mir zu nehmen, daß Sie ein ſo edler Menſch als würdiger Lehrer ſind. Ich bin der Sohn des Grafen von * aus *; dieſer Aufzug iſt nur Maske, und meine Bitte war nur ein Vorwand, um Sie ganz ſo kennen zu lernen, wie Sie ſind. Verzeihung, verehrter Lehrer, und wenn Sie mir dieſelbe ſchenken, ſo bitte ich — da ich morgen Leipzig verlaſſe dieſe zehn Ducaten (welche er Gellerten einhändigte) dem Dürftigſten und Würdigſten aus der Zahl Ihrer Zuhörer, ohne mich zu nennen, zukommen laſſen." — Gerührt ſchieden der Lehrer und ſein wackerer Schüler von einander.

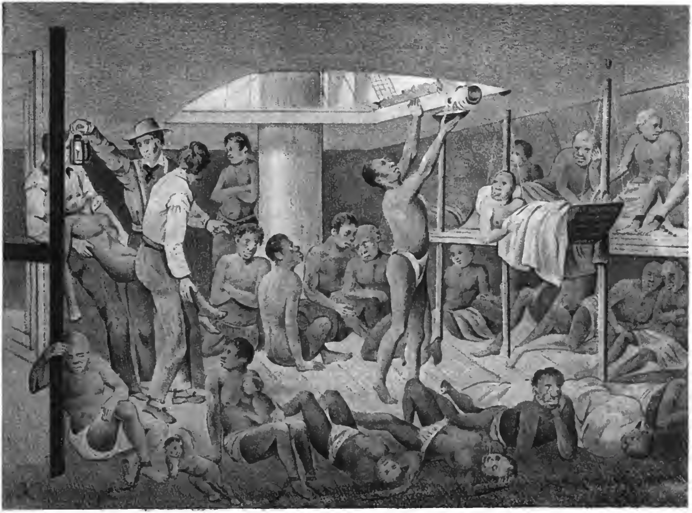
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Ein Zug aus Gellerts Leben.

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Innere eines Sclavenschiffs

Digitized by Google

No.ro 2. Achter Jahrgang 1835. (5)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4.— ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11.- " ". Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Das Innere eines Sklavenſchiffs.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. II.

Obwohl faſt bei allen ſeefahrenden Nationen die ſtrengſten Geſetze gegen den Handel mit Negerſklaven gegeben ſind, ſo dauert derſelbe doch noch immer heimlich fort, und von Jahr zu Jahr werden eine Menge Schwarze an den Küſten Amerikas verkauft. Es werden dieſelben von Schiffsinhabern transportirt, welche ſich auf alle Weiſe dem Arme des Geſetzes zu entziehen wiſſen und, gleich den Schmugglern, Wildpretsdieben und Seeräubern, eine Schlauheit und Kühnheit beſitzen, die ſie auf dem Meere furchtbar macht. Wie ſich leicht erwarten läßt, ſind dieſe Ungeheuer in der Regel gegen alle menſchlichen Gefühle abgeſtumpft und behandeln die armen Schwarzen mit einer Grauſamkeit und Rohheit, die der beſſere Menſch ſich nicht einmal gegen das Vieh erlaubt.

Schon die Art und Weiſe, wie dieſe unglücklichen Schlachtopfer der Habſucht und des Geizes in den untern Räumen der Schiffe zuſammengepreſt werden, iſt ſchaudererregend und würde kaum glaublich ſeyn, wenn es nicht wirklich wäre. Wir legen, um dem Leſer einen Begriff davon zu geben, eine Zeichnung bei, welche das Innere eines ſolchen Sklavenſchiffes darſtellt. Ein einziger Blick zeigt den jammervollen Zuſtand, in welchem ſich die armen Neger befinden. In der Regel bekommt jeder einzelne Mannesſklave 6 Fuß Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite Platz zum Liegen, ein Weib 5 Fuß 10 Zoll Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite. Auf dieſe Weiſe wird nun das Schiff ſo angefüllt, daß jeder nur genau neben dem andern liegen kann. Eine ſolche Eingeſchränktheit iſt furchtbar, die Luft muß nothwendig in dieſem vollgepropften Kaſten höchſt anſteckend werden, zumal unter dem heißen Klima, in welchem die Sklavenſchiffe gewöhnlich fahren. Oft aber haben ſie nicht einmal ſo viel Raum, ſondern ſind gleichſam neben einander eingekeilt, ſo daß ſie nur gepreßt auf der Seite liegen können. Dabei ſind die einzelnen Abtheilungen oder Böden eines Sklavenſchiffes gewöhnlich ſo nahe übereinander, daß die Neger nicht im Stande ſind, aufrecht zu ſitzen.

Die Sklaven werden auf den Schiffen größtentheils zweimal des Tages, Morgens und Nachmittags um 4 Uhr mit einem Brei genährt, der aus gekochten Saubohnen oder Reis beſteht, wozu man bisweilen Rhamswurzel und Mais miſcht. Man nennt ihn Dab-a-Dab und gibt oftmals eine Sauce von Palmöl, Waſſer und Pfeffer, auch wohl etwas Fleiſchbrühe dazu. Dieſe, dem Neger ungewohnte Koſt, der in ſeinem Vaterlande von friſchen Früchten, Wurzeln und Fiſchen lebt, verurſacht häufige Krankheiten. Das gewöhnliche Maaß Waſſer beträgt nur einen Schoppen bei jeder Mahlzeit. Auf der Reiſe verdirbt das Getränke leicht und bei längerer Fahrt entzieht man ihnen ſogar einen Theil der Portion. So niſten denn unter dem heißeſten Himmel, bei der tiefſten Schwermuth dieſer Unglücklichen, Krankheiten aller Art, beſonders Ruhr, Scharbock, Gallenfieber und Wahnſinn ein. Zwar werden bei gutem Wetter ihre Lagerſtätten gelüftet. Sie ſelbſt führt man dann auf das Verdeck und läßt ſie nicht bloß darauf umhergehen, ſondern man nöthigt ſie darauf zu ſpringen, und zwingt diejenigen, welche aus Schwäche oder Traurigkeit dazu wenig geneigt ſind, durch Peitſchenhiebe zum Tanz.

Hat ſich einmal eine anſteckende Krankheit gezeigt und tritt gar regnichtes oder ſtürmiſches Wetter ein, wodurch es nothwendig wird, die Stückpforten und Luftlöcher der Schiffe zu verſchließen, dann muß wirklich der Anblick eines ſolchen Kerkers ſchaudererregend ſeyn. Die Hitze iſt alsdann ſo groß, daß der Wundarzt nur völlig nackt einige Minuten darin ausdauern kann. Demnach iſt dieß nicht das mindeſte Uebel; der peſtilenzialiſche Geruch, der ſich durch die Unreinlichkeit der Kranken

Digitized by Google

erzeugt, iſt noch weit ſchrecklicher und gefährlicher, und man hat Beiſpiele genug, daß Männer, welche Abends völlig geſund in das untere Verdeck hinabſtiegen, Morgens als Leichen hervorgezogen wurden. Man denke ſich hierzu noch das Jammergeſchrei der durch ihre Ketten Verwundeten, das Toben der Wahnſinnigen, das Winſeln der Still-Leidenden, das Röcheln der Sterbenden — und man hat ein vollendetes Bild des namenloſen Elendes, in welches dieſe armen Unglücklichen die Habſucht und Gefühlloſigkeit ihrer Tyrannen ſtürzt.

In dieſer Lage der Dinge iſt es nicht zu verwundern, wenn von 490 Negern 180 oder von 895, die ſich auf einem Schiffe befanden, 356 auf der Reiſe verloren gingen. Reißen die Kinderplattern ein, ſo holt man manchmal 10 Leichen in einem Tage aus dem untern Raume hervor.

Schrecklich iſt der Zuſtand der Sklavenſchiffe, wenn ſie von einer Windſtille überfallen werden, oder ihnen auch wegen Ueberladung die Lebensmittel ausgehen; oder wenn ſie durch einen unglücklichen Zufall auf eine Sandbank getrieben werden. Nach der Erzählung eines Engländers ſtieß einſt ein Sklavenſchiff mit 400 Negern auf eine Sandbank, bei Jamaika. Die Offiziere und Matroſen landeten in einem Boote auf einer der kleinen ſandigen Inſeln der Bank. Sie hatten Waffen und Proviſionen mit ſich genommen. Am andern Morgen bemerkte man, daß die Neger Mittel gefunden hatten, ſich ihrer Eiſen zu entledigen, und ſich nun Flöße bauten, worauf ſie die Weiber und Kinder ſetzten, während daß die Männer, welche zu ſchwimmen verſtanden, die Flöße gegen eben die Inſel hintrieben, worauf die Matroſen ſich befanden. Nicht ohne Grund fürchteten letztere, daß die vielen hundert Neger ihnen die wenigen Lebensmittel gar bald aufzehren würden. Sie beſchloſſen daher, um ihr eigenes Leben zu retten, die Neger beim Anlanden zu erſchießen und niederzuſtoßen. Auf dieſe Weiſe tödteten ſie wirklich zwiſchen drei und vierhundert derſelben; nur 34 wurden am Leben erhalten, und nachmals nach Jamaika verkauft.

Ein anderes Schiff, welches 900 Neger an Bord hatte, ward von einer Windſtille überfallen. Bei der ſchnellen Abnahme der Lebensmittel zitterte man vor dem Hungertode. In dieſer Noth band man zuerſt die ſchwächlichſten Neger, je zwei und zwei, an einander und warf ſie ins Meer; die Zahl der hierzu Auserwählten ſtieg aber endlich ſo hoch, daß nur Einhundert Neger erhalten und nach Weſtindien zum Verkauf gebracht wurden.

Endlich verdient folgendes Ereigniß hier einer Erwähnung. Ein Sklavenſchiff hatte gegen 500 Neger eingehandelt und lag 1½ Meile von der Küſte zur Abfahrt fertig. An einem ſchönen Tage waren viele Neger auf das Verdeck gebracht, um da friſche Luft zu genießen. Die Weiber und Kinder gingen frei umher; aber die Männer waren, wie gewöhnlich, zwei und zwei an den Füßen zuſammen gefeſſelt, und überdieß noch durch zwei lange Ketten alle mit einander zuſammen verbunden. Ein Matroſe zapfte in der dunkeln Proviantkammer bei der Lampe Branntwein. Das Faß bekam plötzlich einen Riß; der hervorſpringende Korngeiſt fing Feuer. Binnen 10 Minuten verbreitete es ſich mit ſolcher Heftigkeit, daß die Matroſen verzweifelten, es eher löſchen zu können, bevor es die Pulverkammer ergriff. In dieſer allgemeinen Noth ſprang faſt Jeder ins Meer. Freilich ſuchte man zuvor jene beiden gemeinſchaftlichen Ketten der Neger aufzuſchließen; in der Verwirrung ſuchte man den Schlüſſel aber vergebens. Nur eine einzige derſelben war man noch vermögend zu öffnen, da ſchon das Feuer die Pulverkammer erreichte. Jeder, der es vermochte, war bereits über Bord geſprungen, als das Schiff in die Luft flog und mit ihm die unglücklichen noch angeketteten Neger. Portugieſiſche Fahrzeuge, welche in der Nähe lagen, ſandten ſofort ihre Böte zu Hülfe; ſie fiſchten 250 der noch lebenden, aber zerſchmetterten Neger wiederum auf. Fünfzig ſtarben indeſſen auch hiervon, denn die Fußeiſen hatten ihnen beim Auffliegen die Beine zerbrochen, und die Hitze des Klimas zog ihnen den kalten Brand zu. Nur 200 Neger wurden erhalten und an andere Sklavenhändler verkauft.

Natürliche Folgen dieſer ſchrecklichen Behandlung der Neger ſind dann ihre Verſuche, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, oder durch einen allgemeinen Aufſtand ihr Schickſal zu ändern. Die Männer ſuchen bei vielen Gelegenheiten ſich ins Meer zu ſtürzen. Man ſah mehrere derſelben, welche, da ſie den Böten, wodurch ſie wieder aufgefiſcht werden ſollten, glücklich entgangen waren, den Kopf und die Arme triumphirend über das Waſſer emporhoben und dann mit froher Miene unterſanken. Selbſt die Weiber, beſonders, wenn ihnen die Kapitäne ihre Kinder, als läſtige Bürde bei der Fahrt, entreißen, wählen dieſe Todesart. Andere enthalten ſich durchaus aller Nahrung. Wenn ihnen auch ihre Henker ſelbſt die Zähne aufbrechen, oder ſie durch die Daumenſchrauben, oder durch vorgehaltene glühende Kohlen zum Eſſen zwingen, ſo verſchlingen ſie es dennoch oftmals nicht und ſchwinden dann langſam durch Hunger hinweg.

Fürchterlich iſt der Zuſtand der Matroſen eines Sklavenſchiffes, auf welchem ein Aufſtand der Neger zum Ausbruche kommt. Außer der Vorſicht, die Männer zuſammen zu feſſeln, hat das Sklavenſchiff in der Mitte des Verdeckes eine hohe Scheidewand, die Schanze genannt. Obgleich von

Digitized by Google

Holz, iſt ſie ſtark genug, oben kleine, ſtets geladene Kanonen tragen zu können. An der Seite der Schanze, auf welcher ſich die männlichen Sklaven befinden, iſt ſie ſehr platt und ohne ſichtbare Fugen, damit jene nicht im Stande ſeyn mögen, ſie zu erklettern; auch iſt ſtets eine eigene Wache daneben. Deſſen ungeachtet wagten es einſt die Sklaven auf einem holländiſchen Schiffe, an dem Tage ihrer Abfahrt nach Weſtindien, gegen die Weißen zu rebelliren. Sie waren glücklich genug ſich ihrer Eiſen zu entledigen, übermannten bald die Mannſchaft und machten ſie alle nieder, einen einzigen kleinen Schiffsjungen ausgenommen, der ſich im Maſtkorbe zu verbergen gewußt hatte. Indeß hatten die Weißen gleich zu Anfang des Aufſtandes Zeit gehabt, Nothſchüſſe zu thun und eine große Anzahl Böte mit bewaffneten freien Schwarzen eilte dem Schiffsvolk zu Hülfe. Die Rebellen fühlten ſich hierdurch übermannt. Sie legten aus Verzweiflung, um einer abermaligen Sklaverei zu entgehen, Feuer an die Pulverkammer. Das Schiff flog auf; mehr als 500 Neger kamen um; nur einige 30, nebſt jenem Schiffsjungen wurden von den freien Negern aufgefiſcht und erhalten.

So häufige und ſo vielartige Scenen des Elends, des Schreckens und der Herabwürdigung des Menſchen äuſſern dann nur zu ſehr ihre traurigen Wirkungen an dem Charakter der Mannſchaft des europäiſchen Sklavenſchiffes. Daher kommt es denn, daß auf ſolchen Schiffen nicht bloß die Neger, ſondern auch die Matroſen gewöhnlich die grauſamſte Behandlung von den unmenſchlichen Kapitäns erfahren. Die unbedeutendſten Verſehen werden gewöhnlich mit der neunriemigen Geiſſel beſtraft. Bei ſchweren Vergehungen gibt der Schuldige oftmals den Geiſt unter den entſetzlichſten Hieben auf. Ja, einer dieſer Kapitäne zog auf dem Rücken eines ſo zerhauenen Matroſen einsmals Furchen mit einem glühenden Eiſen und goß heißes Pech in die Wunden! — Oftmals entſpringen deßhalb die Matroſen ihren eigenen Schiffen. Man ſah ſie ſich mitten unter die gefräßigen Haien ins Meer ſtürzen, um in andere Fahrzeuge zu flüchten.

So iſt der Negerhandel das Verderben der Weißen wie der Schwarzen, und es iſt darum als ein bedeutender Fortſchritt zur Humanität zu betrachten, daß er mit jedem Jahre mehr abnimmt und die Sklavenſchiffe überall verfolgt werden, wo ſie ſich blicken laſſen.

Kaspar Hauſer.

(Fortſetzung von Seite 4.)

Wie ich wieder erwachte, ſagte ich: „Roß ham“, womit ich mich ausdrücken wollte, mir thun meine Füße ſehr wehe, er möchte mich bald zu meinen Roſſen heim führen, und mir nicht mehr ſo wehe thun. Hierauf legte er mich nieder und ſagte jene Worte: „Jetzt bekommſt du bald Roß, aber zu weinen mußt du aufhören“; mit dieſen Worten ſchlief ich ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf und ſchleppte mich fort, und ich ſagte jene Worte ſehr oft: „ich Roß ham“, ich wollte ſagen, ich kann es mit meinen Füßen nicht mehr ſo machen, aber er ſchleppte mich doch fort unter ſeinen gewöhnlichen Drohungen. Dann wurde es auf einmal Nacht, ich weiß es mich nicht zu erinnern, daß er mich niederlegte, aber wie es wieder hell geweſen iſt, lag ich auf der Erde. Ich ſagte: „Roß ham“, damit wollte ich ſagen, warum thun mir die Augen und der Kopf ſo wehe, und bekomme ſo lange meine Roſſe nicht. Er hob mich in die Höhe und reichte mir Waſſer dar, ich trank recht viel und dieſes hat mich ganz erquickt; ich hätte ſchon eher Durſt gehabt, aber ich konnte kein Waſſer verlangen, weil ich nicht wußte, daß mir der Mann Waſſer geben könne. Wie ich das Waſſer getrunken hatte, waren meine Schmerzen viel leichter. Dann ſchleppte er mich wieder fort, ich konnte auch etwas ſchneller gehen, ſo daß nach meiner Meinung es nicht mehr ſo langſam gieng als Anfangs, aber dem Mann muß es doch noch zu langſam gegangen ſeyn, weil er dennoch immer mit ſeinen Füßen nachſchob. Als ich eine Zeit lang gegangen war, kamen wieder ſehr viele Schmerzen, ich fing zu weinen an und ſagte: „Roß ham“. Er tröſtete mich: „Jetzt kommſt du bald zu deinem Vater“; ich ſagte: „Roß ham.“ Er legte mich auf die Erde hin, aber ich konnte nicht gleich einſchlafen und weinte eine zeitlang und ſagte: „Roß ham“, womit ich ſagen wollte, warum mir denn immer meine Augen ſo wehe thun, mit dieſen Worten u. ſ. w. endlich einſchlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich wieder auf und führte mich fort. Es gieng auch mit dem Gehen etwas beſſer nach meiner Meinung, weil mich der Mann nicht mehr ſo feſt hielt; ich fühlte auch die Schmerzen nicht mehr ſo ſtark unter den Armen, und der Mann ſagte: „Du mußt noch beſſer gehen lernen“; worauf er auch wieder jene Worte ſagte: „Du bekommſt bald ſchöne Roß, weil du das Gehen ſo gut kannſt“, warauf er zugleich mit ſeinen Füßen die meinigen dabei fortſchob, und dieſes machte er mir verſtändlich. Ich glaube, er ließ mich ein wenig freier gehen, um zu probiren, ob ich auch allein

Digitized by Google

gehen könne; aber ich glaube, daß ich hingefallen ſeyn würde, weil ich die Füße nicht mehr vorwärts bringen konnte, und auf beiden Seiten empfand ich einen plötzlichen Schmerzen, der wahrſcheinlich daher rührte, daß mich der Mann geſchwind ergriff, als ich hinfallen wollte. Ich fing an zu weinen, er legte mich nieder und ſagte jene Drohung, ich hörte auf und ſchlief endlich ein. Als ich erwachte, war mein erſtes Wort: „Roß ham, I möcht a ſöchäna Reiter wären, wie mei Vater gwän is.“ Er hob mich auf, führte mich fort, ich glaube, daß das Gehen viel beſſer gegangen ſeyn muß, weil ich manchmal gar keine Schmerzen unter den beiden Armen fühlte; ich werde eine Zeit lang gegangen ſeyn, ſo fieng es wieder zu regnen an, da ich ganz naß wurde und ſehr viel von der Kälte litt. Ich weinte, er ſagte dieſe Worte etlichemal nacheinander: „haben's dich angeſchüttet“, ich fieng an nachzuſprechen, womit ich ſagen wollte, es thut mir alles ſehr wehe. Er legte mich auf den Boden hin, und ich konnte nicht gleich einſchlafen, weil die Kleider ganz naß waren, und ſehr viele Schmerzen hatte, er legte mir etwas Weiches unter das Geſicht, und endlich ſchlief ich doch ein. Wie ich wieder erwachte, hob er mich auf, ſchleppte mich fort; ich empfand noch ſehr viele Schmerzen, weil ich ganz naß war, es fror mich auch ſehr. Er ſprach mir jene Worte immer vor; ich konnte keines nachſprechen; über das lange Vorſprechen gab ich ihm zur Antwort: „Roß ham u. ſ. w.“, wollte ich ſagen, warum ich denn es jetzt immer mit den Füßen ſo machen muß, welches mir ſehr wehe thut. Er ſagte: „Wenn du nicht mehr weinſt, dann bekommſt du Roß vom Vater, aber das Gehen mußt du recht mirken“. Ich fieng wieder an zu weinen, da legte er mich auf den Erdboden, und mit den Worten: Roß u. ſ. w. ſchlief ich endlich ein. Da ich wieder erwachte, ſagte ich jene vorgeſagten Worte. Er hob mich auf, ſchleppte mich fort und ſagte: „Jetzt bekommſt du deine Roß, aber das Gehen mußt du recht merken.“ Er führte mich fort eine zeitlang, ich fühlte immer mehr Schmerzen, und es wurde auf einmal Nacht, und fühlte mich ganz unbewußt. Und wenn ich erwacht bin, ſah ich mich auf dem Boden liegend, und war wieder ſo hell, als es vor der Nacht geweſen iſt; er ſetzte mich auf, reichte mir Waſſer dar, welches ich ſehr begierig trank, nachdem wurde mir ſehr leicht; ich glaubte, es ſind die Hälfte der Schmerzen weg. Er gab mir auch Brod, aber ich aß ſehr wenig, weil ich keinen Hunger hatte, oder vielleicht konnte ich vor Schmerzen keines eſſen; das Waſſer, welches er mir nochmal reichte, erquickte mich ganz beſonders. Jetzt hob er mich auf, führte mich fort, ich konnte viel leichter gehen, ich hatte es nicht mehr ſo nöthig, auf dem Mann ſeinen Arm zu liegen. Der Mann lobte mich: „Weil du ſo Gehen gelernt haſt, ſo bekommſt du jetzt bald ſchöne Roß.“ Ich konnte ununterbrochen ohngefähr 40 bis 50 Schritte weit gehen, welches mir vorher nicht möglich war. Ich fieng jene gemerkten Worte an zu ſprechen, wodurch ich immer meine Ermüdung und Schmerzen ausdrücken wollte; er legte mich nach dieſen Worten ſogleich auf die Erde hin; ich war ſehr müde und ſchläfrig und ſchlief ſogleich ein. Da ich erwacht bin, hob er mich auf, nahm mich das erſtemal unter einem Arm, ſchleppte mich fort und ſprach immer fort die nämlichen Worte, bis ich ſie recht gemerkt und deutlich nachſprichen konnte. Er plagte mich ſo lange, weiter zu gehen, bis ich anfieng zu weinen. Er legte mich auf die Erde hin, und ſagte: „du mußt gleich zu weinen aufhören“, u. ſ. w. ich war ſehr ermüdet, und ſchlief ſogleich ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, führte mich fort. Er legte mich noch etlichemal nieder, um mich ausruhen zu laſſen, bis er mir die Kleider wechſelte. Er ſetzte mich auf die Erde hin, ohne daß ich es verlangt hatte, zog mir meine Kleider aus, legte mir andere an, in denen ich in die Stadt Nürnberg kam. Während er mir die Kleider auszog und dieſe anzog, war er hinter mir, er langte nur vor. Als ich angezogen war, hob er mich auf, wollte mich wieder fortführen, aber ich fieng an zu weinen, und ſagte jene gemerkten Worte, womit ich ſagen wollte, ich kann nicht mehr gehen, ich bin ſehr müde, es thun mir auch die Füße ſo wehe; dann ſagte der Mann: „wenn du nicht gleich aufhörſt zu weinen, ſo bekommſt du keine Roß u. ſ. w., allein ich hörte nicht auf, bis er mich niederlegte, daß ich ausruhen konnte, ich ſchlief ermüdet ein. Da ich erwacht bin, ſagte ich jene Worte. Hierauf reichte er mir Waſſer, welches mich ſo ſehr erquickte, welches ich nicht beſchreiben kann; er hob mich ganz in die Höhe und führte mich fort, und ſagte mir immer dieſelben Worte vor, bis ich ſie recht deutlich nachſprechen konnte. Dann probirte er auch, ob ich noch nicht allein gehen kann, er ließ mich frei und allein, und hielt mich nur hinten am Jäckchen. Aber ich würde doch noch etlichemal hingefallen ſeyn; denn ich konnte einigemal meine Füße nicht mehr vorwärts bringen, und fühlte einen ſtarken Schmerzen an beiden Seiten. Ich fieng an zu weinen, und ſagte die gemerkten Worte, womit ich ſagen wollte, er ſolle mir nicht ſo wehe thun. Er tröſtete mich wie immer und legte mich glrich nieder, und ich ſchlirf ſogleich ein. (Fortſ. folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neu-York.

Digitized by Google

No.ro 3. Achter Jahrgang 1835. (9)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ledenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ledenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. — " "
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasberg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

New-York.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835 Tab. III.

New-York iſt die größte und volkreichſte Stadt im Gebiete der noedameeikaniſchen Feeiſtaaten und der erſte Hanbelsplatz in ganz Amerika. Sie liegt auf dee Südſpitze dee Inſel Manhattan, am Ausfluß des Hudſon, hat einen Umfang von 6 engliſchen Meilen und 213,000 Einwohner Dee Anblick, den die Stadt vom Meere aus gewährt, iſt nach der Ausſage allee, die über Amerika geſchrieben haden, höchſt großartig und überraſchend, voezüglich, wenn man aus dem offenen Meeee um die ſüdweſtliche Spitze von Longisland diegt. Je mehe man ſich der Stadt nähert, deſto maleriſchee und freundlicher weeden ihee Umgedungen. Longisland dehnt ſich zu einee vollendeten Ebene aus, geſchmückt mit zwei ſtattlichen Döefeen und unzähligen Landhäuſeen. Links hinab breiten die Küſten von New-Yerſey ihre dunkeln Waldmaſſen an dem majeſtätiſchen Hudſon aus, welchee dieſen Staat von der Inſel Manhattan trennt Anmuthig umbuſchte kleinere Inſeln, ſämmtlich befeſtigt, entſteigen bei jedem Blicke der grünlichen Fluth, und immee lebendiger wied es in der Bai und in allen Richtuntungen ſchwimmen weiße Segel. Auf einer etwas hervortretenden Landſpitze von Longisland erblickt man eine zirkelrunde Batterie, welche 120 ſchwere Kanonen trägt und mit einem Fort auf einer gerade gegenübeeliegenden Inſel in Verbindung ſteht. Zwei andere, noch ſtärkeee Werke vertheidigen die Einfahrt in die innere Bai

Die Stadt iſt unregelmäßig gebaut, beſonders die ältere Stadt, die noch ſehr an die erſten Anſiedler, die Holländer eeinnert. Die Häuſee ſind duechgängig aus Backſteinen aufgeführt, mit Schiefer gedeckt, und fallen äuſſerlich meiſtens gut ins Auge. Die 70 Fuß beeite und zwei engliſche Meilen lange Straße Beoadway gehört unter die ſchönſten der Welt. Sie hat zwar nicht einen einzigen Palaſt aufzuweiſen; allein der angenehme Eindruck, welchen ihee hübſchen und reinlichen Häuſer heevoebeingen, wied auch nicht, wie in vielen andern großen Städten, duech halb verfallene Hütten vermiſcht. Die Straße Broadway theilt New-York in eine alte und neue Hälfte. Weſtlich, nach dem Hudſon hin, ſind lauter gerade und ziemlich breite Straßen, welche einen ſchönen Durchblick auf den ſchiffbedeckten Fluß und die jenſeitigen Ufer gewähren. Oeſtlich dagegen gibt es nur enge uneegelmäßige Gaſſen, wie ſie die erſten holländiſchen Anſiedler im Jahre 1633 angelegt haben. An den geoßen Waarenhäuſern ſieht man durchgängig eiſerne Fenſterladen.

Das Stadthaus iſt ein ſchönes, im edlen Styl, großentheils aus Quadern von weißem Marmor aufgeführtes Gebäude, es ſteht auf einem feeien Platze am nöedlichen Ende des Parks, hat eine Höhe von drei Stockwerken, eine Länge von 216 und eine Beeite von 105 Fuß. Das Dach iſt mit Kupfer gedeckt, von einer marmornen Baluſtrade umgeben, und aus ſeiner Mitte erhebt ſich eine Kuppel mit der Bildſäule der Gerechtigkeit. Dieſes herrliche Gebäude iſt eeſt im Jahre 1812 vollendet worden und hat eine halbe Million Doläes gekoſtet. Edenfalls nicht unanſehliche Gebäude ſind: das Hoſpital, worin an 2000 Keanke aufgenommen werden können; das Aemenhaus, in welchem an 1500 Perſonen verpflegt werden. Die Zahl der Kirchen und Bethäuſer beläuft ſich auf 115.

Auſſerordentlich zahleeich ſind die Anſtalten für Bildung und Jugendunteeicht. Das Columbiacollegium beſteht ſchon ſeit 1754 und gehört unter die erſten Gelehetenſchulen Noedamerika's. Auch beſteht ſeit 1805 ein beſondeees theologiſches Seminar und ſeit 1814 eine mediciniſche Leheanſtalt; fernee mehreee andere gelehrte und Volksſchulen. Dee ehemalige franzöſiſche General Lallemand hat

Digitized by Google

hier im Jahre 1829 eine Erziehungsanſtalt errichtet, worin nicht nur alle nöthigen und nützlichen alten und neuen Sprachen, ſondern auch Mathematik, Baukunſt, Geſchichte, Geographie, Philoſophie, Redekunſt, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, ja ſogar Zeichnen, Muſik, Tanzen, Turnen und Schwimmen gelehrt wird. Auſſerdem ſorgen für die Volksbildung eine Menge gelehrter und wiſſenſchaftlicher Vereine, mit zahlreichen Bibliotheken, ſo wie eine Akademie der Künſte mit einer Gemälde- und Kupferſtichſammlung; ein muſikaliſcher Verein, der jährlich in der St. Paulskirche mehrere Akademien gibt, worin die Meiſterwerke eines Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, von Weber u. a. aufgeführt werden; ferner mehr als 30 Buch- und Kunſthandlungen und eben ſo viele Buchdruckereien, aus deren Preſſen eine Menge Zeitſchriften und Tageblätter hervorgehen.

Die Zahlreiche und größtentheils wohlhabende Bevölkerung von New-York macht auf den Fremden, der erſt ankommt, einen ſehr angenehmen Eindruck. „Ich weidete mich innig" — ſagt Gall — „an dem erfreulichen Anblick einer zahlreichen, wohlgebildeten, und ich glaube ohne Ausnahme beſſer, als unſere ſogenannte Bürgerklaſſe, gekleideten Volksmenge, welche auf dem Kai verſammelt war, und in deren Haltung und ganzem Weſen ſich das Bewußtſeyn ihrer Unabhängigkeit, in phyſiſcher ſowohl, als moraliſcher Hinſicht, unverkennbar ausſprach. Ja, das iſt das Land der Glücklichen, ſagte ich zu mir ſelbſt, gleich verſchloſſen dem Kummer und der Sorge. Eine ſo große Anzahl von wohlgewachſenen, heiter und ſorgenfrei ausſehenden, gut und reinlich gekleideten Menſchen hatte ich, ſelbſt an Krönungsfeſten, nie zuvor geſehen. Alle ſchienen dem Aeuſſern nach nur einem und demſelben Stande anzugehören."

Die Erfahrungen, welche derſelbe Reiſende, als er an das Land geſtiegen war, in Bezug auf den Charakter der Einwohner machte, waren freilich von der Art, daß der anfänglich günſtige Eindruck wieder dadurch verwiſcht wurde. Indeſſen ſcheint in dieſer Hinſicht New-York kein größerer Vorwurf zu treffen, als den jede andere große Handelsſtadt überhaupt verdient.

Ob ſchon Handel und Gewerbe die Haupterwerbsquelle der Einwohner ſind, ſo ſtehen die hieſigen Manufakturen und Fabriken dennoch hinter denen von Maſſachuſets beträchtlich zurück. Mit dem Bau der Schiffe und in neuerer Zeit beſonders der Dampfboote beſchäftigt man ſich ſehr eifrig. Eines der größten und ſchönſten Dampfſchiffe von New-York, der Nautilus, macht die Fahrten auf dem Hudſon hin und her. Zu den Merkwürdigkeiten dieſer Stadt gehört auch die im Hafen ſtationirte und zur Vertheidigung deſſelben beſtimmte Dampffregatte oder Dampfbatterie, welche nach Fultons Angabe und unter deſſen Leitung im Jahre 1814 gebaut worden iſt. Sie iſt 150 engliſche Fuß lang und 50 breit und ſo erbaut, daß ſie durch die Räder der Dampfmaſchine nach Erforderniß vor- und rückwärts bewegt werden kann. Sie trägt im Innern auf einer Höhe von 6 Fuß über dem Waſſer 30 eiſerne Kanonen, welche 32pfündige Kugeln ſchießen. Eine größere Anzahl würde noch auf dem Verdecke aufgepflanzt werden können. Sie iſt auf eine Beſatzung von 800 Mann berechnet, welche, wenn die Batterie vom Feinde erſtiegen werden ſollte, ſich ſämmtlich in das Innere zurückziehen können. In dieſem Falle übernimmt die Dampfmaſchine auch die Vertheidigung der Batterie, indem ſie ganze Ströme von kochendem Waſſer mit großer Gewalt umherſpritzt und auf dem Verdecke eine große Anzahl von ſenſenförmigen Schneidwerkzeugen in Bewegung ſetzt, um den Feinden Arme und Beine abzuſchneiden.

Handel und Schifffahrt machen New-York zur erſten Stadt von ganz Amerika. Im Jahre 1829 liefen 1310 Schiffe in den Hafen dieſer Stadt ein. Darunter waren 365 Kauffahrer erſten Ranges, 591 Briggs, 320 Schooner und 8 Schaluppen. Die Einnahme der Union an Waaren- und Tonnenzoll von dieſem Hafen allein betrug im Jahre 1815 4½ Millionen Dollars.

Noch immer iſt New-York im Steigen begriffen und liefert einen augenſcheinlichen Beweis, auf welche hohe Stufe des Wohlſtandes und Glücks ein Volk gelangen kann, das für ſein höchſtes und unveräuſſerliches Gut eine geſetzliche Freiheit achtet und unter dem Schutze derſelben jede in ihm verborgen liegende Kraft betriebſam entfalten kann.

Johann Gottfried von Herder.

(Mit deſſen Bildniß. Compoſition von G. N. Tab. II.)

Johann Gottfried von Herder, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten und verdienſtvollſten Schriftſteller Deutſchlands, war der Sohn eines Mädchen-Schullehrers zu Mohrungen in Oſtpreußen. Er ward geboren den 25. Auguſt 1744, ſtudirte in Königsberg Theologie, wurde 1765 Lehrer an der Domſchule zu Riga, durchreiſte dann mit dem Prinzen von Holſtein Eutin einen Theil von Deutſchland und Frankreich, erhielt 1770 den Ruf als Hofprediger und Conſiſtorialrath zu Bückeburg und ſollte 1775 als Profeſſor in Göttingen angeſtellt werden, da erhielt er den Ruf als Generalſuperintendent zu Weimar, dem er auch folgte. Hier wurde

Digitized by Google

Tab. II.

Herder.

Digitized by Google

er im Jahre 1801 Präſident des Oberconſiſtoriums und ſtarb als ſolcher 1803, nachdem ihn 1801 der Kurfürſt von Pfalzbaiern in den Adelſtand erhoben hatte.

Sein Vater war ein ſtrenger, ernſter, ſeine Pflichten gewiſſenhaft erfüllender Biedermann, der in Allem auf pünktliche Ordnung hielt, dabei gutmüthig, aber einſylbig; die Mutter eine verſtändige, fleißige und ſtille Hausfrau, welche mit der zärtlichſten Liebe an ihren Kindern hing und ſich durch Geiſtes- und Gemüthsgaben vor andern ihres Geſchlechts und Standes ſehr vortheilhaft auszeichnete.

Herders Lebensgeſchichte gibt, wie die Geſchichte vieler ausgezeichneten Menſchen, einen überzeugenden Beweis, daß das angeborne Talent um ſo kräftiger zu einem glänzenden Ziele emporſteigt, je mehr es mit äuſſern Bedrängniſſen und Entbehrungen kämpfen muß. Die äuſſere Lage, in welcher ſeine Eltern lebten, grenzte an Dürftigkeit; ſie konnten deßwegen ihrem Sohne keine Erziehung geben, wie ſie es ſo gerne gewünſcht hatten. Nicht ohne wehmüthige Gefühle erinnerte ſich Herder manchmal jener traurigen Zeit ſeiner Jugend, indem er zu ſeinen Kindern ſagte: „Ach, welch eine andere glückliche Jugend habt ihr vor der meinigen voraus! Bei meinem Vater waren alle häuslichen Geſchäfte, ſo wie die Lektionen, an Zeit und Ordnung ſtreng gebunden. Wenn das Geſchäft jetzt gethan werden mußte, ſo durfte keines der Kinder ſich entſchuldigen, es mußte gethan werden. Nur bei einer ſo ſtrengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. — Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, ſo verklärte ſich ſein Geſicht, er legte ſeine Hand ſanft auf meinen Kopf und nannte mich: „Gottes Friede!!' Dieß war meine größte ſüßeſte Belohnung."

Schon als vierjähriger Knabe verhielt ſich Herder ſtill und ernſt. Laufen, ſpringen oder laut auf ſchreien war ſeine Sache nicht; nur abgeſondert von andern Kindern, die ihm nicht zuſagten, konnte man den kleinen, dicken, rothwangigten Jungen ſpielend an der Hausſchwelle beobachten. Die patriarchaliſche Lebensart der Familie Herders, die jeden Tag mit gemeinſamer Abſingung eines geiſtlichen Liedes zu ſchließen pflegte, die fromme Weiſe ſeiner Eltern, ihr einfacher ſtiller Sinn, ihre häusliche Zufriedenheit bei Erfüllung ihrer Pflichten, und ihre Anhänglichkeit und Liebe zu einander, haben den Keim der Religion und der Liebe zur Tugend früh in ſeiner jungen, gefühlvollen Seele geweckt.

Den erſten Schulunterricht genoß er bei dem an der Mohrung'ſchen Stadtſchule damals angeſtellten Rektor Oheimer. Er lernte hier Latein und etwas Griechiſch, Geſchichte und Erdbeſchreibung, die der pedantiſche Lehrer ſeinen Schülern nicht ohne den häufigen Gebrauch der Peitſche und Ruthe einprägte. Ein vortreffliches Gedächtniß, Nachdenken und ſcharfe Urtheilskraft ließen Herdern ſchnelle und große Fortſchritte, beſonders in den letzten Schuljahren, machen, ſo daß ſein Lehrer ihn oft den andern Kindern zum Muſter darſtellte. Seine große Lern- und Leſebegierde zeigte ſich ſchon frühe, und ſein Vater mußte ihm oft einen Verweis darüber geben, daß er das Buch mit zum Mittag- oder Abendeſſen nahm. Die liebſten Erholungen waren ihm einſame Orte in der freien Natur. Mit einem Buch in der Hand, unter Blüthen und unter dem Geſang der Vögel, auf einem Kirſchbaume ſeines väterlichen Gartens mit einem Riemen feſt geſchnallt brachte er manche Stunde hin, die ihm bis ins Alter in der Erinnerung werth geblieben ſind. Muſik und Geſang ergötzten ihn ſchon von früher Jugend an; vorzüglich liebte er die ernſten und erhabenen Töne der Kirchenmuſik, welche das Gefühl des Feierlichen erregen. In der Religion wurde Herder von dem damaligen, wegen ſeiner Seelengüte und Wohlthätigkeit allgemein beliebten Prediger Willamov zu Mohrungen unterrichtet. Das Bild, das die Frömmigkeit dieſes Mannes in ſeiner Seele zurückließ, verklärte ſich ſpäter zu einem hohen Ideale eines Predigers und Seelſorgers, das ihm unwandelbar in ſeinem Leben vorſchwebte.

Eine neue, für die Entwickelung des Geiſtes und Charakters des jungen Herder entſcheidende Periode ſeiner Jugendgeſchichte fing mit der Erſcheinung des Predigers Sebaſtian Friedrich Treſcho in Mohrungen an. Dieſer grämliche, hypochondriſche Mann nahm den ſechzehnjährigen Jüngling als Famulus in ſein Haus auf und mißbrauchte ihn, indem er ihn zum Abſchreiber ſeiner geſchmack- und geiſtloſen aſcetiſchen Schriften machte, die damals ſchon bitter getadelt und jetzt vergeſſen ſind. — Kein Wunder, daß dieſer beſchränkte Mann die ſchönen Blüthen, die in Herders Geiſt unentwickelt lagen, nicht erkannte. Seine eigene Erklärung darüber beweist es. „Nie, ſagte er von dem jungen Herder, nie ſprach er von ſelbſt, und es war ihm nichts zu entlocken, woraus ich ihn für etwas mehr, als ein ganz gewöhnliches Geſchöpf hätte halten können." Daher, und wegen der Armuth ſeiner Eltern habe er den Sohn von ſeiner leidenſchaftlichen Neigung zum Studiren abzubringen und ihn zur Erlernung eines Handwerks zu beſtimmen geſucht. — Ein Glück für Deutſchland, ja ein Glück für die Menſchheit war es, daß die Vorſehung beſſer für Herders Seele ſorgte,

Digitized by Google

als der beſtellte Seelſorger. Dem jungen, aufkeimenden Genie kamen in der Bibliothek ſeines pedantiſchen Meiſters Kleiſts und Simon Dachs poetiſche Werke in die Hände und entzündeten ſeine feurige Liebe zur Dichtkunſt. Sein heißer Durſt nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ließ ſich jedoch durch keine Schwierigkeit unterdrücken und manche nächtliche Stunde opferte er der Befriedigung ſeiner Wißbegierde. Scheu und in ſich gekehrt zog ſich der Jüngling von einem Manne zurück, der ſeinen Geiſt in Feſſeln zu halten bemüht war, und der nie ſein wahrer, und aufrichtig ſchätzender Gönner geweſen zu ſeyn ſcheint. Auf eine Stelle eines Briefes, welchen Treſcho im Jahre 1765 an Herder nach Königsberg ſchrieb, bezieht ſich wahrſcheinlich folgendes Gedicht Herders:

„Du willſt Vereinigung jenſeits des Grabes? Du?
Und für gehaltloſe Müh Reſpekt und Dank dazu?
Ja Dank! Du warſt der Stock, der ſtarr das Bäumchen bog,
Der Roſenſtrauch, der ſie, die Roſe auferzog,
Das Marterkreuz, an dem der Engel aufwärts flog.

Eine höhere Fügung ließ endlich dem jungen Herder ſeinen Rettungsengel erſcheinen. Der Wundarzt eines ruſſiſchen Regiments, der in Treſcho's Hauſe einquartirt lag, nahm ihn mit ſich nach Königsberg; und alle Freunde und Bekannte in Mohrungen nahmen Theil an der, für den hoffnungsvollen Jüngling ſich eröffnenden, vortheilhaften Ausſicht, trugen thätig dazu bei, um ihn in reiſefertigen Stand zu ſetzen, und wünſchten ihm Glück auf den Weg! —

Im Vertrauen auf eine unſichtbar vorſorgende Leitung reiſte er im Sommer 1762 mit ſeinem Erretter von Mohrungen ab und ſah ſeine Eltern nie wieder. —

(Die Fortſetzung folgt)

Kaspar Hauſer.

(Fortſetzung von Seite 8.)

Als ich erwachte, ſagte ich dieſelben gemerkten Worte, damit wollte ich ſagen, was denn dieſes ſey, welches mir immer fort in den Augen ſo vielen Schmerzen verurſachte, und gar nicht aufhörte, wehe zu thun. Er hob mich auf und ſchleppte mich fort, und ſagte: „Du mußt das Gehen recht merken", worauf er mir wieder neue Worte vorzuſprechen anfieng. „In dem großen Dorf da iſt dein Vater, der gibt dir ſchöne Roß, und wenn du auch ein ſolcher Reiter biſt, dann hole ich dich wieder." Jetzt fieng ich wieder an zu weinen, er legte mich nieder, und ließ mich ausruhen. Er hob mich auf, führte mich wieder fort, und fieng ſeine Worte an vorzuſprechen; ich fieng ſie alle nachzuſprechen an. Hierauf ſagte er: „dieſes merken und nicht mehr vergeſſen, worauf er wieder andere Worte ſprach, und gab mir den Brief in die Hand. „Dahin weiſen, wo der Brief hin gehört." „J möcht a ſöchäna Reiter wären, wie mein Vater gwän is." Dieſes ſagte er mir am öfteſten vor, bis ich ſie deutlich nachſprechen konnte. Ich weinte, er legte mich nieder, und ich ſchlief aus Müdigkeit ein. Da ich wieder erwacht bin, reichte er mir wieder Waſſer dar, ich trank, welches ſehr gut war, nachdem hob er mich auf, führte mich fort, worauf er mir immer dieſelben Worte vorſprach, und zugleich auch den Brief in die Hand gab, und wenn ein Bu kommt, ſo mußt du es ſo machen. Von dieſer Zeit an, da er mir die Kleider gewechſelt hatte, legte er mich gewiß noch zehnmal auf die Erde hin, um mich ausruhen zu laſſen, wobei er immer diejenigen Worte vorſprach, um ja keines zu vergeſſen. Als mich der Mann ſtehen ließ, und mir den Brief in die Hand gab, ſagte er diejenigen Worte nochmal vor, worauf er mich verlaſſen hatte. Ich ſtand eine Zeit lang an der nämlichen Stelle, in welcher mich der Mann verlaſſen hatte, bis derjenige Mann meinen Brief abnahm, und mich in das Haus des Herrn Rittmeiſters brachte. Als ich in dem Hauſe ankam, empfand ich von einer ſtarken Stimme, die ich dort hörte, heftige Schmerzen in dem Kopf; ich fieng an zu weinen. Der Bediente nahm mich, ſetzte mich auf einen Stuhl oder was es war, und ſuchte mich auszufragen. Doch ich konnte nicht mit andern Worten Antworten geben, als mit denjenigen, die ich gelernt hatte, und welche ich ohne Unterſchied gebrauchte, um Müdigkeiten und Schmerzen auszudrücken. Er brachte mir hierauf einen zinnernen Teller mit Fleiſch und in einem Glaſe Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Bieres gefiel mir ſehr wohl, aber ſchon der Geruch verurſachte mir Schmerzen. Ich ſchob es weg. Er wollte es mir aufdringen, und ich ſchob es immer zurück und ſagte: m m. Dann brachte er mir Waſſer und ein Stückchen Brod; das erkannte ich gleich und nahm es in die Hand, aß und trank. Das Waſſer war ſehr gut, friſch, daß ich 3 bis 4 Gläſer austrank und mich ganz geſtärkt fühlte. Dann legte er mich in den Pferdeſtall und ich ſchlief ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Lucerner Löwe.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Lucerner Löwe.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. IV.

Nahe vor der Stadt Lucern an der Straße nach Zürich ſteht in dem Pfyferiſchen Garten hinter dem Kreuzmatthügel ein Denkmal, welches den am 10. Auguſt 1792 bei dem Angriff auf die Tuilerien gefallenen Schweizergarden errichtet, und am 10. Auguſt 1821 eingeweiht worden iſt. Es beſteht in einem 29 Fuß langen, und 18 Fuß hohen ſterbenden Löwen, der, von einem Pfeile im Rücken verwundet, mit hingeſtreckten Gliedern, die linke Vordertatze herunterhängend, in eine platte Felswand ausgehauen iſt. Die rechte Vordertatze des muthigen Thieres hält zerbrochene Lanzen und einen mit Lilien geſchmückten Schild feſt. In ſeinem Geſichte liegt ein tiefer Ausdruck des Schmerzes. Man ſieht, das herrliche Thier liegt in den letzten Zügen und ſtirbt in der Verzweiflung über ſeine Niederlage. Ueber dem Löwen ſtehen die Worte: „der Treue und Tapferkeit der Schweizer" (in lateiniſcher Sprache.) Unter dem Löwen lieſ't man, daß 26 Offiziere und 760 Soldaten an jenem Tage heldenmüthig fielen. Sämmtliche Namen der gebliebenen Offiziere ſind in den Felſen gegraben. Das Modell iſt von dem berühmten däniſchen Bildhauer Thorwaldſen, die Ausführung von Lukas Ahorn, aus Konſtanz.

Die dieſem großartigen Denkmal angewieſene einſame Gegend, iſt eine mit Eichen, Buchen und Tannen bewaldete Anhöhe, die ſich von der Südſeite als eine ungeheure, ſenkrecht abgeſchnittene Granitfläche darſtellt, an deren Fuß ſich alle von der Höhe herabkommenden Gewäſſer in ein halbkreisförmiges Becken ſammeln. In angemeſſener Höhe über ſeinem Spiegel hat man in den Felſen eine flache, aber breite und tiefe Wölbung hineingearbeitet, die ſich auf der einen Seite an das Gehölz anſchließt.

Auf einer Gondel kann man ſich den beſſern Standpunkt zur Beſchauung des Monuments wählen. Da die ganze Felſenhöhe mit Laubholz bewachſen iſt, ſo nimmt ſich das Ganze wie ein koloſſales eingefaßtes Gemälde aus. In einer nahen kleinen Kapelle wird jährlich am 10. Auguſt ein feierliches Todtenamt gehalten. Sie iſt mit Fahnen und Waffen geziert und enthält an den Wänden die Namen der gefallenen Opfer der Treue.

Die Begebenheit, auf welche ſich das herrliche Denkmal bezieht, iſt eine von den Schauderſcenen der franzöſiſchen Revolution. Die Könige von Frankreich hatten nemlich ſchon ſeit alten Zeiten immer einige Schweizerregimenter als Leibgarden. Es hatten ſich dieſelben dem Hofe ſtets ſo ergeben und treu gezeigt, daß ſie die einzigen waren, auf welche Ludwig XVI. zählen konnte, als am 10. Auguſt 1792 von dem wüthenden Pöbel die Tuilerien angegriffen wurden. 900 Schweizer und ohngefähr zwei Bataillone Nationalgarde ſtanden unter dem Gewehr, zur Vertheidigung des Reſidenzſchloſſes bereit. Die Sturmglocke ertönte; man hörte Kanonen fahren und der wüthende Pöbel zog gegen die Tuilerien heran. Landſtreicher, Räuber, gemeine Gaſſendirnen, Tagediebe, ein gräßliches Gemiſch von Weibern in Lumpen und von Ungeheuern, die kaum wie Menſchen ausſahen: aus dieſen Menſchen und aus Verbrechern aller Art war die Armee zuſammengeflickt, welche jetzt im Begriffe ſtand, die Wohnung des gutmüthigen Königs Ludwig mit Feuer und Schwert zu verheeren. Der Lärm in der Gegend des Schloſſes nahm jetzt auf eine ſchreckliche Weiſe zu. Der König und die Königin ſtanden am Fenſter und ſahen voller Unruhe die zahlreiche Armee, welche gegen ſie anrückte. Sobald ihn die Schweizer und die Bürgerſoldaten erblickten, erſchallte ein lautes Geſchrei: „Hoch lebe der König!" Der Monarch entſchloß ſich, in Begleitung der Königin die beſetzten Poſten ſelbſt zu beſuchen. Kaum aber ſtand er in dem Garten, dem großen

Digitized by Google

Thore des Carouſſelplatzes gegenüber, da wurde das Thor gewaltſam aufgeſprengt und drei mit Piken bewaffnete Bataillone ſtürzten hinein mit fliegender Fahne und wildem Aufruhrgeſchrei: „Hoch lebe Pethion. Weg mit dem Könige! Hoch leben die Sansculoten!“ Der König drehte dieſen den Rücken und ging weiter nach dem Hofe Marſan, wo die treuen Schweizer die Wache hatten. Bald aber wurde es gefährlich für den König; mehrere mit Dolchen bewaffnete Sansculoten drängten ſich an ihn heran und er kehrte, blaß wie eine Leiche, ins Schloß zurück. Von hier aus begab er ſich mit ſeiner Familie nach der Nationalverſammlung, wohin ihn zwei Compagnien Schweizer begleiteten. Gegen 10 Uhr Vormittags fing das Gefecht an. Weſtermann, der Anführer der Rebellen beſetzte alle Ausgänge des Carouſſelplatzes mit geladenen Kanonen, klopfte dann ſelbſt an das Königsthor und verlangte, mit ſeinen Truppen in den Hof gelaſſen zu werden. Die Schildwache weigerte ſich das Thor zu öffnen. Da wurde es mit Gewalt aufgeſprengt, die Kanonen im königlichen Hofe aufgepflanzt und gegen das Dach des Schloſſes gefeuert. Die Schweizer überzeugten ſich bald, daß ſie der Uebermacht nicht würden widerſtehen können; denn ihrer waren nur 700; die Anzahl der Angreifenden dagegen war über 100,000, und dieſe hatten 30 Kanonen. Außerdem befand ſich der König in der Gewalt der Rebellen, und folglich waren die Vertheidiger des Schloſſes auf alle Fälle verloren, ſie mochten ſiegen oder beſiegt werden. Wollten die Schweizer ihr Leben retten, ſo mußten ſie ihre Waffen niederlegen und ſich mit den Rebellen vereinigen.

Aber ſie weigerten ſich ſtandhaft, dem Rufe des Pöbels: „Legt die Waffen nieder!“ Folge zu leiſten, und als dieſer hierauf über die ſchweizeriſche Schildwache herfiel und am Fuße der Treppe ſechs gefangene Schweizer mit Flintenkolben todt ſchlug, da geriethen die andern Schweizer in Wuth, ſtellten ſich in Schlachtordnung und feuerten ihre Gewehre ab. Bei der erſten Salve fielen einige von den Rebellen; die übrigen aber zogen ſich fliehend aus dem Schloßhofe zurück, und warfen im Fliehen Flinten, Patrontaſchen, und was ſie ſonſt trugen von ſich. Sobald die Schweizer ſahen, daß der Königshof von den Rebellen geräumt war, beſetzten 60 Mann das Thor und feuerten fortwährend durch das Schloßthor, bis der ganze Carouſſelplatz leer war. Der fliehende Pöbel lief durch die Straßen mit einem gräßlichen Geſchrei: „Ins Gewehr! Ins Gewehr. Wir ſind verrathen! Die Schweizer feuern auf die Bürger! Sie haben ſchon 100 Marſeiller erſchoſſen!“

Während auf dieſe Weiſe die Schweizer auf allen Seiten des Schloſſes den Sieg davon getragen hatten, kam ein Offizier der Burgemiliz und rief ihnen zu: „Meine Herren! Im Namen des Königs, und auf ſeinen Befehl, kommen Sie nach der Nationalverſammlung. Die Schweizer hielten dieſe Aufforderung für einen Wink der Verſöhnung, und alle, die ſich in der Nähe des Pallaſtes befanden, 200 an der Zahl marſchierten nach der Nationalverſammlung. Aber auf dem kurzen Wege dahin wurde ſo unaufhörlich auf ſie gefeuert, daß ſie 30 Mann verloren, und kaum waren ſie dort angekommen, ſo wurden ſie entkleidet und entwaffnet und ihre Offiziere gemißhandelt.

Gegen die zurückgebliebenen Schweizer rückte nun der Pöbel zum zweitenmal an. 80 Mann vertheidigten zwanzig Minuten lang die große Treppe und tödteten gegen 400 ihrer Gegner. Auch wichen ſie nicht, ſondern vertheidigten ihre Poſten, bis ſie alle todt waren. Nicht Einer von ihnen floh die Treppe hinauf. Sie alle fielen wie Helden in Erfüllung ihrer Pflicht.

Mit der größten Wuth ſtieg nun der Pöbel die Treppe hinauf, durchlief ſchnell die königlichen Zimmer und mordete alle Schweizer. Einige, welche um Pardon flehten, wurden lebendig aus den Fenſtern geworfen und von dem unten ſtehenden Pöbel mit Lanzen aufgefangen.

Hundert andere entkamen durch den Hof nach der Straße Lochello zu. Von dieſen wurden 81 auf der Flucht getödtet, deren Leichname in der Straße liegen blieben; die übrigen wurden gerettet.

Ungefähr 300 Schweizer flohen durch den Garten der Tuilerien unter einem unaufhörlichen Kugelregen nach den etiſiſchen Feldern. Die rothe Uniform, die ſie trugen, entdeckte ſie dem Pöbel ſogleich, wohin ſie ſich auch begeben mochten. Sie wurden, bis auf wenige, ermordet. Die Wuth des Pöbels gegen die Schweizer war ſo groß, daß alle Perſonen, die man in rother Kleidung auf den Straßen antraf, niedergemacht wurden. Auf dieſe Weiſe kamen mehrere Menſchen um, die nicht Schweizer waren.

Sobald der Pöbel in das Schloß gedrungen war, wurden alle Perſonen, die ſich in demſelben befanden, ohne Unterſchied des Alters, des Ranges oder des Geſchlechts, umgebracht; ſogar die Schuhputzer und die Küchenjungen entgingen ſo wenig, als die Hofmarſchälle und Kammerherrn der Rache. Ueberall floß das Blut, überall lagen nackte, verſtümmelte Leichname; denn ein Haufe von Weibern, welcher den Mördern nachfolgte, durchbohrte mit Dolchen alle diejenigen noch einmal, die durch Zuckungen verriethen, daß ſie noch nicht ganz todt waren.

Sobald nichts mehr im Schloſſe zu morden

Digitized by Google

war, fing das Geſindel an, zu plündern und die benachbarten Häuſer in Brand zu ſtecken. Das prächtige Schloß war bald eine Ruine. Vor den Scenen, welche hierbei vorgingen erſchaudert die Menſchheit. Wir erſparen ſie deßhalb unſern Leſern, zumal da ſie nicht mehr zum Verſtändniß des herrlichen Denkmals nothwendig ſind, das man zur Erinnerung an dieſes ſchreckliche Ereigniß in Luzern errichtete.

Möge dein Blick nicht ohne ernſtes Nachſinnen auf dieſem Denkmal verweilen, lieber Leſer! — Möge dir dabei vor der Seele ſchweben, was aus einem Volke und Lande werden kann, in welchem ſich alle Bande heiliger Ordnung und frommer Scheu löſen.

Johann Gottfried von Herder.

(Fortſetzung von Seite 12.)

Als Herder in Königsberg angekommen war, begann er, unter der Leitung ſeines neuen Lehrers, des Ruſſiſchen Regimentschirurgus, das Studium der Chirurgie. Allein bei der erſten anatomiſchen Sektion, der er beiwohnen ſollte, ſank er vor Grauſen in Ohnmacht. Dieſer natürliche Zufall entſchied für ſeine künftige Beſtimmung.

Herder wandte ſich nämlich jetzt zum Studium der Theologie. Seine Baarſchaft, die damals in 3 Thaler 8 Groſchen preußiſch Courant beſtand, reichte gerade hin, die Einſchreibgebühr zu entrichten. Doch dieß konnte ihn nicht abſchrecken; er ſchrieb ſeinen Eltern, daß er zu ſeinem weitern Unterhalt nichts verlange, ſondern durch eigenen Fleiß ſich fortzuhelfen getraue — und er hat redlich Wort gehalten! — Durch Geſchenke wohlthätiger Freunde wurde zwar das Drückende ſeiner Lage etwas gemildert; aber oft erzählte er ſpäter den Seinigen, daß er ſich damals manchen Tag nur mit einigen Semmeln hingehalten habe.

Neben ſeinem Privatunterricht beſuchte er die akademiſchen Vorleſungen fleißig. Unter ſeinen Lehrern ſchätzte er am höchſten Lilienthal und den berühmten Philoſophen Kant, bei welchem er Logik, Metaphyſik, Moral, Mathematik und phyſiſche Geographie hörte. Sein ausgezeichnetes Talent und ſeine vielen Gönner verſchafften ihm im Jahre 1763 eine Stelle als Lehrer am dortigen Friedrichs-Collegium. Der Geiſt, der an dieſer Anſtalt herrſchte war ihm indeß gänzlich zuwider; denn es war der Geiſt der Frömmelei, weßhalb das Collegium von dem berühmten Hippel nur die Pietiſten-Herberge genannt wurde. Indeß genoß doch Herder während ſeines beinahe zweijährigen Aufenthalts in Königsberg die allgemeine Achtung und Liebe, und ſelbſt der große Kant, der ihn bald erkannt hatte, ſagte einſt von ihm: „Wenn dieſes brauſende Genie einmal wird ausgegohren haben, ſo wird bei ſeinen großen Talenten ein nützlicher Mann daraus werden!“ Für Kants Perſönlichkeit hegte Herder die größte Hochachtung; aber er konnte ſich nie ganz mit ſeiner Denkweiſe befreunden und wollte und konnte nicht ſein blinder Nachbeter werden.

Im Spätjahr 1764 erhielt Herder den Ruf als Collaborator an der Domſchule zu Riga. Er war damals noch ein zwanzigjähriger Jüngling, gewann aber bald als Lehrer und Prediger aller Herzen. Mit wahrer Religioſität wußte er in ſeinen Predigten Geiſt und Herz zu beleben und zu befriedigen, zur Ausübung jeder Tugend, zur Liebe zu Gott und den Menſchen aufzumuntern und das Gefühl der Unſterblichkeit zu erwecken. Dieſe Themata, vorgetragen mit ſeiner ſeelenvollen Beredtſamkeit, mit dem Schmuck jugendlicher Phantaſie, in wohlklingender, anmuthiger und gefühlvoller Sprache ergriffen unwiderſtehlich das Herz, und ſein ausdrucksvolles, ſeines, durchaus ſprechendes Gefühl, ſeine klaren, ſprechenden und lieblichen Augen, das Edle und Schöne ſeiner Haltung und ſeines Anſtandes, der wohlwollende Ton ſeiner Stimme, erhöhte den Eindruck, den der Inhalt ſeiner Predigten machte.

In Riga fand Herder ein neues Vaterland, ſeine Lage wurde nun ſorgenfrei, und er vermochte jetzt auch ſeine Mutter zu unterſtützen. Freundſchaft und Geſelligkeit erhöhten und beförderten den Aufſchwung ſeines Talents und ſeine reinen Sitten, ſein edler Charakter, ſein ſcharfes Gefühl für Recht und Wahrheit und ſeine geiſtvolle Laune im Umgang, mit heiterem Ernſt gemiſcht, erwarben ihm die allgemeine Liebe und Hochachtung.

Demohngeachtet aber konnte dem emporſtrebenden Rieſengeiſte der Aufenthalt in Riga nicht genügen. Er ſehnte ſich nach dem Umgang mit großen und ausgezeichneten Gelehrten und nach dem Gebrauche einer großen Bibliothek. Dazu kam noch der Neid und die Verfolgung ſeiner Amtsbrüder, die ſeine Schriften, in welchen der Geiſt einer freien Denkart wehte, mit den pöbelhafteſten Ausdrücken anfielen. Darum begab ſich Herder — dem Rufe ſeines Genius folgend — im Jahre 1769 auf eine Reiſe nach Frankreich. Ein Schiff trug ihn nach Nantes. Die großen Gegenſtände von Meer und Himmel, das einzige Schauſpiel der auf- und niedergehenden Sonne, die kühlen Nächte, die elektriſch-funkelnden Meereswellen, der Sternenhimmel, der Mond, Regen, Ungewitter, Gefahr, dieß alles gab ſeiner hochfliegenden, dichteriſchen Phantaſie eine ganz neue Nahrung und wirkte groß und mächtig auf ſeine empfängliche Seele. Herders Vorſatz war: einige Monate in Nantes zu-

Digitized by Google

zubringen und ſich dort die franzöſiſche Converſationsſprache anzueignen. Bald hatte er ſie auch erlernt und begab ſich nun nach Paris. Hier beſuchte er die Bibliotheken, Gallerien, Antiquitäten und Kupferſtichſammlungen, Schauſpiele und Gebäude, die des Anſchauens werth ſind, und machte die Bekanntſchaft mehrerer ausgezeichneter Gelehrten.

Kaum war er in Paris angekommen, ſo erhielt er ſchon durch den Prediger Reſewitz zu Kopenhagen den Antrag, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürſtbiſchofs Herzog Friedrich Auguſt von Holſtein-Oldenburg zu Eutin, als Inſtruktor und Reiſeprediger drei Jahre auf Reiſen zu begleiten. Dieſer Antrag war Herder ſehr erwünſcht, da er damit ſeine eigenen Reiſezwecke verbinden konnte. Er nahm ihn deßwegen unter vortheilhaften Bedingungen an und begab ſich nach Eutin, nachdem er auf ſeiner Reiſe dahin noch die Bekanntſchaft von Leſſing, Claudius, Bode und Reimarus gemacht hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kaspar Hauſer.

(Fortſetzung von Seite 12.)

Als der Herr Rittmeiſter nach Hauſe kam, weckte man mich auf, und wie ich erwachte, war es ſehr gut in den Augen, weil es ſchon ein wenig Nacht geweſen iſt, welches für meine Augen eine große Wohlthat war, man führte mich aus dem Stall heraus. Ich ſahe des Herrn Rittmeiſters Uniform und ſeinen Säbel, ich erſtaunte und erfreute mich ſehr daran, und wollte auch ein ſolches haben. Ich ſagte: „I möcht a ſöchäna Reiter wär'n, wie mei Vater g'wän is." Womit ich ſagen wollte, man ſollte mir ein ſolches glänzendes ſchönes geben. Sie fiengen an zu ſprechen, und ſo ſtark, daß es mir im ganzen Leibe weh gethan hatte; ich fieng an zu weinen und ſagte dieſelben Worte. Dann führten ſie mich auf die Polizei, welches mein ſchmerzlichſter Weg war, weil die Füße ein wenig ausgeruht waren, und an den Stellen, wo die Blaſen geweſen, ſind ſie ſehr empfindlich geworden. Als ich auf die Polizei hie kam, waren ſehr viele Menſchen da, und ich erſtaunte und wußte nicht, was denn dieſes ſey, welches ſich ſo beweget, und immer ſo ſtark ſprachen, daß mir der Kopf noch weher gethan hatte, da gaben ſie mir einen Schnupftabak, welchen ich in die Naſe hie thun mußte, von dieſem bekam ich ſehr vielen Kopfſchmerzen. Ich fieng an zu weinen. Sie plagten mich noch immer mit allerhand Sachen, welche mir ſchreckliche Schmerzen verurſachten, und ich weinte immer fort.

Als ich eine zeitlang auf der Polizei geweſen war, führten ſie mich auf den Thurm. Ich mußte einen ſehr hohen Berg hinauf ſteigen, und ſagte zu dieſen Polizei-Soldaten: „I möcht a ſöchäna Reiter wär'n, wie mei Vater gwän is," womit ich meine große Schmerzen ausgedrückt hatte, und ihn zugleich fragen wollte, was denn dieſes geweſen iſt, was ich gerade geſehen habe. Er gab mir wohl eine Antwort, welche ich nicht verſtanden hatte. Als ich aus dem Thurme kam, mußte ich wieder noch einen größern Berg hinaufſteigen, welches die Stiege war. Da hörte ich wieder eine ſtarke Stimme, ich weinte noch immer fort und ſagte: „I möcht a ſöchäna Reiter wär'n, wie mei Vater gwän is." Er nahm mich, führte mich noch etliche Stiegen hinauf, er machte die Thüre auf, welche einen ganz beſondern Laut für mich gab, worüber ich ganz erſtaunte, und da konnte ich recht ausruhen. Aber ich weinte eine zeitlang, bis ich einſchlief, weil mir Alles ſehr wehe gethan hatte, und ſchlief in größten Schmerzen ein.

Wir haben abſichtlich die Lebensbeſchreibung Kaspar Hauſers faſt genau ſo, wie er ſie eigenhändig niedergeſchrieben hat, mitgetheilt, um den Leſer ſelbſt urtheilen zu laſſen, ob ſie die lügneriſche Erfindung eines ſchlauen Betrügers, oder die reine geſchichtliche Wahrheit ſey, die ein ſchuldloſes Naturkind in ſeiner einfältigen und unbehülflichen Sprache mittheilt. Das letztere ergiebt ſich alsbald als das Wahrſcheinlichere und wird auch von dem berühmten Criminalrichter Ritter Anſelm von Feuerbach angenommen. Er geht in ſeiner leſenswerthen Schrift: „Beiſpiel eines Verbrechens an dem Seelenleben des Menſchen" von dem Gedanken aus, der berühmte Nürnberger Findling ſey ein bejammernswerthes Opfer menſchlicher Unbarmherzigkeit, aber unverdorben und ohne Falſch, wie ein unwiſſendes Kind.

„Träte Kaspar (dieß ſind ſeine eigenen Worte) unerkannt in eine gemiſchte Geſellſchaft, ſo würde er bald Jedermann als eine befremdende Erſcheinung auffallen. Sein Geſicht, in welchem die weichen Züge eines Kindes mit den eckigen Formen des Mannes und einigen leicht gezogenen Furchen vorzeitigen Alters, herzgewinnende Freundlichkeit mit bedächtlichem Ernſt und einem leichten Anflug von Melancholie ſich vermiſchen, ſeine Naivität, zutrauliche Offenheit und oft mehr als kindiſche Unerfahrenheit, verbunden mit einer gewiſſen Art von Altklugheit und vornehmer, doch ungezwungener Gravität im Reden und Benehmen; dann die Schwerfälligkeit ſeiner zuweilen nach Worten ſuchenden oft fremd klingenden harten Sprache, bei der Steifheit ſeiner Haltung und der Ungelenkigkeit ſeiner Bewegungen — laſſen ihn jedem beobachtungsfähigen Auge als ein Gemiſch von Kind, Jüngling und Mann erſcheinen, ohne daß man ſo bald

Digitized by Google

mit ſich einig werden könnte, welcher Altersſtufe dieſer einnehmende Miſchling wirklich angehört."

Mit ernſthafter Miene und im Tone großer Wichtigkeit thut er nicht ſelten Aeuſſerungen, die bei jedem Andern deſſelben Alters dumm oder läppiſch heißen würden, aus ſeinem Munde aber immer ein wehmüthig mitleidiges Lächeln ſich erzwingen. — Mild, ſanft, ohne Leidenſchaften und Affekte, gleicht ſein immer ſich gleichbleibendes ſtilles Gemüth einem ſpiegelglatten See in der Ruhe einer Mondſcheinnacht. Als reifer Jüngling, der ſeine Kindheit und Jugend verſchlafen, zu alt, um noch als Kind, zu kindiſch unwiſſend, um als Jüngling zu gelten; ohne Altersgenoſſen, ohne Vaterland, ohne Aeltern und Verwandte, gleichſam das einzige Geſchöpf ſeiner Gattung: erinnert ihn jeder Augenblick an ſeine Einſamkeit mitten im Gewühle der ihn umdrängenden Welt, an ſeine Ohnmacht, Schwäche und Unbehülflichkeit gegen die Macht der über ſein Schickſal gebietenden Umſtände, vor allem an die Abhängigkeit ſeiner Perſon von der Gunſt oder Ungunſt der Menſchen. Daher ſeine, ihm gleichſam zur Nothwehr abgedrungene Fertigkeit in Beobachtung der Menſchen, ſein umſichtiger Scharfblick, womit er ſchnell ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen auffaßt, die Klugheit — von Uebelwollenden Schlauheit und Pfiffigkeit genannt — womit er ſich in diejenigen, die ihm wohl oder wehe thun können, zu bequemen, Anſtößen auszubeugen, ſich gefällig zu erweiſen, und ſeine Wünſche geſchickt anzubringen weiß. Kinderſtreiche, Muthwille, Poſſen, ſind eben ſo wenig von ihm zu erzählen, als Beiſpiele von Bosheit und Tücke, für die erſten iſt er zu ernſthaft und kalt verſtändig, für die letzten zu gutmüthig und bis zur Pedanterei rechtlich!

Mit dem erfahrenen Criminalrichter ſtimmen auch diejenigen überein, welche Kaſpar Hauſer im geſellſchaftlichen Leben zu Nürnberg und Ansbach beobachtet haben. Sie halten es durchaus für unmöglich, daß ſich ein Menſch in dieſen Jahren ſo ſehr verſtellen könne, daß ſeine Tücke nicht wenigſtens hie und da durch ſeine Handlungsweiſe hervorleuchten müßte. Wie ſchon erwähnt, ſind aber der Polizeirath Merker in Berlin und der Engländer Lord Stanhope anderer Meinung, und wir müſſen deßhalb die Geſchichte etwas näher beleuchten, um ein Urtheil für uns zu gewinnen.

Auch in körperlicher Hinſicht zeichnete ſich der ſonderbare Findling vor andern Menſchen auf die auffallendſte Weiſe aus. Sein Geſicht war ſehr gemein und wenn es in Ruhe war, faſt ohne allen Ausdruck; die unteren Theile deſſelben traten etwas vor, was ihm ein thieriſches Anſehen gab. Auch der ſtiere Blick ſeiner bläulichen, übrigens klaren hellen Augen, hatte den Ausdruck thieriſcher Stumpfheit. Sein Weinen beſtand in der erſten Zeit in einem häßlichen Verzerren des Mundes; bewegte aber irgend etwas Angenehmes ſein Gemüth, ſo verbreitete ſich über ſeine Miene eine liebliche, lächelnde, alle Herzen gewinnende Freundlichkeit, der unwiderſtehliche Reiz der Freude eines unſchuldigen Kindes. Seine Hände und Finger wußte er ſo gut wie gar nicht zu gebrauchen. Die Finger ſpreizte er ſteif und geradehin weit auseinander, mit Ausnahme des Zeigefingers und des Daumens, deren Spitzen er gewöhnlich auf die Weiſe zuſammenhielt, daß ſie einen Zirkel bildeten. Wo andere Menſchen nur einen Finger brauchen, bediente er ſich der ganzen Hand, die auf die ungeſchickteſte, verkehrteſte Weiſe ihr Geſchäft verrichtete. Sein Gang, ähnlich dem eines Kindes, das am Laufband ſeine erſten Verſuche macht, war nicht ſowohl ein Gehen, als ein watſchelndes, ſchwankendes Tappen, eine peinliche Mittelbewegung zwiſchen Fallen und Aufrechtſtehen. Statt mit der Ferſe zuerſt aufzutreten, ſetzte er mit gehobenen Beinen Ferſe und Vorderfuß zugleich auf den Boden, und ſtolperte, die Füße einwärts gekehrt, mit überhängendem Oberleib und weit von ſich hinweggeſtreckten Armen, die er als Balanzirſtange zu gebrauchen ſchien, langſam ſchwerfällig vor ſich hin. Oefters fiel er bei geringem Hinderniß oder Anſtoß der Länge nach zu Boden.

Bei einer, erſt noch im Jahre 1830 vorgenommenen gerichtsärztlichen Beſichtigung der Leibesbeſchaffenheit Kaſpar Hauſers ergaben ſich unter andern folgende, höchſt merkwürdige Eigenthümlichkeiten, die auf ſein Leben und ſein Schickſal ein helles Licht zurückwerfen. Das Knie, ſagt das Gutachten, hat eine beſondere regelwidrige Bildung. Bei Streckung des Unterſchenkels tritt in der Regel die Knieſcheibe hervor; bei Hauſer aber liegt ſie in einer beträchtlichen Vertiefung. Regelmäßig heften ſich die vier Streckmuskeln des Unterſchenkels (als der äuſſere und innere große, der gerade und tiefe Unterſchenkelſtrecker) mit einer gemeinſchaftlichen Sehne, nachdem ſie ſich mit der Knieſcheibe verwebt hat, an den Höcker des Schienbeins an. Hier aber iſt die Sehne getrennt, und die Sehne des äuſſern und innern großen Schenkelſtreckers gehen an der äuſſern und innern Seite des Schienbeinknorrens herab, heften ſich unter dieſem an das Schienbein an, und zwiſchen ihnen liegt die Knieſcheibe. Hierdurch, und da dieſe Sehnen ungewöhnlich ſtark ausgewirkt ſind, entſteht jene Vertiefung. Wenn er mit ausgeſtrecktem Ober- und Unterſchenkel, in horizontaler Lage auf dem Boden ſitzt, ſo bildet der Rücken mit der Beugung des Oberſchenkels einen rechten Winkel, und das Kniegelenk liegt in gerader Streckung ſo feſt auf dem Boden, daß am Kniebug nicht die geringſte Höh-

Digitized by Google

kung zu bemerken und kaum ein Kartenblatt unter die Kniekehle zu ſchieben iſt.

Wie kommt es doch, daß Herr Polizeirath Merker auf dieſes ärztliche Gutachten nicht merkte, ſondern darzuthun ſuchte, Kaspar ſei nicht unwahrſcheinlich ein Betrüger. Hat etwa der arme Junge aus lauter arger Tücke und Liſt auch die Sehnen ſeiner Schenkel und Kniee verdreht, ſo daß ſie eine andere Beſchaffenheit bekamen, als bei ehrlichen Leuten? Das hieße freilich von einem ſechzehnjährigen Knaben die Conſequenz weit treiben, weiter als je ein Menſch in der Welt ſie getrieben hat! — Wer uns die Möglichkeit einer ſolchen abſichtlichen Verdrehung der Muskeln und Sehnen darthut, dem wollen wir auch gerne glauben, daß man einen lebendigen Ochſen durch und durch ſalzen kann, indem man ihm ein Paar Pfunde Salz auf irgend eine Weiſe beibringt.

Das Befremdende an Kaspar Hauſer bei ſeinem erſten Erſcheinen zu Nürnberg geſtaltete ſich in den nächſten Tagen und Wochen zu einem dunkeln, grauenhaften Räthſel, zu deſſen Löſung man in mancherlei Vermuthungen vergebens den Schlüſſel ſuchte. Die meiſten Stimmen, die ſich darüber vernehmen ließen, vereinigten ſich indeſſen darin, daß die ſataniſche Bosheit irgend eines Unmenſchen, aus Urſachen, welche das Tageslicht ſcheuen, dieſes Kind ſo lange verborgen gehalten und um den ſchönſten Theil ſeines Lebens grauſam betrogen habe. Man ſah mit Recht in dieſem verübten Verbrechen einen Seelenmord, wie die Geſchichte vielleicht kaum einen andern aufzuweiſen hat, und je mehr ſich jedes menſchlich fühlende Herz dagegen empörte, deſto emſiger forſchte man nach dem Urſprung, den Eltern und dem Vaterland des unglücklichen Knaben. Man überzeugte ſich bald, daß der ihm mitgegebene Brief wahrſcheinlich von einer des Schreibens ſehr kundigen Hand verfaßt, aber abſichtlich mit ſo vielen orthographiſchen und Sprachfehlern entſtellt worden ſey, und daß ferner auch die andern Gegenſtände, namentlich der Roſenkranz und die geiſtlichen Schriftchen die er bei ſich trug, ihm nur darum mitgegeben worden ſeyen, um die Urtheile des Publikums über ſeinen Geburtsort und Stand zu verwirren und jede Nachforſchung nach denſelben vergeblich zu machen.

Dem ohngeachtet muß aber doch nicht eingetroffen ſeyn, was die unbekannte oder die unbekannten Verbrecher erwartet und gewünſcht hatten. Sie hatten wahrſcheinlich die Abſicht, Kaspar Hauſers Herkunft dadurch zu verbergen, daß ſie denſelben unter die Soldaten brächten. Aber bald nahm ſich das ganze Publikum des mißhandelten Kindes an; die ſcharfſinnigſten Rechtsgelehrten forſchten nach ſeinem Urſprung, die Regierungen ſetzten Preiſe auf deſſen Entdeckung und die Stadt Nürnberg nahm den Findling zu ihrem Adoptivſohn an. Er kam in das Haus des würdigen Profeſſors Daumer, eines denkenden Gelehrten, der in ſeinem menſchlichen Herzen den Beruf fand, ſich der geiſtigen Entwicklung, Bildung und Unterweiſung dieſes Unglücklichen anzunehmen. Zum Erſtaunen Aller, die ihn beobachteten, lernte Kaspar Hauſer in kurzer Zeit ſo viel ſprechen, daß er nothdürftig ſeine Gedanken ausdrücken konnte. Freilich waren ſeine Sprachverſuche geraume Zeit nur lückenhafte Bruchſtücke, bei welchen dem Hörenden Vieles zu ergänzen und zu errathen übrig blieb. Mit dem Herrn Profeſſor Daumer zugleich widmete der erſte Bürgermeiſter der Stadt Nürnberg, Herr Binder, als Chef der ſtädtiſchen Polizei, dem räthſelhaften Knaben ſeine Theilnahme. Er ließ ihn, ſtatt ihn mit förmlichen Verhören und andern dergleichen amtlichen Proceduren zu quälen, täglich in ſeine Wohnung bringen, machte ihn bei ſich und in ſeiner Familie gleichſam einheimiſch, ſprach mit ihm und ließ ihn ſprechen, und bemühte ſich durch vielfältiges Hin- und Herfragen Auskunft über ſein Leben und Hierherkommen zu erhalten. Auch gelang es endlich, aus den einzelnen Antworten und Aeußerungen Kaspars den Stoff zu der Geſchichte herauszuſaugen, die wir bereits dem weſentlichen Inhalte nach, in der von Kaspar ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung mitgetheilt haben.

Aus dieſer Geſchichte geht augenſcheinlich hervor, daß der Seelenzuſtand Kaspar Hauſers während ſeines Kerkerlebens der Zuſtand eines Menſchen war, der, als Kind in tiefen Schlaf verſenkt, dieſen Schlaf, in welchem es für ihn keinen Traum, wenigſtens keinen Wechſel von Träumen giebt, dumpf fortſchläft, bis er im wilden Getöſe der bunten Welt, von Angſt und Schmerz aufgeſchreckt, daraus erwacht, und nun betäubt nicht weiß, wie ihm geſchehen ſey. Wer in der Folge, nachdem ſolch ein Menſch zum vollen Bewußtſeyn gekommen, eine vollſtändige, umſtändliche, geſchichtliche Beſchreibung ſeines Schlafes und ſeiner Träume erwartete, würde nichts Geringeres verlangen, als daß ein Schlafender ſchlafend gewacht, ein Wachender wachend geſchlafen habe. Daß Kaspar von der Art und Weiſe, wie er nach Nürnberg geſchafft worden, ſo wenig anzugeben, von ſeinen Reiſeabentheuern und von den Orten, durch welche er gekommen, ſo gut wie gar nichts zu erzählen weiß, iſt ſo wenig zu verwundern, daß vielmehr das Gegentheil ein Wunder ſeyn müßte. Der ungewohnte Eindruck der äußern Luft mußte ihn betäuben, das helle Sonnenlicht ſeine Augen, die vorher nie einen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht wahrgenommen hatten, blenden und die ganze Natur mit allen

Digitized by Google

ihren Erſcheinungen konnte damals nur wie eine verworrene, buntgefleckte Maſſe, in welcher für ihn noch nichts Einzelnes ſich unterſcheiden ließ, vor ſeinem Geſicht vorüberflimmern. Auſſerdem verſank ja Kaſpar während ſeiner Reiſe öfters in einen förmlichen Todtenſchlaf, aus welchem ihn kein Geräuſch und Getöſe, kein Rollen und Stillſtehen des Wagens, ja ſelbſt kein Donner aufzuwecken vermochte. Wurde er nun überdieß, wie aus ſeinen eigenen Angaben zu ſchließen iſt, ſobald er in die freie Luft kam, ohnmächtig, hatte man ihm wohl gar zur größten Vorſicht, wie es während ſeiner Einkerkerung öfters geſchehen ſeyn mochte, vorher noch von dem übelſchmeckenden Waſſer (mit Waſſer verdünnten Opium) zu trinken gegeben; ſo konnte man ihn getroſt in einen Wagen werfen und hierauf einige, oder auch mehrere Tagereiſen mit ihm zurücklegen, ohne daß man zu beſorgen hatte, daß er aufwachen, ſchreien oder ſonſt auf eine Weiſe ſeinem Entführer ſich unbequem erweiſen möge.

Darum hat man über die Geſchichte des an Kaſpar Hauſer begangenen Verbrechens vor der Hand keine andere Kunde, als ſeine eigene Erzählung. Aber die Wahrheit dieſer Erzählung iſt uns verbürgt durch die Perſönlichkeit des Erzählenden, an deſſen Leib, Geiſt und Gemüth die That ſelbſt in ſichtbaren Zügen deutlich geſchrieben ſteht. Nur wer das erfahren und gelitten, was Kaſpar, kann wie Kaſpar ſeyn; und wer ſo ſich zeigt, wie Kaſpar, muß in dem Zuſtande gelebt haben, wie ihn Kaſpar von ſich erzählt hat.

Kaspar Hauſer wurde, wie ſich erwarten läßt, in den erſten Wochen und Monaten nach ſeiner Ankunft in Nürnberg mit Beſuchenden überſtrömt, die die Neugierde herbeigezogen hatte. Der Wohlthätigkeitsſinn der wackern Nürnberger bot alles Mögliche auf, um das unglückliche Kind für die erlittenen Mißhandlungen zu entſchädigen, und ihm ſeinen Aufenthalt in der Welt angenehm zu machen. Sie ſchenkten ihm bunte Bilder, Kinderſpielzeug aller Art, bleierne Soldaten, hölzerne Hündchen, Pferdchen, Geld und Kleidungsſtücke. Anfangs ſpielte er damit wie ein Kind, klebte die Bilderbogen mit ſeinem Speichel an die Wand, und putzte ſeine Pferdchen mit allerlei Zierrath aus, wie er es im Kerker gemacht haben mochte. Allmählig aber verlor er daran den Geſchmack und füllte ſeine Tagesſtunden mit Schreiben, Zeichnen und andern Lehrgegenſtänden aus; denn er fühlte ſchmerzlich, wie weit ſein Wiſſen gegen die Kenntniſſe anderer Menſchen zurückſtehe, und ſuchte das Verſäumte mit einem Fleiß und einer Beharrlichkeit nachzuholen, welche alle Vorſtellungen überſtieg.

Mit ſeinem Leben auf der Welt zeigte er ſich nichts weniger, als zufrieden; er ſehnte ſich zu dem Mann zurück, bei dem er immer geweſen. Zu Hauſe (in ſeinem Loche), äuſſerte er, habe er niemals ſo viele Schmerzen im Kopfe gehabt, und man habe ihn nicht ſo gequält, wie jetzt auf der Welt. Er deutete damit auf die Unbehaglichkeit und Schmerzen, welche die vielen, ihm ganz ungewohnten neuen Eindrücke, die verſchiedenen, ihm widrigen Gerüche verurſachten, wie auf die vielen Beſuche der Neugierigen, ihr ewiges Fragen und manche ihrer unbeſonnenen, nicht eben humanen Experimente.

Sein Gedächtniß zeigte in der erſten Zeit eine erſtaunenerregende Faſſungskraft. Man durfte ihm nur den Namen einer Perſon oder Sache einmal nennen, und er vergaß ihn nie wieder. Deßwegen lernte er denn auch ſehr bald ſich ausdrücken, und verſtändlich machen. Freilich war ſeine Rede Anfangs in hohem Grade mangelhaft und unzuſammenhängend. Er ließ ſehr oft die Zeitwörter, Bindewörter und Partikeln aus, und ſprach von ſich ſelbſt meiſtens in der dritten Perſon; z. B. „Kaspar ſehr brav!" — Ein und daſſelbe Wort wurde häufig in den verſchiedenſten Bedeutungen gebraucht, was dann oft gar manches Lächerlich-Poſſierliche qui pro quo zum Vorſchein brachte. Viele, bloß eine Species bezeichnende Worte gebrauchte er für die ganze Gattung. So z. B. galt ihm das Wort Berg für jede Wölbung oder Erhöhung, weßhalb er einen dickbauchigen Herrn, deſſen Name ihm unbekannt war, als den Mann mit dem großen Berg bezeichnete; eine Dame, deren Shawl hinten ſo tief herabhing, daß der Zipfel auf dem Boden ſchleifte, hieß ihm: „die Frau mit dem ſchönen Schweif."

Seine Folgſamkeit gegen alle diejenigen, welche väterliche Autorität über ihn erlangt hatten, beſonders gegen den Herrn Bürgermeiſter, Herrn Profeſſor Daumer, und den Gefangenwärter Hiltel war unbedingt und ohne Schranken. „Der Herr Bürgermeiſter, der Herr Profeſſor hat es geſagt," war für ihn der letzte, jedes weitere Fragen und Ueberlegen ausſchließende Grund. Allein dieſe Unterwerfung unter fremde Autorität bezog ſich bei ihm bloß auf Thun oder Nichtthun, und hatte mit ſeinem Wiſſen, Glauben und Meinen nichts zu ſchaffen. Um etwas als gewiß und wahr anzunehmen, dazu bedurfte es für ihn der eigenen Ueberzeugung, und zwar entweder durch ſinnliche Anſchauung oder durch irgend einen, ſeinen Faſſungskräften angemeſſenen Grund. Leuchtete ihm etwas nicht ein, ſo ließ er es einſtweilen dahingeſtellt bis auf eine Zeit, in welcher er mehr gelernt habe.

Digitized by Google

So ſagte Jemand zu ihm: daß, wenn es Winter werde, alle Straßen der Stadt weiß ausſehen würden, wie die Wände ſeines Zimmerchens. Er meinte, dieß müſſe dann recht ſchön ſeyn, gab jedoch deutlich zu verſtehen, daß er daran nicht eher glaube, als bis er es werde geſehen haben. Als im folgenden Winter der erſte Schnee gefallen war, bezeigte er große Freude, daß jetzt die Straßen, die Dächer, die Bäume ſo gut „angeſtrichen" ſeyen, und gieng ſchnell in den Hof, um ſich von der weißen Farbe zu holen, kam aber alsbald weinend und ſchreiend mit weit auseinander geſpreitzten Fingern zu ſeinem Lehrer wieder hinauf, indem er ſchrie: die weiße Farbe habe ihn in die Hände „gebiſſen."

Unter den Farben gefiel ihm die hochrothe am beſten; gelb erregte bei ihm Abſcheu, und grün und ſchwarz nannte er garſtig Darum war er auch mit ſeiner Ausſicht ins Freie, die er im Zimmer des Profeſſors Daumer hatte, gar nicht zufrieden, weil da grüne Bäume vor dem Fenſter ſtanden. Dagegen gefiel es ihm ungemein wohl in dem Hauſe eines andern Lehrers, das in einer engen Straße ſtand, wo er die Ausſicht auf gegenüberſtehende, bunt angeſtrichene Häuſer hatte. Anfangs konnte er auch gar keinen Unterſchied zwiſchen fernen und nahen Gegenſtänden machen, ſondern alle erſchienen ihm gleich nahe, und als ihn einſt Herr von Feuerbach auf die ſchöne, im Schmucke des Sommers prangende Landſchaft aufmerkſam machte, rief er aus: garſtig! garſtig! Ein Jahr ſpäter, als er ſprechen gelernt hatte, erklärte er ſich darüber auf folgende Weiſe: „Wenn ich nach dem Fenſter blickte, ſah es mir immer ſo aus, als wenn ein Laden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet ſey, und auf dieſem Laden habe ein Tüncher ſeine verſchiedenen Pinſel mit weiß, blau, grün, gelb, roth, Alles bunt durcheinander ausgeſpritzt. Einzelne Dinge darauf konnte ich nicht erkennen und unterſcheiden. Das war denn gar abſcheulich anzuſehen; dabei war es mir ängſtlich zu Muth, weil ich glaubte, man habe mir das Fenſter mit dem buntſchäckigen Laden verſchloſſen, damit ich nicht ins Freie ſehen könne.

Die mannigfaltigen Eindrücke, welche Kaspar Hauſer erhielt, mußten ſeine Seele nothwendig gewaltſam erſchüttern, und endlich, zumal bei ſeinem ſo ſehr empfindlichen Nervenſyſtem, ſeiner Geſundheit nachtheilig werden. Er wurde traurig, ſehr niedergeſchlagen und ermattet, und endlich ſtand eine gefährliche Krankheit zu befürchten. Seine Geſichtsmuskeln zuckten beſtändig; ſeine Hände zitterten ſo ſehr, daß er kaum etwas halten konnte. Seine Augen waren entzündet, konnten das Licht nicht ertragen, und ſchmerzten ihn bedeutend, wenn er leſen oder einen Gegenſtand aufmerkſam betrachten wollte. Sein Gehör war ſo empfindlich, daß ſchon jedes laute Sprechen ihm heftige Schmerzen verurſachte, und er daher die Muſik, die er ſo leidenſchaftlich liebte, nicht mehr hören konnte. Er hatte Mangel an Eßluſt, klagte über Beſchwerden im Unterleibe, und fühlte ſich durchaus unbehaglich.

Der Arzt fand es deßwegen nothwendig, daß den ſich herbeidrängenden Neugierigen der Zutritt nicht mehr zu ihm geſtattet werde, und der Magiſtrat der Stadt Nürnberg übergab ihn zur gehörigen Entwickelung ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte dem ſchon mehrmals erwähnten gelehrten Profeſſor Daumer, in deſſen Familie er gewiſſermaßen Erſatz für diejenigen Weſen fand, die ihm die Natur gegeben und Menſchenbosheit genommen hatte.

Im Hauſe des Profeſſor Daumer bekam Kaspar zuerſt, ſtatt ſeines Strohlagers auf dem Thurme, zur Schlafſtätte ein ordentliches Bett, was ihm ſo auſſerordentlich behagte, daß er öfters äuſſerte: Das Bett ſey das einzige Angenehme, was ihm noch auf dieſer Welt vorgekommen ſey, alles Uebrige ſey gar ſchlecht. Erſt ſeit er in einem Bette ſchlief, hatte er Träume, die er aber Anfangs nicht für Träume erkannte, ſondern beim Erwachen ſeinem Lehrer als wirkliche Begegniſſe erzählte, indem er zwiſchen Wachen und Träumen erſt ſpäterhin einen Unterſchied machen lernte.

Eine der ſchwerſten Aufgaben war es, ihn an ordentliche Koſt zu gewöhnen, was nur langſam und mit vieler Mühe und Vorſicht gelang. Denn er zeigte noch lange gegen alle Speiſen und Getränke, auſſer trockenem Brode und kaltem Waſſer, den heftigſten Widerwillen. Am früheſten verſtand er ſich zur Waſſerſuppe, erſt ganz ſpät lernte er auch Fleiſch genießen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ormus und seine Ruinen.

Digitized by Google

No. 5. Achter Jahrgang 1835. (21)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie älters Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 22 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. – " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Ormus und ſeine Ruinen.

(Mit einer Abbildung.)
Achter Jahrgang 1835. Tab. V.

Ormus, eine durch ihren ehemaligen blühenden Zuſtand berühmte Inſel, gehört zu Perſien und wird bloß durch einen ſchmalen Kanal vom Feſtlande getrennt. Sie iſt eine Maſſe ganz unfruchtbarer vulkaniſcher Felſen, die ſich in rauhen Gipfeln hoch über das Meer emporheben. Geſtalt und Farbe derſelben ſind ſehr verſchieden; einige ſind dunkelbraun, andere röthlich, grünlich oder aſchgrau, manche faſt ganz ſchwarz, manche wieder ganz ſchneeweiß. Kein Baum, kein Strauch kann wachſen, weil es durchaus an Waſſer fehlt; bloß Salzquellen ſind vorhanden. Die Oberfläche der ebeneren Theile der Inſel beſteht aus Ueberreſten von Korallen, vermiſcht mit thoniger Kalkerde. Die Produkte der Inſel ſind Eiſenglanz, rother Ocker, Schwefel und beſonders Salz, das an die Schiffe der britiſch-oſtindiſchen Kompagnie abgeſetzt wird.

Dieſe Inſel war im Mittelalter der Sitz eines mächtigen arabiſchen Fürſten und der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Land- und Seehandels. Im Jahre 1507 wurde ſie von den Portugieſen erobert, denen ſie 1623 die Perſer, mit Hülfe der Engländer, wieder abnahmen. In dem ehemaligen portugieſiſchen Fort, das aber jetzt ſehr verfallen iſt, hat der Iman von Muskat, der jetzige Beherrſcher der Inſel, eine Beſatzung von ungefähr 100 Mann. Die übrige Bevölkerung beſteht aus etwa 20 Fiſcherfamilien.

Die Ruinen der alten Hauptſtadt bieten zahlreiche Spuren früherer Pracht und Bevölkerung dar; indeſſen glaubt der Reiſende Fraſer, dem wir wichtige Mittheilungen über Perſien verdanken, daß der Glanz und Reichthum des alten Ormus ſehr übertrieben worden ſeyn mögen. „Wenn im Orient — ſagt er — von Glanz und Pracht die Rede iſt, ſo muß man dieß faſt allein von der Perſon und den nächſten Umgebungen des Fürſten verſtehen. Das Volk kann um ſo ärmer ſeyn, und oft iſt dieß wirklich der Fall, je mehr Glanz und Pracht der Fürſt um ſich verbreitet...“ Aus dem Umſtande, daß die Beherrſcher mehrmals nicht im Stande waren, den Tribut an die Portugieſen zu entrichten, ließe ſich freilich ſchließen, daß die Stadt ſelbſt keine großen Reichthümer beſeſſen haben könne. Was davon vorhanden war, kann, bei der Unfruchtbarkeit der Inſel, nur durch den Handel erzeugt worden ſeyn.

Wunderbare Rettung.

(Mit einer Compoſition von G. R. Tab. III.)

In der brandenburgiſchen Stadt Neu-Ruppin brach am 26. Auguſt 1787 Nachmittags zwiſchen ein und zwei Uhr in einer vor dem Berliner Thore belegenen Scheune Feuer aus. Es war Sonntag, und ein großer Theil der Einwohner bereits in der Kirche, als der ſchreckliche Ruf Feuer! Feuer! die beginnende Gottesverehrung unterbrach, und Jedermann aus der Kirche nach Hauſe eilte, ängſtlich fragend: wo? wo? An dem für dieſe wohlhabende und betriebſame Stadt ſo ſehr verhängnißvollen Tage tobte ein ſchrecklicher Sturm, und unglücklicher Weiſe nahm derſelbe gerade von den vierzig Scheunen her ſeine Richtung über die Stadt hin, ſo daß — da ſie ſämmtlich mit den Vorräthen der letzten Ernte angefüllt, und durch die eine unter ihnen, in der das Feuer ausgebrochen, allmählig alle in Brand gerathen waren — das brennende Stroh und Getreide — nach dem Striche des Sturmwindes — über die Stadt aller Orten hin verbreitet, und dieſe bald an unzähligen Orten zugleich in Brand geſetzt ward.

Das Unglück der Bewohner, welche ſich innerhalb einer halben Stunde aus dem Zuſtande der Ruhe und ſonntäglichen Stille in eine Lage der drohendſten Gefahr, und überall von Flammen um-

Digitized by Google

ringt ſahen, welche, ihr Habe und Gut gierig verzehrend, kaum noch einen Ausweg zur eiligen Flucht geſtatteten, um das Leben für ſich und die Ihrigen zu retten, dieſes Unglück — war faſt beiſpiellos. Zur Mitternachtszeit waren bereits 531 Häuſer mit allen Hintergebäuden, drei Kirchen, das Rathhaus und ein und vierzig gefüllt geweſene Scheunen in Schutt und Aſche verwandelt. Die von Gefahren, Schreck und Angſt überwältigten Einwohner hatten von ihrem beweglichen Eigenthume wenig oder gar nichts gerettet, da die Häuſer der meiſten bereits in lichten Flammen ſtanden, noch ehe die Beſitzer es fürchteten, denen dann nichts weiter übrig blieb, als die Ihrigen um ſich zu verſammeln, und bemüht zu ſeyn, noch einen Ausweg aus der mit Feuer und erſtickendem Rauch überall erfüllten Stadt zu gewinnen. Was hiebei etwa von dieſem und jenem aus ſeinen Habſeligkeiten ergriffen und mitgenommen worden, war unbedeutend, und öfters ſogar in der Betäubung das Unbedeutendſte und Entbehrlichſte gewählt, während die nützlichſten und unentbehrlichſten Sachen in dem brennenden Hauſe zurückgeblieben waren. Einige kranke und altersſchwache Perſonen hatten überdieß ihr Leben in den Flammen eingebüßt, und ein herzzerreißender Jammer erhob ſich, wenn hie und dort Eltern ihre Kinder, und dieſe ihre Eltern vermißten, von denen ſie bei dem allgemeinen Hinausdrängen aus der brennenden Stadt getrennt waren, und nun fürchten mußten, daß ſie in den ſichtbar überall drohenden Lebensgefahren ihren Untergang gefunden hätten.

Wo aber die große Gefahr iſt, da iſt auch der ſeltene Muth, und in großem Unglück zeigt ſich wie der göttliche Schutz, ſo die menſchliche Größe. Manche treffende Beweiſe von jenem, manch edles Beiſpiel von dieſer wurde bei dem ſchweren Unglück bemerkt, das jene Stadt betraf, und nur durch Kaltblütigkeit, Faſſung und Beſonnenheit — welche ſelbſt Perſonen eigen war, von denen man es nicht hätte erwarten ſollen — ward manche drohende Gefahr von Einzelnen abgewandt. Verdiente Ehre gebührt in dieſer Beziehung unter andern einer armen Dienſtmagd, welche bei dem ihre Herrſchaft und ſie betroffenen Unglücke einen nicht gewöhnlichen Charakter entwickelte.

Marie — ihr Zuname war dem Erzähler dieſes entweder nicht genannt oder entfallen, und das iſt recht zu bedauern, da der Name einer ſo wackern Perſon wohl werth geweſen wäre, bekannt zu werden — Marie, ein Frauenzimmer von zwanzig und etlichen Jahren, aus einer kleinen Provinzialſtadt gebürtig, diente ſeit einigen Jahren in Neu-Ruppin bei einem Fabrikanten wollener Waaren. Sie hatte ſich durch ihre Treue und Rechtſchaffenheit das größte Zutrauen ihrer Herrſchaft und bei den unmündigen Kindern derſelben durch ihre Milde und Freundlichkeit die anhänglichſte Liebe, erworben. Sie ſorgte für den Haushalt mit Genauigkeit und Ordnung, ſchaltete und waltete in Küche und Keller, und die Kinder folgten ihr dabei auf allen Schritten und Tritten, weil ſie am liebſten bei der guten Marie waren.

Als an dem verhängnißvollen Tage das Feuer ausgebrochen, auch ſchon das von Holz in Fachwerk erbaute Haus des Fabrikanten in Brand gerathen war, und alles in Schreck und Betäubung jammerte, ſammelten ſich die erſchrockenen Kinder um die Mutter und Marien, während der Vater beſonnen genug war, ſein Silber, die beſten Kleider, und andere Sachen von Werth in einen großen Kaſten zu packen, und mit Hülfe eines im Hauſe befindlichen Handarbeiters, in den maſſiv überwölbten Keller hinab zu bringen, um es dort vor Zerſtörung zu ſichern. Zu den Seinigen zurückgekehrt, forderte er ſie dringend auf, das ſchon mit Rauch erfüllte Haus zu verlaſſen, ſchickte den Arbeiter voraus, nahm ſeinen Sohn an die Hand, und ging voran; die Mutter mit der älteſten achtjährigen, und Marie mit der jüngſten fünfjährigen Tochter auf dem Arme, folgten.

Vor der Thüre auf der Straße war großes Gedränge der Flüchtenden. Man mußte einige Augenblicke warten. Da erinnerte ſich die Mutter, daß noch ein in Eil zuſammengeknüpfter Bündel der beſten Kleider in der Stube liegen geblieben ſey, und äußerte gegen Marien den Wunſch, dieſen Bündel noch eilig in den Keller zu bringen. Marie kehrte ſogleich in die Stube zurück, und that, wie ihr geſagt war. Das fünfjährige Kind klammerte ſich weinend feſt um Mariens Nacken, und ſo ſtieg dieſe, das Kind, welches nicht von ihr, und das ſie nicht allein laſſen wollte, auf dem Arme, in den Keller hinab, und tappte — da ſie dort genau Beſcheid wußte — bis zur hinterſten Wand deſſelben im Dunkeln fort, ihr Bündel dort niederlegend.

Da erfolgte plötzlich ein donnernder Fall und Schlag gegen die halb geöffnete Kellerthür; krachend ſtürzte dieſe nach innen, und ihr nach mehrere brennende Balken, welche ſich ſchrecklich vor dem einzigen Ausgange lagerten, der aus dem Keller in das Haus hinauf führte.

Erſchrocken war Marie bei dem erſten Praſſeln des Gebälkes zuſammen gefahren, und mit Entſetzen nahm ſie jetzt wahr, daß der Keller durch daſſelbe, bei wahrſcheinlichem Einſturze einer Giebelwand des eigenen oder des nachbarlichen Hauſes, verſchüttet, ihr aber jede mögliche Rückkehr zu ihrer Herrſchaft, und jeder Ausweg aus der dunkeln Tiefe, in welcher ſie ſich jetzt befand, verſperrt war.

Digitized by Google

Ein lautes Aufjammern des Kindes, das ſie auf ihren Armen hielt, erinnerte ſie furchtbar daran, daß noch ein ihr anvertrautes Leben, außer dem ihrigen, in einer Gefahr war, aus der kein Entrinnen möglich ſchien, und erfüllte ihr Inneres, bei dem Gedanken an die verzweiflungsvollen Eltern, mit einem Schmerze, der ihre Gemüthskraft überwältigte. Ihre Sinne ſchwanden, ſie ſank mit dem Kinde auf den feuchten Sand des Bodens bewußtlos nieder.

Als ſie (ſo hatte Marie ſpäterhin erzählt) wieder zu ſich ſelbſt kam, erleuchteten die Flammen des brennenden Gebälkes den Vordergrund des tief unter dem Hauſe hinführenden Kellers. Die kleine Henriette hatte vor ihr gekniet, und mit ihren Händchen ihr die Wangen geſtreichelt. „Ach! Marie!" rief das Kind, da es dieſe ſich wieder bewegen ſahe, „ſchlaf nun nicht mehr. Mir iſt ſo Angſt, und hier wird es ſo heiß." — Mariens Schmerz und Schreck gewann Thränen. Schluchzend raffte ſie ſich auf, preßte das Kind an ihr Herz, und gelobte in demſelben Gott in ihrer höchſten Noth: das Kind ſo lange zu ſchirmen, als ſie ſelbſt noch einen Athemzug in ihrer Bruſt habe.

Als das herabgeſtürzte Gebälk allmälig ausbrannte, und dadurch die tiefe Höhle des Kellers wieder in das gewöhnliche Dunkel eingehüllt ward, ſchien es Marien nothwendig, zuerſt dafür zu ſorgen, daß ſie ihren gegenwärtigen Aufenthalt erhellen könnte. Im Keller umhertappend, fand ſie ein kleines zerfallenes Fäßchen, ergriff einige Stücke deſſelben, nahete ſich der Kohlengluth des zuſammengebrannten Gebälkes, und verſuchte an letzterer dieſelben anzuzünden. Die Hitze war ſchrecklich, endlich aber gelang es doch, die Holzſtückchen den halbverkohlten Balken ſo nahe zu bringen, daß ſie hell aufloderten. Sorgfältig leuchtete nun Marie umher, und trug den gefundenen kleinen Vorrath von Holz zuſammen, um die Flamme zu unterhalten. Dieſer würde jedoch kaum einige Stunden hingereicht haben, den Keller zu erleuchten; Marie nahm alſo einen Scherben, füllte ihn mit Speck, das im Keller hing, zerriß eins ihrer Halstücher, ſuchte daraus einen Docht zu bereiten, und es gelang ihr, ſich eine Art von Lampe zuzurichten, bei deren Scheine die Gegenſtände im Keller zu erkennen waren.

Marie muſterte dieſelben, und ſiehe! es lagen drei große Brode und ein Fäßchen mit Bier im Keller; Speck und eine Menge roher, für ſie nicht genießbarer Materialien ungerechnet. Gottlob! für Befriedigung der quälendſten Bedürfniſſe des Hungers und Durſtes war alſo doch auf einige Zeit in der ſchrecklichen Oede dieſes martervollen Aufenthaltes geſorgt. Marie dankte Gott, die kleine Henriette innig umfaſſend, laut dafür, flehete ihn laut um Rettung an, mußte aber fortan dieſe lebhaften Ergüſſe ihrer Empfindungen unterdrücken denn das Kind, davon ergriffen, fing dabei laut zu jammern an, und verlangte nach den Eltern Marie ſuchte es möglichſt zu beſänftigen, bereitete ihm von den Kleidungsſtücken, die in den Keller hinabgebracht waren, eine Lagerſtätte, ſo gut es ging, und brachte das Kind endlich in den Schlaf. Als es ſanft ſchlummerte, von allen Gefahren des Todes umringt, in der dumpfen, immer heißer werdenden Kellerhöhle, da warf Marie ſich wiederum vor Gott auf ihre Knie, und flehete den Allgegenwärtigen um Hülf und Rettung an. Sie weinte in tiefſter Wehmuth ſtill vor ſich hin, nur dann und wann vom Krachen ſtürzender Gemäuer über ihr und um ſie her aufgeſchreckt. Endlich hatten Angſt und Seelenleiden ihre Kräfte erſchöpft, auch ſie war entſchlummert, und als ſie wieder erwachte — ach! da war ihre Lampe erloſchen, und Dunkel umgab ſie in der mit Dampf und Qualm und Hitze ſchrecklich erfüllten Kluft.

Mariens Lage war fürchterlich. Des Kindes Unruhe wurde immer lauter; es fing in der kaum mehr einzuathmenden Luft ſehr zu leiden an. Ihr Wehe vergaß die Unglückliche, aber des Kindes Lage und Schmerz durchſchnitt ihr das Herz mit den bitterſten Gefühlen. Nur indem ſie mit demſelben auf dem feuchten Boden lag, das Geſicht möglichſt zur Erde niedergekehrt, hatte ſie einige Erleichterung; und nur ihren innigen liebreichen Zureden gelang es endlich, das Kind zu beruhigen, welches die ſichtbare Gefahr, in der ſie Beide ſchwebten, wenn auch nicht begriff, doch zu ahnen ſchien. Das ganze Kellergewölbe glühete von der auf demſelben ruhenden, durch den ſchrecklichen Brand erhitzten Schutt und Steinmaſſe des eingeſtürzten Hauſes. Man vernahm deutlich das Kniſtern der Flammen der noch brennenden, zwiſchen dem Schutthaufen liegenden Balken, und vernichtend war der Gedanke: daß das Gewölbe, von welchem ſelbſt hie und da ſchon Kalk und Steinchen abbröckelten und niederfielen, der darauf ruhenden Laſt der Stein- und Schutthaufen weichen, und plötzlich einſtürzen würde.

Wie langſam in dieſer Schreckenslage die Stunden ſchwanden, und wie Marie, von doppelter Angſt für des Kindes und ihr eigenes Leben gefoltert, alle nur mögliche Kraft ihrer Seele aufbieten mußte, um fähig zu bleiben, die kleinen Bedürfniſſe des Kindes möglichſt zu befriedigen und ſeine Klagen zu ſtillen, — das wird jeder gefühlvolle Leſer ſich ſelbſt ausmalen können.

So mochten denn etwa vierzig Stunden in dieſem leidenvollen Zuſtande zugebracht ſeyn, da ſchlich Marie, als die kleine Henriette eben nach lan-

Digitized by Google

gem Weinen auf ihrem feuchten Lager eingeſchlafen war, durch das Dunkel dem Eingange des Kellers zu, weil es ihr faſt ſchien, als ob in der Nähe deſſelben die heiße dumpfe Kellerluft etwas kühler ſey, und ſiehe — man denke ihren freudigen Schreck! — ſie erblickte einen Lichtſtrahl, der ihr von droben herab durch das Geſtein entgegen leichtete. Noch war indeß das letztere zu erhitzt, als daß es ihr möglich geweſen ſey, einen Fuß darauf zu ſetzen, um etwa ein wenig empor zu klimmen. Ach, Marie war aber doch ſchon getröſtet, denn ſie konnte, bei einigem Hervorbiegen des Körpers, bereits durch eine kleine Oeffnung den Himmel erblicken, in welchem der hülfreiche, barmherzige Gott thront, vor dem ſie jetzt abermals auf ihr Knie ſank, und um Rettung flehete. Sobald die kleine Henriette erwacht war, leitete ſie das Kind ſanft zum Eingange hin, ließ es zum Himmel aufblicken, ſagte ihm: daß es die Händchen zu Gott heben, und den Vater dort droben bitten ſolle, daß er die Oeffnung zu ihrer Rettung möge dienen laſſen, damit ſie bald ihren irdiſchen Eltern wieder gegeben würden. Das Kind that in Einfalt, wie ihm geſagt wurde und betete wehmüthig ſein: „Hilf, lieber Vater im Himmel!"

(Siehe die Abbildung.)

Ob aber Henriettens Eltern noch lebten, ob ſie dem Einſturze des Hauſes entgangen, ob ſie wohlbehalten aus der brennenden Stadt entkommen wären, oder ob ihre verbrannten Leichname vielleicht unter dem glühenden Schutt des Hauſes vergraben lägen, während ihr Kind hier nach Rettung ſeufzte — das war eine andere beugende Ungewißheit, welche Mariens angſtbewegtes Herz mit bitterſter Unruhe erfüllte.

Durch die bei der Entdeckung der Oeffnung im Schutt vor dem Eingange des Kellers entſtandene leiſe Hoffnung eines möglichen Entrinnens aus dem offenen Grabe, in welchem ſich Marie jetzt befand, erhöhete ſich übrigens auch ihre ſehnſuchtsvolle Unruhe, aus demſelben baldigſt gerettet zu werden. Die Augenblicke wurden ihr jetzt zu Stunden, die Stunden von nun an zu Ewigkeiten. Auch das Kind ward unruhiger, als bisher, und wollte durchaus hinaus ins Freie. Dazu kam, daß daſſelbe von der ungewohnten Nahrung, von der feuchten heißen Luft im Keller, und als Folge von Schreck und Angſt, zu erkranken anfing, und die nächſte Nacht in fieberhafter Hitze und unter lautem Phantaſiren zubrachte. Neue Sorge, neues Leid für Mariens Herz! Die zitternde Henriette auf ihrem Schooße, in ihren Armen, ſaß die Unglückliche die lange lange Nacht über auf dem feuchten Boden, ſo nahe, als möglich, dem Eingange zugewandt, um dort eine etwas weniger drückende Luft für ihre Kranke zu finden.

Stunden lang hielt Marie den ermatteten ſchlafloſen Blick auf die Stelle hingewandt, welche zuerſt von dem eindringenden Lichtſtrahl erleuchtet werden mußte; und als ſie endlich dort wahrnahm, daß der Tag angebrochen ſey, hüllte ſie, unter tauſend Küſſen, das leidende Kind wärmer ein, legte es möglichſt bequem nieder, und verſuchte nun, ob ſie etwas weiter durch das Geſtein am Eingange des Kellers vordringen könne. Aber ach! — ſchreckliche Entdeckung! — das war ganz vergebens. Zu große Steinmaſſen lagerten um die halbverbrannte Thür des Kellers her, ſo wie auf der ſteinernen Treppe, und über ihnen lag der rauchende Schutt hoch aufgethürmt. Geſtein und Gemäuer glühete noch, wie geſtern; noch konnte man keinen Fuß darauf ſetzen, keine Hand daran legen, und die Steinmaſſen eingeſtürzter Wände waren überhaupt viel zu groß, als daß Mariens ſchwache Hand ſie hätte fortbewegen, und ſich durch ſie hin hätte Bahn machen können.

Faſt troſtlos und unter der Laſt ihres Jammers erliegend, kehrte ſie zu der kleinen Henriette zurück. Das Kind war eingeſchlafen. Marie legte ſich neben ſie hin, die verweinten Augen floſſen noch einmal von Thränen der bitteſten Noth über; ſie empfahl Gott ihre Seele, — Mattigkeit und Erſchöpfung ſchloſſen ihr die Augen; ſie entſchlief. Von der kleinen Henriette geweckt, erwachte ſie nach einigen Stunden, hoch überraſcht vom hellen Sonnenlichte, das durch den Eingang in den Keller eindrang. Schnell raffte Marie ſich auf, trat näher und ſah mit freudigſtem Erſtaunen, daß das oben vor der Kellertreppe liegende Geſtein eine ganz andere Lage erhalten, und, wie es ſchien, ſeitwärts nach außen hin mehr zuſammen geſunken oder abwärts gerollt war. Zwar konnte ſie auch durch die erweiterte Oeffnung noch immer nicht durchzukommen hoffen, aber es ſtellte ſich ihr doch eine Möglichkeit dazu dar, falls das obere Geſtein noch etwas weiter zurück wiche, und ſich überhaupt aller Schutt mehr abgekühlt haben würde, um einen Verſuch zur Selbſtrettung aus der finſtern Kluft ihrer Noth und Angſt zu wagen.

Still in ſich verſunken, den Blick nach oben zum blauen hellen Himmel und zur Sonne gewandt, ſaß Marie, ihre ach! ihr doppelt theuer gewordene Pflegetochter auf dem Schooße, dicht am Eingange, und ſuchte des Kindes Leiden durch freundlichen Zuſpruch zu lindern, da erſcholl droben über ihr ein ferner Ruf wie von Menſchenſtimmen. Es zuckte Marien durch alle Nerven. Sie ſtand auf, ſtrengte alle ihre Kräfte an, um einige Stufe der Kellertreppe empor zu klimmen, und rief mit möglichſt

Digitized by Google

Digitized by Google

lauter Stimme um Hülfe. Es erfolgte keine Antwort; ſie wiederholte ihren Hülferuf, aber vergebens. Zwar beugte das Fehlſchlagen ihrer Hoffnung, von annahenden Menſchen vernommen zu werden, ſie tief, dennoch aber war ihr der Gedanke ein großer Troſt: daß wiederum Menſchen näher kommen, und endlich vielleicht ihre Stimme vernehmen würden.

Nach einiger Zeit wurden — wie es Marien ſchien — abermals Stimmen laut; ſie kletterte aufs neue den verſchütteten Gang möglichſt empor, rief, was ſie konnte, mußte aber bald in die Tiefe des Kellers zurück, denn ſie war in Gefahr ſich Füße Knie und Hände auf dem noch immer glühenden Geſteine zu verbrennen. Noch rauchten eben die Ruinen, noch war auf dieſem Wege kein Entrinnen.

Da kamen wiederum Stimmen von Männern näher und immer näher, und endlich ganz nahe. Marie jauchzte vor Entzücken auf, dachte nicht an ihre halb verſengten Kleider, an ihre blutig verletzten Hände und Füße, klimmte ſo hoch als möglich empor, und rief laut und kräftig um Hülfe. Als ihr jetzt aber geantwortet ward, wäre ſie vor Freude und Entzücken beinahe rücklings hinabgeſtürzt. — Man rief von außen ihr zu: „ſich noch deutlicher hören zu laſſen, um die Stelle der dampfenden Ruinen deutlicher zu erkennen, wo ſie ſey.“ Sie that es, — nannte ihren Namen und den ihrer Herrſchaft, und bat, deren Kind und ſie zu retten. Jetzt wurde ein ſeltſames Gemiſch ſich mehrender Stimmen laut. Marie erkannte die Stimme ihres Brodherrn, des Fabrikanten. Man rief durch einander nach dieſem nach jenem Rettungsmittel, man bat ſie, ruhig zu ſeyn, die Hülfe ſey nahe.

Die Vatergefühle gaben dem Fabrikanten Muth und Kräfte. Mit einigen herbeigebrachten Brettern, Haken und Stangen näherten Er und einige Männer ſich glücklich dem Eingange zum Keller, räumten ein hinderliches Stück Mauer nach dem andern hinweg, und gelangten endlich ſo weit, der in Freudenthränen ſchwimmenden Marie und der kleinen Henriette auf ihrem Arme, die rettende Hand darbieten, und Beide lebend aus der Tiefe der Todesgefahr und langen ſchrecklichen Noth zu ſich emporziehen, ſie über die noch dampfenden Schutthaufen hinweg, auf die faſt verſchütteten Straßen bringen, und ſo aus der verwüſteten Stadt hinwegführen zu können.

Der Fabrikant mit ſeiner Familie war glücklich der Gefahr entkommen. Henriettens Tod und Mariens Verluſt hatte der Mutter, die Beides als unbezweifelt annahm, namenloſe Leiden bereitet. Eben an dem heutigen Tage hatte der Vater — ſeines Kindes und des treuen Dienſtboten Leichname auf der Brandſtätte ſeines Hauſes aufſuchen wollen, dieſe aber bei der allgemeinen ſchrecklichen Verheerung der Stadt durch eine der furchtbarſten Feuersbrünſte, welche je einen Ort betrafen, nicht ſobald auffinden können. Ihn hatte ſein Bruder begleitet, und dieſer zuerſt die richtige Stelle, wo das Haus geſtanden, erkannt, und bei Annäherung an dieſelbe, den anfänglich dumpfen, dann aber vernehmlichern Hülferuf Mariens vernommen, wonächſt dann dieſelbe endlich deutlich verſtanden und erkannt, und zu ihrer Rettung eilig alles angewandt werden war, bis ſie gelang. Drei ſchreckliche Nächte und vier Tage hatten Marie und Henriette in augenſcheinlicher Todesgefahr geſchwebt.

Es gibt Gefühle, für die keine Worte und Scenen im Menſchenleben, für welche kein Schilderungen paſſend und möglich ſind. Solche Scene fand Statt, und ſolche Gefühle regten ſich in aller Anweſenden Bruſt, als Marie, die im Tode geprüfte, treu bewährt gefundene Marie, die, nächſt Gott, durch ihre Standhaftigkeit, Beſonnenheit und hingebende Liebe erhaltene und gerettete Tochter Henliette der — Gott laut preiſenden — Mutter nieder in den Arm legte.

Kaspar Hauſer.

(Fortſetzung von Seite 20.)

Nicht geringe Mühe und häufige Zurechtweiſungen koſtete es, ihm den Unterſchied zwiſchen lebendigen und todten Dingen begreiflich zu machen. Vieles, was eine Menſchen- oder Thiergeſtalt hatte, mochte es aus Stein gehauen, aus Holz geſchnitzt oder gemalt ſeyn, hielt er noch immer für beſeelt. Bei den an den Häuſern der Stadt gemalten oder ausgehauenen Pferden, Einhörnern, Straußen ꝛc. kam es ihm ſehr verwunderlich vor, daß ſie immer an einer Stelle blieben, und nicht davon liefen, und als er zum erſtenmal das große Krucifix des Veit Stoß an der Auſſenſeite der Sebalduskirche ſah, erregte ihm dieſer Anblick Entſetzen und Jammer; er bat flehentlich, man möge doch den gequälten Menſchen da droben herunternehmen, und wollte ſich lange nicht zufrieden geben, obgleich man ihm zu erklären verſuchte, daß dieſes kein wirklicher Menſch, ſondern nur ein Bild ſey, und nichts empfände. Einem Knaben, der mit einem Stocke auf den Stamm eines Baumes ſchlug, bezeigte er ſeinen Unwillen darüber, daß er dem Baum ſo wehe thue. Den Thieren legte er längere Zeit dieſelben Eigenſchaften, wie dem Menſchen, bei, und ſchien ſie von dieſen nur durch ihre Geſtalt zu unterſcheiden. Er ärgerte ſich darüber, daß die Katze bloß mit dem Munde eſſe, ohne dabei ihre Hände zu gebrauchen.

Digitized by Google

Er wollte ſie dann das Eſſen mit den Pfoten lehren, verſuchte, ſie aufrecht gehen zu machen, ſprach mit ihr, wie mit ſeines Gleichen, und bezeigte Unwillen, daß ſie gar nicht darauf achten und nichts lernen wolle. Dagegen lobte er gar ſehr die Folgſamkeit eines Hundes. Als er eine graue Katze ſah, ſagte er, warum ſie ſich nicht waſche, damit ſie weiß werde. Männer und Frauen unterſchied er nur an der Kleidung, die ihm wegen der mannigfaltigen, in die Augen ſtechenden Farben am weiblichen Geſchlechte beſſer, als am männlichen gefiel, weßhalb er auch ſpäterhin öfters den Wunſch äuſſerte, ein Mädchen zu werden, d. h Frauenkleider zu tragen. Daß aus den Kindern groſe Leute würden, wollte ihm durchaus nicht einleuchten, und am hartnäckigſten widerſprach er, wenn man ihm verſicherte, daß er doch auch einmal ein Kind geweſen ſey und daß er wahrſcheinlich noch bedeutend größer werden würde, als er jetzt ſey. — Vom Entſtehen und Wachſen des Organiſchen in der Natur hatte er anfangs gar keine Vorſtellung. Er äuſſerte ſich immer ſo, als wären alle Bäume in den Boden hineingeſteckt, alle Blätter, Blumen und Blüthen von Menſchenhänden gemacht und daran gehängt. Den erſten Stoff zu einer Vorſtellung vom Entſtehen der Pflanzen gewann er, nachdem er auf Geheiß ſeines Lehrers mit eigener Hand einige Bohnen in einen Blumentopf geſteckt hatte und er dieſe nun, gleichſam unter ſeinen Augen keimen und Blätter treiben geſehen hatte.

Für die Schönheiten der Natur hatte er faſt gar keinen Sinn. Die Natur ſchien ihn nur in ſo weit anzuſprechen, als ſie ſeine Neugier beſchäftigte und ihm zu der Frage Anlaß gab: wer dieſes oder jenes Ding gemacht habe? — Ein Anblick machte jedoch hiervon eine merkwürdige Ausnahme und wurde ein großes, ihm unvergeßliches Ereigniß ſeines mehr und mehr ſich entfaltenden geiſtigen Lebens. Es war im Monat Auguſt 1829, als ihm an einem ſchönen heitern Sommerabend ſein Lehrer zum erſtenmal den geſtirnten Himmel zeigte. Sein Erſtaunen und Entzücken überſtieg jede mögliche Schilderung. Er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen, kehrte immer wieder zu dieſem Anblick zurück, faßte dabei die verſchiedenen Sterngruppen richtig in's Auge, und bemerkte die ausgezeichneten hellen Sterne mit ihren verſchiedenen Farben. „Das" — rief er aus — „das iſt aber doch das Schönſte, was ich noch auf der Welt geſehen habe. Wer aber hat die vielen ſchönen Lichter da hinaufgeſtellt? — wer zündet ſie an? wer löſcht ſie wieder aus? Als man ihm ſagte, daß ſie, wie die Sonne, die er ſchon kenne, immer fortleuchteten, aber nicht immer geſehen würden, fragte er von neuem: wer ſie denn da oben hinauf geſetzt habe, daß ſie immer fortbrenneten? Endlich verfiel er, indem er geſenkten Kopfes unbeweglich mit ſtarren Augen da ſtand, in tiefes ernſtes Nachdenken. Als er wieder zu ſich kam, war ſein Entzücken in Schwermuth übergegangen. Er ließ ſich zitternd auf einen Stuhl nieder und fragte: warum jener böſe Mann ihn doch nur immer eingeſperrt gehalten und von allen dieſen ſchönen Sachen ihm gar nichts gezeigt habe? er (Kaſpar) habe doch nichts Böſes gethan. Er brach hierauf in ein langes, ſchwer zu ſtillendes Weinen aus und ſagte: „man möge nun auch einmal den Mann, bei dem er immer geweſen, auf ein Paar Tage einſperren, damit er wiſſe, wie hart dieſes ſey. Vor dieſem großen Himmelsſchauſpiele hatte Kaſpar noch nie Unwillen gegen jenen Mann geäuſſert, noch weniger von einer Beſtrafung deſſelben etwas wiſſen wollen. Nur die Müdigkeit und der Schlummer vermochten ſeine Empfindungen zur Ruhe zu bringen; er ſchlief — was vorher noch nie geſchehen war — erſt gegen 11 Uhr ein.

Von Religion war nicht ein Fünkchen in ſeiner Seele zu finden, ſo ſehr ſich einige Geiſtliche, gleich in den erſten Wochen nach ſeinem Erſcheinen zu Nürnberg, die unzeitige Mühe gaben, es in ihm zu ſuchen und aufzuregen. Von allen ihren Fragen, Reden und Predigen hätte jedes Thier nicht weniger verſtanden und begriffen, als Kaſpar. Was er an Religion mitbrachte, beſtand — wenn es ohne Läſterung dieſes Namens ſo genannt werden darf — lediglich in demjenigen, was ihm dummfromme Bosheit bei ſeiner Ausſetzung zu Nürnberg in die Taſche geſteckt hatte. In ſeiner Seele voll kindlicher Güte und Milde, die ihn unfähig machte, einem Wurme oder einer Fliege, geſchweige einem Menſchen wehe zu thun, welche in jeder Beziehung ſo fleckenlos und rein ſich erwies, wie der Abglanz des Ewigen in der Seele eines Engels, brachte er keine Idee, keine Ahnung von Gott, keinen Schatten eines Glaubens an irgend ein höheres unſichtbares Daſeyn aus ſeinem dunkeln Kerker mit ſich in die Welt des Lichts. Wie ein Thier aufgefüttert, ſelbſt im Wachen ſchlafend, in der Wüſte ſeines engen Kerkerraumes von nichts angeregt, als von den gröbſten thieriſchen Bedürfniſſen, mit nichts beſchäftigt, als mit ſeinem Futter und mit dem ewigen Einerlei ſeiner Roſſe, war ſein Seelenleben dem Leben der Auſter zu vergleichen, die, am Felſen klebend, nichts empfindet, als ihren Fraß, nichts vernimmt, als den ewig einförmigen Schlag der Wellen. Nichts hatte anfangs Wirklichkeit für Kaſparn, als was er ſehen, hören, fühlen, riechen und ſchmecken konnte. Lange waren alle Bemühungen, auf gewöhnlichem Wege religiöſe Vorſtellungen in ihm zu erwecken, ganz fruchtlos. Die Aeuſſerlichkeiten des Gottesdienſtes waren ihm nicht

Digitized by Google

nur völlig fremd, ſondern ſogar widerwärtig und unerträglich. Als er zuerſt in eine Kirche kam, und des Predigers erhobene Stimme vernahm, meinte er, der Mann zanke mit den Leuten da. Das Singen der Gemeinde, wie des Predigers Vortrag, war ihm ein widerwärtiger Lärm und Unfug, der ſein höchſt feines und reizbares Gehör beleidigte. „Erſt, ſagte er ärgerlich, ſchreien die Leute, und wenn dieſe aufhören, fängt der Pfarrer zu ſchreien an.“ Die Crucifixe in den Kirchen erregten ihm den ungeheuerſten Schauder, weil er die angenagelten Chriſtusbilder für gemarterte lebendige Weſen hielt. Profeſſor Daumer hörte ihn in Kirchen mit dem Ausdrucke höchſten Schmerzes flehen, dieſe Menſchen nicht ſo zu quälen, ſondern von ihren Kreuzen herabzunehmen.

In Beziehung auf einen Geiſtlichen, der ihn beſucht hatte, äuſſerte er, er ſey erſchrocken, da er gehört, es ſey ein Pfarrer; denn dieſe Leute hätten ihn ſchon ſehr gepeinigt. Einmal im Thurme ſeyen vier auf einmal zu ihm gekommen und hätten ihm Dinge geſagt, die ihm unbegreiflich geweſen wären, z. B. daß Gott Alles aus Nichts erſchaffen habe. Da er habe wiſſen wollen, wie das zugegangen ſey, hätten ſie alle zuſammengeſchrien und jeder habe etwas Anderes geſagt. Auf ſeine Erwiederung, das verſtehe er nicht, er wolle erſt leſen und ſchreiben lernen, hätten ſie geantwortet, jenes müſſe man zuerſt lernen. Auch wären ſie nicht eher gegangen, bis er zu ihnen geſagt, ſie ſollten doch jetzt einmal fortgehen *).

Der Unterricht in der Religion konnte bei Kaspar Hauſer nicht zuſammenhängend ertheilt werden, weil jede geiſtige Anſtrengung ſeinen ſchwächlichen Körper zu ſehr entkräftete. Profeſſor Daumer ließ daher körperliche Uebungen mit geiſtigen Beſchäftigungen abwechſeln und erlaubte, daß der Jüngling im Reiten Unterricht nehme, zumal, da er hiezu beſondere Luſt bezeugte. Wie früher die hölzernen Roſſe, ſo waren ſchon längſt die lebenden ſeine Lieblinge geworden, und wenn er einen Reiter ſein Roß tummeln ſah, quoll ſeine Bruſt von dem Wunſche über: „wenn er doch auch einmal ſo ein Roß unter ſich haben könnte!“ Ein Stallmeiſter zu Nürnberg hatte bald die Gefälligkeit, dieſe Sehnſucht zu ſtillen; er nahm Kaspar unter ſeine Schüler auf. Kaspar, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit Alles beobachtend, was ihm und andern Scholaren von dem Lehrer gezeigt und vorgemacht wurde, hatte ſich ſchon in der erſten Stunde die Hauptregeln und Elemente der Reitkunſt nicht bloß gemerkt, ſondern auch nach den erſten Verſuchen ſogleich angeeignet; und in wenigen Tagen war er bereits ſo weit, daß Scholaren, junge und alte die ſchon mehrere Monate lang Unterricht genoſſen hatten, in ihm ihren Meiſter erkennen mußten. Seine Haltung, ſein Muth, die richtige Führung des Pferdes ſetzten Jedermann in Erſtaunen, und er traute ſich zu, was außer ihm und ſeinem Lehrer Niemand zu unternehmen wagte. Als einſt der Stallmeiſter auf der Reitbahn ein eigenwilliges tückiſches Roß umhergetummelt hatte, ſchreckte ihn dieſer Anblick ſo wenig, daß er dieſes Pferd ſich ſelbſt zum Reiten ausbat. Nachdem er ſich eine Zeitlang in der Reitſchule geübt hatte, wurde ihm dieſe zu eng; er verlangte mit ſeinem Roß ins Freie, und hier bewies er dann, nebſt Geſchicklichkeit eine ſo unermüdliche Ausdauer, Härte und Zähigkeit des Körpers, daß es ihm die Geübteſten hierin kaum gleich thun konnten. Er ritt oft viele Stunden lang ununterbrochen im Trab, ohne ſich wund zu reiten, oder Schmerzen im Rücken zu empfinden. Daraus zogen Einige den Schluß, Kaspar Hauſer möge wohl von Geburt einer Reiterfamilie angehören, Andere, wie der ſchon mehrmals erwähnte Herr Polizeirath Merker in Berlin, meinten, er ſey vielleicht ein junger engliſcher Reiter geweſen, der, ſeiner Bande entlaufen, mit den gutmüthigen Nürnbergern Komödie geſpielt habe.

Was nächſt dem ſeltenen Reitertalent Hauſers noch als Eigenthümlichkeit ſich beſonders bemerklich machte, war die faſt übernatürliche Beſchaffenheit, Schärfe und Erhöhung aller ſeiner Sinne.

Was das Sehen betrifft, ſo gab es für ihn keine Dämmerung, keine Nacht, keine Finſterniß. Er konnte bei Nacht überall hin mit der größten Sicherheit vorwärts ſchreiten und lachte die Leute aus, die ſich an dunkeln Orten durch Tappen und Anhalten zu helfen ſuchten. Im Dämmerlicht ſah er ſogar bei weitem beſſer, als am hellen Tage. Bei völliger Nacht unterſchied er, nach ſorgfältig mit ihm angeſtellten Verſuchen, die Farben. Sein Auge war eben ſo ſcharf in der Nähe, als weitragend in die Ferne.

Faſt nicht minder ſcharf und weitreichend war ſein Gehör. In einer verhältnißmäßig ſehr großen Entfernung hörte er bei einem Spaziergang auf dem Felde die Tritte mehrerer Wanderer und unterſchied dieſe Tritte nach ihrer Stärke.

Unter allen Sinnen war es der Geruch, der ſich ihm am zudringlichſten und peinlichſten erwies und ihm vor allem andern das Leben auf dieſer Welt zur Qual machte. Was für uns geruchlos

*) Welche große, wichtige Lehre giebt doch dieſes Kind den Schriftgelehrten ſeiner Zeit. Aber es iſt zu befürchten, Diejenigen, denen ſie am heilſamſten wäre, werden ſie entweder nicht verſtehen, oder nicht auf ſich beziehen. C. S.

Digitized by Google

iſt, war es nicht für ihn; die feinſten, lieblichſten Gerüche der Blumen, z. B. der Roſe, waren ihm Geſtank oder afficirten ſchmerzlich ſeine Nerven. Was uns andern bloß in der Nähe durch den Geruch ſich ankündigt, roch er in der weiteſten Ferne. Seine Spaziergänge, die ihn bald an Blumengärten, bald an Tabaksfeldern, bald an Nußbäumen, oder andern ſtark riechenden Gewächſen, vorbeiführten, wurden ihm dadurch oft gar ſehr verleidet, und er mußte dann ſeine Erholungen in freier Luft, mit Kopfweh, Angſtſchweiß und Fieberanfällen bezahlen.

Auf die beſondere Beſchaffenheit des *Gefühlvermögens* Kaspars ward Profeſſor Daumer zuerſt aufmerkſam. Ein Fremder machte ihm nämlich ein Geſchenk mit einem Spielpferdchen und einer kleinen Magnetſtange, womit jenes, welches vorn mit Eiſen beſchlagen war, im Waſſer ſchwimmend herumgezogen werden konnte. Als Kaspar den Magnet nach der Anweiſung gebrauchen wollte, fühlte er ſich von demſelben ſogleich afficirt und legte dieſes Spielzeug hinweg. Späterhin über den Beweggrund ſeines Benehmens gefragt, äußerte er: jenes Pferdchen habe ihm einen Schmerz verurſacht, den er durch den ganzen Leib in allen Gliedern geſpürt habe. Profeſſor Daumer machte ſpäterhin mehrere Verſuche mit demſelben Magnet. Hielt er den Nordpol gegen Kaspar hin, ſo griff dieſer in die Gegend der Herzgrube, zog ſeine Weſte auswärts, indem er ſagte: *ſo ziehe es ihn, es gehe wie ein Luftzug von ihm aus.* Der Südpol wirkte weniger ſtark auf ihn, und er ſagte von ihm, *es wehe ihn an.*

Nicht minder auffallend äußerte ſich in Kaspar der *thieriſche Magnetismus.* Er nannte die Empfindung des auf ihn einſtrömenden magnetiſchen Fluidums immer ein Anblaſen. Solche magnetiſche Empfindungen hatte er nicht bloß bei Menſchen, wenn dieſe mit der Hand ihn berührten, ſondern auch bei Thieren. Wenn er ein Pferd anfaßte, ging es ihm, wie er ſagte, kalt den Arm hinauf. Griff er eine Katze beim Schweif an, ſo überfiel ihn ein ſtarker Kälteſchauder, und es war ihm, als habe er einen Schlag auf die Hand bekommen.

Kaspar Hauſers Geſundheit hatte unter ſorgfältiger Pflege der würdigen Daumer'ſchen Familie, bei zweckmäßiger Leibesbewegung und angemeſſener Beſchäftigung bedeutend gewonnen. Er lernte fleißig, nahm zu an allen Kenntniſſen, machte Fortſchritte im Rechnen und Schreiben und brachte es im letzten bald ſo weit, daß er im Sommer 1829 es unternehmen konnte, dem Verlangen ſeiner Vorgeſetzten entſprechend, die Erinnerungen ſeines Lebens in einen ſchriftlichen Aufſatz zu bringen. Das unter unſerer Abbildung befindliche fac simile iſt eine Probe ſeiner Handſchrift im Jahre 1830.

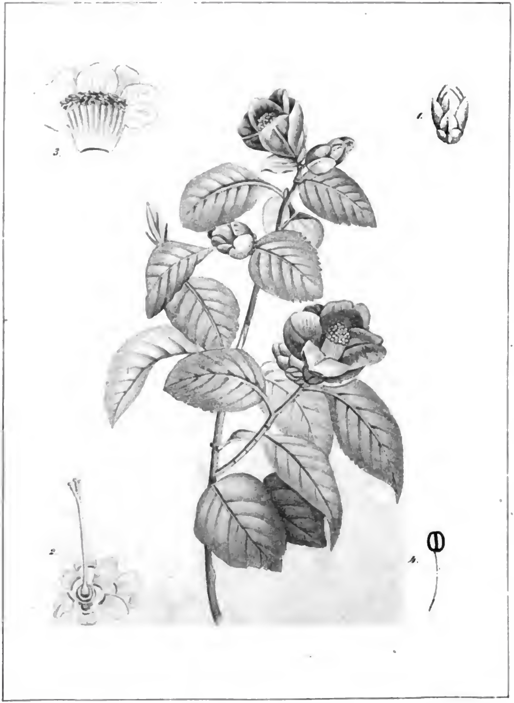
Vielleicht, daß die im Publikum allgemein verbreitete Nachricht, *Kaspar Hauſer arbeite an ſeiner Lebensbeſchreibung*, jenen bekannten Mordverſuch herbeiführte, der im Oktober 1829 ſein Leben bedrohte. Diejenigen, welche ihn bisher verborgen gehalten hatten, ſahen ihre Hoffnungen, den armen Jüngling in den Wellen der ihm fremden Welt lebendig zu begraben, vereitelt; und nun wurde, wie die geheimen Verbrecher glauben mochten, Kaspars Ermordung für ſie eine Art von Nothwehr.

Kaspar pflegte Vormittags von 11 bis 12 Uhr außer dem Haus eine Rechnungsſtunde zu beſuchen. Aber am Sonnabend den 17ten October blieb derſelbe, weil er ſich unwohl fühlte, auf Geheiß ſeines Erziehers zu Hauſe. Profeſſor Daumer war ausgegangen und nur deſſen Frau, Mutter und Schweſter befanden ſich zu Hauſe. Sie glaubten, Kaspar ſey auf ſeinem Zimmer und arbeite. Als aber gegen 12 Uhr die Schweſter des Profeſſor Daumer mit Fegen der Wohnung beſchäftigt war, wurde ſie auf der Treppe, die von dem erſten Stockwerk nach dem Hofe führt, mehrere Blutſpuren gewahr. Sie wiſchte dieſelben ſogleich ab, ohne etwas Schlimmeres dabei zu denken, als Kaspar habe etwa aus der Naſe geblutet. Als man aber dieſen in ſeinem Zimmer vermißte, ſuchte die Frau des Profeſſor Daumer ihn im ganzen Hauſe und bemerkte endlich Blut auf der Kellerthüre. Schlimmes ahnend, hob ſie die Kellerthüre auf, ſtieg bis zur unterſten Stufe hinab und ſah hier aus in dem von Waſſer angefüllten Keller in einem Winkel etwas Weißes aus der Ferne ſchimmern. Sie eilte zurück und forderte die Magd des Hausherrn auf, mit einem Licht in den Keller zu gehen, um nachzuſehen, was darin Weißes liege. Kaum hatte dieſe auf den bezeichneten Gegenſtand hingeleuchtet, ſo rief ſie: „*Da liegt der Kaspar todt!*“ Die Magd und der Sohn des Hausherrn, der indeſſen ebenfalls herbeigekommen war, hoben nun Kaspar, der kein Lebenszeichen von ſich gab, und deſſen todtenbleiches Geſicht mit Blut bedeckt war, vom Boden auf und trugen ihn aus dem Keller.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Camellia japonica.

Digitized by Google

№ro 6. Achter Jahrgang 1835. (29)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten.
Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh.
Mit den Compositionen Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. – " "
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Camellia Japonica.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. VI.

In den Wintermonaten, wo die Keime aller andern Blumen unter tiefer Schneehülle verborgen liegen und der mühſam gepflegte Zimmergärten nur hie und da ein dürftiges Blüthchen erzeugt, ſehen wir nicht ſelten hinter den Fenſtern der Blumenfreunde eine ſchöne Pflanze in voller Blüthe ſtehen, deren Blumen große Aehnlichkeit mit der Roſe haben. Es iſt die beliebte Camellia, ein immergrüner Strauch, welcher urſprünglich in den Wäldern von Japan wächſt, wo man ihn Tſubakki nennt. Seiner Schönheit wegen wird er indeß auch in ſeinem Vaterlande in den Gärten gepflanzt und ſelbſt in China ſehr hoch geſchätzt. Prachtvolle roſenfarbene oder weiße Blumen kommen in zahlreicher Menge zwiſchen den ovalen dunkelgrün glänzenden Blättern hervor. Die Staubfäden derſelben bilden eine gelbe Krone, wie ſie Figur 3. zeigt. Es iſt der Kultur unſerer Gärtner gelungen, die Camellia gefüllt in verſchiedenen Abarten zu ziehen. Sie führt alsdann den Namen: Roſe von Japan und wird auſſerordentlich hoch geſchätzt. Der Strauch, welcher in ſeinem Vaterlande eine Höhe von 4 bis 5 Fuß erreicht, iſt bei uns gewöhnlich nur 2 bis dritthalb Fuß hoch, wird aber auch abſichtlich oft ſehr klein in niedlichen Töpfen gezogen. Er gedeiht am beſten in einer fetten, leichten, mit ⅓ Flußſand gemiſchten Erde, will viel Wärme und Sonnenlicht haben und nur mäßig begoſſen ſeyn. Stellt man ihn am Anfang des Winters in ein warmes Zimmer hinter das Fenſter, ſo können ſchon im Monat Januar ſeine ſchönen Blüthen geöffnet ſeyn.

Man pflanzt die Camellia durch Abſenker und Wurzelſchößlinge fort, welche indeß nicht leicht gedeihen. Daher kommt es, daß dieſes Gewächs bei uns immer noch in ziemlich hohem Preiſe ſteht. Vor ohngefähr 12 bis 15 Jahren, als die Camellia zuerſt aus den botaniſchen Gärten von London und Paris abgegeben wurde, kaufte man ein Exemplar für 6 bis 8 Louisd'or. Jetzt erhält man ſchon ein ſolches, und zwar von den ſchönſten Sorten für 2 Gulden.

Die Frucht der Camellia, welche in Figur 1. abgebildet iſt, enthält ſchwärzliche Körner, aus welchen die Japaneſen ein feines Oel bereiten, das ſie zur Zubereitung ihrer Speiſen benutzen.

Johann Gottfried von Herder.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 16.)

Mit der Ankunft in Eutin begann für Herder ein noch unbekanntes, ſeinem Charakter nicht zuſagendes Verhältniß, das Hofleben. Obgleich er von dem Herzog und der Herzogin mit Achtung und Zutrauen aufgenommen wurde, ſo konnte doch ſein reicher Geiſt und ſein volles, warmes Herz nie vollkommene Befriedigung am Hofe finden und er ſehnte ſich aus dem ſteifen Etiquettenzwang hinweg. Sein Wunſch wurde im Jahre 1770, den 15. Juli erfüllt. An dieſem Tage reiſte er nämlich mit dem Prinzen über Hamburg, Hannover, Göttingen, Caſſel, Hanau, Darmſtadt, Karlsruhe bis Straßburg, wo dieſer den Winter über bleiben ſollte. Dieſe Reiſe wurde für das Glück ſeines Lebens entſcheidend. Denn auf ihr lernte er ſeine künftige, durch ſeltene Anlagen und Verdienſte ausgezeichnete Lebensgefährtin, Demoiſelle Flachsland in Darmſtadt kennen. In Karlsruhe wurde er von dem verewigten Großherzog Karl Friedrich auf das Gütigſte aufgenommen, denn der ſeltene Fürſt erkannte in ihm den ſeltenen Geiſt. Herder ſchrieb über ihn in einem Briefe an ſeine Geliebte: „Der Markgraf iſt der erſte Fürſt, den ich ganz ohne Fürſtenmiene kenne. Unſere Geſpräche fallen meiſtens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menſchlichen Geſchlechts gehören, und über die

Digitized by Google

ich mich ſo frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürſten ſpreche"

Der Aufenthalt in Straßburg war für Herder darum höchſt intereſſant, weil er dort die Bekanntſchaft *Göthe's* und *Jung Stillings* machte; indeß hatte er doch auch daſelbſt mit dem beſchränkten Hofmeiſter des Prinzen, der ihn *beneidete*, viele Unanehmlichkeiten zu ertragen und gab daher, als ſie ihm unerträglich wurden, ſeine Stelle auf.

Drei viertel Jahre nachher wurde Herder als Conſiſtorialrath in Bückeburg angeſtellt. Er reiſ'te von Straßburg über Karlsruhe dahin ab. Damals war es, wo er, nach dem ausgedrückten Wunſche des Markgrafen Karl Friedrich, in der Schloßkirche zu Karlsruhe predigte. Daß man auch hier Herders vorzügliches Predigertalent zu würdigen wußte, beweiſ't ein Epigramm, mit welchem ein aufgeweckter Geiſtesverwandter dem großen Mann gegen die ihn überall hin verfolgende Tadelſucht ſeiner orthodoxen Amtsbrüder in Schutz nahm.

„Ach, zürnt doch über Herdern nicht
Ihr Stümper! denn wenn Herder ſpricht,
So reißt er durch ſein mächtig' Wort
Verſtand, Herz und Gemüth auch wider Willen fort.
Wenn ihr ſprecht, iſt's — ach leider! ſo gedehnt —
Daß man auch wider Willen gähnt" —

Die Lage Herders in Bückeburg war keineswegs ſo angenehm, als er ſie mit Recht hätte erwarten können. Der Graf hatte ſich wahrſcheinlich eine andere Idee von ihm und Herder ſich eine andere Vorſtellung von dem Grafen gemacht. Daher blieb ihr Verhältniß ziemlich entfernt und fremd, obgleich äuſſerlich immer würdig und achtungsvoll. Doch begann hier für ihn die Zeit, wo er im eigentlichen Sinne zu *leben* anfing. Denn er vermählte ſich im Jahr 1773 mit ſeiner Freundin *Maria Karolina Flachsland*, welche durch die vortrefflichen Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens über ſeine Lebenstage Heiterkeit und Friede verbreitete.

Herder gab in Bückeburg einige ſeiner vortrefflichſten Schriften heraus und errang mehreremal den Preiß von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften. Sein Ruf als Schriftſteller verbreitete ſich in Deutſchland allgemein, und darum ſuchte die Univerſität Göttingen ihn als Profeſſor für ſich zu gewinnen. Schon war Herder Willens dem Rufe dorthin zu folgen, als er den ehrenvollen Antrag erhielt, ſich als *Conſiſtorialrath nach Weimar* zu begeben. Göthe, der alten Freundſchaft eingedenk, hatte ihm dieſe Stelle verſchafft. Auf der Hinreiſe nach Weimar blieb Herder mit ſeiner Familie acht Tage zu Halberſtadt bei Freund *Gleim*, dem berühmten Dichter.

Am 2. October 1776 traf Herder in Weimar ein. Geiſtlicher Neid und Verketzerungsſucht kamen ihm auch hier entgegen. Die orthodoxen Amtsbrüder, welche überall das Unkraut unter den Waizen ſäen, hatten das Gerücht verbreitet: Herder ſey kein Geiſtlicher, ſondern ein Belletriſt, könne nicht predigen und glaube nicht an Chriſtum. Mit etwas angegriffenem Gemüth hielt er daher zu Weimar ſeine Antrittspredigt. Die Kirche war gedrängt voll und der Eindruck allgemein überraſchend; denn aus ihm ſprach die Stimme des Sieges für die Wahrheit. — Demungeachtet unterließ der geiſtliche Neid nicht, ihm das Leben zu verkümmern und ihm die härteſten Kämpfe zu bereiten. Hof und Stadt waren indeß ſehr bald auf ſeiner Seite und nachdem man ſich von ſeinen feſten Grundſätzen mehr überzeugt hatte, betrachtete man ihn immer mehr als eine moraliſche Mauer gegen allen Aberglauben und Unglauben.

Unter der Zahl ſeiner Freunde ſtand nebſt Göthe *Wieland* oben an, deſſen gutmüthige Seele ſich ſehr bald an Herder anſchloß. Bei dem ſchweren Anfang in ſeinem eigentlichen Beruf fand Herder in ſeinen übrigen Geiſtesarbeiten, in ſeinem *innern Genius*, der ihn ſtets zum Fortſchreiten nach einem höhern Ziel antrieb, Aufmunterung und Troſt. In dieſen Beſchäftigungen und in dem Umgang mit Gattin, Kindern und Freunden fand er ſein ſtilles häusliches Glück.

Im Jahre 1784 war es, wo der erſte Theil ſeines gefeiertſten Werkes: „*Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit*" erſchien. Es iſt dieſes Werk dem Größten und Herrlichſten, was unſere Literatur aufzuweiſen hat, an die Seite zu ſtellen. In ihm leuchtet Herders umfaſſendes Genie in ſeinem höchſten Glanze, und es enthält einen unendlichen Reichthum der großartigſten Ideen über Gegenſtände, welche dem Menſchen, der ein richtiges Urtheil über ſich ſelbſt und über ſein ganzes Geſchlecht gewinnen will, das Wichtigſte ſeyn müſſen.

Im Jahre 1788 erhielt Herder die ganz unerwartete Einladung des damaligen Domherrn zu Worms und Speyer, Freiherrn *Friedrich von Dalberg*, in ſeiner Geſellſchaft eine Reiſe nach Italien zu machen, und ergriff dieſe Gelegenheit, wie ſich denken läßt, mit freudigem Herzen. Es war ſtets der Gegenſtand einer ſeiner heißeſten Wünſche zu ſehen, den Boden eines Landes zu betreten, wo die heiligen Schauer einer großen Vorwelt ſeinen Geiſt umwehten. Wirklich war auch Herder vielleicht in ſeinem ganzen Leben nicht ſo glücklich, ſo geſund, ſo heiter und jovialiſch, als während ſeines Aufenthaltes in Italien, und beſonders in Neapel. Er ſchrieb hierüber an ſeine Gattin: „Um wie manches hat mich dieſe Reiſe klüger gemacht! wie viele Saiten meines Weſens

Digitized by Google

hat ſie nicht leiſe und unleiſe berührt, die ich ſonſt kaum kannte! Das weiß ich gewiß, ſie hat mir die Augen über die Menſchen tauſendfach geöffnet und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens finden und inſonderheit Treue und Liebe ſchätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt ſo wenig giebt." —

Noch einmal ſollte Herder durch einen erneuerten Ruf nach Göttingen in ſeinem künftigen Lebensplane ſchwankend gemacht werden. Als er noch in Rom war, erhielt er von dem berühmten Philologen Heyne eine Zuſchrift, die ihn dahin einlud. Lange blieb Herder unentſchieden; die Stimme ſeines Genius war für Göttingen. Als er aber die Liebe und das Zutrauen ſo vieler von ihm verehrter Perſonen zu Weimar vor ſich ſah, als er die Wünſche der regierenden Herzogin von ihr ſelbſt vernahm und der Herzog ſelbſt zur Verbeſſerung ſeiner Lage die vortheilhafteſten Bedingniſſe vorſchlug, da entſchloß er ſich endlich, mit ſchwerem Herzen, den Ruf nach Göttingen auszuſchlagen. —

Herders Verdienſte in ſeinem eigentlichen Berufe, beſonders ſeine Leiſtungen zur Verbeſſerung der Bildungsanſtalten ſind unendlich. Er wußte überall, wo er wandelte und wirkte einen beſſern Geiſt zu verbreiten, und mancher edle Jüngling, manches aufſtrebende Talent verdankten ihm ſeine Bildung und ſein Lebensglück.

Seine vielfachen Geſchäfte waren jedoch nicht ohne nachtheilige Folgen für ſeine Geſundheit geblieben. Eine erhöhte Reizbarkeit war an ihm zu bemerken, und oft klagte er darüber, daß er die Gedanken nicht mehr feſthalten könne. In den erſten Wochen ſeiner Krankheit ſagte er oft: „Ach, wenn mir nur eine neue, große, geiſtige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal geſund." So gerne hätte er noch länger gelebt, um manchen Gedanken noch auszuführen, der in ihm lag, und über das, was ihm das Wichtigſte war, ſich noch einmal völlig auszuſprechen; aber ſeine fortdauernde Krankheit verhinderte ihn daran. Den 18. December 1803 verfiel er, nach einem großen Schmerz in der Bruſt in den letzten Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte, und Abends gegen halb 11 Uhr war er ſanft hinübergeſchlummert und in Erfüllung gegangen, was er nicht lange vor ſeinem Tode mit ahnungsvoller Seele niedergeſchrieben hatte:

— In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeiſtert Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höherer Gottheit, ihre Welt,
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt?
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und ſchweigt! —

Nur 59 Jahre und 4 Monate hatte er gelebt aber mehr als 40 Jahre lang mit raſtloſem Eifer und ſtets für das Gute gewirkt.

Seine treue Gattin folgte ihm bald nach am 15. September 1809, ohngefähr zwei Jahre, nachdem ſie ihre ſieben Kinder verſorgt ſah, und ſeine Lebensgeſchichte vollendet hatte. Dieſes Werk iſt unter dem Titel Erinnerungen an Gottfried von Herder, in zwei Bänden erſchienen. Wir empfehlen es deßhalb denjenigen unſerer Leſer, welche, durch unſere kurze Skizze veranlaßt, den Wunſch hegen, das Leben des ausgezeichneten Mannes näher kennen zu lernen.

Das treuſte, umfaſſendſte Bild von dem Geiſte des Verewigten geben jedoch ſeine eigenen Schriften. In ihnen ſpiegelt ſich ſeine große Seele am Herrlichſten ab und der Leſer derſelben empfindet auf jeder Seite die tiefe Wahrheit des Wortes, welches ſein Geiſtesverwandter und Freund Jean Paul Friederich Richter über ihn ausſprach: „Wenige Geiſter waren auf die große Weiſe gelehrt, wie er. Die meiſten verfolgen nur das Seltenſte, Unbekannteſte einer Wiſſenſchaft. Er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wiſſenſchaften in ſein himmelſpiegelndes Meer auf. Viele werden von der Gelehrſamkeit umſchlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, er aber, wie von einer Traubenrebe. — Er kommt mir jetzt, ſo ſehr auch ſonſt der Tod die Menſchen in eine heilige Verklärung hinein hebt, in ſeiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor, als ſonſt hier unten neben mir. Ich denke mir ihn drüben hinter den Sternen, gerade an ſeinem rechten Ort, und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun ſo feiere nur recht drüben dein Erntefeſt, du Reiner, du Geiſterfreund! Dein ſchwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zur leichten Blumenkrone, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne verſetzt!"

Herders Schriften betreffen theils die ſchöne Literatur und Kunſt, theils die Philoſophie und Geſchichte, theils die Religion und Theologie. Er ſelbſt veranſtaltete noch bei ſeinem Leben eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften, über welchem Geſchäft er aber geſtorben iſt. Es ſind zuſammen 45 Bände gr. 8. Die, welche die Literatur und Kunſt betreffen, haben den Titel: „Johann Gottfried von Herder's ſämmtliche Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt." (Tübingen, 1805 bis 1809. 1ſter bis 16ter Band). Der erſte und zweite Theil enthält ſehr ſchätzbare Fragmente zur deutſchen Literatur; der 3te den Cid, ein Gedicht, beſtehend aus einer Reihe von ſiebenzig Romanzen in mannigfaltigen Versarten und von verſchiedenem Charakter, die das ganze Le-

Digitized by Google

den des Cid umfaſſen. Der in ihnen herrſchende Ton iſt dem ächten Charakter der altſpaniſchen Romanze durchaus treu. Herder hat das, was in einzelnen Romanzen und Chroniken vom Cid erzählt wurde, ſehr gut benutzt, um daraus ein Ganzes zu ſchaffen; der 4te und 5te enthält ſeine kritiſchen Wälder, oder Betrachtungen über die Wiſſenſchaft und Kunſt des Schönen; der 6te dramatiſche Stücke und Dichtungen, zu welchen letztern auch ſeine „Paramythien“ oder Erzählungen aus der griechiſchen Fabel gehören; der 7te ſeine Abhandlungen und Briefe über ſchöne Literatur und Kunſt. Darunter befindet ſich auch die 1773, von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte Preisſchrift: „Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet.“ Der achte Theil enthält ſeine Volkslieder verſchiedener Nationen, und zwar Lieder aus dem hohen Nord, dem Süd, Nordweſtliche, Nordiſche und deutſche Lieder, und endlich Lieder der Wilden. Der 9te Theil eine Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern, der 10te Nachbildungen Griechiſcher, der 11te Ueberſetzungen Römiſcher Dichter und mehrere antiquariſche Aufſätze, und der 12te Früchte aus den ſogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrhunderts u. ſ. w. — Unter ſeinen Schriften zur Philoſophie und Geſchichte (aus 17 Bänden beſtehend) gehörig, bemerken wir hier zunächſt ſeine Preisſchrift: „Ueber den Urſprung der Sprache“ (Berlin, 1772. 8.), und ſeine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ (zuerſt Riga 1784; 4 Theile, 4.), worin er ſich weit über ſeinen Vorgänger J. Iſelin erhebt; und unter den zur Religion und Theologie gehörigen: „Vom Geiſt der Ebräiſchen Poeſie,“ (Deſſau, 1782; 2 Theile.), mit mehreren lyriſchen Stücken begleitet. Letztere Abtheilung umfaßt 12 Bände. Dieſe Oktav-Ausgabe der Werke iſt ſelten geworden. Seit 1827 erſcheint eine Ausgabe in Taſchenformat, die eben ſo eingetheilt iſt und aus 60 Bändchen beſtehen ſoll, von denen bis jetzt 24 herausgekommen ſind. — Ein Auszug oder „Geiſt“ aus Herders Werken erſchien zu Berlin, 1826, 6 Bändchen, 16.

Kaspar Hauſer.

(Fortſetzung von Seite 28.)

Oben angekommen, gab er durch ein gewaltiges Stöhnen das erſte Lebenszeichen. Dann rief er mit dumpfer Stimme: Mann! Mann! — Er wurde ſogleich ins Bett gebracht, wo er mit geſchloſſenen Augen von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Worte und Sätze bald ſchrie, bald vor ſich hinmurmelte: Mutter! — Profeſſor erzählen — Mann ſchlägen — ſchwarzer Mann — nit funden — mein Zimmer — in den Keller verſtecken! —

Es überfiel ihn hierauf ein gewaltiger Fieberfroſt, der bald in heftige Paroxismen überging, in welchen einige ſtarke Männer Mühe hatten, ihn zu halten. In ſeinen Wuthkrämpfen biß er von einer Porzellaintaſſe, worin man ihm ein warmes Getränk beizubringen ſuchte, ein ganzes Stück heraus und ſchluckte es mit dem Getränk in ſich hinein. Beinahe 48 Stunden befand er ſich im Zuſtande vollkommener Geiſtesabweſenheit. In ſeinen Delirien während der Nacht ſprach er von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Sätze vor ſich hin: „Herrn Bürgermeiſter ſagen — Nicht einſperren — Mann weg! — Glocke weg! Nicht umbringen, nicht Mund zuhalten, nicht ſterben! — Ich alle Menſchen lieb — ich auch gerne lebe. Niemand nichts than. — Warum du mich umbringen? — Haſt mich niemals herausgethan aus meinem Gefängniß. Du mich zuerſt umgebracht, eh ich verſtanden, was Leben iſt. —

Hauſers Wunde befand ſich auf der Stirne; die ganze Länge derſelben betrug 19¼ Linien und man ſah den ſcharfen Rändern derſelben an, daß ſie wahrſcheinlich mit einem ſehr ſcharf ſchneidenden Inſtrumente beigebracht worden war.

Aus den ſpätern Ausſagen Hauſers, der ſich nach 22 Tagen wieder erholt hatte, ging hervor, daß ſich ihm, als er auf den Abtritt gegangen ſey, ein ſchwarz verhüllter Mann nachgeſchlichen und ihm einen Schlag auf den Kopf gegeben habe. Er ſey ſogleich bewußtlos niedergeſtürzt und als er nach einiger Zeit zu ſich gekommen ſey, habe er ſich in der Angſt in ſein Zimmer flüchten wollen, ſey aber in den Keller gerathen, nachdem er jenes lange vergeblich geſucht habe. —

Bald ergaben ſich auch mehrere Anzeigungen, welche die Spuren des Thäters nachwieſen. Dahin gehört z. B. daß an demſelben Tag, in derſelben Stunde, wo die That geſchehen, der von Kaspar beſchriebene Mann geſehen worden iſt, wie er aus dem Daumer'ſchen Hauſe ſich entfernte; daß ungefähr 4 Tage nach der That ein eleganter Herr welcher Kleider trug, wie der von Hauſer beſchriebene ſchwarze Mann, ſich vor den Thoren der Stadt zu einer gemeinen, oben nach der Stadt gehenden Frau geſellt, ſich bei dieſer angelegentlich nach dem Leben oder Tod des verwundeten Hauſer erkundigt habe, dann mit dieſer Frau bis unter das Thor gegangen ſey, wo ein, die Verwundung Hauſers betreffender magiſtratiſcher Anſchlag zu leſen war, und, nachdem er ihn geleſen, ohne die Stadt zu betreten, ſich auf höchſt verdächtige Weiſe wieder entfernt habe. —

Die Unterſuchungen haben (wie ſchon erwähnt)

Digitized by Google

zwar zu allerlei ſonderbaren Vermuthungen, aber zu keinem ſichern Reſultate geführt. Wir wollen darum die abentheuerlichen Hypotheſen, welche in Umlauf geſetzt worden ſind, nicht durch eine neue vermehren, ſondern in der Darſtellung der Eigenthümlichkeiten dieſes ſonderbaren Halbmenſchen fortfahren.

Kaspar Hauſers ganzes Aeußere, ſein Geſicht, ſein Benehmen, ſeine fremdklingende Sprache ꝛc. ließen ihn jedem beachtungsfähigen Auge als ein ſeltſames Gemiſch von Kind, Jüngling und Mann erſcheinen. In ſeinem Geiſte regte ſich nichts von Genialität, nicht einmal von irgend einem ausgezeichneten Talent (das Reiten ausgenommen). Was er lernte, verdankte er beharrlichem Fleiße. Doch beſaß er einen geſunden Menſchenverſtand und ein ſo richtig treffendes Urtheil über viele Dinge, daß er damit manchen gelehrten Schulfuchs beſchämen oder in Verlegenheit bringen konnte.

Einer der größten Mißgriffe in der Erziehung und Bildung dieſes Menſchen war unſtreitig, daß man, ſtatt ihm eine ſeiner Eigenthümlichkeit angemeſſene, menſchliche Bildung zu geben, ihn auf das Gymnaſium ſchickte, wo er ſich mit der lateiniſchen Grammatik und dem Cornelius Nepos den Kopf zermartern mußte. In lateiniſche Schulſchrauben eingezwängt, erlitt ſein Geiſt gleichſam eine zweite Gefangenſchaft. Wie früher die Kerkermauern, ſo ſperrten ihn jetzt die beſtaubten Wände der Schulſtube von der Natur und dem Leben aus.

Das drückende Gefühl von ſeiner Unwiſſenheit, Unbehülflichkeit und Abhängigkeit, die Ueberzeugung, daß er nie im Stande ſeyn würde, die verlorne Jugend wieder einzubringen, und endlich der grauſenhafte Gedanke, daß dem kümmerlichen Reſte ſeiner ihm gefriſteten Tage jeden Augenblick ein unſichtbares Mordbeil, ein geheimes Banditenmeſſer drohe.*) Dieß war der ſchwere Inhalt der ſeine Stirne umziehenden Trauerwolken, die, wenn äußere Anläſſe ſie verdichten, nicht ſelten in Thränen und wehmüthige Klagen ſich ergoſſen. Er war ein zartes Bäumchen, dem man ſeine Krone genommen, deſſen Herzwurzel ein Wurm zernagte.

Bei ſolchen Stimmungen, in ſolchem Gefühl von ſeiner Lage mußte wohl die Religion, Glaube an Gott und vertrauungsvolles Hoffen auf die Vorſehung Eingang in ſeine, des Troſtes bedürftige Seele finden. Er wurde im ächten Sinne des Wortes ein frommer Menſch, und beſchäftigte ſich gerne mit vernünftigen Erbauungsſchriften. Von ganzer Seele zuwider war ihm indeß jene frömmelnde Zionsſprache, in welcher heut zu Tage ſo viele ſich behaglich fühlen.

Als Kind begraben, als reifer Jüngling auferſtanden, brachte er eine von Vorſtellungen leere, aber auch von allen Vorurtheilen reine und von jedem Aberglauben freie Seele mit auf die Welt des Lichtes.

Die außerordentliche, faſt übernatürliche Erhöhung ſeiner Sinne hat ſpäterhin faſt ganz nachgelaſſen. Er ſah zwar noch immer im Dunkeln, aber er liebte und ertrug gleich andern Menſchen das Sonnenlicht. Von der Rieſenhaftigkeit ſeines Gedächtniſſes und andern ſtaunenerregenden Eigenſchaften war keine Spur mehr zu finden. Nichts Außerordenliches war mehr an ihm, als das Außerordentliche ſeines Schickſals und ſeine unbeſchreibliche Güte und Liebenswürdigkeit.

Das rührende Bild der reinſten Güte, welches Hauſers Erſcheinung in den erſten Zeiten gewährte, übertrifft alles, was von dieſer Art die Phantaſie ſich erfinden könnte. Als ihn einmal jemand aufforderte, ihm mit einer Ruthe einen kleinen Streich zu geben, war er nicht dazu zu bringen; „es thue ihm ſelbſt gar zu wehe!“ ſagte er. Wenn er ein Kind züchtigen ſah, ſo vergoß er Thränen und gerieth in die äußerſte Unruhe. Die Flöhe, die ihn im Thurme gewaltig peinigten und mit ihren Stichen aus dem Schlafe weckten, ſah er mit Unwillen tödten und begnügte ſich, ſie zum Fenſter hinaus zu ſchaffen. Wenn Jemand ein Inſekt umbringen wollte, hinderte er es und ſagte: dieſes Thier möchte auch gerne leben.

Das erſte, was er im Sommer 1828 las und zugleich verſtand, war die Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder. Er hatte darüber eine unausſprechliche Freude; aber über die Härte, mit welcher Joſeph ſeine Brüder in Aegypten anfangs behandelte, beklagte er ſich ſehr, und ſagte, das ſey nicht ſchön von ihm geweſen. Er an Joſephs Stelle würde die Brüder nicht geängſtigt, denen, die ihm Böſes gethan hatten, ſo viel als ſie nöthig gehabt, gegeben und von ſich gelaſſen, den Buben aber, der ihm das Leben gerettet, bei ſich behalten haben. Eine ſeiner gutmüthigſten Aeußerungen iſt folgende: „Er denke auch deßhalb ungern an ſeine Einſperrung zurück, weil er ſich die Angſt vorſtelle, in welcher der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müſſe. Dieſer habe wahrſcheinlich immer auf ſeinen Tod gehofft, der nicht erfolgt ſey, und ſo glaube er, daß der Unbekannte, bis er ſich ſeiner entledigt habe, in der qualvollſten Unruhe gelebt habe, was ihm wehe thue, wenn er ſich's vorſtelle.

Der an ihm verübte Mordverſuch machte einen üblen Eindruck auf ſein Gemüth. Er äußerte nach-

*) Welche bedeutungsvolle Ahnung! — die leider nun ſchrecklich genug in Erfüllung gegangen iſt.

Digitized by Google

her, wenn der Unbekannte, der ihn in der Gefangenſchaft gehalten, und von dem er feſt behauptete, er ſey derſelbe, der jene That verübt, früher entdeckt worden wäre, würde er für ihn gebeten haben, weil er ihn doch als Kind aufgenährt und nicht getödtet habe. Jetzt aber, wenn man ihn ergriffe, möge man mit ihm thun, was man wolle. Als er einige Wochen nach ſeiner Verwundung ſich im Schießen nach der Scheibe übte und einmal gut getroffen hatte, kam er jubelnd gelaufen und ſagte: „jetzt könne er ſchon einen Menſchen todt ſchießen"

Sehr merkwürdig war Hauſer in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht. Anfangs wollte er ein Mädchen werden, weil ihn die bunten, weiblichen Kleider reizten und nach ſeiner Meinung zu der Umwandlung nichts gehöre, als die Veränderung des Anzugs. Später jedoch, als er das Verhältniß des Weibes in der menſchlichen Geſellſchaft als ein eigenthümliches erkannte, änderte ſich dieſe Neigung in das Gegentheil um.

Für Hauſer gab es nichts Höheres, als das Wiſſen, und das Vermögen, kraft dieſes Wiſſens zu wirken; da er nun ſah, daß im Reiche des Wiſſens das männliche Geſchlecht die Herrſchaft behaupte, ſo ſetzte ſich in ihm die Anſicht feſt, dies Geſchlecht ſey eine höhere Gattung von Weſen als das weibliche. Die den letztern anheim geſtellten Verrichtungen und Fertigkeiten flößten ihm als untergeordnete wenig Achtung ein und den eigenthümlichen ſittlichen Werth der Weiblichkeit war Hauſer damals noch nicht zu erkennen fähig. Dazu kamen mancherlei Bemerkungen, die er in der Geſellſchaft junger Perſonen weiblichen Geſchlechts zu machen Gelegenheit hatte und die ihn in ſeiner Anſicht beſtärken mußten. So unvernünftig und unglaublich ihm auch von manchen weiblichen Perſonen geſchmeichelt wurde (ich könnte wunderbare Beiſpiele davon anführen) ſo gewannen ſie doch nichts anders damit, als daß er ſie gering ſchätzte. Am höchſten ſtanden bei ihm alte und vielbeſchäftigte, wenn auch nur dienende, Frauensperſonen, die jungen und ihre Zeit mehr in geſelligen Unterhaltungen hinbringenden Frauenzimmer pflegte er in ſchonungsloſen Ausdrücken herabzuſetzen.

Als ihm im Sommer 1828 bemerklich gemacht wurde, daß die Natur das Männchen bei Vögeln, wie beim Hahn und Pfau durch Federſchmuck ausgezeichnet habe, ſagte er, bei den Menſchen ſollte das auch ſeyn; die Männer ſollten ſchöner geputzt ſeyn als die Weiber, weil ſie mehr verſtänden. Um dieſelbe Zeit that Jemand die Frage an ihn, ob er auch einmal eine Frau nehmen wolle? Was ſoll ich mit einer Frau thun, ſagte er, die kann mich nichts lehren. Nichts, pflegte er zu ſagen, komme ihm einfältiger vor wie die Heirathen; denn wozu brauche man eine Frau? Als man ihm ſagte, Ehefrauen hätten dem Hausweſen vorzuſtehen, erwiederte er, man könne ſich ja eine Magd halten, und da ihm bemerkt wurde, mit einer Frau könne man freundſchaftlicher und vertrauter umgehen, als mit Dienſtboten, daher ſey dies Verhältniß annehmlicher und das Hausweſen werde ſo beſſer beſorgt als durch Dienſtboten, die weniger treu und eifrig wären, entgegnete er, wenn man mit einer Magd nicht zufrieden ſey, könne man ſich eine andere wählen. Es gäbe recht brave Dienſtboten. Da ſey z. B. die alte Bärbel (die Magd des Hrn. Bürgermeiſters Binder) die würde er ſich nehmen und die würde ihm alles thun was und wie er es haben wolle.

Nichts war ihm mehr zuwieder als Liebesgeſchichten. Er wiſſe gar nicht, ſagte er, warum denn einer immer nur eine beſtimmte Frauensperſon haben wolle und keine andere; als wenn er nicht eben ſo gut eine andere nehmen könnte.

Im October 1828 entdeckte es ſich, daß er mit dem Worte Frauenzimmer ausſchließlich die Vorſtellung junger weiblicher Perſonen verband, die ſich mit keiner ernſten Arbeit beſchäftigten, wie ſie ſich ihm immer in Geſellſchaften zeigten. Frauenzimmer, ſagte er, ſeien zu nichts nütze, als zum Daſitzen. Oder: Frauenzimmer könnten nichts als Daſitzen und ein wenig ſtricken oder nähen. Von den weiblichen Perſonen, die er immer zweckmäßig beſchäftigt ſah, behauptete er, ſie ſeien keine Frauenzimmer. Als z. B. die Mutter des Profeſſor Daumer einſt, da er in ſeiner Weiſe die Frauenzimmer herunterſetzte, zu ihm ſagte, ſie ſey ja auch ein Frauenzimmer, ob denn bei ihr auch ſtatt finde, was er tadle, entgegnete er: Sie ſind kein Frauenzimmer ſondern eine Mutter. Frauenzimmer, pflegte er zu ſagen, äßen und tränken unaufhörlich und alles durcheinander und ſeyen demzufolge immer krank. Die Weiber hätten einander ſo viel zu erzählen von der Noth und Plage, die ſie hätten, und das alles um des Eſſens und Trinkens willen. — Frauenzimmer ſchmähten hinter dem Rücken auf andere Weiber, denen ſie nicht gut ſeyen, und wenn ſie mit ihnen zuſammenkämen, ſchmeichelten ſie ihnen doch. — Zuweilen ſage eine der andern: Höre, ich will dir was anvertrauen, aber du mußt es Niemand ſagen, was denn dieſe auch gar ſehr zu befolgen verſpreche. Begegne nun Letztere einer Dritten und dieſe ſage:

Digitized by Google

Weißt du nichts Neues? ſo entgegnete jene: ich wüßte wohl etwas, aber du mußt es nicht weiter ſagen, und entdecke ſodann das ihr anvertraute Geheimniß u. ſ. w.

Im Sommer 1829 ärgerte er ſich gewaltig darüber, daß er bei einem Paradezug von Seiltänzern einer in dieſem Zuge reitenden Frauensperſon, deren Putz, Figur und Reitkunſt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatten, ein paar Straßen nachgegangen war. Da ſey ihm, ſagte er ärgerlich, doch auch einmal geſchehen, was, wie er höre, zuweilen bei Andern der Fall wäre, *er ſey einem Weibe nachgelaufen.*

Daß man bei einem Weibe Schönheit ſuchen oder vermiſſen könne, ſchien ihm ganz fremd zu ſeyn. Als er ein komiſches Bild ſah, wo bei einem Tanze, nachdem die jungen und hübſchen Frauenzimmer an andere Tänzer gekommen waren, einem nur eine häßliche, dürre Alte überblieb, begriff er nicht was gemeint ſey, und fragte, ob denn die Alte nicht auch tanzen könne? da man entgegnete, ſie könne wohl, aber ſie ſey alt und häßlich, erwiederte er, das thue ja gar nichts, wenn ſie nur tanzen könne. (Herbſt 1829) Für männliche Schönheit entwickelte ſich in ihm ein Sinn, während er weibliche noch ganz überſah. Oefters hörte ich ihn jene preißen, letztere nie; auſſer, daß er einmal (im Dez. 1829) die Schönheit einer mir perſönlich nicht bekannten zwei und ſiebenzig jährigen Dame, mit der er ſich ſehr angenehm unterhalten, und in deren Aeußerem ihn wahrſcheinlich eine geiſtige Anmuth angeſprochen hatte nicht genug rühmen konnte.

Im Jahre 1831 begann in Hauſers Leben eine neue Periode. In dieſer Zeit nämlich machte er die Bekanntſchaft eines Engländers, des Grafen *Stanhope*, welcher, um ihn fernern Verfolgungen zu entziehen, den Entſchluß faßte, ihn mit ſich nach England zu nehmen. Da aber Stanhope den deutſchen Boden nicht ſobald verlaſſen konnte, ſo übergab er den Jüngling den Händen eines erfahrenen Lehrers in Anſpach, damit dieſer ihn ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß zweckmäßig unterrichte. Hier war es auch, wo Kaspar von dem Pfarrer Fuhrmann förmlich in der Religion unterrichtet und confirmirt wurde. Fuhrmann ließ ſich angelegen ſeyn, den räthſelhaften Findling während des Unterrichts gewiſſenhaft zu beobachten und gab nachher ſeine Bemerkungen über ihn in einer beſondern Schrift heraus. Sie ſtimmen im weſentlichen mit den von uns mitgetheilten Angaben Feuerbachs und Daumers überein. Auch er iſt weit entfernt Kaspar Hauſer für einen Betrüger zu halten. Auch er erblickt in ihm ein ſeltſames Gemiſche von Jünglingsreife und Kindereinfältigkeit. „Jetzt redete er — das ſind ſeine eigenen Worte — überraſchend gut über einen Gegenſtand, dann aber auf einmal kam der Tölpel wieder zum Vorſchein, und man war verſucht, böſe zu werden über den großen Menſchen, der ein ſo gar kleines Maaß von Faſſungskraft entwickelte." Gleichermaßen verhielt es ſich mit ſeiner Urtheilskraft. Schärfe und Stumpfſinn wechſelten auch hier mit einander ab, und man konnte durchaus nicht auf den Jüngling rechnen, weil er jeden Augenblick alsbald wieder durch das Kind verdrängt wurde. Von Seiten ſeines Herzens, ſagt Fuhrmann, habe er an ihm manchen Vorzug bemerkt, und es ſey ihm vielleicht nie ein Menſch von mehr Sanftmuth, Weichheit, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Güte und Liebenswürdigkeit vorgekommen, als er. Doch läugnet der unbefangen beobachtende Geiſtliche nicht, daß Kaspar ihm immer *etwas eitel* erſchien. Er hatte gerne ſchöne Kleider, putzte ſich überhaupt gerne, und freute ſich gar ſehr, wenn man ſeine Sachen, ſeine Geſchicklichkeiten in einzelnen Dingen anerkannte oder bewunderte. Ueber ſeine Wahrheitsliebe gibt er ihm das Zeugniß, daß er ihn immer *offen* und *aufrichtig* fand. „Ich gewahrte nicht leicht eine Unwahrheit an ihm, eine Lüge aber nie. Zu dem erſten hatte er bei mir überhaupt keinen Grund, und zu dem andern ſchien er mir viel zu gutmüthig."

Während des Confirmandenunterrichts kam der Zweifler in Kaspar jeden Augenblick zum Vorſchein. Doch mag hier von ſeinem Religionslehrer mancher Mißgriff begangen worden ſeyn, da ſich dieſer zu genau an die poſitiven Lehren des alten und neuen Teſtaments hielt und dem räthſelhaften Naturkinde zu viel von der alten Schlange des Paradieſes, von der Erbſünde, dem Teufel u. ſ. w. vorſprach. Inſofern Fuhrmanns Unterricht *praktiſch* war, d. h. auf Herz und Leben wirkte, blieb er in Hauſers Seele nicht ohne gute Früchte, und er ſcheint namentlich in der Stunde ſeiner Confirmationsfeier nicht ohne wahre, tiefe Gefühle und fromme Entſchlüſſe geblieben zu ſeyn.

Auch nach vollendeter Confirmation nahm Hauſer auf Stanhope's Veranlaſſung noch Religionsſtunden und beſuchte ſeinen Beichtvater öfters. Eines Tages, es war der 14. Dezember 1833 half Kaspar dem Prediger Fuhrmann bei kleinen Papparbeiten, welche dieſer für ſeine Frau und ſeine Kinder auf das Chriſtfeſt verfertigte. Um 2¼ Uhr gingen beide Arm in Arm aus bis zum Hauſe der

Digitized by Google

Wittwe Loſchge. Dort trennte ſie der Weg. Kaspar ging gerade aus, ſchüttelte ſeinem Lehrer beim Abſchied freundlich die Hand und dieſer bog links in eine Gaſſe ein, die zu ſeiner Kirche führte, wohin ihn ein Amtsgeſchäft rief. Nach vollbrachtem Geſchäfte kehrte Fuhrmann in ſein Haus zurück. Kaum aber war er daſelbſt angekommen, da ſtürzten zu einer Thüre ſeines Zimmers ſeine Magd, zur andern ſeine älteſte Tochter herein, und riefen Beide: „Wiſſen Sie es ſchon? der Hauſer iſt im Hofgarten erſtochen worden!" Fuhrmann eilte nun in das Haus des Schullehrers Meyer, wo Kaspar wohnte, und fand die traurige Nachricht beſtätigt. Bleich, entſtellt, ein Bild des Schreckens lag der Unglückliche in ſeinem Bette, das Geſicht gegen die Wand gekehrt. Er redete ihn an. Kaspar aber rief den Namen des Herrn Meyer und ſtöhnte mit der größten Haſt und wahrſcheinlich ganz beſinnungslos die Worte hervor: „Die Mutter ſoll kommen, die Mutter!" Gleich darauf legte er ſich wieder auf die Seite und ſchien zu ſchlummern. Fuhrmann aber verließ ſein Zimmer und ging in ein anderes, wo er den ſeidenen Beutel, auf den Hauſer nach den Aeußerungen der Anweſenden ſo viel Gewicht legte, ſah. Er enthielt einige, mit Bleiſtift von der Rechten zur Linken, auf ein Duodezblättchen geſchriebene Zeilen folgenden Inhalts: „Hauſer wird es euch ganz genau erzählen können, wie ich ausſehe und woher ich bin. Denn Hauſer die Mühe zu erſparen, will ich es euch ſelber ſagen, woher ich komme — — Ich komme von — — der bayeriſchen Gränze — — — — Am Fluſſe — — — Ich will euch ſogar meinen Namen ſagen: M. L. O."

Fuhrmann erkundigte ſich nun genauer nach den nähern Umſtänden der Ermordung und erfuhr folgendes: Hauſer ſtürzte, als eben Herr Meyer im Zimmer bei ſeiner Gattin ſtand, mit ſtarr geöffneten Augen athemlos herein, die Arme nach ſeinem Pfleger ausſtreckend. Mit Schrecken und dem Ausrufe des Entſetzens bemerkte Herr Meyer alsbald, daß Hauſer unterhalb des Herzens blute und einen Stich habe. Auf das Angelegentlichſte und Eindringlichſte fragte er ihn, wo ihm denn das geſchehen ſey? Aber ſtatt aller Antwort deutete Hauſer durch Zeichen an, daß er nicht im Stande ſey zu ſprechen, faßte Herrn Meyer haſtig beim Arme und zog ihn mit heftiger Gewalt mit ſich fort die Stiege hinunter zum Hauſe hinaus durch die Reitbahn und das Schloß. Da er noch ſo ſchnell zu gehen vermochte und ſonſt nicht kraftlos erſchien, ſo glaubte Herr Meyer nicht, daß es Gefahr mit ihm habe. Unterwegs fragte er ihn oft, wo denn ſeine Verwundung geſchehen ſey, konnte aber keine Antwort aus ihm herausbringen, da er nach allen Anzeichen nicht ſprechen konnte, ſondern nur immer weiter zu gehen verlangte. Herr Meyer gibt mit Mühe nach, und als ſie an die, außerhalb des Schloſſes auf dem Schloßplatze gelegene ſogenannte offene Reitſchule kommen, fragt Herr Meyer, Unſicherheit an Hauſers Gang bemerkend: „War's vielleicht im Hofgarten?" und kehrte, als Hauſer es durch deutliche Zeichen bejahte, mit ihm um. Auf den Rückwege fing Hauſer an, in abgebrochenen Worten zu ſprechen, woraus man abnehmen konnte, daß ihm ein großer Mann im Mantel mit ſchwarzem Schnurr- und Backenbart beim Uz'ſchen Denkmal einen Beutel gegeben und einen Stich verſetzt habe, und daß er den Beutel habe fallen laſſen. Bei den letzten Worten wollte er wieder umkehren und den Beutel holen. Herr Meyer gab aber das nicht zu, ſondern brachte unter dem Verſprechen, der Beutel ſolle geholt werden, den Verwundeten nach Hauſe, wo er auch ſogleich zu Bette gebracht wurde.

Aerzte, Polizei, Stadtgericht wurden nun von der Sache in Kenntniß geſetzt, und nach dem Beutel ſogleich fortgeſchickt, den man auch am Fuße des Uz'ſchen Denkmals wirklich vorfand. Dieſer Beutel, länglich viereckig, iſt ohne beſondere Kunſt aus lila-blauem Seidenzeug zuſammengenäht und mit weißem Seidenzeug gefüttert, hat oben einen Zug, durch welchen zwei Schnürchen gezogen ſind. Darin nun fand ſich das oben angegebene Briefchen. Mit dem Beutel ſelbſt verhielt es ſich, aller Vermuthung nach, etwa ſo: Während Hauſer, der nach ſeiner Angabe von einem ihm unbekannten Fremden, allen Umſtänden nach bei ſchwerem Verbot, etwas davon zu entdecken, an das Uz'ſche Denkmal, vielleicht unter dem Vorwande beſtellt war, daß ihm nun ſein ganzes Schickſal bekannt gemacht und alle Aufſchlüſſe, nach denen er ſich ſehnte, gegeben würden, den erwähnten Beutel, welchen der Fremde fallen ließ, aufheben wollte, erhielt er zwiſchen die ſechſte und ſiebente Rippe auf der linken Seite einen Stich, der, wie die Sektion auswies, abſolut tödtlich war. Ob Hauſer nach ſeiner Verwundung ſtürzte und einige Zeit bewußtlos am Boden lag, oder ob er ſogleich in einer Art von Todesangſt nach Hauſe rannte, konnte nicht ausgemittelt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Tab. VII.

Brücke von Campo Dolcino am Fuſse des Splügen

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4.— ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11.- „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Brücke von Campo Dolcino am Fuße des Splügen.

(Mit einer Abbildung.)
Achter Jahrgang 1835. Tab. VII.

Unter den Straßen, welche über die Alpen nach Italien führen, iſt die über den Splügen eine der merkwürdigſten. Sie beginnt in dem romantiſchen, rings von wilden Felſen umlagerten Rheinwaldthal, aus welchem zwei Hauptalpenpäſſe nach Italien führen, der über den Bernhardina und der über den Splügen. Dieſe Straßen theilen ſich bei dem Dorfe Splügen, welches dreitauſend Fuß über dem Meere liegt und in 50 Häuſern 300 Einwohner zählt, welche ſehr hübſche Sachen aus den herrlichen Marmorarten verfertigen, die ſie in den nahen Bergen brechen. Schon die Römer ſollen den Weg über dieſen Berg gekannt und denutzt haben; doch finden ſich genauere Spuren der Benutzung dieſes Paſſes erſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert, da vor dieſer Zeit die gewohnte Straße über den Septimer und Luckmanier ging. Da indeß dieſe Straßen drei Stunden länger ſind, als die über den Splügen und letztere, ſo wie die über den Berhardin, daher jetzt aus der nordöſtlichen Schweiz und dem ſüdlichen Deutſchland mehr als andere Alpenpäſſe denutzt werden: ſo iſt die Straße, bis dahin nur Saumweg, in Vereinigung mit der öſterreichiſchen Regierung in den Jahren 1818 bis 1822 mit großem Kunſt und Koſtenaufwand fahrbar gemacht worden. Indem man am Fuße dieſes Splügen aufſteigt, ſtreift man zuerſt durch den Diſtrikt von Chiavenna, der nach dem jetzigen politiſchen Länderbeſtande nicht mehr zur Schweiz gehört, ſondern den Graubündnern entriſſen worden iſt. Dieſes Gebiet betritt man gleich auf der Rückwand des Splügen im Sankt Jakobsthale, einer Einöde von ſchroffen, zum Theil über einander geſtürzten Granitmaſſen, zwiſchen denen hindurch wilde, ſchäumende Gießbäche brauſen.

In einem dieſer Schlünde trifft man einen ſolchen wüthenden Bergſtrom mit einer Brücke überbaut, deren Bogenpfeiler ſich maleriſch auf die Felſenvorſprünge und einem in das Fluthenbett herabgeſtürzten Granitblock ſtützen. Man nennt ſie nach dem Dorfe, zu welchem ſie führt, die Brücke von Campo Dolcino. (S. die Abbildung.) In der ganzen wild ſchönen Gegend läßt ſich kaum eine Spur von Vegetation wahrnehmen.

Der Theil der Straße auf der Schweizerſeite vom Dorfe Splügen bis zur Höhe des Ueberganges, wo das Wirthshaus ſteht, 6513 Fuß über dem Meere, beträgt $1\frac{1}{2}$ Stunden und iſt nicht ſo bequem, wie derjenige auf der italieniſchen Seite, wo die Straße 18 Fuß breit iſt, nirgends ſteil aufſteigt, und wo vier Gallerien und drei Zufluchtshäuſer Schutz gegen Schneegeſtöber und Lavinen geben. Weſtlich vom Wirthshauſe erhebt ſich noch faſt 4000 Fuß höher, als daſſelbe, der Tambo, einer der höchſten Berge Graubündtens, den man vom Dom in Mailand aus erblickt, und auf dem ſich eine herrliche Ausſicht nach der Schweiz und Italien hin darbietet.

Es werden jährlich an 25,000 Zentner Waaren über den Splügen geführt. Geſchichtlich merkwürdig iſt der Paß durch den franzöſiſchen General Macdonald geworden, der ihn im Jahre 1800 mit einer Heeresabtheilung unter großem Verluſt durch Lavinenſtürze überſchritt.

Die Frau des berühmten Hugo Grotius.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. IV.)

Man kennt eine Frau — ſo erzähle ich dem ehrwürdigen Sintenis — welche, ohne ſelbſt gelehrt zu ſeyn, der gelehrten Welt nützlicher geweſen iſt, als alle noch ſo gelehrte Frauen, und — füge ich hinzu — welche zugleich ein ſelten erreichtes, nie

Digitized by Google

aber übertroffenes Beiſpiel davon gegeben hat, was die Gattenliebe einer unverzagten und muthig entſchloſſenen Frau vermag. Es iſt die Gattin des berühmten Hugo Grotius gemeint.

Dieſer durch hohe Seelenkräfte und ſeltene und frühe Ausbildung in den Wiſſenſchaften vielverſprechende Mann hatte das Loos, von ſeinem eigenen Vaterlande nicht etwa nur verkannt oder verſtoßen, ſondern völlig unterdrückt, und faſt vernichtet zu werden. Mißlungener Staatsgeſchäfte wegen — welche dem wackern Olden-Barneveld das Leben koſteten, — ward Hugo Grotius, als er ſich noch in dem erſten Alter männlicher Kraft befand, zu ewiger Gefangenſchaft auf dem Schloſſe Löwenſtein in der Provinz Holland verurtheilt. Marie von Regelsberg, ſeine Gattin, welche ihn dahin zu begleiten ſich entſchloß, wurde dort nicht allein ſeine Retterin, ſondern auch die der herrlichen Werke, welche noch in Hugo's Geiſte lagen, und die derſelbe dort im öden Kerker der Gefangenſchaft nicht würde an das Tageslicht gefördert haben; und Marie verdient daher nicht allein den Ehrenkranz von allen liebenden Gattinnen, ſondern auch eine Ehrenſäule im Tempel der Wiſſenſchaften, ihr von allen Freunden derſelben errichtet.

Gern mag man zwar zugeben, daß Marie nur aus Gattenliebe gehandelt, und zunächſt nicht bloß um der Wiſſenſchaften willen eine kühne und edle That unternommen hat; ihr Verdienſt iſt aber deßhalb nicht minder groß, und Ruhm und Ehre, die ſie erworben, gerecht. Als ſie ihrem Gatten nach Löwenſtein folgte, verurtheilte ſie ſich freiwillig zur Gefangenſchaft auf Lebenszeit mit ihm, und als ſie ihn von Löwenſtein fortzuſchaffen wußte, mußte ſie befürchten, an ſeiner Statt, und ohne ihn lebenslang Gefangene zu bleiben. Die Art und Weiſe, wie ſie ihres Gatten Befreiung bewirkte, brachte es unumgänglich ſo mit ſich; und ſo groß auch ihre Verſchlagenheit dabei war, ſo kann man doch mit vollſter Wahrheit behaupten, daß ihre Charakterfeſtigkeit und ihr tugendhafter Muth noch größer geweſen ſind.

Grotius genoß die Freiheit, in ſeinem Kerker Bücher leſen zu dürfen. Er bekam dieſelben aus dem benachbarten Gorkum, und ein Kaſten ward zum Transport derſelben abwechſelnd von dort nach Löwenſtein, und von hier nach Gorkum geſchickt. Die Wache hatte zwar den Befehl, dieſen Kaſten jedesmal zu durchſuchen, um zu ſehen, ob in demſelben auch nicht etwa andere Dinge, als nur Bücher, an Grotius überſchickt würden, aber ſie ermüdete nach einiger Zeit, und ließ den Kaſten, beſonders wenn er von dem Gefangenen kam, uneröffnet durchgehen.

Kaum hatte die wachſame Marie dieß bemerkt, ſo gab die Liebe zu ihrem Gatten ihr einen kühnen Gedanken zu deſſen Befreiung ein, und ſie ging ungeſäumt ans Werk, ihn auszuführen. Grotius mußte verſuchen, ob die Kiſte für ihn lang genug war; — ſie war es; hienächſt bohrte Marie unvermerkt einige Löcher an den Enden derſelben ein, und nun mußte ihr Gatte ſich gewöhnen, eine — dann mehrere Stunden — und zuletzt ſo lange in derſelben auszudauern, als die Fahrt von Löwenſtein nach Gorkum Zeit erforderte; und ſiehe! bald vermochte Grotius dieß. Marie ſaß indeſſen auf der Kiſte, in der Hand eine Sanduhr, und als ſie dabei bemerkte, daß ihr Gatte ſich öfter in der Kiſte bewegte, bat ſie ihn inſtändigſt: es auf dem Schiffe bei der Fahrt nach Gorkum nicht auch ſo zu machen, damit er nicht verrathen würde, wenn ſich etwa Jemand auf den Kaſten ſetzen ſollte.

(Siehe die Abbildung.)

Sobald die Zeit gekommen war, in welcher der Befehlshaber der Wache eine Dienſtreiſe anzutreten pflegte, begab Marie ſich zur Frau deſſelben, und ſtellte ihr vor: wie nothwendig es für die Geſundheit ihres Gatten (des Grotius) ſey, daß derſelbe ſich nicht zu ſehr in die Menge von Büchern vertiefe, welche er in ſeinem Kerker hätte. Sie habe daher den Entſchluß gefaßt, den größten Theil derſelben fortzuſchicken, und bäte um die Vergünſtigung, daß die Kiſte mit denſelben zu der Zeit leiſe fortgeſchafft werde, wann ihr Gatte ſchliefe. Die Erlaubniß wurde gewährt, und die Kiſte zur rechten Zeit, und zwar nicht ohne Spöttereien der Soldaten darüber, daß ſie ſo ſchwer ſey, abgeholt, ein Umſtand, auf welchen Marie beherzt, und ohne die mindeſte Verlegenheit antwortete.

Grotius hatte im ſtillen Vertrauen auf des Allbarmherzigen Hülfe in der Kiſte Platz genommen. — Wie aber mußte ſeiner Gattin zu Muthe ſeyn, als ſie den geliebten Gatten ſo großer Gefahr übergab, da ſie den Deckel der Kiſte zuſchloß! — Und doch blieb zu ſeiner Rettung kein anderes, als dieſes verzweifelte Mittel übrig.

Was Liebe und Vertrauen unternommen, und Standhaftigkeit ausgeführt hatte, gelang glücklich; Grotius kam in ſeiner Kiſte wohlbehalten in Gorkum an. Im Zimmer eines Freundes, zu dem dieſelbe gebracht ward, ſtieg er geſund und gerettet, Gott dankend, und den Muth ſeiner Gattin lobpreiſend, aus ſeiner engen hölzernen Haft empor, und ſank in die Arme eines bewährten Vertrauten. Als Zimmermann verkleidet, ein Winkelmaaß in der Hand, ging Grotius ſofort mit der Landkutſche nach Antwerpen ab, und flüchtete ſich dann nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIII. (1630.) ſehr huldreich aufnahm; denn es machte einen tiefen

Digitized by Google

Hugo Grotius.

Digitized by Google

Digitized by Google

und angenehmen Eindruck auf den König, daß Grotius von ſeinem Vaterlande mit ſo vieler Achtung und Wärme ſprach, obſchon er in demſelben ſo manches Leid, und eben jetzt erſt wieder eine anderthalbjährige Gefangenſchaft erduldet hatte.

Marie hatte indeß von dem Augenblicke an, wo ſie ihren Gatten in der Kiſte fortgeſchickt hatte, die Zeit genau berechnet, welche er brauchte, um die franzöſiſche Grenze zu erreichen, und während deſſen vorgegeben, daß derſelbe erkrankt ſey, und der Ruhe bedürfe. Niemand, auch ſelbſt nicht die Wachen, ſtörten ſie bei der vorgeblichen Wartung ihres Leidenden; ſobald Marie aber ihren Gatten in Sicherheit glauben konnte, rief ſie ſelbſt ſeine Wächter herbei, und kündete ihnen mit edlem Stolze und vielem Hochgefühle an, daß derſelbe glücklich entflohen ſey. Die Folge davon war zunächſt, daß man Marien in enge Haft nahm, und ihr den Prozeß — als einer ſchweren Verbrecherin — zu machen begann. Obſchon nun hiebei einige Richter der Meinung waren, Marien ganz ſo behandeln und ſtrafen zu müſſen, als ihrem Gatten geſchehen ſeyn würde, ſo ſiegte doch bei der Mehrzahl Gefühl und Ueberlegung ob. Man geſtand ſich, daß Marie ein hohes Beiſpiel ſeltener Beherztheit und edler ehelicher Liebe gegeben hatte; man geſtand ſich, daß ſie den Beifall der Welt ernten, gerechter Tadel aber die treffen würde, welche ſie dieſerhalb ſtrafen und verfolgen wollten, und ſo — erhielt Marie ihre Freiheit.

Es war Zeit damit; denn Grotius fühlte ſich in der Ferne von der Charaktergröße ſeiner Gattin ſo bewegt, ſo überwältigt, daß er den Entſchluß: ſich ſelbſt dem Gefängniß wieder zu überliefern, nicht nur gefaßt, ſondern auch ihn auszuführen bereits einige Schritte gethan hatte.

Kaspar Hauſer.

(Fortſetzung von Seite 36.)

In derſelben Nacht ſoll er auch die Beſorgniß geäußert haben; er werde wohl ſterben müſſen, was er ſich indeſſen wiederum ausreden ließ. Am folgenden Tage war er bei ſich; aber ſtark mit Gelbſucht befallen und unfähig, ein Geſpräch, oder einen Gedanken lange fortzuführen. Am 17. December rief man ſeinen Lehrer, den Prediger Fuhrmann, weil ſich die Vorboten des Todes bereits eingeſtellt hatten. Dieſer bereitete ihn durch Zuſpruch und Gebet zu dem letzten ernſten Schritte vor, und als es 10 Uhr ſchlug, that Kaspar den letzten Athemzug. Unentſtellt, wie ein ſanft Schlummernder, lag der arme Jüngling auf ſeinem Sterbebette; nur glaubten einige, einen äuſſerſt ſchmerzhaften Zug an ſeinem Munde zu bemerken. Am 19. Dec. wurde die Sektion vorgenommen, welche eine entſetzliche Wunde ſehen ließ. Sie ging von oben nach unten in ſchiefer Richtung, und muß mit groſer Gewalt beigebracht worden ſeyn, denn ſie war tief in den Körper eingedrungen, hatte den Herzbeutel durchſtochen, das Herz unten an der Spitze geritzt, war durch die ungewöhnlich große Leber gedrungen und hatte auch den Magen durchſchnitten. Es iſt zu verwundern, wie Kaspar mit dieſer ſchrecklichen Wunde noch einen Weg von einigen tauſend Schritten machen konnte. Die Sektion bot aber auch einem Arzte zu Anſpach der dabei anweſend war, Stoff zu Unterſuchungen über Hauſers innere Körper-Organiſation, ſo wie zu Nachforſchungen nach Spuren über ſeinen früheren Zuſtand dar, und beſtätigte deſſen Angaben mit größter Wahrſcheinlichkeit.

Am 20. December war der Begräbnißtag; es war ein Tag allgemeiner Theilnahme. Tauſende von Menſchen, waren auf dem Kirchhofe anweſend und drängten ſich an das Grab. Aus der Ferne und Nähe wurden Blumen, als letzter Beweis chriſtlicher Liebe und Zärtlichkeit, geſpendet, welche zum Theil den Leichnam im Sarge zierten, zum Theil von freundlicher Hand in das Grab geſtreut wurden. Wer aber die Thränen zählen wollte, welche beim Anblick des Sarges geweint wurden, der würde das Unmögliche unternehmen.

Auf das Grab wurde ſpäterhin ein aufrecht ſtehendes ſteinernes Denkmal geſetzt mit folgender Inſchrift:

Hic jacet Caspar Hauser, aenigma sui temporis
Ignota nativitas. Occulta mors.
MDCCCXXXIII.

„Hier liegt Kaspar Hauſer, das Räthſel ſeiner Zeit. Unbekannt iſt ſeine Geburt, unbekannt ſein Tod.“
1833.

Noch iſt keine Spur des Verbrechens, von welchem ſich der Genius der Menſchheit mit Entſetzen abwendet, mit Beſtimmtheit entdeckt, und vielleicht wird das Menſchengefühl und die Rechtsliebe noch lange darauf warten müſſen. Aber es iſt kein Faden ſo fein geſponnen, er kommt doch endlich an die Sonnen, ſagt ein altes Sprichwort, und gewiß iſt die Stunde ſchon beſtimmt, welche den Schleier von der in ſchwarzes Dunkel gehüllten Begebenheit hinwegzieht und die heilige, unumſtößliche Wahrheit rechtfertigt, daß über den Sternen eine gerechte Vergeltung waltet.

Unter den Stimmen, welche ſich nach Hauſers Tode über den räthſelhaften Findling von allen Sei-

Digitized by Google

ten her vernehmen ließen, waren gar manche, welche mit heftiger Leidenſchaft unbegründete harte Urtheile gegen den Bedauernswerthen ausſprachen, manche wiederum, welche auf Koſten der Wahrheit die ganze Begebenheit in ein allzu romantiſches Gewand kleideten und dadurch dem guten Hauſer gegen ihren Willen ſchadeten. Noch immer iſt eine große Parthei im Publikum, welche durch Merkers Verdacht erregende Nachrichten mißtrauiſch gemacht, in dem unglücklichen Jüngling einen Betrüger vermuthet, der mit den Menſchen ein freches unerhörtes Gaukelſpiel getrieben habe. Dieſe Parthei hat noch einen bedeutenden Zuwachs durch die Mittheilungen des Lord Stanhope, (Kaspars Pflegevater) erhalten, welcher durch drei, im Jahre 1834 gedruckt erſchienene Briefe die Urtheile der Welt über Kaspar Hauſer noch mehr verwirrt. Er ſucht in denſelben darzuthun, daß Kaspar Hauſer ſich jedesmal verſtelle, wenn man ihn in ungariſcher Sprache anrede. „Bei jedem Verſuche, mit der ungariſchen Sprache, ſagt Stanhope, kam er in die heftigſte Aufregung, die ihm immer Kopfſchmerzen verurſachte, und ſchien weder zu ſehen, noch zu hören, ſondern in das tiefſte Nachdenken zu verfallen, oder in eine andere Welt verſetzt zu werden.“ —

Dieſe Aufregung hielt Stanhope für erkünſtelt und ſchöpfte den Verdacht, daß Kaspar Hauſer überhaupt mit den Menſchen, welche ſich mit ihm zu ſchaffen machten, namentlich mit Profeſſor Daumer und dem Präſidenten v. Feuerbach Comödie geſpielt habe. Außerdem berichtet er, daß Kaspar gar nicht in dem von Feuerbach beſchriebenen Zuſtande nach Nürnberg gekommen ſey, denn alle Zeugen, welche ihn geſehen, hätten ausgeſagt, daß er ſchon damals, wenn auch nicht gut, doch verſtändlich habe reden können. Er habe außerdem Kasparn auf vielen Lügen und Widerſprüchen ertappt, namentlich in Beziehung auf ſeinen Aufenthalt im Kerker, ſeinen Unterricht im Sprechen und Schreiben, und ſeine Reiſe nach Nürnberg. Auch ſchiene ihm der angebliche Mordverſuch mehrere verdächtige Momente zu enthalten, und endlich ſtehe ſeine Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit als Reiter in offenem Widerſpruche mit ſeiner vieljährigen Einkerkerung. — Auf dieſe Verdachtgründe geſtützt, klagt Stanhope den Präſidenten von Feuerbach an, er habe auf die Akten in Nürnberg nicht die gehörige Rückſicht genommen und in ſeiner Schrift über Kaspar Hauſer mehrere höchſt wichtige Momente, die er recht gut gewußt habe, abſichtlich verſchwiegen; z. B. habe Kaspar Hauſer keineswegs gewartet, bis der Bürger von Nürnberg auf ihn zugekommen wäre, ſondern ſey mit ſtarken Schritten einen ſteilen Abhang herunter auf ihn zugegangen; ferner ſey er keineswegs in einem „bewußtloſen, thieriſchen“ Zuſtande in Nürnberg erſchienen, ſondern der Gefängnißwärter Hiltel habe ausgeſagt: „Kaspar habe einen mächtigen Verſtand;“ endlich behauptet Stanhope, daß Kaspar ſelbſt ausgeſagt habe, in der von Feuerbach herausgegebenen Schrift ſtänden viele Sachen, von denen er gar nichts wüßte. Das Endergebniß ſey alſo: Feuerbach habe in ſeinen alten Tagen einen Roman geſchrieben; und Profeſſor Daumer ſey ein leichtgläubiger Mann, der alles als Wahrheit angenommen was ihm der verſchmitzte Kaspar aufgebürdet habe. Dieſer ſey, wenn auch nicht im eigentlichen oder im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Betrüger, aber ganz gewiß ein Lügner geweſen, der den unſeligen Hang gehabt habe, Aufſehen zu erregen. Seine eigenen Worte hierüber ſind folgende: „Es iſt leider nicht zu läugnen, und ich muß auch geſtehen, daß den Angaben von Kaspar Hauſer nicht zu trauen war, daß er ſehr vieles erdichtete und entſtellte, und daß er in manchen Momenten, wo nicht in ſeiner ganzen Geſchichte, uns betrogen hat. Doch habe ich keine Gründe, zu glauben, daß er in Nürnberg mit der Abſicht auftrat, die Rolle zu ſpielen, die ihm ſpäter einigermaßen eingegeben wurde, und worin er ſich, zur Bewunderung der Welt und zur vollkommenen Ueberzeugung vieler ſehr geiſtreicher Perſonen ſo geſchickt zu benehmen wußte. Wenn man darum fragen ſollte, wer er war? wo er gelebt habe? welchem Stand er angehört? u. ſ. w. ſo kann man leider! auf dieſe und auf alle ähnliche Fragen einſtweilen keine andere Antwort geben, als die ſeinige — „woas nit!“

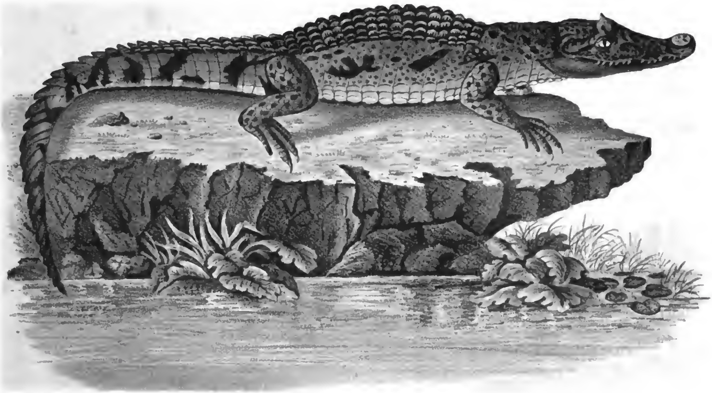
Die Unterſuchungsbehörde hat einen gebärenden Berg ahnen laſſen, und die Welt wird lachen, wenn eine Maus zum Vorſchein kommt. Daß es eine Maus ſey, zweifle ich nicht, und wir werden vielleicht ſpäter erfahren, was für eine Maus noch immer in dem Berge ſich verſteckt. Obwohl das Ableben von Kaspar Hauſer und der Verlauf von einigen Jahren die Unterſuchung jetzt ſehr erſchweren, ſo könnte ſie, wenn ſie richtig geführt würde, zu einer völligen Aufklärung führen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Redigiert und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Brillenkaiman.

Digitized by Google

No.ro 8. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 11 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Brillenkaiman.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. VIII.

Der Brillenkaiman oder Jakare iſt eine kleinere Art von Krokodil, welche ſich ſehr häufig in den Flüſſen und Landſeen von Südamerika, beſonders in Braſilien, Cayenne und Surinam, findet. Er erreicht nur eine Länge von 10 bis 12 Fuß und iſt dem Menſchen bei weitem nicht ſo gefährlich, als der Alligator oder das Nil- und Ganges-krokodil. Doch bleibt es dem Forſcher der Natur immer merkwürdig genug, weßhalb auch der Prinz von Neuwied, welcher bekanntlich Braſilien bereis'te, uns eine genaue Beſchreibung deſſelben mitgetheilt hat.

Der Kopf des Brillenkaimans hat von oben geſehen eine ſchmale oder verlängert eiförmige Geſtalt und die Schnauze iſt ein wenig abgerundet. Die Augen ſtehen hoch oben am Kopfe und der obere Rand der Augenhöhle iſt ſtark erhöht, ſo daß die Stirne zwiſchen den Augen mit einer ſtarken Furche bezeichnet iſt, vor welcher eine halbmondförmige Querleiſte ſteht, wie eine Brille; daher der Name dieſes Thieres. Das obere Augenlied beſteht aus einer rauhen, warzigen Haut, welche in der Mitte kegelförmig erhöht iſt, und faſt wie ein Horn vorſteht. Der Rachen iſt ſehr groß und bis hinter die Ohren geſpalten. Im Oberkiefer ſind 36 kegelförmige Zähne, die vordern mehr ſpitzig, die hinten mehr abgerundet. Der Unterkiefer hat ebenfalls 36 Zähne.

Der Kopf iſt mit vielen Schildchen und unregelmäßigen Schuppen bedeckt. Hinterkopf und Oberhals haben eine lederartige weiche Haut, mit Querreihen von Schildern. Ueber den Rücken laufen 16 Panzerbinden hin, deren erſte und letzte aus vier Schilden, alle übrigen aus ſechs Schildchen beſtehen. Dieſe Schilder laufen auf den Schwanz fort, wo ſie zwei ſägenförmige, gezähnte Kämme bilden.

Alle obern Theile des Körpers ſind dunkelolivengrün, alle untern grüngelblich weiß; unter dem Kopfe und an den Seiten grau marmorirt.

Man trifft den Brillenkaiman in den meiſten Gewäſſern Südamerika's an, beſonders da, wo der Strom nicht ſchnell fließt, in ſtehenden Gewäſſern oder den Seitenarmen der Flüſſe. So lange er nicht hungert, liegt er ganz im Waſſer verborgen, und man ſieht nur den Vordertheil des Kopfes bis zu den Augen, welche über das Waſſer wegſpähen. So liegt er den größten Theil des Tages auf der Lauer und bewegt ſich nur wenig. Hat er eine Beute erhaſcht, ſo würgt er dieſelbe ganz hinab, wobei er den Kopf über Waſſer hält, und ruht, wenn er geſättigt iſt, gerne am Ufer an einer einſamen Stelle, oder auf einem, von der Sonne erhitzten Steinblocke im Waſſer.

In demſelben liegen ſie am liebſten unter den breitblättrigen Waſſerpflanzen verborgen. Werden ſie beunruhigt, ſo tauchen ſie unter, kommen aber bald wieder an einem andern Orte zum Vorſchein.

Ihre Nahrung beſteht in allen Thieren, die ſie erhaſchen können. Der Prinz von Wied fand in ihrem Magen Ueberreſte von Fiſchen und Waſſervögeln, viele kleine Steine und Sand. Zuweilen ſollen ſie ſelbſt ſchwimmende oder badende Menſchen angreifen. Im Allgemeinen aber fürchten ſie den Menſchen. Hunde und andere kleine Thiere, welche über Flüſſe ſchwimmen, ergreifen ſie. In Braſilien ſind ſie ſehr ſchüchtern und tauchen oft ſchon bei einer Annäherung von vierzig Schritten unter. Im Orenoko ſind ſie viel größer und gefährlicher.

Zur Paarungszeit, im Auguſt und September, haben ſie einen ſehr ſtarken Moſchusgeruch. Die Eier ſind von der Größe der Gänſeeier und haben eine weiche Schaale. Ihre Zahl beläuft ſich auf 26 bis 30. Das Weibchen legt dieſelben in geſcharrete Löcher in den Sand und bedeckt ſie mit trockenem Graſe. Die ausgeſchlüpften Jungen ge-

Digitized by Google

hen ſogleich in's Waſſer, haben aber an Geiern und andern Raubvögeln und Raubthieren viele Feinde.

Nutzen gewährt das Thier wenig, deßwegen ſtellt man ihm auch nicht nach. Einige Neger eſſen das weiße, fiſchartige Fleiſch, beſonders das der Schwanzwurzel. Die Kaimane ſind ſchwer zu tödten, da ſie ein zähes Leben haben; ſchießt man auf ſie, ſo tauchen ſie gewöhnlich unbeſchädigt unter; nur ein Schuß in den Nacken kann ſie leicht tödten. Auf dem Lande bewegen ſie ſich ſehr ungeſchickt und langſam und bleiben gewöhnlich unbeweglich ſitzen; überraſcht man ſie hier, ſo kann man ſie ohne Widerſtand tödten. Junge Thiere ſind auf dem Lande gewandter, als alte. Schon ganz jung ſind ſie böſe und von wildem und ſtürmiſchem Temperament.

Glück und Unglück ſind Nachbarn.

Ihr habt erſt kürzlich die große Wohlthat einer Erfindung kennen gelernt, wo auch der minder Bemittelte, der Dienſtbote die beſcheidene Frucht ſeines Fleißes unter weiſer Fürſorge und Gottes Segen kann wachſen ſehen. Ihr habt wohl im Herzen dem erſten Stifter der Sparkaſſen gedankt, daß er ſo auch den Armen ein Mittel an die Hand bietet, daß dieſer ſich ſpäter vielleicht den eigenen Heerd bauen, oder ſeinen Lebensabend erheitern kann, wenn er einmal die müden, wunden Hände zur Ruhe legen will. Dieß iſt der beſcheidene, ruhige Wege. Er führt langſam, aber deſto ſicherer zum Ziel. —

Bevor ich zur Erzählung meiner Geſchichte komme, muß ich euch mit einem andern bekannt machen, der zwar raſcher vorwärts treibt, aber Tauſende täuſcht, bis er Einem ein glänzendes Glück zuführt. Hier ſetzen wir das mühſam erworbene Gut auf's Spiel, und mancher gießt tropfenweiſe ſeine ganze Erſparniß zu, um oft eine vergebliche Hoffnung zu nähren. Die Begierde wächst nur, je länger der Getäuſchte ſich von der Laune des Glücks hingehalten ſieht. Jenes Mittel hat die menſchenfreundliche Sorge für das Wohl der ärmeren Menſchenklaſſe hervorgerufen, dieſes hat die ſchlaue Klugheit ganzer Staaten oder einzelner Menſchen zur Mutter, die unter glänzenden Vorſpiegelungen den Gewinnſüchtigen locken, und ſo für ihren eigenen Vortheil ſorgen. Es iſt die Lotterie. Ich weiß nicht, iſt es meinen jungen Leſern bekannt, daß dieſe Benennung von dem holländiſchen Wort Lot, das iſt zu Deutſch Loos, kommt. Zu dieſem Glücksſpiel, wie es in Deutſchland ſchon lange bekannt iſt, oder zur deutſchen Lotterie iſt ſchon eine größere Summe erforderlich, mit welcher, durch verſchiedene Klaſſen geſpielt, ein bedeutender Gewinn erjagt werden kann. Dieſe größere Einlage verhindert natürlich den Aermeren, hier ſein Glück zu wagen. Weit lockender und gefährlicher, weil hier das Ungewiß auch gegen die kleinſte Gabe möglich wird, iſt das von den Genueſern im Jahr 1620 errichtete Lotterieſpiel oder Lotto. Ihr dürft hier nicht an die gedruckten Kärtlein denken, die ihr vielleicht an langen Winterabenden, wenn die Nummern aus dem leinenen oder ſeidenen Beutel gezogen werden, mit viereckigen Glasſtücklein belegt, daß ihr die bunten Marken, oder blanken Rechenpfennige einziehen dürft. In jenem genueſiſchen Lotto findet ihr von dem eurigen nichts, als die Nummern von 1—90. Von dieſen könnt ihr wählen, ſo viel ihr wollt, und mit Thalern, oder wenn daran der Ueberfluß nicht groß bei euch iſt, mit Kreuzern beſetzen. Dafür reicht dann der Sammler oder Collecteur euch ein gedrucktes Loos als Schein für euern Einſatz. An beſtimmten Tagen werden dann jedesmal 5 Nummern gezogen. Iſt eine von den eurigen darunter, ſo erhaltet ihr gegen Zurückgabe eures Looſes das Vierzehnfache, alſo ſtatt eines 14 Thaler, oder Kreuzer. Wenn zwei von euern Nummern gezogen werden (oder bei einem Ambo) wird euch euer Einſatz 240mal erſtattet. Wäret ihr aber ſo glücklich, daß drei eurer Nummern getroffen werden, daß euch eine Terno oder eine Terne zu Theil würde, ſo erwüchſe euch das 4800fache von eurer Einlage. Iſt es ein Wunder, daß unter ſo glänzenden Ausſichten den meiſten dieſer Glücksjäger kaum mehr ein anderer Gedanke, als an ihren nahen Gewinn bleibt, daß ihre ganze Zukunft auf einen einzigen Tag zuſammenſchrumpft, der ihnen ihr geträumtes Glück verkünden ſoll? Wenn ſie ſich dann müde gehofft, und wie oft vielleicht ſchon in ihrer Hoffnung ſich getäuſcht geſehen haben, und vor den Gedanken, die ſie den Tag über verfolgen und ohne Raſt laſſen, dem Schlaf in die Arme flüchten, ſo iſt es, als ob der Traumgott mit dem Herrn Lotterieinhaber Halbpart gemacht hätte. Er flüſtert ihnen neue Nummern zu, und will ſie aufs Neue verlocken.

Ich weiß nun nicht, ob ich mir euern Dank mit dieſer langen Einleitung verdient habe. Ihr wollet lieber unterhalten, als belehrt ſeyn. Aber, ich meine, man müſſe ſich ſchon in der Jugend daran gewöhnen, von Allem, was einem vorkomme von jedem Wort ſich den rechten Begriff zu verſchaffen. Ja, und laßt mich nun noch Eines hinzuſetzen: Die Meiſten, wenn ihnen je einmal der Zufall eine ziemliche Summe zuführt, ſind ſie darum glücklicher, oder werden ſie nicht vielmehr den vielfachen Gelüſten, welche ſie bis jetzt die Noth hätte bändigen lehren, den Zügel laſſen? Dann heißt es bald: Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Digitized by Google

Auch bei einer badiſchen Stadt jenſeits des Rheins iſt eine ſolche Lotterie, und es iſt ein Jammer, zu ſehen, wie der arme Taglöhner, von Gewinnſucht geſtachelt, die paar erübrigten Kreuzer, um die er dem ermüdeten Körper eine Erquickung hätte erkaufen können, hintragen muß zum Collecteur; wie manche Magd ihren Körper vernachläßigt, ſich wenig um Kleidung und Wäſche bekümmert, und am Ende des Jahrs ärmer iſt, als zuvor. Schon oft iſt dieſes gefährliche Spiel von braven Herrſchaften und armen, bitter getäuſchten Menſchen verwünſcht worden. Sie können nichts thun, als ihren Dienſtboten wehren, die Leichtſinnigen warnen. Ob ſie viel damit ausrichten, iſt eine andere Frage. Die neugezogenen Nummern, die faſt nach jeder Woche vor dem Fenſter ausgehängt werden, haben eine größere Gewalt, als die eindringlichſte Predigt.

Doch jetzt, meine jungen Freunde, folgt mir! Wir kommen nicht weit am Geburtsort dieſer ſaubern Erfindung vorbei, nach der alten, ehrwürdigen Stadt Rom. Wir laſſen dießmal ihre prachtvollen Kirchen und Palläſte und die ſtolzen Denkmale einer großen, entſchwundenen Zeit unbeachtet liegen, und treten in die niedere Hütte einer entlegenen Straße. Das ſparſame, ſtark abgenützte Geräthe im engen Zimmer überzeugt uns auf den erſten Blick, daß wir nicht in der Wohnung des Reichthums ſind. Der größte Aufwand, welchen ſich die arme Wittwe zur Ausſchmückung der kahlen Wände erlaubt hat, iſt ein kleines Kruzifix, an dem ein ſelbernes Weihbecken, ſchön muſchelförmig getrieben, glänzt. Es hängt zu Häupten des Betts, und iſt wohl in mancher Hinſicht der größte Reichthum ſeiner Beſitzerin, welche die Menſchen auf ihrem einſamen Lager ziemlich verlaſſen zu haben ſcheinen. Wäre ſie reich geweſen, ſie hätte vermuthlich ſchon lange Abhülfe gefunden gegen ein böſes Wechſelfieber, wie es leicht in jenen Gegenden erzeugt wird, welches ſchon längſt die Farbe der Geſundheit von ihren eingefallenen Wangen abgewiſcht hatte, und allmählig ihre Kräfte aufzuzehren drohte. Aber die Geſchichte vom Teich zu Betheſda wiederholt ſich zum Theil noch täglich. Noch heute erkauft ſich der Reiche eine ſchnellere Hand, die ihn zum Born der Geneſung leitet, und die wenigſten, deren Beruf es iſt, der leidenden Menſchheit zu Hülfe zu eilen, denken wie der große Menſchenfreund: Zu den Armen und Kranken bin ich gekommen.

Die Dämmerung iſt angebrochen. Warum horcht die bleiche Frau ſo aufmerkſam auf jeden Tritt, wenn einmal Jemand durch die ſtille Straße geht, und warum heftet ſich ihr ſehnſüchtiger Blick auf die gegenüberliegende Thüre? Er iſt's, ſeufzt ſie endlich, und die Freude lockt ein Lächeln über die krankhaften Züge, während unter einem fröhlichen Lied ein leichter Fuß ſchleunig auf die Hütte zukommt, und in die Umarmung der Mutter eilt Lorenz, ein Knabe von noch nicht vollen 15 Jahren, der ſo eben von ſeinem Lehrherrn, einem Schloſſermeiſter der großen Stadt, nach Hauſe zurückkehrt.

Unter dem ſchwarzen, lockigen Haar blickten ein Paar kluge, gutmüthige Augen hervor, aus denen das Mitleiden mit der armen Mutter bald den jugendlichen Muthwillen verdrängt hatte. Er war wohl gewachſen, und ſchon jetzt mußte man ſich freuen, wie ſchön die Jahre dieſe kräftige Geſtalt unter einem ſchweren Handwerke ausrecken würden. Seine Gedanken waren den Tag über wohl oft daheim. Seine Mutter hatte ja ſonſt keine theilnehmende Seele mehr. Aber die glückliche Jugend hat keinen Blick für eine Gefahr, welche nicht jählings hereinbricht. Der Zuſtand der Kranken war ſchon ſeit Wochen der nämliche, und ſo ſiegte bei ihm der Frohſinn der Jahre und die Hoffnung, welche den Gedanken an das Aergſte nicht aufkommen läßt, wenn einmal ängſtlicher Trübſinn ihn beſchleichen wollte. Doch, wenn die Stunden der Arbeit vorüber waren, ſuchte er nicht, wie andere ſeines Alters, Luſt und Zerſtreuung in der geräuſchvollen Stadt, ſondern er eilte zu ihr, die jetzt einſam die langſamen Leidensſtunden zählte. Wenn er ſie dann mehr, als gewöhnlich, geſchwächt fand, ſo wurde er wohl manchmal recht niedergeſchlagen. Aber bald war ſein froher Muth wieder Meiſter, und er dachte, ſeine Gebete könnten nicht umſonſt ſeyn, die er jeden Morgen und jeden Abend an ſeinen Heiligen richtete, daß dieſer der guten Mutter Leben friſten, und ihm nur ſo viel von den Schätzen dieſer Erde zuwenden wolle, daß er ihr ihre Liebe und Sorgfalt dereinſt vergelten könne. Heute war Lorenz ungewöhnlich froh, und während er ſanft die Kiſſen der Leidenden zurecht rückte, daß ihr das lange Schmerzenlager erträglicher würde, ſagte er: „Sey getroſt, liebe Mutter! Wenn der Himmel den Bitten frommer Kinder nicht verſchloſſen iſt, ſo wird auch dieſer Jammer ein Ende nehmen. Hätte ich's nur erſt ſo weit gebracht, daß du dieſe dumpfe, feuchte Kammer, die kein Sonnenſtrahl heimſucht, gegen eine geſündere Wohnung vertauſchen könnteſt. Setze deine Hoffnung einſtweilen auf Gott! Er iſt am nächſten, wenn die Noth am größten iſt.“

Der gute Lorenz hatte zwar noch eine ſchöne Zeit vor ſich, bis es ihn ſo wohl werden dürfte, daß er ſeine Mutter unterſtützen könnte. Seine Lehrzeit war um ein Jahr länger, als bei andern, die das herkömmliche Lehrgeld bezahlen können. Sein Meiſter war auch nicht ſehr freigiebig, und ſo beſtund ſein ganzer Reichthum in den unbedeutenden Geſchenken, welche manchmal von den Kun-

Digitized by Google

den ſeines Lehrherrn den hübſchen Jungen zufloſſen, wenn er ihnen gefertigte Arbeit brachte, oder wenn er ausgeſchickt wurde, Kleinigkeiten, die in einem Hauſe verdorben waren, wieder auszubeſſern, denn er war früh zu brauchen zu mancherlei. Seine geſteigerte Fröhlichkeit hatte einen ganz andern Grund. Um die Zeit unſerer Erzählung war Lorenz mit ſeinem Meiſter im Hauſe eines vornehmen Herrn beſchäftigt, wo alle Fenſter und ein großer Balkon mit künſtlich gearbeiteten eiſernen Geländern verwahrt werden ſollten. Von dieſem Herrn war der fleißige Schloſſerlehrling ſchon mehrmals beſchenkt worden. Die Gaben waren immer ſchnell zur Stärkung und Labung der kranken Mutter verwendet. Mit einem Paoli aber (d. i. ſo viel ohngefähr, als $12\frac{1}{2}$ kr.) hatte Lorenz verſuchen wollen, ob ihm wohl ſein Heiliger nicht ſchneller zu ſeinem Glück verhelfen wollte, und hatte ihn am nämlichen Tag in die Lotterie geſetzt, an welchem wir ihn mit freundlichen Worten ſeiner Mutter Troſt einſprechen hören. Sagen wollte er ihr nichts, um ſie nicht zu betrüben, wenn ſeine ſchöne Hoffnung in nichts zerrinnen ſollte. Wer aber kann es ihm verargen, wenn er von jetzt an in glücklichen Träumen lebte. Er baute darin am Glück derjenigen, die ihm das Leben gegeben, die ihm bis jetzt Kraft gegeben hatte, kleine Entbehrungen geduldig zu ertragen. Alle ſeine Gedanken, alle ſeine Wünſche waren jetzt auf den künftigen Ziehungstag gerichtet, und ſein Meiſter konnte nicht begreifen, warum ſein ſonſt fleißiger und achtſamer Lehrling jetzt ſo oft Anlaß zu Tadel und Zurechtweiſung gab. Dieſe Wünſche waren aber nicht Wünſche der Habſucht oder Genußſucht. Sie waren geheiligt von kindlich frommer, dankbarer Liebe.

(Der Beſchluß folgt.)

Kaspar Hauſer.

(Beſchluß von Seite 40.)

So weit Lord Stanhope. — Obgleich das arme Unterhaltungsblatt ſeine unmaßgebliche Meinung nicht neben der des reichen Lords geltend machen will, ſo meint es doch in ſeiner ſchlichten Einfalt, daß faſt ein eben ſo großer Roman herauskomme, wenn man Kaspar Hauſer für einen Betrüger, als wenn man ihn für einen verkappten Prinzen erklärt. Denn alsdann hätte ein ſechszehnjähriger Junge ſeine ausgedachte Rolle, als armes, verſtoßenes Naturkind, ſo meiſterhaft ſpielen müſſen, daß er durch ſeine Verſtellung den Profeſſor Daumer, ſo wie den Präſidenten von Feuerbach und eine große Anzahl der gebildetſten und verſtändigſten Menſchen zwei Jahre hindurch getäuſcht hätte, ohne ſich nur ein einzigesmal zu verrathen. Dieß ſetzt eine Fertigkeit im Lügen und Trügen voraus, wie bei einer ſolchen Jugend vielleicht in der ganzen Weltgeſchichte kein Beiſpiel mehr zu finden iſt. Aber noch mehr! Wenn, wie Stanhope vermuthen läßt, Eitelkeit oder die Sucht, Aufſehen zu erregen, den Kaspar Hauſer bewog, ſich das einemal eine Stirnwunde, das anderemal eine Kopfwunde *) und das drittemal eine tödtliche Bruſtwunde mit eigener Hand zu verſetzen, ſo hat dieſes Halbkind die Eitelkeit weiter getrieben, als irgend ein Mann oder Weib in der Welt und ſeinen abſcheulichen Betrug bis zum Augenblicke des Todes fortgeſetzt, wo doch ſonſt andere Lügner und Heuchler, ja die größten Verbrecher wahr zu werden pflegen. Gegen die Annahme dieſer Vermuthung empört ſich jedes menſchlich fühlende Herz, das nur noch einen Funken von Glauben an die Menſchheit beſitzt, und wir glauben daher, daß dem guten Kaspar das ſchreiendſte Unrecht geſchehen iſt, indem man ihn für einen Betrüger erklärte. Auch ſelbſt Polizeirath Merker in Berlin iſt von ſeiner harten Behauptung zurückgekommen. Er erklärt in ſeinen „Nachrichten über Kaspar Hauſer aus authentiſchen Quellen", daß die Todeswunde des unglücklichen Jünglings ihn eines andern überzeugt habe und bekennt, daß er nur nach dem damals zur Oeffentlichkeit gebrachten Thatbeſtande geurtheilt habe.

Legt man uns daher die Frage vor: Wie verhält es ſich mit Kaspar Hauſer, ſo antworten wir:

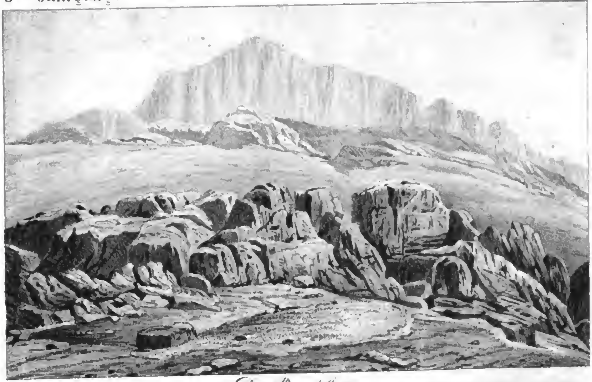
1) Hauſer iſt in Hinſicht ſeiner geiſtigen Entwicklung als ein verwahrlostes, ſich ſeiner noch nicht bewußtes Kind nach Nürnberg gebracht worden.
2) Er konnte daher von ſeinem vorigen Leben und ſeiner Reiſe keine Rechenſchaft geben.
3) Die ſchnelle Entwicklung ſeiner geiſtigen Vermögen war ein krankhafter Zuſtand.
4) Unter ſeinen Mittheilungen, beſonders an Profeſſor Daumer, mag manche Unwahrheit geweſen ſeyn, weil er wirklich Eitelkeit genug beſaß, ſich wichtig zu machen; aber dieſes Fehlers wegen iſt er doch noch kein Betrüger geweſen.

*) Am dritten April 1830 ſtieg nämlich Hauſer auf einen Stuhl, um von einem Büchergeſtell ein Buch herabzuholen, verlor aber, bei ſeinem unbehülflichen Weſen, das Gleichgewicht und griff, um ſich zu halten, nach der Wand, an der eine mit einer Kugel geladene Piſtole hing, die, von ſeiner Hand berührt, losging und ihm die oben bemerkte Wunde zufügte.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Berg Sinai

Der Gipfel des Berges Sinai.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 10 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. - „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Berg Sinai.

(Mit zwei Abbildungen.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. IX.

Jeder Ort, an welchem in den Zeiten der Vergangenheit etwas Großes und Wichtiges geſchehen iſt, bleibt für den denkenden Menſchen ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Wir hoffen darum, daß beiliegende Abbildung bei den meiſten unſerer Leſer eine freundliche Aufnahme finden werde, weil ſie ein anſchauliches Bild von dem berühmten Berge gewährt, auf deſſen Gipfel einſt Moſes, der Geſetzgeber des jüdiſchen Volkes, ſeine Geſetzestafeln niederſchrieb. Mehr als drei Jahrtauſende ſind ſeit dieſem wichtigen Ereigniß verfloſſen, und noch immer bilden jene moſaiſchen Geſetze die Grundlage aller Menſchenrechte, noch immer gelten ſeine zehn Gebote als der Inbegriff unſerer wichtigſten Pflichten.

Daran haſt du wohl nicht gedacht, lieber Leſer, als du zum erſtenmal die zehn Gebote in deinem Katechismus auswendig lernteſt, daß ſie auf einem ſo ſteilen, wilden und ſchreckenvollen Berggipfel zum erſtenmal aufgezeichnet wurden. Aber ein einziger Blick auf dieſe gewaltigen Felſentrümmer am Fuße und am Gipfel des Berges Sinai wird dich belehren, warum Moſes gerade dieſen Ort zu ſeiner Geſetzgebung wählte. Es war nämlich ſeine Abſicht, ein unruhiges, widerſpenſtiges und in der ägyptiſchen Knechtſchaft durchaus entartetes Volk an geſetzliche Ordnung, an beſſere Sitten und an eine würdigere Verehrung Gottes zu gewöhnen. Milde, Sanftmuth, überzeugende Vernunftgründe waren für daſſelbe vergebens; darum mußten der Ernſt und die Strenge eines unerbittlichen Geſetzes und die Furcht und der Schrecken, welche Jehovahs Nähe einflößte, ihre Gemüther zum Gehorſam zwingen und in ſteter Unterwürfigkeit erhalten. Um dieſe Gefühle in ihren verhärteten Herzen zu wecken, war aber kein Ort geeigneter, als die Gegend um den Berg Sinai. Sie iſt eine ungeheure, ſchauervolle, waſſerleere Wüſte Arabiens, von wilden Thieren bewohnt, deren furchtbares Geheul in nächtlicher Stille die Seele des Wandererers mit Grauen und Entſetzen erfüllt. Mitten aus dieſer Wüſte erhebt ſich ein gewaltiges Gebirge mit drei hohen Spitzen; die nordöſtliche Spitze, welche die niedrigſte iſt, heißt der Berg Horeb, auf welchem Moſes einſt den Herrn im brennenden Buſch erblickte. Vom Horeb ſteigt man ſüdöſtlich auf die zweite hohe Spitze, dem eigentlichen Sinai, jetzt Moſisberg genannt; die weſtliche Spitze heißt der Katharinenberg, ſo benannt von der heiligen Katharina, einer Märtyrerin, deren Gebeine von den Engeln dahin getragen worden ſeyn ſollen. Das Gebirge ſelbſt beſteht aus Granit, zum Theil auch aus Sandſtein und iſt nur ſehr ſpärlich mit Gebüſch bewachſen. Die Gipfel deſſelben ragen hoch in die Wolken hinein, und es gewährt beſonders einen ſchrecklichen Anblick, wenn ein Gewitter ſich um das Gebirge lagert. Dann nämlich iſt es bis auf die Hälfte ſeiner Höhe in ſchwarze Gewölke eingehüllt; feurige Blitze durchkreuzen nach allen Seiten hinzuckend das ſchauerliche Dunkel und fürchterliche Donnerſchläge hallen betäubend von Felswand zu Felswand wieder.

In einem ſolchen ſchrecklichen Wetter war Moſes auf dem Berge, um mit Jehovah zu reden, und kein Wunder, daß das zitternde Volk in der toben-

Digitized by Google

den Natur die Stimme des Herrn vernahm und Moſen für verloren hielt, als er noch mehrere Tage auf Sinai's Gipfel verweilte.

Auf einer Ebene am Fuße des Gebirges war das Volk Israels gelagert. Noch jetzt zeigt man die Stelle, wo das goldene Kalb errichtet war und nicht fern davon den Ort, wo Moſes über das Volk Gericht hielt. Nicht leicht konnte eine Stelle paſſender gewählt werden, um zu einer, auf der Ebene verſammelten großen Menſchenmaſſe zu reden. Etwas weiter am Berge hinauf iſt der Ort, wo Moſes, als er den Götzendienſt der Israeliten ſah, die Geſetztafeln zertrümmert haben ſoll.

Am Fuße des Sinai liegt ein Kloſter, welches im ſechsten Jahrhundert auf Befehl des Kaiſers Juſtinian erbaut wurde. Es iſt ein wichtiger Zufluchtsort für alle dortigen Reiſenden. Wenn ein Araber an das Thor des Kloſters kommt, ſo hält er an, breitet ſeine Schärpe aus und fordert Brod. Häufig kommt es vor, daß die Mönche, weil ſie für ſich ſelbſt kaum genug haben, dieſem Geſuche nicht willfahren können. Die Folge einer ſolchen Verweigerung iſt dann, daß die Araber gegen den Prior des Kloſters eine Menge Verwünſchungen ausſtoßt, ſich hinter den benachbarten Felſen verbirgt und auf den erſten Mönch, deſſen er an irgend einer Oeffnung der Mauer anſichtig wird, Feuer gibt, oder ſo lange um das Kloſter herumſchweift, bis ihn der Hunger weiter treibt. Rewham, der dieſe Gegend im Jahre 1828 beſuchte, fand das Thor an drei bis vier Stellen durch Kugeln durchlöchert, und an den Rahmen der Fenſter konnte man deutliche Spuren von der feindſeligen Stimmung der Araber ſehen. Die Thür befindet ſich 30 Fuß über dem Boden, gleicht der eines Waarenhauſes und iſt mit Gebälk und Bretterwerk überbaut, ſo daß Niemand die Mönche darin ſehen kann. Linker Hand vom Eingange ſieht man eine Kapelle, die an der Stelle, wo der brennende Buſch geſtanden haben ſoll, von der heiligen Helena erbaut wurde. Dieſe Kapelle wird ſo hoch verehrt, daß Niemand hineintritt, ohne die Schuhe auszuziehen. Sie iſt reich verziert und enthält eine Menge Weihopfer aus verſchiedenen Theilen der Welt. Der Brunnen, an welchem Jethro's Töchter ihre Heerden tränkten, befindet ſich am Fuße der Treppe, welche zu dem für Reiſende oder Pilgrime beſtimmten Theile des Kloſters führt. Der Pfad, auf welchem man den Sinai beſteigt, befindet ſich hinter dem Kloſter und führt eine ſich ſchlängelnde Schlucht hinauf, welche dieſen Berg vom Horeb trennt. Er iſt kaum gangbar; auch ſieht man faſt gar keine Spur von demſelben, bis man zu einer Schlucht gelangt, wo die mit Steinen ausgefüllten Klüfte den Weg bezeichnen. Hier liegt eine, der Jungfrau geweihte Kapelle. Eine halbe Stunde Wegs hinter derſelben ſteht ein Bogengewölbe, wo die Pilger ehe ſie weiter ſteigen, beichteten und Abſolution erhielten. Die Kapelle ſteht über der Höhle, in welcher Elias wohnte, und vor welcher er ſtand, als der Wirbelwind vorübergefahren war.

Den Gipfel des Sinai kann man nach einem vierſtündigen Marſche vom Kloſter aus erreichen. Die Ausſicht vom Gipfel des Berges hinterläßt einen dauernden Eindruck im Gemüthe des Reiſenden. Es iſt keine wildere, verſengtere und nacktere Gegend zu ſehen, als die Wüſte von dieſer Höhe. Die Spitzen der nackten Berge, ſo wie die Sonnenſtrahlen ſie beleuchten, blinken dem Auge geiſterartig entgegen; die gelben wellenförmigen Umriſſe des Triebſandes, der in den Klüften liegen geblieben, oder von den Felſenſtücken aufgehalten iſt, bieten eine Scene von chaotiſcher Verwirrung dar, welcher die mannigfaltigen Farbenabſtufungen der Sonnenſtrahlen eine erhöhte Wirkung gewähren. Der auf unſerer Abbildung dargeſtellte Gipfel des Berges war die Stelle, wo der Ruhm des Allmächtigen den Kindern Israel kund gethan wurde. Eine chriſtliche Kapelle, welche einſt hier ſtand, wurde zerſtört; aber eine andere, kleinere iſt hernach hinter einer der ſtehen gebliebenen Mauern errichtet worden. Zwiſchen dieſen Mauern ſind die Geſetztafeln überliefert worden, und hier iſt die Felskluft, wo dem Moſe die Herrlichkeit des Herrn im Wetter erſchien. Moſe 2 Buch 24 Kap. 15 – 17 Vers. 2 Buch Moſe 33 Kap. 21 u. 22 Vers.

Der Vordergrund unſerer obern Anſicht des Berges iſt die Gegend, wo die Amalekiter von Joſua geſchlagen wurden. Die Ebene ſetzt ſich zur Linken in das Thal Rephidim fort, wo ſich der Fels befindet, aus welchem Moſes das Waſſer herausſchlug, als die Israeliten daran Mangel litten.

Digitized by Google

Es befindet ſich jetzt in der Nähe des Felſens kein Waſſer, wohl aber etwas tiefer im Thale.

Beſonders merkwürdig ſind viele Inſchriften, die in Felſen eingehauen ſind, beſonders auf den verſchiedenen Wegen von Aegypten nach dem Sinai. Man hat ſie früher von den Kindern Israel in der Wüſte ableiten wollen; allein höchſt wahrſcheinlich rühren ſie aus der chriſtlichen Zeit her von Aegyptiſchen Chriſten, die von Alexandrien aus nach dem Sinai wallfahrteten. Darauf führen griechiſche Worte, Kreuze u. dergl. und der Schriftcharakter iſt ein ungebildeter, altarabiſcher Schriftzug.

Glück und Unglück ſind Nachbarn.

(Beſchluß von Seite 44.)

Endlich ſollte auch dieſe Ungeduld geſtillt werden. Der erſehnte Tag kam. Wie eilte Lorenz bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit zu dem Collecteur! Welch' freudiger Schrecken! Er hatte eine Terne gewonnen! Ich überlaſſe es jetzt meinen jungen Leſern, zu berechnen, zu welcher Summe der beſcheidene Paoli angewachſen war, wie ſich Lorenz von der erſten Ueberraſchung erholt hat, und wieder zu Sinnen und Sprache gekommen iſt, die ihm der Sturm des Entzückens geraubt hatte. Als er wieder ſo weit bei ſich war, verlangte er ſein Geld. Weil er aber noch ſo jung war, getraute ſich der Collecteur nicht, ihm die ganze Summe auszuliefern. „Ich habe niemand mehr, als eine Mutter, und die iſt krank," bat der Knabe. „Ich hätte nur die Freude haben mögen, ihr das Geld zu bringen, das ich ja doch gewonnen habe." Der Collecteur konnte nicht länger widerſtehen, und Lorenz erhielt einſtweilen 40 Thaler, mit der Weiſung, den Reſt des Geldes mit ſeiner Mutter oder ſonſt einer erwachſenen Perſon abzuholen. Nun hätte er gerne mit *einem* Sprung nach Hauſe eilen mögen. Er fühlte aber, daß er ſchon jetzt zu lange aus ſeiner Werkſtätte abweſend war, und gewiſſenhaft, wie er war, wollte er ſich zuerſt von ſeinem Meiſter die Erlaubniß zu einem Gang in die Wohnung der Armuth und des Leidens holen, daß er der Kranken, wie ein Engel vom Heiland zurufen könnte: Stehe auf, nimm dein Bett, und wandle!

Auf dem kurzen Wege zu ſeiner Mutter waren nun ſeine Gedanken zwiſchen Himmel und Erde getheilt. Frohe Plane wechſelten mit frommen Gebeten, die, wenn auch nicht gerade in zierliche Worte, oder wohlklingende Reime gekleidet, dennoch ſicherlich ſchnell genug vom h. Laurentius befördert wurden, und eine angenehme Gabe vor Gott waren. Er ſah im Geiſte ſchon ſeine Mutter in der lichten, ſonnigen Stube, und die abgezehrte Wange unter dem Hauch der Geſundheit wieder ſich füllen und friſch erblühen, und gelobte ſeinem Patron die zwei ſchönſten Kerzen vor ſeinen Altar, die er aufzutreiben im Stande wäre.

„Zürnet nicht, lieber Meiſter!" Mit dieſen Worten trat er mit vergnügter, aber bittender Miene, der man nichts hätte abſchlagen mögen, vor dieſen, der den finſtern, ungehaltenen Blick von der Arbeit nach ihm aufhob. „Gott und die Heiligen haben meine Gebete erhört!" und damit ſchüttete er ſeinen Schatz aus vor dem erſtaunten Lehrherrn. — Heller auf blitzte des Lehrherrn Auge, während es die blanken Silberſtücke abſchätzte. Du Glückskind, ſprach er, ſchaffe nur ſchnell noch Kohlen herbei aus dem Gewölbe, und dann fliege, wohin dein Herz dich zieht! — Raſchen, aber leichten Schritts folgte der Meiſter, in deſſen habſüchtiger Bruſt *ein* Augenblick den Höllengedanken erzeugt hatte, und während der eilfertige Knabe ſich bückte, des Herrn Willen zu vollziehen, endete ein gewaltiger Hammerſchlag ſein Leben und ſeine irdiſche Hoffnung.

Dießmal aber ſollte das Verbrechen ſich nicht der Frucht einer fluchwürdigen That erfreuen. Dießmal wurde wirklich das ſchimmernde Geld der Löwe, welcher das Raubthier in die Falle lockte. Schnell bemächtigte ſich der Mörder des Lotterielooſes, und eilte, ſich vermittelſt deſſelben am Gute der Wittwen und Waiſen zu bereichern. Der Gedanke, wie durch dieſen nicht geringen Zuwachs ſeine ohnedieß anſehnliche Habe ſich vergrößern würde, übertäubte die Schauer, die ſein Inneres nach dieſer entſetzlichen Handlung hätten durchbeben müſſen. Aber wie

Digitized by Google

ward ihm, als der Collecteur erklärte, daß ohne den Knaben das Geld nicht könne verabfolgt werden! Man fragte, man forſchte nach dem Letztern. Er ſey plötzlich unwohl geworden, verſichert der betretene Unmenſch. Dieß erregte Verdacht. Der Knabe war ja kaum noch hier geweſen. Bald lag die Wahrheit am Tag und der Verbrecher in Banden.

Konnte aber ſein Tod der armen kranken Mutter den Verlornen wiedergeben? Das Leben, um welches ſie vorher, wenn ſie an ihr Kind dachte, gezittert und gebetet hatte, und das jetzt jeden Reiz verloren hatte für ſie, beſiegte unter einer ſorglicheren Pflege, in der ſonnigen, freundlichen Wohnung die feindſelige Krankheit. Sie war wohlhabend. Aber Er ſollte nicht mehr Zeuge dieſes Glücks ſeyn, und ſo hatte es einen Stachel, welcher das Mutterherz tiefer verwundete, als früher das Gefühl bitterer Armuth. Es war gebaut auf einen Grund, der mit dem Blute ihres einzigen, geliebten Kindes benetzt war.

Marcos Bozaris.

Derſelbe ſtammte von einer edlen ſuliotiſchen Familie ab, hatte früher unter den franzöſiſchen Fahnen gefochten. Von der Natur mit einem feurigen Geiſte begabt, liebte er ſeinen Beruf, welcher ihn auf den Schauplatz großer Thaten rief, und in der Schule der franzöſiſchen Generale erwarb er ſich die Gewandtheit und den bewundernswürdigen Muth, deſſen die Feinde des chriſtlichen Namens noch lange eingedenk ſeyn werden. Kein griechiſcher General übertraf ihn an Unerſchrockenheit, an Beharrlichkeit und an Ergebenheit für die Sache, der zu dienen er ſeine Kräfte aufbot. Seine Tugend rief die alten Zeiten zurück; ſie bewies, daß die Großthaten, welche wir ſtaunend in der griechiſchen und römiſchen Geſchichte leſen, keineswegs von den Geſchichtſchreibern übertrieben worden ſind.

Nicht minder groß, wie als Held, zeigte er ſich als gewandter Politiker, und verſtand es ſehr gut, die Türken ſowohl, als den ſtolzen Ali-Paſcha von Janina zugleich zu Werkzeugen ſeiner Entwürfe zu machen. Er faßte den Gedanken, die Tyrannen Griechenlands durch ſich ſelbſt aufzureiben. In dieſer Abſicht trat er in den Dienſt Ali's und ſchwächte die Pforte bis zu dem Sturze dieſes Paſcha's dadurch, daß er die Streitkräfte eines ſo mächtigen Rebellen gegen ſie richtete.

Des Marcos Bozzaris Beiſpiel und die Begeiſterung ſeiner Werke wirkten kräftig zu dem allgemeinen Aufſtande der Chriſten. Der Tod Ali-Paſcha's und die Vernichtung ſeines Heeres erſchreckten Bozzaris nicht. Mit dem Muthe eines Helden ertrug er die ſchmerzvolle Trennung von ſeiner Gattin und ſeinen Kindern, ſo wie den Tod eines ſeiner Söhne, welcher gegen Treue und Glauben ermordet wurde.

Ein Unternehmen, welches man mit jenem denkwürdigen Kampfe der alten Griechen in dem Engpaſſe von Thermopylä verglichen hat, endete des Bozzaris ruhmvolles Leben. So ſehr liebten ihn ſeine treuen Sulioten, daß ſie noch unverzagt gegen eine Ueberzahl von Feinden um den Leichnam des Helden fochten, und dieſe blutige Beute den Ungläubigen entriſſen, um den Troſt zu haben, daß er in dem Boden des freien Griechenlandes eine Ruheſtätte finde.

Vor den Thoren von Miſſolonghi iſt dem Bozzaris ein einfacher Grabhügel errichtet worden, und auf einem Steine lieſt man folgende Grabſchrift: „Schlaf ruhig, Leonidas! Marcos Bozzaris triumphirt. Der Ruf verkündet aller Orten ſeine Siege. Hier iſt das Grab von Bozzaris. O Leonidas, wenn Du zurückkehrteſt, Du würdeſt ausrufen: erfahre Europa daß Griechenland nach langer Sklaverei endlich aus der Barbarei hervorgegangen iſt, und Söhne beſitzt, eben ſo tapfer, als ich es war."

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

1 Kleinster Colibri. 2. Prächtiger Colibri. 3. Stahlglänzender Colibri. 4. Stolzer Colibri.

N.ro 10. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Colibri's.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. X.

Mit immer neuer Bewunderung kehrt der Freund der Natur, wenn er alle Gebiete der anziehenden Naturwiſſenſchaft durchſtreift hat, zu den lieblichen Colibri's zurück. Denn in dieſen kleinen Weſen ſcheint die Natur das Prächtigſte, was ſie an Farbenſchönheit und Farbenglanz zu geben vermochte, aufgeboten zu haben. Man muß von den Edelſteinen und den edlen Metallen den Namen borgen, um nur einigermaßen das Colorit dieſer Thierchen zu beſchreiben; aber wenn wir auch ſagen, ſie glänzen wie Rubinen, Smaragde, Saphire, Topaſe und Spinelle, wenn wir auch darauf aufmerkſam machen, daß die ausgezeichnetſten metalliſchen Farben ihres Gefieders nach dem einfallenden Lichte ſich immer verändern, und bald ins Rothe, bald ins Goldgrüne, Blaue, Violette und Gelbe ſpielen, ſo iſt damit wieder nicht viel geſagt; denn die Pracht der Colibri's überſteigt alle Begriffe, und man muß ſie in der Natur ſehen, um ſie gehörig zu bewundern. Die Indianer geben ihnen die Namen: Sonnenhaare und Sonnenſtrahlen, und vergleichen ſie mit in der Luft ſchwebenden Sternen.

Alle Arten leben bloß in Amerika, vorzüglich in den wärmſten Theilen dieſes Erdtheils. Nur wo ein milder Himmel einen ewigen Frühling erhält, wo keine Jahreszeit ohne ihre eigenen Blumen iſt, da mag er wohnen. Kommt er auch in gemäßigtere Gegenden, ſo verläßt er ſie doch wieder, ſobald der Herbſt die Blumen abſtreift, und die Kelche, aus denen er ſo oft ſeine Nahrung ſchöpfte, verwelken.

Die Colibri's leben vorzüglich vom Honigſafte der Blumen, den ſie mit ihrer röhrenförmigen Zunge einſchlürfen; man ſieht ſie deßwegen gewöhnlich, gleich Schmetterlingen, zitternd über den Blumenkelchen ſchweben. Am meiſten lieben ſie die Blumen mit langen Röhren, beſonders die großen Blüten des Trompetenbaumes. Einige Naturforſcher wollten behaupten, daß ſie ausſchließlich von Inſekten lebten, allein dieß iſt längſt widerlegt. Wohl freſſen ſie auch Inſekten, aber Bullok hat 70 Colibri's, die er eingefangen hatte, mehrere Wochen lang in einem Käfig mit Blumenſaft und Zuckerwaſſer ernährt, und Wilſon hat ſogar 2 junge Colibri's, die er aus dem Neſte ausgenommen hatte, mit Blumenſaft aufgezogen.

Oft umſchwärmen die Colibri's die Tamarindenbäume ihres warmen Vaterlandes in ſolcher Anzahl, daß ein Geſumme wie von einem Weſpenſchwarme entſteht. Es ſind überhaupt höchſt unruhige Thierchen, welche in pfeilſchnellem Fluge von Blume zu Blume eilen. Nur während der großen Tageshitze und während der Nacht bleiben ſie ruhig auf einem Zweige ſitzen. Sie fürchten ſich nicht vor dem Menſchen, da die Schnelligkeit ihres Fluges ſie oft vor ſeinen Nachſtellungen ſichert; dabei laſſen ſie oft in einem ſcharfen Tone die Sylben tere, tere hören.

So klein die meiſten ſind, ſo ſind ſie doch ſehr kecke, ſtreitſüchtige Thierchen, und ihre Bewegungen ſind ſo heftig und ſchnell, daß man ihnen mit den Augen in ihrem pfeilſchnellen Fluge nicht folgen kann. Oft hört man das durch den Flügelſchlag hervorgebrachte Schwirren, ohne den Vogel, der es hervorbringt, ſehen zu können. Sie hacken nach den Augen anderer Vögel, und ihr wie eine Nadel ſpitzer Schnabel iſt eine nicht ganz zu verachtende Waffe. Eiferſucht macht ſie wüthend, und wenn man je von kleinen Töpfchen ſagen kann, daß ſie bald überlaufen, ſo findet dieß Sprichwort hier ſeine Anwendung. Denn das Geringſte ſetzt ſie in Zorn;

Digitized by Google

dabei ſchwillt ihr Kropf an, Haube, Schwanz und Flügel ſträuben ſich, und ſie kämpfen oft in der Luft gegeneinander auf Leben und Tod, wobei nicht ſelten einer der beiden Kämpfer ſchwer verwundet zu Boden fällt.

Wenn die Colibri's ruhig ſitzen, und ihr goldenes Gefieder putzen, ſo geben ſie zarte einfache Töne von ſich. Der kleinſte Colibri (Figt), welcher nicht viel größer als eine Biene iſt, ſoll noch am ſchönſten ſingen, und oft, auf den höchſten Zweigen einer Arekapalme ſitzend, ſeinen Geſang hören laſſen.

An dem Hauſe, in welchem Bullok wohnte, hatten unzählige Spinnen ihre Netze von den Dachziegeln gegen die Bäume hinübergeſpannt, und die Fäden ſehr dicht gezogen. Die Colibri's wagten ſich aber doch oft zwiſchen dieſe Netze, und ſtahlen den Spinnen die Fliegen weg, welche ſie gefangen hatten; große Spinnen vertheidigten indeß oft ihre Beute, und die kleinen Räuber mußten abziehen und dem größern weichen.

Die ſonderbare Struktur der ſchuppenartigen Federn, welche die Kehle und den Kopf der Colibri's ſchmücken, ſcheinen vorzüglich dazu zu dienen, die wunderbaren Farbenveränderungen hervorzubringen. Je nachdem der Vogel ſich wendet, ſcheint ſeine mit goldenen Sternen geſchmückte Bruſt bald blau, bald grün, bald gelb und roth, ohne daß man dabei noch hat beſtimmte Geſetze aufſtellen können. So verändert ſich oft orangefarben in grün, topasfarben in grün, braun in blau, carmin in blau.

Nur die alten Männchen tragen dieſen merkwürdigen Prachtſtaat, die Jungen und Weibchen erſcheinen in einfachen düſtern Kleidern.

Die Colibri's ſind meiſt ſehr große Künſtler, und bauen ſich ungemein niedliche Neſtchen, meiſtentheils aus Baumwolle von verſchiedenen Pflanzen. Die Brütezeit iſt verſchieden, je nachdem die Colibri's in verſchiedenen Climaten leben. Wahrſcheinlich brüten ſie mehreremal im Jahre, da ſie ſo zahlreich ſind, und die Anzahl der Eier ſelten zwei überſteigt. Während des Brütens und Erziehens der Jungen greifen ſie ohne Unterſchied alle Vögel an, welche ſich ihrem Neſte nähern, und fliegen ſelbſt dem Menſchen nach dem Geſichte, um ihre Jungen zu vertheidigen.

Die Colibri's ſind nicht ſchwer zu fangen, da ſie den Menſchen nicht fürchten, und ſich in ſeiner nächſten Nähe nach den blühendſten Pflanzen hinbegeben. Man darf daher nur hinter ein Gebüſch mit blühenden Pflanzen, hinter einen Pomeranzenbaum oder eine Bignonie ſtehen, und kann ſie dann mit einem gewöhnlichen Schmetterlingsgarne wegfangen, wenn ſie um die Blumen herumſchwärmen.

Ob ſie noch andere Feinde, als die Menſchen, haben, iſt unbekannt. Man behauptet, die Vogelſpinnen, welche allerdings an Größe die Colibri's weit übertreffen, bemächtigen ſich auch dieſer Vögelchen; unmöglich iſt dieß nicht, aber ſehr oft mag es doch nicht geſchehen, da die Colibri's äuſſerſt gewandt ſind.

Den Sammlungen dienen dieſe herrlichen und wunderbaren Geſchöpfe zur größten Zierde, und es iſt nur zu hoffen, daß es nicht Mode werde, ſie als Putz zu tragen, damit nicht große Niederlagen unter dieſen lieblichen Thierchen angerichtet werden.

Man kennt nahe an hundert Arten Colibri's. Vier derſelben haben wir hier abgebildet.

Nro. 1. iſt der kleinſte Colibri, der kleinſte bekannte Vogel, etwas größer als eine Schmeißfliege. Er iſt unten graulich von Farbe, die äuſſern Schwanzfedern mit weißem Saum, das Neſt hat die Größe einer halben Nußſchale; die Eierchen ſind kleiner als Erbſen. Er lebt in Braſilien.

Nro. 2. iſt der prächtige Colibri. Er hat auf der Stirne einen Federbuſch von ſpitzigen orangerothen Federn, an jeder Seite des Halſes einen emporſtehenden Kragen von weißen, grüngolden geſäumten Federn. Kopf, Mantel und Vorderhals ſind ſmaragdgrün-golden. Auf der Bruſt iſt ein kleiner weißer Fleck. Dieſe und der Unterleib ſind goldgrün, die Deckfedern der Flügel grün mit orangeſchimmernden Säumen, die Schwungfedern ſind dunkelgrün, unten braun, der Schwanz zimmetfarben. Sein Vaterland iſt Braſilien. Die Abbildung zeigt ihn in natürlicher Größe.

Nro. 3. Stahlglänzender Colibri. An den Seiten des Halſes ſtehen zwei aufgerichtete Federbüſche von dunkelgrünem Goldglanz. Stirn und Backen ſind glänzend grün. Kehle, Hinterhals, Rücken und Seiten des Unterleibs ſind goldgrün, ins Bronzenfarbene ſpielend, und bilden einen kleinen Buſch. Die Seiten des Halſes und der Vordertheil deſſelben ſind blau und ſchwarz gefleckt, oder braun, weiß und ſchwarz gemiſcht. Die Flügel ſind violett, der Schwanz braunroth. Auch er wohnt in Braſilien.

Nro. 4. Der ſtolze Colibri. Der Schnabel iſt ſehr lang und ſchwarz; alle obern Theile des

Digitized by Google

Digitized by Google

Tab I.

Göthe.

Digitized by Google

Körpers ſind dunkelgrün mit Goldſchimmer: die Kehle iſt prächtig cormoiſinfarben, die Flügel matt violett, der Schwanz ſtahlblau. Das Vaterland iſt St. Domingo.

Göthe.

(Mit deſſen Bildniß. Compoſition v. G. R. Tab. VIII.)

Wenn das kleine Unterhaltungsblatt es wagt, an die Spitze eines ſeiner Aufſätze den großen Namen: „Göthe“ zu ſetzen, ſo geſchieht dieß nur, um das beiliegende Bildniß des gefeierten Dichters mit einigen Worten zu begleiten, nicht, um eine ausführliche Lebensbeſchreibung anzukündigen. Der Verewigte lebt in den Herzen aller gebildeten Deutſchen und die zahlreiche Menge von Lebensbeſchreibungen, Beurtheilungen und Flugſchriften, welche über den dahingeſchiedenen Meiſter und ſeine Werke ſich ergehen, mit einer neuen vermehren, hieße Waſſer in das Weltmeer tragen.

Indeß möchten wir doch auch nicht gerne unſere Leſer mit einigen dürftigen Notizen abſpeiſen, z. B. daß Göthe den 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M. geboren wurde, von 1765—68 in Leipzig die Rechte ſtudirte, 1776 Legationsrath, 1779 wirklicher Geheimerrath, 1782 Kammerpräſident in Weimar und zugleich geadelt wurde, und daß er endlich am 22. März 1832 in einem Alter von 82 Jahren und 7 Monaten als Miniſter zu Weimar ſtarb. Denn dieß ſind nur die äußern Anhängſel des großen Mannes, und Göthe wäre Göthe geweſen und ſein Name unſterblich geworden, wenn er es auch nicht bis zum Adelſtand, bis zum Kammerpräſidenten und Miniſter gebracht hätte.

Aber wie ſollen wir es anfangen, um unſerer Seits an ſeinem unverwelklichen Lorbeerkranze auch ein Zweiglein oder Blättlein anzubringen? Unſer Künſtler hat das Seinige gethan: er hat nach einer Zeichnung, welche ein geſchickter Maler nach dem Leben aufgenommen hat, eine höchſt treue Copie geliefert, und viele Leute, die den Dichter geſehen haben, meinen, er ſei ſprechend ähnlich bis um den Mund herum; dort ſoll's nemlich noch ein wenig fehlen. — Jetzt kommt's nur darauf an, daß wir das Unſrige thun. Wir könnten nun, wenn wir wollten, theils aus Göthe's ſelbſtverfaßter Lebensbeſchreibung, theils aus Dörings, Schubarths, Menzels, Falks und anderer Schriften über ihn eine Art Ragout zurichten und es unſern Freunden als eine beſondere Speiſe auftiſchen; aber wir fühlen, daß alsdann die Worte auf uns anwendbar würden, die der verewigte Meiſter ſeinem Fauſt in den Mund legt:

„Sitzt ihr nur immer, leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen 'raus:
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht!
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht! —“

Von Kindern ſich bewundern zu laſſen, ginge allenfalls noch an und würde dem Zwecke des Unterhaltungsblattes nicht geradezu zuwiderlaufen. — Aber von Affen? — Nein, für die ſchreiben wir nicht. Darum wollen wir dießmal ganz dahingeſtellt ſeyn laſſen, was Andere über den großen Göthe geſchrieben haben, und friſch von Herzen weg unſere Meinung ſagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß einer von den obengenannten ſtimmfähigen Herrn uns zuruft: „Si tacuisses, philosophus mansisses!“ das heißt auf deutſch: „hätteſt du geſchwiegen, ſo hätte man dich nicht für ſo dumm gehalten, als du biſt!“ So viel die Präambeln, und nun zur Sache. —

Ueber keine Schriftſteller unſeres deutſchen Vaterlandes ſind die Meinungen des Publikums noch ſo getheilt, als über Göthe. Ein Theil ſeiner Leſer erhebt ihn bekannter maaßen als Schriftſteller und als Menſch in den Himmel und will von keinem andern deutſchen Dichter etwas wiſſen, als von ihm; ja ſelbſt der unſterbliche Schiller muß ſich gefallen laſſen, von dieſen begeiſterten Bewunderern nur eines flüchtigen Seitenblicks gewürdigt zu werden. Ein anderer Theil — und darunter ſind beſonders alle diejenigen, die gerne nach dem alten Kirchenſtyle fromm ſeyn und bleiben möchten — ziehen bei jeder Gelegenheit gegen ihn zu Felde, wollen wenig oder gar nichts erhebliches in ſeinen Schriften finden, machen ihm den Vorwurf, er untergrabe Religion und Sittlichkeit, gefalle ſich in Zweideutigkeiten und Frivolitäten, hülle das Laſter in ein allzu verführeriſches Gewand und habe daher von ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller bis zu ſeinem Tode zu dem immer mehr einreißenden Sittenverderbniß der Jugend, wie ein wahrer Mephiſtopheles, beigetragen. Dabei unterlaſſen ſie nicht, ſo oft etwa beim Theetiſch auf ihn die Sprache kommt, ſeinem Wandel und Charakter einen böſen Leumund zu machen, oder, wie man zu ſagen pflegt, ein Schlämpchen anzuhängen, und deuten mit einem verzückt frommen Blicke bald auf dieſes bald auf jenes Abentheuer aus der Chronique scandaleuse ſeiner Jugend.

Digitized by Google

Schon aus dieſen verſchiedenen Stimmen über den alten Meiſter geht vor allen Dingen hervor, daß er ein Stern erſter Größe am Himmel der deutſchen Dichtkunſt ſeyn muß; denn ſonſt würden ſich einerſeits die Dämmerungsſchwärmer und Nachtvögel nicht ſo viel mit ihm zu ſchaffen machen, und andrerſeits wären nicht alle Zeitungen, Journale, Almanache und Converſationslexika ſo voll von ſeinem Preiſe.

Wir ſind weit entfernt, in die große Poſaune ſeiner übertriebenen Bewunderer zu ſtoßen und Alles, was er geſchrieben und gethan hat, vortrefflich, herrlich erhaben, himmliſch und göttlich zu finden. „An dem Finger eines Rieſen wird auch der Rheinkieſel für einen Diamant gehalten, und als der Kaiſer Joſeph einmal ein Paar tombackene Schnallen trug, glaubte Jedermann, es ſeyen goldene. So iſt es auch mit Göthe. Als er einmal einen großen Namen in der literariſchen Welt gewonnen hatte, da verſammelte ſich alsbald ein ganzes Heer weihrauchſtreuender Schmeichler und huldigender Nachbeter um ihn her, die ſich wie Mückenſchwärme in den Strahlen des großen Geſtirns ſonnen wollten. Das kleinſte, unbedeutendſte Geiſteserzeugniß des Dichters das ſeine Feder, wahrſcheinlich um den darin noch enthaltenen Tropfen Dinte nicht vertrocknen zu laſſen, flüchtig hinwarf, und auf das er vielleicht ſelbſt keinen beſondern Werth legte, ward bis zum Himmel erhoben und von ſüßlichen Herrchen und zarten pipſenden Fräulein tauſend und aber tauſendmal bis zum Eckel und Ueberdruß recitirt, deklamirt und zur Guitarre und zum Clavier geſungen. Kein Wunder, daß den großen Mann dieſe Abgötterei, die man mit ihm trieb, zuletzt ſelbſt anekelte und daß er den Himmel in dem bekannten Stoßgebete anrief: „Bewahre mich vor meinen Freunden!“

Wir wollen durch ſolch übertriebenes Weſen die Manen des Verklärten nicht noch einmal erzürnen; aber wir glauben dem erhebenden Andenken an ihn und uns ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, dem Geiſte des Lichtes, der Wahrheit und Schönheit, der in ſeinen wahrhaft großen und unſterblichen Werken weht, wo wir nur Gelegenheit finden, Bahn zu machen und ſo viel an uns iſt, alle Hinderniſſe zu entfernen, die ſich dem tiefern Studium derſelben entgegendrängen.

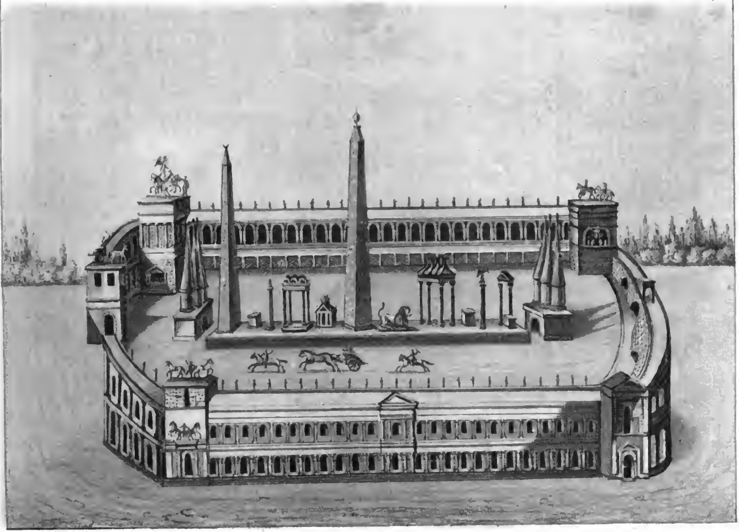
Es giebt nämlich noch Eltern genug, welche Göthes Werke ihren Kindern als eine moraliſche Contrebande verbieten und ſchwach genug ſind, ſich gleichſam zu kreuzigen und zu ſegnen, wenn nur der Name des Dichters genannt wird. Fragt man ſie aber in ihrer Entrüſtung, ob ſie ihn denn auch geleſen haben, ſo ſind ſie naiv genug, „Bewahre mich Gott!“ auszurufen und einzugeſtehen, daß ſie ihn noch nie in die Hand genommen haben. — „Fragt man ſie nun weiter, wie ſie dazu kämen, ein Urtheil zu fällen, ſo antworten ſie! Man wiſſe ja ſchon längſt, wie gefährlich der Inhalt jener Schriften für unverdorbene Seelen, und wie zweideutig der Charakter ihres Verfaſſers ſey.“ Durch dieſes Vorurtheil wird oft talentvollen Jünglingen und Jungfrauen das Herrlichſte, was unſere deutſche Literatur enthält, vorenthalten, und ſie werden gegen einen Schriftſteller eingenommen, deſſen Werke für ſie die reichſte Quelle der Bildung und Veredlung und zugleich des reinſten Geiſtesgenuſſes werden könnten. Es iſt wahr, nicht alle Schriften Göthes taugen für die Jugend, und eine vorſichtige Mutter wird ihrer unerfahrenen Tochter, deren Grundſätze noch nicht befeſtigt ſind, manches nicht in die Hände geben, was Göthe geſchrieben hat. Aber es iſt gewiß eine Undankbarkeit gegen einen unſerer größten Geiſter, darum über alle ſeine Werke den Stab zu brechen und ihm vorzuwerfen, er vergifte durch Zweideutigkeiten und Frivolitäten das jugendliche Herz.

Göthe's Schriften tragen das unverkennbare Gepräge des Genies. Alle ſeine Darſtellungen ſind unmittelbar aus der Natur und dem Leben gegriffen, deren Erſcheinungen er mit dem hellſten Verſtande und dem feinſten Gefühl aufzufaſſen und wiederzugeben verſtand. Mit Originalität in ſeinen Erfindungen verbindet er die klarſte, gefälligſte Darſtellung und den höchſten Wohllaut der Sprache. Mit Recht nennt ihn daher ein deutſcher Geſchichtforſcher den größten und reichſten unſerer Dichter, den Vertrauten der Natur und der Menſchheit, welcher die Schönheit im Menſchlichen unter den verſchiedenartigſten Verhältniſſen erforſcht, das Geiſtige in den Kunſtbeſtrebungen aller Zeiten erkannt und durch ſeiliges Selbſtgefühl üppige Fruchtbarkeit an herrlichen Werken gewonnen hat. Er gehört der Geſammtheit des deutſchen Volkes an und ſteht ſo hoch über ſeiner Zeit, daß erſt die kommenden Geſchlechter im Stande ſeyn werden, ihn vollkommen zu verſtehen und zu würdigen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Der groſse Cirkus.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 24 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thls. 4.— ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thle. 6. 12 „ „ fl. 11.— „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der große Circus.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XI.

Die alten Römer nannten die großen und weitläufigen Räume, in welchen ſie ihre Spiele und Wettrennen hielten, Circus. Dieſe waren gewöhnlich mit prachtvollen Gebäuden umgeben.

Unter dieſen Circus verdiente keiner mehr Aufmerkſamkeit, als die große Rennbahn (Circus maximus), die ſchon Tarquinius der Aeltere in dem zwiſchen den Hügeln Aventinus und Palatinus gelegenen Thale Murcia, zuerſt von Holz, erbaut hatte. Denn früher feierte man dieſe Spiele auf ganz freiem Felde. Es war derjenige Platz, wo die feierlichen Spiele zu Ehren der Götter mit Wettrennen im Wagen zu Pferde und zu Fuß und die Thiergefechte gehalten wurden. Agrippa, der Feldherr des Kaiſers Auguſtus, ſorgte ganz beſonders dafür, daß dieſer Ort prächtig verziert ward, und die nachfolgenden Kaiſer folgten treulich hierin dem Beiſpiele dieſes großen Mannes. Dieß Gebäude war von einem ſo weiten Umfange, daß 150,000 und nach einigen Schriftſtellern ſogar 260,000 Zuſchauer hinlänglichen Raum hatten. Es war ohne Dach und länglich rund, ſo daß die beiden Flügel hinten eine runde und vornen, wo der Haupteingang war, eine rechtwinklige Mauer ſchloß. Von Auſſen waren bedeckte Gänge, Buden, Eingänge und inwendig untenher die Behältniſſe der wilden Thiere, um welche ein neun bis zehn Fuß breiter Bach floß, um ſie von den Zuſchauern zu trennen. Hierüber waren die Sitze der Zuſchauer in Treppenform aufgeführt, und nach den verſchiedenen Volksſtänden unterſchieden (Fori Senatorii, equestres, populares). Der innere weite Raum war mit Sand beſtreut, und durch eine niedrige breite Mauer, die Spina genannt, in zwei Hälften getheilt. Hierum geſchahen die Wettläufe aus beſtimmten zwölf Behältniſſen, die zu beiden Seiten des Haupteingangs an der geraden Mauer abgetheilt waren. Auf dem Rücken der Spina erhob ſich in der Mitte ein Obelisk, und zu beiden Seiten bis an die Zielkegel verſchiedene Statuen, Tempelchen, Altäre deren Ganzes die beiliegende Abbildung deutlich macht.

Die kurze Seite des Circus zwiſchen den beiden Enden der Hallen war durch ein gerades Quergebäude ausgefüllt. Dieſes enthielt eine Reihe gewölbter Behältniſſe, worin die Pferde bis zum Beginnen des Rennens ſtanden, wo dann mit einemmale die Schranken fielen und alle losbrachen. Auswendig lief um die drei Seiten des Gebäudes, welche die Hallen inwendig einnahmen, noch eine Halle in einem Stockwerk, in welcher ſich allerlei Kaufläden befanden, und über denſelben Wohnungen. Unter dieſer Halle öffneten ſich auch die vielen Eingänge und Treppen, die in die einzelnen Abtheilungen des Circus führten. So konnte von den unzähligen Menſchen, die den Spielen beizuwohnen pflegten, jeder ohne Gedräng bequem an ſeinen Platz gelangen.

Was den Waſſergraben betrifft, der im Keſſel des Circus unter den Hallen der Zuſchauer floß, ſo wurde er ohne Zweifel durch den kleinen Bach Maorana gefüllt, der noch jetzt das Thal des Circus durchſtrömt.

Eine Stelle des Plinius unterrichtet uns, daß der Kaiſer Auguſtus einen Obelisken aus Aegypten kommen ließ, und im Circus aufſtellte. Auch ihm war es alſo darum zu thun, das Gebäude zu verſchönern. Aber wenige Jahrzehnten nach ihm, im ſieben und dreißigſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung, dem letzten der Regierung des Tiberius, ging der Theil des Circus, der dem aventiniſchen Hügel

Digitized by Google

zugekehrt war, bei einer Feuersbrunſt zu Grunde. Indeſſen ſcheint er bald hergeſtellt geweſen zu ſeyn; denn der Nachfolger des Tiberius, Caligula, gab nicht lange nachher wieder Spiele darin, wobei er oft die Rennbahn verſchwenderiſch mit Goldſtein beſtreuen ließ. Der folgende Cäſar, Claudius, ein leidenſchaftlicher Liebhaber dieſer Spiele, ließ die Behältniſſe, aus welchen die Pferde beim Beginnen des Rennens hervorkamen, aus Marmor aufführen und die Säulen an beiden Enden der Spina vergolden. Nero that es, da er ſelbſt öfters am Wettrennen Theil nahm, an ſinnloſem Prunk allen ſeinen Vorgängern zuvor. Unter ſeiner Herrſchaft brach aber in Rom ein fürchterlicher Brand aus, welcher von den 14 Regionen, aus welchen die Stadt beſtand, 3 völlig vernichtete, und 7 mehr oder weniger beſchädigte. Das Feuer war im Circus ausgebrochen; ein Wind bog die Flamme desſelben über die ganze Länge des ungeheuren Gebäudes hin, ſo daß derſelbe bald völlig in Aſche ſank. Unter den ſpätern römiſchen Kaiſern Veſpaſianus, Titus, Domitianus war der Circus ſchon wieder hergeſtellt; denn die römiſchen Schriftſteller berichten, daß um jene Zeit die circenſiſchen Feierlichkeiten wie gewöhnlich begangen wurden. Ja er wurde immer mehr vergrößert und verſchönert, und ſoll nach dem Zeugniß des Publius Victor, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts gelebt hat, in dieſer ſpätern Zeit 375,000 Menſchen gefaßt haben. Denkt man ſich hiezu noch die zwölf Behältniſſe für die Rennpferde, mit zwölf prächtig geſchmückten Thoren, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von der ungeheuren Größe dieſes Gebäudes machen.

Einen herrlichen Schmuck gab dem Circus noch Conſtantius, der Sohn Conſtantins des Großen, in einem Obelisken, den er aus Aegypten nach Rom ſchaffen und auf der Spina aufſtellen ließ. Damals mag der Circus ſo prächtig, als je, geweſen ſeyn.

Aber nun brachen bald die deutſchen Völker in Italien ein, und ſtürzten das alte Reich in Trümmern. Der Götzendienſt räumte dem Chriſtenthum den langbewahrten Platz, und die Spiele des Circus gingen auf immer unter.

Das Gebäude war zuſammengeſtürzt und vergeſſen. Ein ganzes Jahrtauſend dachte Niemand mehr an dasſelbe. Erſt im Jahr 1587 kam es dem Pabſte Sixtus V., nachdem er im vorhergehenden Jahre den vatikaniſchen Obelisken in die Mitte des Petersplatzes hatte ſtellen laſſen, in den Sinn, es könnten die beiden Obelisken des Circus, von welchem von den alten Schriftſtellern erzählt wird, vielleicht unter dem Schutte des Gebäudes noch vorhanden ſeyn. Unverzüglich erhielt der berühmte Baumeiſter Dominiko Fontana den Befehl zum Nachgraben.

Vom Circus ſtanden damals nur noch einzelne Stücke des Gemäuers. Der größte Raum des ehemaligen Gebäudes war durch Gemüſegärten eingenommen. Da fing man an zu graben, und kaum war man vier Palmen tief eingedrungen, ſo kam das größte Stück vom Obelisken des Conſtantius zum Vorſchein; man ſuchte weiter und fand endlich auch die zwei andern Stücke und das Fußgeſtell, worauf der Obelisk einſt geſtanden. Einige Wochen darauf ließ Sixtus V. auch den des Auguſtus ans Licht fördern, der ebenfalls in drei Stücke zerbrochen war, und am Sockel eine Inſchrift trug. Hierauf ließ der Pabſt beide Obelisken durch Fontana aufrichten, den des Conſtantius auf dem Platze di S. Giovanni im Lateran, den des Auguſtus auf dem Volksplatze. Beide ſind von rothem ägyptiſchen Granit und an allen Seiten mit Hieroglyphen bedeckt; der des Conſtantius iſt der größte von allen Obelisken in Rom. Von dem berühmten Circus maximus iſt wenig mehr vorhanden. Einige Ueberbleibſel von Mauern deuten noch ohngefähr ſeinen Umfang an; er liegt jetzt mitten unter Weinbergen, und die Rennbahn (arena) ſelbſt beſteht aus Gemüſe- und Krautfeldern.

Die Spiele, welche im großen Circus gefeiert wurden, gehörten zu den Lieblingsbeluſtigungen des römiſchen Volkes. Panem et Circenses! (Brod und circenſiſche Spiele!) Dieß war das ſo oft in Straßen und auf den öffentlichen Plätzen Roms wiederhallende Geſchrei des müßigen Pöbels, der auf Koſten des Reichen und Vornehmen ſtets gefüttert und angenehm unterhalten ſeyn wollte. Wollte ſich daher ein vornehmer oder ehrgeiziger Römer den Weg zu Ehrenſtellen bahnen, ſo hatte er kein ſichereres Mittel, um die Gunſt des Volkes zu erwerben, als daß er mit Aufopferung ſeines Vermögens circenſiſche Spiele veranſtaltete. Die Geſchichte berichtet, daß der berühmte Cäſar ſein Vermögen auf dieſe Weiſe völlig zu Grunde richtete, ja ſogar noch 15 Millionen Thaler Schulden machte. Damals ſollen im Circus gegen 500 wilde Thiere, beſonders Löwen, Elephanten, Tiger und Leoparden gegen einander losgelaſſen worden ſeyn. — Der ſchlaue Cäſar wußte aber recht gut, warum er dieſen ungeheuern Aufwand machte. Er wollte gerne Landpfleger in der Provinz Gallien werden, und ward es, und nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt hatte er ſeine Schulden bezahlt. Auch Menſchen mußten nicht ſelten im Circus gegen wilde Thiere auftreten

Digitized by Google

Adelheid die Gemahlin Königs Otto I.

Digitized by Google

und kämpfen. Man verurtheilte zu dieſem ſchrecklichen Tode gewöhnlich Sclaven und Verbrecher, und als unter Nero die Chriſtenverfolgungen begannen, und unter ſeinen Nachfolgern von Zeit zu Zeit erneuert wurden, da wurden viele Hunderte von Chriſten den wilden Thieren im Circus vorgeworfen.

Den Spielen ſelbſt, welche zu Ehren der Götter gefeiert wurden, ging ein feierlicher Aufzug von dem Capitolium aus voran. Die Bildniſſe der Götter wurden dabei auf Wägen gefahren. Den Anfang an Ort und Stelle ſelbſt machte das Wettrennen mit Pferden oder mit zwei- und vierſpännigen Wagen. Diejenigen, welche mit Wagen rannten, waren nach ihrer verſchiedenen Kleidung in vier Abtheilungen getheilt: die weiße, rothe, himmelblaue und grüne. Die Zuſchauer nahmen nun gewöhnlich für die eine oder die andere dieſer Abtheilungen Parthei, und daraus entſtanden nicht ſelten leidenſchaftliche Streitigkeiten, welche mit tumultuariſchen, ja oft blutigen Auftritten endeten. Viermalhunderttauſend Menſchen, welche vom Morgen bis zum Abend mit der geſpannteſten Hoffnung und Furcht den Spielen zugeſchaut hatten, ſchienen dann auf einmal Alle toll geworden zu ſeyn, und ſchlugen und ſchimpften mit der grimmigſten Wuth auf einander los. Das war doch noch ein wenig ärger, als wenn in unſern Theatern ein Theil der Zuſchauer klatſcht, und der andere ſtampft und pfeift. — Nach dem Wettrennen folgten die gymnaſtiſchen Wettſtreite, wobei Läufer, Fauſtkämpfer, Fechter und Ringer auftraten.

Oft wurden auch kleine Gefechte zu Roß und zu Fuß, ja ſogar Seegefechte in dem den Circus umgebenden Waſſer aufgeführt. Die Fechter waren gewöhnlich Gefangene oder Verbrecher, welche bis auf den Tod kämpften.

Dem milden Geiſte des Chriſtenthums verdankt es die Menſchheit, daß dieſe grauſamen Volksbeluſtigungen ein Ende nahmen. Der griechiſche Kaiſer Honorius ſchaffte ſie ab; doch wurden ſeine Befehle nur widerſtrebend befolgt. Ja es koſtete dem edlen Mönch Telemachus das Leben, als er, von menſchlichem Eifer entflammt, in die Arena hinabſprang, um die unglücklichen Kämpfer zu trennen.

Adelheid, die Gemahlin Otto's I.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. VI.)

Während Otto I den deutſchen Königsthron inne hatte, regierte in Italien der König Lothar, aber nur kurze Zeit. Bei ſeinem Tode hinterließ er eine junge reizende Gemahlin, Adelheid, deren Bildung und Klugheit noch größer erſchien, als die bedeutenden Reichthümer, deren alleinige Beſitzerin ſie nunmehr war. Berengar, der Nachfolger Lothars, hatte aus ſeiner Ehe mit der Willa einen Sohn, Namens Adelbert, welchen er mit Adelheiden zu vermählen wünſchte, um ſowohl durch den bedeutenden Anhang derſelben ſeinen eigenen Thron feſter zu begründen, als auch um die großen Schätze der verwittweten Königin an ſein Haus zu bringen. Dieſe aber ſchauderte vor aller Annäherung an Berengar und deſſen Familie zurück, indem ſie — und vielleicht nicht ohne Grund — vermuthete, daß Berengar die ſchreckliche Blutſchuld auf ſich geladen hatte, ihren Gemahl durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Sie lehnte daher alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung mit Adelbert ab, und beabſichtete, um allen gefürchteten Verfolgungen Berengars zu entgehen, Italien ganz zu verlaſſen, und ſich zum Könige Otto I. zu begeben, welcher die Obervormundſchaft und die Erziehung ihres Bruders übernommen hatte. Adelheids Vorhaben ward aber verrathen, und auf Berengars Veranſtaltung dieſelbe auf ihrer Reiſe plötzlich angehalten. Noch einmal ließ ihr Letzterer die Hand ſeines Sohnes antragen, und ſeine Abgeordneten ſparten keine Künſte der Ueberredung und Liſt, die königliche Wittwe für den Wunſch ihres Gebieters zu ſtimmen; als aber Adelheid ſtandhaft ihre Hand dem Sohne Berengars verweigerte, ſchritt dieſer zu Gewaltthätigkeiten, um die hülfloſe Fürſtin zu einem Schritte zu zwingen, an deſſen Gelingen ihm Alles lag.

Adelheid ward in enge und immer engere Haft gebracht, auf ſinnreiche Art gemartert, harten Mißhandlungen ausgeſetzt, und zuletzt, um allen

Digitized by Google

etwanigen Unternehmungen ihrer zahlreichen Anhänger zu ihrer Befreiung entzogen zu ſeyn, in ein altes, ſehr feſtes Schloß am Garda-See belegen, abgeführt, wo ſie ſo lange in engſter Haft gehalten werden ſollte, bis ſie ſich Adelberts Hand anzunehmen bereit zeigen würde. In der That, das Schickſal der unglücklichen Fürſtin war beklagenswerth, und erfüllte jeden, der davon Kunde erhielt, mit Theilnahme und Rührung.

Beſonders aber fühlte ſich Martin, ein Geiſtlicher, welcher Adelheiden in ihrer Jugend kennen gelernt, und Gelegenheit gehabt hatte, von der Liebenswürdigkeit ihres Sinnes und der Güte ihres Charakters vielfältige Beweiſe zu ſehen, von ſo lebhaftem Antheil an ihrem harten Geſchick ergriffen, daß er ſie zu retten beſchloß, es koſte auch was es wolle.

Nachdem er alle Mittel, welche ihm ſein Stand darbot, erſchöpft hatte, um Gelegenheit zu gewinnen, ſich der eingekerkerten Fürſtin zu nahen, und mit ihr die Mittel zur Flucht aus der gefänglichen Haft zu verabreden, blieb ihm nur noch das einzige übrig, unter eigener und ſelbſt ſchwerer körperlicher Anſtrengung und Gefahr ſich einen Weg zu Adelheids Kerker zu bahnen. Er wählte daher ſeinen geheimen Wohnſitz in einer alten verlaſſenen Hütte am Garda-See, dicht an dem Felſenſchloſſe, in welchem Adelheid ſo gewaltſamer Weiſe, ihrer Freiheit beraubt, zurückgehalten ward, und indem er nur bei nächtlicher Weile ſeinen Aufenthalt verließ, um in der Umgegend die nöthigen Lebensmittel für ſich einzuſammeln, arbeitete er tagtäglich im Schweiße ſeines Angeſichts, um ſich einen Weg unter den Mauern des feſten Schloſſes hinweg zu bahnen, auf welchem es ihm endlich gelang, bis zu dem Kerker Adelheids vorzudringen, und dieſe zur Nachtzeit aus demſelben zu befreien.

Nicht zu ſchildern ſind die raſtloſen Anſtrengungen des ſchon betagten Mannes, und ſeine Sorgen und Mühen, um den entworfenen Plan auszuführen. Er ſetzte ſich den gröbſten Mißhandlungen aus, er wagte Freiheit und ſelbſt das Leben, wenn ſeine Abſicht entdeckt ward; aber die Liebe und Anhänglichkeit, welche er der unglücklichen Fürſtin gewidmet hatte, ließ ihn alle Gefahr und ſich ſelbſt vergeſſen, um nur ihr auf dem einzigen Wege hülfreich zu nahen, wo noch Rettung für ſie möglich war.

Sobald Martin Adelheiden durch den unterirdiſchen Gang geführt hatte, verſuchte er, denſelben auf alle ihm mögliche Weiſe zu verſchütten, um eine ſchnelle Verfolgung ihrer Feinde bei etwa eintretender augenblicklicher Entdeckung ihrer Flucht zu verhindern, oder doch zu erſchweren. Sobald er aber mit der geretteten Fürſtin in ſeiner Hütte angelangt war, hüllte er dieſelbe in eine ſchon bereit gehaltene Verkleidung, und fuhr ſie, ehe der Morgen dämmerte, auf einem dazu angeſchafften kleinen Fahrzeuge ſelbſt über den Garda-See, von wo er ſie in dichte Waldungen führte, dort in Höhlen verbarg, und endlich zu einem entfernten Verwandten brachte, bei welchem ſich Adelheid ſo lange in Sicherheit aufhalten konnte, bis ſie auf dem feſten Schloſſe Canoſſa Aufnahme fand, von wo aus ſich weiter für ihre Entfernung aus Italien mit Sicherheit ſorgen ließ.

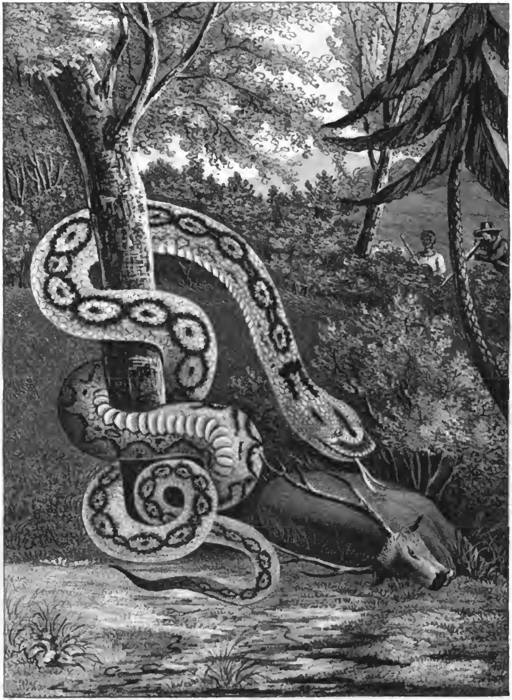
(Siehe die Abbildung.)

Der wackere Martin blieb aber auch ſelbſt hiebei noch nicht ſtehen. Trotz ſeinem Alter und ſeiner hart angegriffenen Geſundheit begab er ſich ſelbſt nach Deutſchland zum Könige Otto I., denſelben mit Adelheids jetziger Lage bekannt zu machen. Dieſer eilte, ſobald er deren Schickſal und Rettung durch Martins heldenmüthige Anſtrengung aus einem ihm von letzterem überbrachten Briefe Adelheids vernommen hatte, im Jahre 951 über die Alpen, ſetzte, von einer Armee begleitet, die leidende Fürſtin in ihre Rechte wieder ein, ſchlug den Berengar, welcher dieſerhalb mit einem Heere gegen ihn aufgebrochen war, in die Flucht, vermählte ſich — da er Wittwer geworden war — im folgenden Jahre mit Adelheiden, wurde als König von Italien anerkannt, und 961 zu Pavia gekrönt.

Martin, der edle Retter Adelheids, blieb deren väterlicher Freund, und in ihrer Nähe bis zu ſeinem Lebensziele.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Jagd auf eine Boa Constrictor.

Digitized by Google

No. 12. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 6. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Erlegung einer Rieſenſchlange.

(Boa constrictor.)

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XII.

Die folgende Erzählung iſt aus dem Tagebuch eines engliſchen Officiers entnommen, welcher ſich eine Zeitlang in Java aufhielt, — und enthält ſo charakteriſtiſche Züge zur Naturgeſchichte der Rieſenſchlange, daß wir ſie unſern Leſern in den eigenen Worten des Berichterſtatters mittheilen wollen.

„Wir ſtanden frühe auf, ſagt der Erzähler, um in einen benachbarten Ort zu gelangen, ehe die Sonne eine beträchtliche Höhe erreicht hätte, aber ein Ereigniß, das uns ein ganz neues Schauſpiel gewährte, vereitelte unſere Abſicht für dieſen Tag gänzlich. Als wir nemlich auf ein kleines Gehölz zugiengen, deſſen vordere Seite ein großer, mit hohem Schilfgras und Rohr bewachſenen Platz begränzte, traf unſer Ohr plötzlich das Geſchrei eines Thieres, welches ſich offenbar in großer Angſt und Noth befand. Und als wir unſere Aufmerkſamkeit nach der Stelle hin richteten, von welcher die Töne ſich fortwährend hören ließen, bemerkten wir, jedoch undeutlich, durch das Dickicht hindurch ein Thier, welches ſich auf dem Boden hin und her krümmte, während zu derſelben Zeit ein in der Nähe ſtehender Baumſtamm uns auffiel, welcher ſeiner Rinde beraubt zu ſeyn ſchien. Unſere Führer, Eingeborne von Java, waren von gewaltigem Schrecken ergriffen und verſicherten uns, es ſei eine ungeheure Schlange, welche ſich um den Baumſtamm gewunden hätte, um nach der Art der Rieſenſchlangen, die Annäherung ihrer Beute abzuwarten. Von der Wahrheit ihrer Verſicherung überzeugt, luden wir alle unſere Gewehre und bewogen unſere Führer anfangs mit Bitten und Verſprechungen, dann durch Drohungen, darauf zuzugehen. Nach einigen Schwierigkeiten die uns die Unebenheit des Bodens und die Beſorgniß verurſachte, unverſehens einem ſo fürchterlichen Thiere zu begegnen, kamen wir der Schlange ungefähr auf 50 Schritte nah, ohne von ihr bemerkt zu werden, aber zu ſpät, um ihr unglückliches Schlachtopfer zu retten.

Sie ſchien mit ihrer Zunge den lebloſen Körper eines Thieres zu belecken (S. die Abbildung;) aber von welcher Art daſſelbe war, konnten wir nicht genau unterſcheiden, obwohl wir aus den Hörnern, die wir deutlich wahrnahmen, den Schluß zogen, es müſſe dem Hirſchgeſchlechte angehören.

Da wir beſchloſſen hatten, einzeln zu feuern, um mit der gößten Genauigkeit die Wirkung unſerer Kugeln zu beobachten, ſo wurde zuerſt ein Schuß gethan. Man ſah deutlich, daß er traf, denn die Schlange machte plötzlich einen Aufſprung; aber ſie verließ ihre Stellung nicht, ſondern ſtarrte nur mit glühenden Blicken nach der Gegend hin, wo wir ſtanden. Ein kleines Gebüſch und hohes Schilfgras verbarg uns ihrem Anblick, während wir alle ihre Bewegungen deutlich beobachten konnten. Wir feuerten zum zweitenmal. Der Schuß traf ſie am Vorderkopf, drang tief ein und gieng dem Rückgrate entlang. Das Ungeheuer ſtürzte zuſammen, und der Kopf und der vordere Theil des Körpers lag bewegungslos da, mit Ausnahme der Zunge, welche ſich ſchnell wie ein Pfeil hin und her bewegte. Der Schweif war in unaufhörlicher Bewegung, peitſchte den Boden mit ſchrecklicher Ge-

walt und wand ſich krampfhaft um den Baumſtamm, um welchen ſich die Schlange kurz zuvor in völliger Sorgloſigkeit ringelnd geſchlungen hatte.

Die Eingebornen, welche das Unthier erliegen ſahen fiengen jetzt an, einigen Muth zu zeigen, und ſagten uns, daß, wenn man ihm einen Hieb hinter dem Kopfe beibringen könnte, doch ohne dieſen völlig vom Rumpfe zu trennen, ſo würde das Thier ſchnell ſterben. Da es uns wahrſcheinlich war, daß der Hieb von großer Wirkung ſeyn könnte, wenn man ihn der Schlange, noch ehe ſie ſich von ihrer Betäubung durch den Schuß erholt hätte, beibrächte, ſo erbot ſich unſer engliſcher Bedienter freiwillig dazu, näherte ſich, mit einem Säbel und einer kurzen Axt bewaffnet, der Schlange und vollbrachte das Werk. Wir giengen hierauf alle hinzu und unſere Führer hatten jetzt eben ſo viel Muth, als irgend einer von uns.

Die getödtete Rieſenſchlange war eine der ſchönſten ihrer Gattung, obgleich ihr ſchrecklicher Anblick alle Vorſtellungen überſteigt; das ganze Thier war krampfhaft zuſammengewunden, und ſeine Windungen und Drehungen waren über allen Ausdruck fürchterlich. Seine Farben glänzten in höchſter Pracht und wechſelten jeden Augenblick ihren Schiller. Ihre Augen, welche zuerſt verwundet worden waren, waren anfangs geſchloſſen, ſchienen aber, als ſie ſich öffneten, Feuer zu ſprühen und hatten einen unbeſchreiblich fürchterlichen Ausdruck. In kurzer Zeit wurde ſie matt, und nach einigen heftigen Windungen lag ſie faſt bewegungslos; aber noch eine ganze Stunde vergieng, bis ſie völlig todt war.

Das Thier, welches ſie getödtet hatte, war eine Antilope von großer Art, aber ihre Geſtalt war ſo verändert, daß wir nicht im Stande geweſen wären, zu ſagen, was es war, wenn wir ſie nicht an den Hörnern und Hufen erkannt hätten. Der Leib derſelben war zuſammengedrückt, die Rippen in Stücken zerbrochen und das Thier ſo völlig ausgerenkt, daß es länger als ſieben Fuß und ſeine Beine kaum zu unterſcheiden waren. Der ganze todte Körper war mit einem dicken Schleim überzogen, von dem wir aber nicht beſtimmen konnten, ob er durch das Lecken der Zunge verurſacht, oder durch eine Art Ausſchwitzung zwiſchen den Schuppen der Schlange hervorgekommen war.

Bei näherer Unterſuchung der Schlange vergaßen wir über ihrer auſſerordentlichen Maſſe und Farbenſchönheit unſere beabſichtigte Rache. Und da wir wohl bedachten, daß ihre Haut ein ſehr werthvoller Beitrag zu dem Naturalienkabinet eines europäiſchen Freundes abgeben würde, entſchloſſen wir uns, ſie abzuziehen, obgleich wir nicht mit den nöthigen Inſtrumenten zu dieſem Zwecke verſehen waren. Die Eingebornen, welche ſich kurz zuvor als ſolche feige Memmen zeigten, hatten ſich jetzt gern auf den todten Körper geſetzt, und wir hatten genug zu thun, daß ſie dieſelbe nicht in Stücke ſchnitten.

Das Abſtreifen derſelben war eine ſchwierige Aufgabe wegen ihrer großen Länge und Maſſe. Sie maß 27 Fuß und 9 Zoll in der Länge und ungefähr 4 Fuß vom Kopfe abwärts, 3 Fuß 4 Zoll im Umfange. Wir machten zuerſt einen Einſchnitt an der Kehle und trennten den verwundeten Kopf, indem wir die Haut losſtreiften. Hierauf befeſtigten wir ein Seil um den oberen Theil des Halſes; einer der Eingebornen beſtieg den benachbarten Baum, und ſchlang ein Ende des Strickes um einen ſtarken Aſt. Wir zogen hierauf die Schlange in die Höhe und ſtreiften ſie völlig ab.

Als dieſes geſchehen war, gaben wir den Körper den Eingebornen, welche ihn in lange dünne Stücke zerſchnitten und ſorgfältig das Fett ſammelten, welches nach ihrer Verſicherung ein erprobtes Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen ſeyn ſoll. Den größten Theil des Fleiſches trockneten ſie und bewahrten ihn zu künftigem Gebrauche auf. Der Haut bedienen ſie ſich zu Zierrathen und Gürteln.

Unſer Diener, welcher die Haut auf unſer Maulthier gepackt hatte, verſicherte uns, daß er einen Theil des gebratenen Fleiſches gekoſtet und es ganz ſchmackhaft gefunden habe. Das Anſehen desſelben war nicht anlockend, aber aus Neugierde verſuchten wir es doch. Es war ſaftig, ſchmackhaft und auſſerordentlich zart, und es wäre wohl möglich geweſen, daß wir eine gute Portion davon gegeſſen hätten, wenn uns nicht die furchtbare Scene vor der Einbildungskraft geſtanden hätte, von welcher wir ſo eben Zeuge geweſen waren.

Digitized by Google

Göthe.

(Beſchluß von Seite 52.)

Zu deſſen Bildniß in Nro. 10. Tab. V. nicht Tab. VIII. wie Seite 51 unrichtig angegeben iſt.

Göthe bewegte ſich frei und feſſellos in allen Formen der Dichtkunſt, und geſtaltete jede derſelben zu ihrer höchſten Bedeutung. Wir beſitzen von ihm lyriſche, epiſche und dramatiſche Gedichte, Epigramme und Romane. Unter ſeinen epiſchen Gedichten möchte wohl Herrmann und Dorothea, unter ſeinen dramatiſchen Iphigenia und Torquato Taſſo am meiſten dem jugendlichen Gemüthe zuſagen. Seine höchſte Vollendung erreichte Göthe's Genius im Fauſt. Er führt uns in ihm in alle Höhen und Tiefen des Menſchenlebens ein; das Erhabenſte, Lieblichſte und Rührendſte, was eine menſchliche Bruſt bewegen kann, iſt darin niedergelegt, durchdrungen von der höchſten Poeſie. Man kann dieſes Drama ein allgemein menſchliches nennen; denn die darin geſchilderten Zuſtände gehören weder einem einzelnen Menſchen noch einem einzelnen Volke an, ſondern der ganzen Menſchheit. Jeder Menſch von Geiſt, Sinn und Gefühl fühlt in ſeiner Bruſt die unbefriedigte Sehnſucht, die Schranken des menſchlichen Wiſſens zu überſchreiten nnd die Tiefen der Natur und der Gottheit zu ergründen. Jeder durſtet nach höherem Glück und höherer Erkenntniß.

„Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt."

Die Klippen, an denen Fauſt ſtrauchelt, ſind diejenigen, welche ſeit Adams Zeit uns allen den Fall drohen. Auch den Urvater des Menſchengeſchlechtes gelüſtete nach den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß, wie Fauſt, und wenn ihm dieſes die Urſache des Falles ward, ſo konnte er wenigſtens in ſeinem Falle nicht höher getadelt werden, als dadurch, daß er nach einem ſo herrlichen Ziele ſtrebte. Mit Recht läßt darum Göthe in dem ſeit ſeinem Tod erſchienenen zweiten Theile des Fauſt, mit welchem das Ganze vollendet iſt, dieſen gerettet werden.

Aber enthält denn eben dieſer Fauſt nicht eine Menge Unſittlichkeiten und Zweideutigkeiten, die einem unverdorbenen reinen Gemüthe auch die herrlichſten Stellen verleiden müſſen? — Da Göthe uns in dieſem Gedichte, wie geſagt, in alle Höhen und Tiefen des Menſchenlebens führen will, ſo muß er uns eben ſo ſehr den Menſchen in ſeiner tiefſten Verworfenheit, wie in ſeinem höchſten Geiſtesaufſchwung zeigen. Es iſt darum natürlich, daß er uns, während er auf der einen Seite den reinen Himmel einer ſchönen Menſchenſeele öffnet, auf der andern die Gräuel des Blocksberges enthüllt. Es ſind hier gleichſam die beiden Endpunkte nach oben und unten bezeichnet, bis zu welchen der Menſch ſteigen oder ſinken kann, je nachdem er entweder der Stimme des Teufels in ſeiner Bruſt, d. h. der Sinnlichkeit, oder der Stimme der Gottheit folgt.

Statt alſo die jugendliche Seele zu verderben, kann im Gegentheil dieſes Buch dem unerfahrnen Jüngling, der zum erſtenmal in die Welt tritt, zum ſicherſten Führer dienen, indem es ihn auf die Klippen ſeiner edelſten Beſtrebungen hinweiſ't und ihn vor „flacher Unbedeutendheit" warnt.

Ein Aehnliches gilt auch von Göthes Romanen, namentlich von Wilhelm Meiſters Lehrjahren und Wanderjahren, den Wahlverwandtſchaften und dem vielverrufenen und vielbewunderten Werther. Mancher junge Leſer hat die poetiſche Schönheit dieſer Werke für die moraliſche genommen und mit den darin geſchilderten Charaktern dermaßen ſympathiſirt, daß er zuletzt ſelbſt auf den Gedanken kam, einen Wilhelm Meiſter, einen Eduard oder gar einen ſchmachtenden Werther zu ſpielen und ſich aus lauter Empfindſamkeit todt zu ſchießen. Aber wer trägt daran die Schuld? Doch wahrlich nicht der Dichter. Er ſchildert menſchliche Zuſtände und Verhältniſſe, wie ſie ihm erſchienen ſind, oder wie er ſich ſie dachte. Aber er iſt weit davon entfernt, die geſchilderten Charaktere uns als nachahmungswürdige Muſter der Sittlichkeit zu empfehlen. Man könnte mit demſelben Rechte behaupten, Göthe wolle uns vor dergleichen Verirrungen zurückſchrecken, als man ihm vorwarf, er wolle uns das Laſter empfehlen, weil er es in ein reizendes Gewand hüllte. Denn Werther und Eduard nehmen doch wahrlich kein gutes Ende. Allein moraliſche Zwecke hatte

der Dichter gar nicht, ſondern er will irgend einen Gegenſtand, von welchem ſein Herz voll war, fixiren, oder irgend einen Gedanken, der mit ihm umging, loswerden. Und dazu hatte er kein anderes Mittel, als die Feder zu ergreifen und ſich auszuſchreiben. Mags nun aufgenommen werden, wie es wolle.

Wird er mißverſtanden, legt man ihm andere Anſichten unter, als er hatte, und ſchadet ſich damit, ſo liegt die Schuld nicht an ihm. Was kann denn die Flamme des Kerzenlichts dazu, wenn ein paar dumme Mücken in ſie hineinſurren und ſich die Flügel verbrennen? Sie wollte nur leuchten und wärmen, und auch die Mücklein hätten ihre Freude daran haben können, wenn ſie nicht unbeſonnen genug geweſen wären, ſich ſelbſt darin zu braten.

Dem Reinen iſt Alles rein, und wer von edlem Stoffe und geſundem Verſtande iſt, der wird ſich von Allem, was ihm das Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt darbietet, nur das aneignen und einverleiben, was ſeinem eigenen Weſen entſpricht und was er in Saft und Blut verwandeln kann. Die Biene ſaugt aus derſelben Blume ihren Honig, aus welcher der Skorpion ſein Gift ſaugt.

Nahe dich alſo getroſt dem heiligen Tempel, in welchem die unſterblichen Werke des verewigten Altmeiſters der deutſchen Dichtkunſt aufgeſtellt ſind, weide und labe dein Herz an dem Schönen, was er bietet. Und wenn du den Sinn und die tiefe Bedeutung ſeiner Schöpfungen nicht zum erſtenmal verſtehſt, lies ſie zum zweiten-, dritten-, vierten- und zehntenmal. Wird dir auch alsdann das Verſtändniß nicht eröffnet, dann ſtehle dich mit geſenktem Haupte aus dem geweihten Muſentempel hinweg und gehe in dein Kämmerlein, ſchleuß die Thüre zu und bete um 15 Grad Reaumur Verſtand; denn ſo viel braucht man wenigſtens, um Göthe zu würdigen. Und wenn der himmliſche Vater im Laufe der Zeit deine Bitte nicht erfüllt, dann nimm Gellerts Fabeln und Erzählungen oder Claurens Mimili oder Goßners Schatzkäſtlein zur Hand und ſetze dein Herz daran.

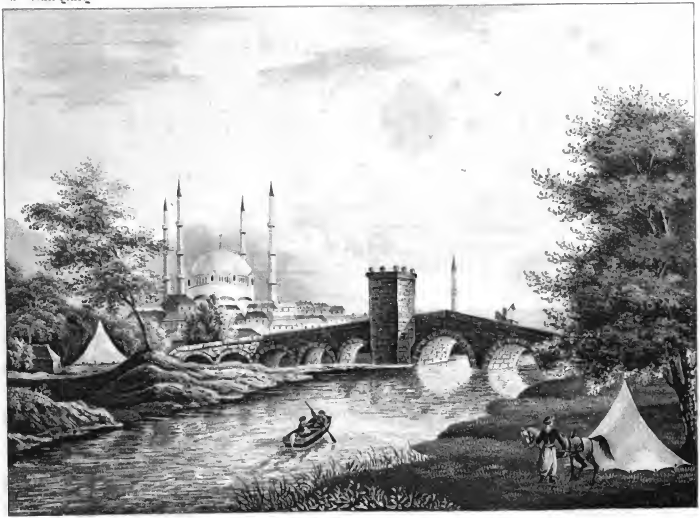
Indianiſche Leichtgläubigkeit und Rache.

Ein Franzoſe, deſſen Beſchäftigung der Handel mit den Indianern war, hatte unter andern eine Parthie Pulver abzulaſſen, aber die Indianer hatten ſich bereits, durch Pelzaustauſch, bei andern verſehen, und hielten den Reſt ihrer Felle zurück, um ſich andere Bedürfniſſe anzuſchaffen. Der Franzoſe indeſſen, der ſeine übrigen Waaren meiſt verkauft hatte, und fürchtete, das Pulver möchte ihm liegen bleiben, verſuchte alle mögliche Kunſtgriffe, um es los zu werden, aber vergebens, bis die Neugierde der Indianer ihm Gelegenheit gab, es zu verhandeln. Unter andern neugierigen Frauen nämlich fragten ſie ihn auch, wie das weiße Volk den „ſchwarzen Staub" hervorbrächte? Die Hoffnung, vielleicht doch ſein Pulver noch vortheilhaft los zu werden, ſetzte ſeinen Erfindungsgeiſt in Bewegung. Er ſagte ihnen, das weiße Volk ſäe es in Felder wie Mais oder Tabak, und daß wenige Pfunde dann eine reiche Ernte gäben. Die Indianer, ſehr erfreut über dieſe Nachricht, beeilten ſich, ihre letzten Felle zuſammen zu ſuchen, und kauften ſo dem Franzoſen das Pulver zu hohem Preiße ab. Der Franzoſe befand ſich bald im Beſitze großer Beute, und machte, daß er fortkam. Die entzückten Indianer giengen ſogleich an die Arbeit, ein ausgeſuchtes Stück Land für ihre neue Feldfrucht zu bereiten. Nachdem das Land gereinigt war, befolgten ſie des Franzoſen Anweiſung und ſäeten das Pulver. Nachdem ſie ſo mehrere Wochen vergebens gewartet hatten, bemerkte ein alter Häuptling, klüger als die andern, witziger Weiſe: „es war ein Franzoſe, der euch das Pulver verkauft hat." Der Wink war hinreichend, und ſie ſahen nun ein, daß ſie betrogen waren. Nicht lange nachher kam ein anderer Franzoſe zu ihnen, mit einem Cargo Waaren. Er erhielt Erlaubniß, ſeine Waaren zu verkaufen. Der induſtriöſe Krämer öffnete ſeine Ballen, und als die Güter zur Schau ausgeſtellt waren, drangen die jungen Krieger, und alle, die früher von dem andern Franzoſen angeführt waren, auf ihn ein und nahmen dem armen Teufel alle ſeine Waaren. Er brachte ſeine bittere Beſchwerde vor das Oberhaupt und forderte Erſatz. Das Oberhaupt antwortete gravitätiſch: er ſolle ſichere Bezahlung erhalten, nur müßte er bis zur nächſten Pulverernte warten.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Adrianopel.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 24 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Adrianopel.

(Mit einer Abbildung.)
Achter Jahrgang 1835. Tab. XIII.

Adrianopel, von den Türken Edrene genannt, iſt die zweite Hauptſtadt des türkiſchen Reiches in Europa. Sie liegt an der Mariza, in einer flachen, nur wenig gehügelten ſumpfigen Gegend. Der Erbauer derſelben war der berühmte römiſche Kaiſer Hadrian, nach welchem ſie auch genannt wurde. Im Jahre 1360 fiel ſie den Türken in die Hände und wurde von Amurat I., der ſie eroberte, zu ſeiner Reſidenz erkoren. Die große fruchtbare Ebene, welche ſie umgiebt, wird durch die fernen Berge verſchönert. Am Zuſammenfluſſe des Tonſus oder Tundſcha, Hebrus und Aoda gelegen, nimmt ſich die alte Hadriansſtadt prächtig aus. Ihre Bevölkerung wird auf 120,000 Seelen geſchätzt. Sie iſt mit Mauern umgeben, durch welche 11 Thore führen. Eine viereckige Citadelle mit 4 runden Eckthürmen und 12 kleinern Thürmen beherrſcht die Stadt, aber ſchützt ſie nicht. So prachtvoll jedoch die Lage iſt, ſo freundlich die kupfernen Kuppeln der zahlreichen Moſcheen und beſonders die Hauptmoſchee mit ihren vier Minarets und ihrem hohen Dome uns einladet, ſo unheimlich fühlen wir uns, wenn wir das Innere der Stadt betreten. Auch ſie erinnert leider nicht an die glückliche Zeit Hadrians, ſondern an das Zeitalter der Peſt und des türkiſchen Despotismus. Unregelmäßige, enge und ſchlecht gepflaſterte Straßen voll Aas, Schmutz und Geſtank, hölzerne orientaliſche Häuſer, zwar ohne flache Dächer, aber mit vergitterten Fenſtern, unanſehnliche öffentliche Plätze und liederliche Verfallenheit, das gewährt der Anblick von Adrianopel. Die Stadt iſt berühmt durch Seife, Saffian, Roſenwaſſer, Roſenöl und Quitten. Darum heißt es in einem türkiſchen Liede:

Edrene iſt eine ſchöne Stadt,
Deren die Welt nichts Gleiches hat.
Das Volk iſt nicht reich an Habe,
Bringt darum nur Quitten zur Gabe.

Aus dieſen Quitten werden aber köſtliche Compots bereitet. Um die Stadt herum ſind prachtvolle Roſenwälder und viele hundert Gärten im ſüdlichen Schmucke. Die Trauben von Edrene ſind die köſtlichſten der Türkei. Vierzig Moſcheen ſchmücken die Stadt; zwei ſteinerne Brücken ſind über die Mariza ſehr ſolid erbaut; eine derſelben, nebſt der Anſicht der Stadt mit der Hauptmoſchee fügen wir in der Abbildung bei. Dieſe Moſchee wurde vom Architekten Sinan, einem Griechen, unter Selim II. gebaut. Sie bildet ein großes Viereck von 180 Fuß nach jeder Seite. Die Kuppel, noch vier Ellen höher, als die Sophienkirche zu Conſtantinopel, wird bei Tag durch 250 Fenſter und in den feierlichen Nächten des Ramazan von 1200 Lampen erleuchtet. Die Aufſchrift an derſelben iſt die würdigſte, die je an einen Tempel prangte: „Gott iſt das Licht des Himmels und der Erde!" Auch der Vorhof hält 180 Fuß ins Gevierte, und 24 Kuppeln zieren drei Seiten deſſelben, von 26 Granitſäulen getragen. Prachtvolle Minarets erheben ſich hoch über die Kuppel empor, daß man ſie von jeder Seite her ſchon in weiter Entfernung von Adrianopel erblicken kann. 24 Medreſſes oder Collegien und drei Leſeſchulen ſind den Moſcheen beigegeben. Auch die Moſchee Murat des II. verdient

Digitized by Google

der koſtbaren Ausſchmückung wegen Erwähnung. Viele fromme Stiftungen der älteſten Sultane des osmaniſchen Hauſes verſchönern die Stadt. Eine beſondere Zärtlichkeit legen die Osmanen für die Narren an den Tag und auch in Adrianopel findet man mehrere Irrenhäuſer, wo ehemals die Patienten mit goldenen und ſilbernen Ketten gefeſſelt wurden, als ob goldene Ketten nicht auch Ketten wären! 53 Chane und Caravanſerais, mehrere Märkte und ein Bazar mit 6000 Gewölben verkündigen wenigſtens den vormaligen Reichthum der Stadt. Zwei kaiſerliche Paläſte, das alte und neue Serail, wurden beſonders von Muhamed dem IV., der hier am liebſten verweilte, prachtvoll ausgeſchmückt. Ein großer kaiſerlicher Garten liegt am Ufer des Tunſcha, dem noch immer ein Boſtandſchi-Aga oder Obergärtner mit ein paar tauſend Boſtandſchi's vorſteht. Jetzt kommt der Sultan nur ſelten nach Adrianopel.

In der Mitte der Stadt liegt die Feſtung; in ihr reſidirt der Paſcha nebſt Adminiſtration. Die Stadt hat nämlich ihren Mufti und alle Aemter, wie in alter Zeit.

Die Bevölkerung beſteht größtentheils aus Griechen, nur dem vierten Theile noch aus Mahomedanern. Es ſind fleißige thätige Menſchen, die aber bei der letzten Anweſenheit der Ruſſen keine große Freundſchaft für die Türken an den Tag gelegt haben. Mehrere europäiſche Handelshäuſer haben ſich hier etablirt, und da von hier die ſchönſte Wolle der Levante ausgeführt wird, auch rohe Seide in bedeutender Menge in den Handel kommt, ſo werden hier wohl Geſchäfte bis 4 Millionen Gulden im Werthe gemacht. Zwiſchen Adrianopel und Conſtantinopel ſind die Kameelcaravanen beſtändig in Bewegung; aber die Wirthshäuſer und Bäder ſind ſchlecht.

Vergeltung.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. VII.)

Während des letzten Feldzuges der Kaiſerin Katharina von Rußland gegen die Türken ſtand ein ruſſiſches, zum großen Theile aus Ausländern und namentlich auch aus Polen beſtehendes Huſarenregiment unfern einer türkiſchen Feſtung, welche nächſtens ganz eingeſchloſſen werden ſollte, und deren Belagerung vorbereitet ward.

Ein junger wackerer Offizier bekam eines Tags den Auftrag, auf Fouragirung auszureiten, und erhielt zu dem Ende 30 Huſaren mit. Man hatte den ganzen Tag über kleine Scharmützel mit dem Feinde gehabt, und von beiden Seiten waren Leute gefallen und verwundet. Der ruſſiſche Lieutenant wußte, daß beſonders auch in der Gegend, in welche er jetzt hinausritt, Feinde umhergeſchweift und kleine Gefechte geliefert worden waren. Er empfahl alſo ſeinen Huſaren, da der Tag ſich zu neigen begann, ſowohl genau auf ihrer Hut zu ſeyn, als auch überall ſich umzuſehen, ob etwa noch irgendwo ein Verwundeter aus ihrem Heere läge, um ihm ſofort Beiſtand leiſten zu können.

Da wurde, als der Trupp an dem Saume eines Waldes entlang ritt, aus einem Graben die klagende Stimme eines Menſchen vernommen. Sogleich mußten zwei Huſaren abſitzen und ſich — mit aller im Kriege nöthigen Vorſicht — dem Graben nähern, um zu erforſchen, woher die Stimme komme, und ob ſie die eines Ruſſen oder eines Feindes ſey. Plötzlich brechen die beiden Huſaren in ein ſchallendes Gelächter aus, in Folge deſſen der Offizier ſich — von einigen ſeiner Leute begleitet — der Stelle näherte, und im Graben einen alten Juden erblickte, deſſen ehrwürdiges Anſehen eben ſo Achtung gebot, als ſeine Lage Mitleid einflößte.

„Hilf mir unglücklichem Greis, rief derſelbe, und übe Barmherzigkeit an einem Leidenden, der dein Feind nicht iſt," ſprach der Iſraelit auf polniſch. Der Lieutenant gebot den noch immer lachenden Huſaren Ruhe und Ernſt, dann aber ließ er den alten Hebräer zunächſt aus dem Graben bringen, reichte ihm ſeine eigene Feldflaſche, um ſich durch einen Trunk Wein, den er zufällig bei ſich führte, zu erquicken, und erforſchte die Lebensgeiſter des Erſchöpften ſo, daß er fähig war, zu erzählen: (Siehe die Abbildung) er ſey in — ihm von hoher Hand anvertrauten — Geſchäften der Armee gefolgt, und hätte heute früh den Verſuch machen wollen, ins feindliche Lager zu ge-

Digitized by Google

Die Vergeltung.

langen, um dort dem diſſeitigen Intereſſe wichtige Nachrichten einzuziehen, als er, nachdem ein Scharmützel beendigt geweſen, von nachſetzenden ruſſiſchen Dragonern hier erreicht, ausgeplündert und verwundet worden wäre. Die Angſt hätte ihn vermocht, ſich demnächſt in dieſem Graben zu verſtecken, wo aber der heftige Blutverluſt ſeine Kräfte ſo geſchwächt und der Schmerz ihn ſo überwältigt habe, daß er unvermögend geworden ſey, ſich wieder hinauszuhelfen."

Mehrere Huſaren meinten nun zwar, dem alten Hunde wäre nicht zu trauen, und das Kürzeſte würde ſeyn, ihn vollends nieder zu hauen; der Meinung war jedoch der Offizier gar nicht, befahl vielmehr im drohenden Tone, jede derartige Aeuſſerung ganz zu unterdrücken, und ließ die lauteſten und ungeſtümſten Burſche ſofort, von einem Unteroffizier geführt, weiter reiten, ſtellte aber 2 der andern Huſaren, die er für diejenigen hielt, welche das regſte Mitleid mit dem armen blutenden Greiſe hätten, zum Schutze deſſelben auf, mit der Anweiſung ſeine Rückkehr hier zu erwarten.

Dieſe erfolgte nach etwa 2 Stunden, während welcher der Abend herein gebrochen, und bei der ungünſtigen Witterung der verwundete Greis ſo ſchwach geworden war, daß es nur mit Mühe gelang, ihn weiter fortzubringen. Der Offizier, um ſeinen Leuten ein Beiſpiel ächter Menſchlichkeit zu geben, ſaß ſelbſt ab, half und ließ dem jüdiſchen Greiſe helfen, ſein Pferd zu beſteigen, und führte ſolches mit eigner Hand durch das Dunkel dem Lager und ſeinem Zelte zu. Zwar hatte er manchen Scherz und leichten Spott ſeiner Kameraden zu erdulden über den Fang, den er gethan, er wußte aber treffend darauf zu antworten, und ließ ſich nicht abhalten, thätiges Erbarmen an dem Greiſe auszuüben. Zehn Tage pflegte er deſſelben theils in ſeinem Zelte, theils in einer Bauernhütte, wohin er verlegt war, und verſchaffte dem Geneſenden ſodann Päſſe, verſahe ihn mit einigem Gelde, und entließ ihn unter ſicherer Begleitung nach der nächſten rückwärts gelegenen Feſtung.

„Herr, ſprach der tiefgerührte Greis beim Abſchiede, Du haſt Großes und Gutes an mir gethan, mehr gethan, als Sohn und Bruder vermocht hätten. Wie kann ich Dir es je vergelten! Segne Dich der Gott meiner Väter, und ſende Dir, wenn Du einſt ſollteſt in Noth kommen, einen ſo edlen Retter — als ich, beraubt, verwundet und dem Tode nahe, in Dir fand." Der großmüthige Offizier lehnte allen Dank ab, und entließ den guten Alten mit ſeinen herzlichſten Wünſchen zur glücklichen Heimkehr zu den Seinigen.

Die Feſtung wurde indeſſen eng eingeſchloſſen, und während die förmliche Belagerung betrieben ward, rückte ein Theil des Heeres, und beſonders die Cavallerie, weiter in Feindes Gebiet ein. Das Regiment unſeres wackern Lieutenants hatte manches blutige Gefecht mit demſelben zu beſtehen; er ſelbſt aber zeichnete ſich an einem Tage des heißen Kampfes ſo vortheilhaft aus, daß er am nächſten Tage von dem Oberbefehlshaber zum Rittmeiſter befördert, und ihm die Eskadron, in der er bisher ſo rühmlich gedient, da ſie ihren Chef verloren hatte, zur Führung anvertraut ward.

Nicht alle ſeine Kameraden hatten jedoch ſein edles fühlendes Herz, das beſonders auch von vieler Menſchenliebe erwärmt war; er mußte öfters Proben von heimlichem Neide und verborgener Feindſchaft erfahren, und ſo kam es denn, daß er einſt bei einem hitzigen Gefechte, in Folge eines feindlichen Ueberfalles, von den Seinigen bei einem kühnen Angriffe nicht ſo, wie es wohl hätte ſeyn ſollen, unterſtützt, vielmehr von einer Ueberzahl umgeben, verwundet und zum Gefangenen gemacht wurde.

In damaliger Zeit war das Schickſal derer, welche in die Gefangenſchaft der Türken geriethen, noch überaus beklagenswerth. Gewöhnlich wurden ſie ihrer Freiheit für immer beraubt, und wenn ſie ſich der Sultan nicht etwa ſelbſt vorbehielt, als Sclaven verkauft, dadurch aber zur Verrichtung der niedrigſten Geſchäfte verurtheilt. Auch unſern edlen Rittmeiſter traf dieſes Loos, ſobald er hergeſtellt war; er ward nach Adrianopel abgeführt, und dort der leibeigene Sclave eines reichen Türken, Namens Ali.

Nicht von Geburt war dieſer ein Muhamedaner; nein, als ein Sicilaner war er auf einem Kauffahrteiſchiffe nach Smyrna gekommen, hatte

Digitized by Google

ſich dort eines Verbrechens ſchuldig gemacht, aber durch ſeinen Uebertritt zum Islamismus gerettet, und war, da er Verſchmitztheit genug beſaß, alle Umſtände, ſelbſt auf Koſten der Redlichkeit, zu ſeinem Vortheile zu benutzen, allmählig zu großen Reichthümern gelangt, und gegenwärtig Beſitzer eines reizenden Landhauſes bei Adrianopel.

Der unglückliche Offizier mußte jetzt den Launen eines fremdländiſchen Tyrannen huldigen, und ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihm einmal vergönnt ward, einige Augenblicke in der Nähe deſſelben zu verweilen. Er war zum Aufſeher über den Stall Ali's beſtimmt, und gab ſich — der eiſernen Nothwendigkeit gehorchend — alle Mühe, zu vermeiden, daß die Unzufriedenheit deſſelben irgend geweckt werden könnte. Dennoch entgieng er den Roheiten deſſelben nicht ganz, und als einſt ein Lieblingspferd Ali's von demſelben durch ungeſchicktes Reiten lahm nach Hauſe zurückgebracht war, ſollte durchaus der Aufſeher des Stalles daran Schuld ſeyn, ward alsbald von dem hartherzigen Renegaten gemißhandelt und in ein tiefes Gefängniß eingekerkert, woſelbſt er lange Tage mit Hunger und Durſt zu kämpfen hatte.

War durch dieſen Vorfall nun aber erſt die Bahn zu Mißhandlungen gebrochen, ſo erfolgten dieſe nun öfter, und der tiefgebeugte Ehrenmann hatte oft alle ſeine Mannheit zuſammenzunehmen um nicht über ſeinen Peiniger herzufallen, und ihn für ſeine Bosheiten zu züchtigen.

Eines Tages mußte der Aufſeher des Stalles ſeinem Gebieter nach einer, eine Tagreiſe von Adrianopel entlegenen, Stadt folgen, woſelbſt eine Art Meſſe; verbunden mit einem großen Pferdmarkte, abgehalten ward. Der nicht eben ſehr große Ort war gedrängt voll Menſchen: Türken, Serbier, Armenier, Polen, Juden, Ruſſen u. ſ. w. verkehrten in den engen Straßen und in den Läden, ſowie auf dem mit den ausgeſuchteſten Pferden zahlreich beſetzten Roßmarkte. Ali ſelbſt hatte bedeutende Einkäufe dort und hier gemacht, und ſchickte ſich am Morgen des fünften Tages eben zur Rückkehr nach Adrianopel an, als ein alter polniſcher Jude zu unſerm in der Sclaverei ſchmachtenden Offizier herantrat, und ihn nach der Frage: wie er als Rittmeiſter im ruſſiſchen Dienſte geheißen, und darauf erfolgter Antwort, einen kleinen Zettel in die Hand ſteckte und ſich eiligſt entfernte. Auf demſelben ſtanden in polniſcher Sprache die Worte: „Harre noch eine kurze Zeit, und dein ſehnlichſter Wunſch wird erfüllt werden."

Der Rittmeiſter wußte nicht, wie ihm geſchahe. Wer in dem fernen Lande, wer in der öden Gefangenſchaft weiß von dir, und gedenkt dein, und will dich tröſten und erquicken mit dem Balſam der Hoffnung? Iſt vielleicht irgend einer deiner früheren Kameraden oder Mitſtreiter zugleich gefangen genommen, und ihm ein glücklicheres Loos gefallen, alſo, daß er — da er dich vielleicht in deiner jetzigen Erniedrigung entdeckt hat, dich retten und befreien will zu ſeiner Zeit? Der edle Sclave grübelte hin und her — er konnte ſich aber keine Glaubwürdigkeit für ſeine ach! ſo ſüßen Hoffnungen ausgrübeln. Ganz nur mit ſich beſchäftigt, überſah er dieſe und jene Kleinigkeit im Dienſte, und ſein erſter Gang war bei der Heimkehr der ins Gefängniß, wohin ihm ſein ſtrenger Herr, unter Androhung größerer Strafen, ſandte.

Ach! auch dieſe blieben nicht aus, und immer härter und drückender wurde des Rittmeiſters unſelige Lage. Dabei ſchlich eine Woche nach der andern dahin. Die nur zu leicht erregte Hoffnung ſchwand immer mehr, und zuletzt ſchien es dem Verzagenden, als habe ihn nur ein Traum getäuſcht; blickte er aber dann noch einmal auf den ſchon unzählige Mal geleſenen Zettel, ſo ſagte er ſich: derſelbe müſſe durch den alten Mann, der ihn überbrachte, in unrechte Hände gegeben ſeyn, und wäre vielleicht, für wer weiß welchen Glücklichen beſtimmt geweſen, während des Boten Ungeſchicklichkeit und ein böſer Zufall ihn in die unrechten Hände gebracht und dadurch doppeltes Ungemach bereitet hätte, indem er einen Glücklichen um die ſchöne Hoffnung brachte, und einem Unglücklichen ſein ohnehin ſchweres Loos nur noch drückender machte.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Clitumnus-Tempel bey Spoleto in Italien

Digitized by Google

No.ro 14. Achter Jahrgang 1835. (65)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. — ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Das Thal des Clitumnus bei Spoleto.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XIV.

Wenige Gegenden des ſchönen Italiens verläßt der Wanderer mit größerem Bedauern, als das ſtille fruchtbare Thal des Clitumnus. Arkadien ſelbſt könnte den Genien des Hirtenlebens keinen reizendern Aufenthalt bieten, wenn ſie auf die von ihnen und der Unſchuld verlaſſene Erde wiederkehrten. In den Tagen einer ſchönen Vorzeit, als die Natur es hauptſächlich war, welche die Menſchen zu Poeſie und Geſang begeiſterte, war das Thal des Clitumnus aller Dichter Preis, und Strom und Hain belebte ihre entzückte Phantaſie mit Weſen höherer Art. — Diana und ihre Nymphen badeten ſich in den chriſtallenen Wellen, Faunen flöteten auf den Höhen und Satyren ſchäkerten mit den Dienerinnen des Bacchus in den Rebengeländen der ſonnigen Hügel. Selbſt die ernſte Wiſſenſchaft ſchien berückt von der Gegend Zauber, und der ſtrenge Plinius erklärt die blendend weiße Farbe der dortigen Rinderheerden aus der Kraft der klaren Fluthen des Clitumnus und der balſamiſchen Kräuter an ſeinen Geſtaden.

Zwei Jahrtauſende liegen zwiſchen jener Zeit und der Gegenwart. Sie warfen die Weltſtadt in Trümmer, und legten die Palläſte der Cäſaren in Staub; das Römervolk iſt von der Erde verſchwunden; die edle Miſchlingsrace von Barbaren und Sclaven, die den Namen noch trägt, macht ſelbſt ſeinen Namen zum Spott! — Aber im ſtillen entlegenen Thale des Clitumnus glaubt der Reiſende das Rad der Zeit rückwärts geſchoben, alles iſt noch, wie die Dichter in den Tagen des Maro es beſchrieben. Noch immer murmelt der ſilberhelle Strom ſo traulich, noch immer graſen ſchneeweiße Rinder an ſeinem Saume, noch immer flötet der Hirte zum Tanze der muntern Ziege, noch immer dieſelbe Fruchtbarkeit in Weinbergen, Olivenhainen und Gärten, derſelbe Frohſinn, dieſelbe Einfalt, dieſelbe Zufriedenheit unter den glücklichen Hirten und Winzern, ſeinen Bewohnern. Und um die Täuſchung vollkommen zu machen, — ein ſchöner Tempel, (der Diana, nach andern dem Bacchus, geheiligt) derſelbe, dem die alten Dichter lobſingen, ſchaut noch glänzend und freundlich und ſo wohl erhalten von ſeinen ſonnigen Hügeln, als trennten Damals und Jetzt kaum ſo viele Jahre als Jahrhunderte.

Der Geiſt der alten Welt, längſt den Städten entflohen, ſcheint ſich in dieſes entlegene Thal geflüchtet zu haben, und wie ein unglücklicher, großer, in einen Winkel der Erde gebannter Monarch noch Alles in ſeinem kleinen Kreiſe mit dem Zauber ſeiner Größe erfüllt und ihm Wichtigkeit und Intereſſe verleiht, ſo ſcheint ſich auch dort, angeweht vom Genius der klaſſiſchen Vorzeit, alles zu veredlen und zu verſchönern. Unwillkührlich neigt ſich an dieſer Stelle der Gedankenflug des Wanderers tief in den Abgrund der Vergangenheit, über welchen der Sturm der Weltgeſchichte wie der Athem des Weltgeiſtes brauſt, näher gerückt fühlt er ſich der Gottheit, ſein Herz erhoben über die Wünſche und Leidenſchaften, welche das tiefe Eintagsleben bewegen — und geſtärkt, verſöhnt auch mit der Gegenwart, weil er für ihre Stacheln weniger verletzbar geworden, tritt er in die proſaiſche Welt, in die Wirklichkeit zurück.

Digitized by Google

Vergeltung.

(Beſchluß von Seite 64.)

Einſt, nach einem Tage voll beſonderer Mühen und Anſtrengungen, bei Verrichtung der niedrigſten Sclavenarbeiten, hatte der Rittmeiſter ſich früher, als wohl ſonſt, auf ſein Lager geworfen, da trat plötzlich Ali mit ſeinem Haushofmeiſter, dem knechtiſchen Diener ſeiner Launen und Laſter, in ſein Gemach und ſchrie ihn an: „Siehe, fauler Chriſtenhund, müßte ich Dich nicht eben jetzt wieder für Deine Trägheit züchtigen; — aber Du biſt für meinen Zorn zu ſchlecht, ich will Dich nicht mehr vor Augen ſehen, und habe Dich an einen andern Herrn — und boshaft grinſend ſetzte er hinzu — an einen ſolchen verkauft, deſſen Du in aller Art würdig biſt. Brich auf, und folge augenblicklich dieſem meinem Diener. Fort von hier, eilig — Chriſtenhund!"

Auf dem Hofe ſtand ein leichter Wagen beſpannt; der Rittmeiſter mußte ihn mit dem Haushofmeiſter beſteigen, und dahin ging's — von zwei andern Sclaven begleitet, über Stock und Block, die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen dämmerte, erreichten die Reiſenden eine Schenke, in einem dichten Walde, dort warteten zwei Serbier auf ſie, nahmen ſchweigend den Rittmeiſter von den ihn bisher ſchweigend begleitenden Perſonen in Empfang, und eilten mit ihm, ohne anzuhalten, fort, bis an die Ufer der Donau. Die Unterhaltung war ſchon des Umſtandes willen, daß man ſich nicht recht zu verſtändigen wußte, höchſt einſylbig, ward von den Serbiern ſichtbar vermieden. Tag und Nacht ging, nachdem man die Ueberfahrt über die Donau gemacht hatte, die Reiſe weiter fort, und erſt am dritten Tage erreichte man eine Stadt, in der die Serbier erklärten, raſten zu wollen. Sie hatten den Rittmeiſter meiſt ſchweigend zwar, aber mit beſonderer Ehrerbietung behandelt; ſo, gerade ward ihm auch in dem Hauſe begegnet, in welchem man abſtieg und ihn einführte.

Schon war in unſerm Rittmeiſter der Hoffnung Funke zur hellen Flamme angefacht, als man ihn aus den Händen der zum Hauſe ſeines Peinigers gehörigen Perſonen befreite, und ihm mit großer Achtung begegnete. Jetzt aber, als er in das ihm angewieſene Zimmer eintrat und dort alles zu ſeiner beſonderen Pflege eingerichtet, ja auch einen Oberrock Mantel und Hut, wie er ihn, als Huſarenoffizier ſonſt getragen, neu vorfand, jetzt ſchlug ſein Herz in höheren frohern Pulſen, und er gab mit wahrem Entzücken dem Gedanken Raum, er ſey vielleicht durch Fürſprache eines mächtigen Gönners, den er freilich nicht aufzufinden und zu bezeichnen wußte, befreit. Die ſerbiſchen Diener baten den Rittmeiſter, ſich den Rock anzulegen, und entfernten ſich.

Da öffnete ſich bald darauf die Thür und herein trat, feſtlich gekleidet — der alte Jude, dem er einſt durch menſchenfreundliche Hülfe das Leben gerettet, und dem er Hülfe und Pflege hatte angedeihen laſſen. „Gelobt ſey der Gott meiner Väter, ſprach der Greis, daß ich Dir vergelten kann, Herr, was Du an mir gethan. Sei gegrüßt in dem Hauſe Deines Knechtes, an dem Du Erbarmen geübt." — Ein Paar Thränen rollten über die gefurchten Wangen des ehrwürdigen Iſraeliten in ſeinen Silberbart hinab, — kaum aber hatte er den hocherſtaunten Mann, den er als ſeinen Retter bezeichnete, begrüßt, da drangen, laut jubelnd, ältere und jüngere blühende Männer, junge Weiber mit ihren Kindern und blühende Jungfrauen, in das Zimmer, umgaben gerührt und mit großer Herzlichkeit den Rittmeiſter, und dankten ihm laut für des Großvaters Rettung. Es war die Familie des Greiſes, die mit froher Ungeduld herbeieilte, den edlen Mann zu ſehen, dem ſie die Erhaltung ihres Vaters und Großvaters verdankte.

Jetzt beſtürmte der Rittmeiſter den Greis mit Fragen, und er vernahm von demſelben, daß er durch einen vertrauten Geſchäftsträger, den er im ruſſiſchen Hauptquartiere gehabt, gehört habe, daß ſein Retter verwundet in die Gefangenſchaft der Türken gerathen ſey. Von dieſem Tage an wäre ſeine Ruhe ganz von ihm gewichen, und er habe es ſich heilig und theuer angelobt, alles zur Rettung ſeines Wohlthäters zu verſuchen. „Lange ſpürte ich im türkiſchen Gebiete, wo ich durch Handelsgeſchäfte ſeit langen Jahren bekannt bin, umher — fuhr der alte Hebräer fort — und konnte Sie nirgends entdecken, noch etwas von Ihnen erfahren. Da ſahe ich Sie auf dem Roßmarkte in * mit dem reichen Ali aus Adrianopel, und kund-

Digitized by Google

ſchaftete bald von ſeinen Leuten aus, daß Sie ſein Sclav, und von ihm hart gehalten wären. Ich mußte ſehr vorſichtig ſeyn, wenn ich Sie retten wollte, denn *Ali* iſt ein gar tückiſcher, böſer Menſch. Er hat den Glauben ſeiner Väter verleugnet, und iſt durch Lug und Trug reich und mächtig geworden. Mir blieb nur übrig, Sie noch durch ein paar Worte, meinem alten Diener ſchriftlich zur Einhändigung an Sie anvertraut, von Ihrer möglichen baldigen Befreiung benachrichtigen zu laſſen, auf daß Sie Muth behielten, ihr Unglück noch eine Weile zu ertragen."

„Einige Wochen ſpäter — denn eher durfte es, um *Ali's* Verdacht zu erregen — nicht geſchehen, folgte ich Ihnen nach Adrianopel, und leitete dort ein ſolches Geſchäft ein, das mich mit ihm in beſondere Berührung brachte. Ich zeigte ihm einen nicht zu verachtenden Gewinn und ließ dann die Bitte fallen, er möchte mir einen tüchtigen Menſchen von ſeinen Sclaven ablaſſen, der mich, da ich eines handfeſten Mannes bedürfe, nach Conſtantinopel und Smyrna begleiten ſolle. *Ali* ließ mehrere ſeiner Sclaven über den Hof gehen; auch Sie waren unter der Zahl. Mir ſchlug hoch das gerührte Herz. Mit möglichſter Ruhe aber und Gleichgültigkeit wählte ich Sie. — Der iſt ein ſtolzer Purſche, ſprach der boshafte Renegat, der erſt noch unter ſtrenger Zucht muß mürbe werden. Den muß ich noch erſt zähmen, wie ein böſes Roß, den laſſe ich nicht. Ich aber ſprach: den oder keinen, und wurde bedenklich wegen des vorhabenden Geſchäfts. Da gab er nach, ließ ſich einen guten Preis gefallen, und machte mir zur Hauptbedingung, Sie an einen, aber auch recht ſtrengen Herrn wieder zu verkaufen. Darauf gieng ich ein, gab vor, noch erſt nach Szumla reiſen zu müſſen, und beſtimmte ihm einen Ort, wohin er Sie ſollte bringen und an meine Leute, zwei Serbier, abliefern laſſen. Ich zahlte die Summe, ſchloß mein Geſchäft mit ihm ab, reiſ'te von dannen, und nach drei Tagen mußte er ſie mir nachſenden."

„Der Gott meiner Väter ſey gelobt, der mich dieſen Tag hat erleben, der mir es hat gelingen laſſen, Herr, mein Wohlthäter, Ihnen zu beweiſen, wie ich fühle die Größe des Erbarmens, ſo Sie an mir geübt. Betrachten Sie ſich in meinem Hauſe hier als Herr. Befehlen Sie über mich, die Meinigen, und das Hab und Gut, mit dem der Gott meiner Väter geſegnet hat meinen Fleiß im Handel und Wandel durch lange Jahre. Ich habe im Hauptquartier Ihres Heeres ſchöne Geſchäfte gemacht; — ich bringe Sie ſelbſt, wenn Sie ſich werden erholt haben und geſtärkt, dahin zurück. Bis dahin aber ſeyn Sie mir zu tauſend Malen willkommen!"

Der dankbare Iſraelit hielt Wort; er ſelbſt brachte ſeinen Wohlthäter zu ſeinem Regimente zurück, bei dem ihn die Liebe und Achtung Aller mit großer Herzlichkeit empfing.

Zug aus des Admiral Ruyters Leben.

Bevor *Ruyter* auf der holländiſchen Seeflotte als Matroſe angenommen ward, befand er ſich in gleicher Eigenſchaft auf dem Schiffe eines Kaufmannes, der ihn jedoch auch ſchon von Andern ſeines Gleichen unterſchied, und ein ſolches Vertrauen in ſeine Ehrlichkeit ſetzte, daß er ihm bedeutende Geſchäfte anvertraute. Eben derſelbe Kaufmann pflegte mit Tuch nach einer Hafenſtadt des Marokkaniſchen Reiches zu handeln, und davon zu der Zeit eine bedeutende Ladung dorthin zu ſchicken, wann daſelbſt eine Art von Meſſe abgehalten ward, zu welcher ſich zahlreiche Handelsleute zu verſammeln pflegten.

Die Zeit rückte heran, aber der Kaufmann war erkrankt, und konnte den großen Jahrmarkt nicht ſelbſt beſuchen. Um jedoch die dort zu erwartenden Vortheile nicht zu verlieren, wurde ein Fahrzeug befrachtet, und *Ruyter* erhielt den Auftrag, das Tuch auf dem Marktplatze — wie ſonſt der Herr ſelbſt gethan — feil zu bieten. — Viel Ehre für einen jungen Mann, der noch als Matroſe diente!

Ruyter langte zur beſtimmten Zeit in der Hafenſtadt an, verſäumte keinen der üblichen Gebräuche, um von dem dortigen Commandanten und oberſten Befehlshaber in allen Handelsangelegenheiten die erforderliche Erlaubniß zum Verkaufe der Waaren ſeines Herrn zu erhalten, und als er dieſelbe erlangt hatte, legte er neben den andern frem-

Digitized by Google

den Handelsleuten ſeine Tücher öffenlich zur Schau und zum Verhandein aus. Das Verkehr nahm bald guten Fortgang und Ruyter anſehnliche Summen ein, da er gute Waaren hatte, und ſein Herr dafür bekannt war, ſeinen Käufeen annehmliche Preiſe zu machen.

Nach Verlauf einiger Tage erſchien auch der oberſte Befehlshaber der Hafenſtadt ſelbſt, von einem zahlreiche Gefolge umgeben, und nahm ſich die von Ruyter ausgelegten Waaren in Augenſchein. Ihm gefiel ein Stück ſehr feines Tuch, und er erklärte: daß er es für ſich kauſen wolle, indem er nach dem Peeiſe fragte. Ruyter bezeichnete ihn; der Commandant aber — hocherſtaunt über die Höhe deſſelden — eeklärte: daß die Hälfte hinreichend ſey, und ee daſſelde dafür kaufen wolle. Auf Ruyters Vorſtellung: wie es ihm unmöglich ſey, dieſe ausgezeichnet gute Waare dafür loszuſchlagen, äuſſerte dee Befehlshader ſein lautes Mißfallen über deſſen Haetnäckigkeit, und befahl Ruytern nunmehr: ihm das Tuch für den angebotenen Preis zu verkaufen; dieſer aber erklärte mit großer Ruhe: das Tuch ſey nicht ſein, ſondern ſeines Herrn Eigenthum, und er müſſe deſſen Befehle beim Verkaufe getreulich ausführen. Der füe das Tuch geforderte Preis ſey der Güte der Waare vollkommen angemeſſen, und er dürfe und werde nicht das Geringſte von ſeinee Forderung ablaſſen.

Zornglühend gab der Befehlshader Ruytern zu bedenken: daß er an dieſem Orte in fremder Gewalt ſey, und daß auf einen Wink von ihm nicht nur ſeine Waare — ſondern auch ſeine Freiheit und ſelbſt ſein Leben verioren ſey; jedoch Ruyter blieb unerſchüttert, geſtand dem Commandanten zu: daß er allerdings das Recht des Stäekern an ihm ausüden könne, gab ihm jedoch zu bedenken, daß ein ſolcher Mißbrauch der Gewalt die Folge haben werde, daß keiner der anweſenden fremden Kaufleute ihm fernerhin Waaren zuführen, und der Marktplatz dieſer Stadt verödet bleiben wüede. Betroffen von der Wahrheit dieſer Aeuſſerung entfernte ſich der leidenſchaftlich erhitzte Commandant, mit der Entgegnung: daß er die ohnmächtige Drohung eines Cheiſten verachte, und wohl wiſſe, was er nach ſeiner Rückkehr zu ihm zu thun habe. Er ſolle ſich, fügte er hinzu, bis dahin bedenken, und wohl erwägen, was auf dem Spiele ſtände. Hierauf entfernte der Befehlshaber ſich, nachdem er einen Unterbefehlshaber und einige Wachtmannſchaft bei Ruytern zurückgelaſſen hatte.

Zu dieſem traten alsbald andere fremde Kaufleute heran, und forderien ihn beſorglich auf, den Zorn des befehlshabenden Paſcha's nicht weiter zu reizen; dee zurückgebliebene Offizier deſſelben machte ſeidſt Ruytern Verſtellungen darüber, daß er ja nicht zu weit gehen ſolie. Dieſer aber blieb ganz ruhig bei der Erklärung: „er kenne die Pflichten gegen ſeinen Herrn, und er werde das thun, was er demſeiden, und dem in ihn geſetzten Vertrauen ſchuldig ſey."

Nach Verlauf von etwa einer Stunde kehrte der Paſcha zurück, und begehrte ſogleich das Stück Tuch um den von ihm gebotenen Preis. Ruyter erklärte demſelben: daß er ſich Allem unterwerfen müſſe, was er mit ihm vorzunehmen beſchließen werde, und daß er bereit ſey, Gefangenſchaft und Elend — wenn er es über ihn verhängen wolle — zu dulden, von der ſeinem Herrn angelobten Treue könne er aber nichts ablaſſen, deſſen Befehle nicht verletzen, deſſen Vertrauen nicht täuſchen. Das Tuch erhalte er — der Paſcha — nicht um einen Heller wohlfeiler, als der geforderte Preis beſage. Bei dieſer Willensmeinung bliebe es.

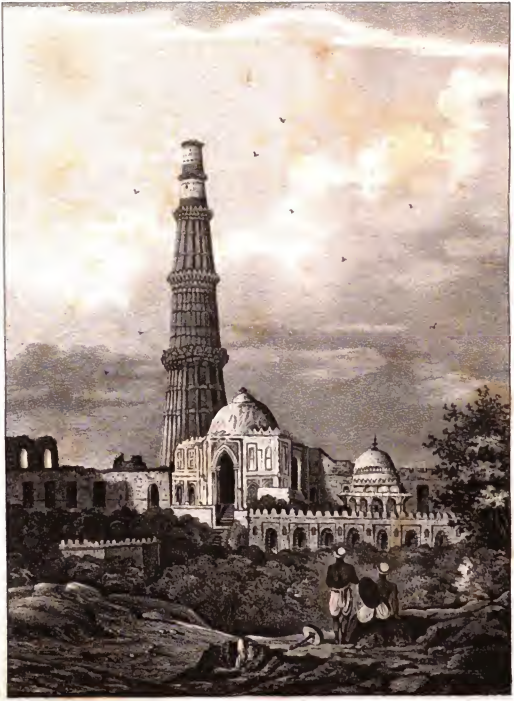
„Beim Allah! — rief der Befehlshaber — das iſt ſeltene Standhaftigkeit, ſeitene Treue!" „Rechtſchaffener Chriſt — fuhr er fort — und legte, ſich Ruytern annähernd, ſeine Hand auf deſſen Bruſt — wir müſſen Freunde werden. Einen Mann — wie Du biſt — habe ich noch nicht gefunden, obſchon das Alter beeeits meinen Bart bleicht." — „Nehmet euch — wandte er ſich zu ſeinem Gefolge — dieſen Chriſten zum Beiſpiel, und ſeyd eurem Herrn ſo treu, wie dieſer es dem ſeinigen in weiter Entfernung vom Vaterlande, ſeibſt unter Drohungen und Gefahren fremder Machlhaber blieb." — Zahlt — fügte er hinzu — dem Manne die geforderte Summe für ſein Tuch unverkürzt, und ich will mir ein Gewand davon fertigen laſſen, das ich zum Andenken an den ehrlichſten Mann tragen will, den ich bisher gefunden." — „Handle ruhig fort — Chriſt" — endete der Befehlshaber, „Niemand ſoll Dich ſtöeen und hindern, und kehre nach wohlvollbrachten Geſchäften glücklich heim zu Deinem Herrn, den ich um einen ſo ſtandhaften und erprobt treuen Diener beneide."

Ruyter kehrte glücklich heim; von dem Vorfalle aber ſprach er kein Wort. Sein Herr erfuhr denſeiden erſt ſpäterhin durch andere Augenzeugen.

Ein ſo uneigennützlger, ſtandhafter, pflichtgetreuer Mann mußte freilich in reiferen Jahren und in einem wichtigern Wirkungskreiſe das Ungewöhnliche leiſten!

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Ruinen von Delhi.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten.
Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 10 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh.
Mit den Compositionen Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Cootub-Minar, Ruinen von Delhi.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XV.

Kaum giebt es irgend einen Ort auf der Erde, der von der ſchnellen Vergänglichkeit irdiſcher Größe und Hoheit ergreifendere Bilder liefert, als Delhi, am Jumna in der britiſchen Präſidentſchaft Calcutta, in Oſtindien. Noch vor ein paar Menſchenaltern die weltberühmte Reſidenz des Großmoguls, die Metropole des mächtigſten Reichs im Orient, die prachtvollſte Stadt in ganz Aſien, mit mehr als einer Million Einwohner, iſt ſie jetzt eine Landſtadt des britiſchen Indiens und ihre Bevölkerung iſt auf ein Zehntel herabgeſunken.

Die Marmorpaläſte der Kaiſer — Städten gleich an Größe — die bewunderten Grabmäler, die zahlloſen Tempel, die Prachtgebäude der Großen des untergegangenen Reichs, ſie ſtehen öde, verfallen da, die einſt ſo ſtolzen Geſchlechter ihrer Bewohner fraß das Schwert der Eroberer, oder ſie bargen ſich in der niedern Hütte des Elends und der Armuth. — Die entthronte Kaiſerfamilie ſelbſt, die Nachkommen der Beherrſcher Indiens, denen zwanzig Könige Tribut zollten, ſind demüthige Unterthanen von Faktoren Londoner Kaufleute geworden, und die Söhne derer, die noch vor einigen Jahrzehnten über Leben und Vermögen von 60 Millionen ihrer Mitgeſchöpfe despotiſch ſchalteten, ſie leben jetzt im ehemaligen, halbeingeſtürzten Reſidenzſchloſſe von einem Jahrgelde, das ihnen die Gnade ihrer Herren gewährt hat. Auch Europa iſt reich an lebendigen Beiſpielen gefallener Menſchengröße, und der Gekrönten ohne Kronen hat die ſchickſalſchwere Zeit, in der wir leben, viele gemacht; aber der furchtbarſte Wechſel traf doch nur die Menſchen. Dort zerſchlug das Schickſal Herrſcher und Thron und Reich und Volk zugleich.

Delhi deckte, als es vor hundert Jahren der furchtbare Verheerer des Orients, Nadir Schah, mit ſeinen 200,000 Perſern und Mongolen erſtürmte, einen Raum von 20 engliſchen Quadratmeilen; es zählte faſt 100,000 Häuſer und mehr als 1000 Paläſte. Der Eroberer gab die Stadt der Plünderung ſeiner Horden hin, ließ über 200,000 der vornehmſten Einwohner niedermetzeln, und vor ſeinem Abzuge ſteckte er die Metropole an hundert Enden in Brand. Nur allein aus den kaiſerlichen Schlöſſern nahm er an geraubten Schätzen für 425 Millionen Thaler mit fort; unermeßlich, aber nicht zu berechnen, war die von ſeinem Heere weggeſchleppte Beute. — Aus dem Schutt erhob ſich Delhi nie wieder zu voriger Größe und Herrlichkeit; und was die Perſer verſchont, ging größtentheils während des gänzlichen Verfalles des Mogulreichs, in den Verwüſtungen der Afghanen und Maratten unter. Jetzt decken den Raum, den die Metropole ſonſt eingenommen, zu neun Zehntel Ruinen.

Eine der herrlichſten Anſichten aus dieſer Trümmerwelt giebt beiliegende Abbildung. Cootub-Minar, die thurmähnliche, runde Pyramide, war ehemals Grabmal der Kaiſer. Die Spitze iſt eingeſtürzt, und doch ragt ſie, ganz aus Marmorblöcken gebaut, noch an vierthalbhundert Fuß hoch zu den Wolken. Das verfallene Gebäude neben an war

Digitized by Google

ein kaiſerlicher Palaſt; ſeit 1747, ſeit dem Rückzug der Afghanen, die ihn anzündeten, iſt er ein Bild grauenvoller Zerſtörung.

Der Rekrut.

(Mit einer Compoſition von G. R. Tab. VIII.)

In jenen Zeiten, wo es noch Sitte war, das ſtehende Heer theilweiſe durch Rekruten zu vermehren, welche gegen ein gewiſſes Handgeld und auf gewiſſe Zeit in den Militärdienſt traten, befand ſich ein mit dem Geſchäfte des Anwerbens ſolcher Neulinge beauftragter Offizier einer deutſchen Macht, in einer anſehnlichen ſogenannten freien Reichsſtadt, um dort die nicht eben geringe Anzahl ſich zum Soldatenſtande meldender Subjecte in Empfang zu nehmen.

Eines Morgens in ungewöhnlicher Frühe meldete ſich bei dem Werbeoffizier ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, groß, wohlgewachſen, kräftig und von blühender Geſundheit; ſein Betragen war das eines Sohnes von guter Familie, und Aufrichtigkeit und Redlichkeit lag unverkennbar in ſeinen ſprechenden Zügen. Mit Anſtand und Offenheit trug er dem Offizier ſeinen Wunſch vor: ſich für den Dienſt in dem königlichen Heere, in welchem der Herr Hauptmann ſtehe, anwerben zu laſſen.

Dieſem war ſeit langer Zeit, oder eigentlich noch gar nicht, ein Rekrut von ſo einnehmendem Weſen vorgekommen, und er war innerlich hoch erfreut, einmal ein recht ausgezeichnetes Subject für die Leibgarde nach der Reſidenz abſenden zu können. Der Kapitän fragte den jungen Mann alſo: wie viel Handgeld er begehre, und war nicht wenig erſtaunt, als dieſer achtzig Ducaten forderte. „Die Summe iſt zu hoch, ich kann ſie nicht bewilligen," ſagte er ſodann. Der Fremde erwiederte ſehr dringlich: daß er bei ſeinem Alter und ſeiner Kräftigkeit wohl nicht zu viel fordere, — und bat den Offizier ſehr angelegentlich, ihm das Handgeld ohne Abzug zu bewilligen, und *recht bald*, wo möglich aber *gleich* zu zahlen. Eine gewiſſe ängſtliche Haſt war in dem ganzen Weſen des jungen Mannes unverkennbar.

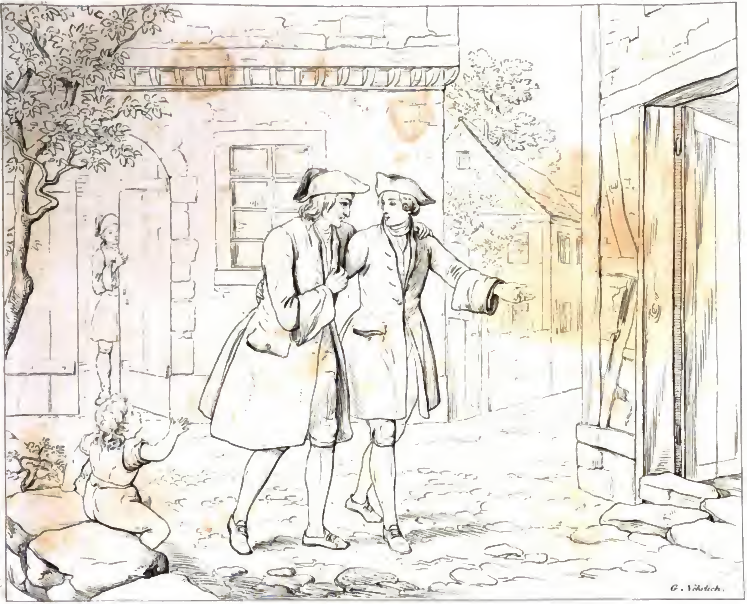
„Mich zwingen," fuhr derſelbe fort, als der Hauptmann zögerte, ſeine Forderung zu erfüllen, „ſo gebietende Umſtände, daß mir keine Wahl bleibt, als nur noch den jetzt beabſichteten Schritt zu thun. Wüßten Sie von meinen Verhältniſſen, wäre Ihnen meine Lage bekannt, befänden Sie ſich in meiner Stelle, gewiß, o gewiß! Sie würden mich einerſeits bedauern, andrerſeits aber ſicherlich eben ſo handeln, als ich. Halten Sie mich alſo nicht auf, zahlen Sie mir das Handgeld, und empfangen Sie mich, wie ich hier bin, zum treuen Dienſte in dem Heere Ihres Monarchen."

Erſt aber, als der Fremde mit der Aeuſſerung: nach * zu eilen, um bei dem dortigen kaiſerlichen Werbeoffiziere die Erfüllung ſeines Wunſches zu ſuchen, von hinnen gehen wollte, entſchloß der Kapitän ſich, die Forderung zu gewähren, und ein ſo hohes Handgeld, wie achtzig Ducaten waren, zu zahlen. Es geſchahe, und der junge Mann ſollte nun den über die dabei gegenſeitig gemachten Bedingungen aufgenommenen Werbecontract unterzeichnen. Dazu war derſelbe zwar, was den Inhalt des Vertrages anlangte, ſogleich willig und bereit, er machte jedoch, ehe er das Geld einſtrich und die Unterſchrift ausführte, noch die mündliche Bedingung, daß man ihm bis zum Abende noch die völlige Freiheit ſeiner Perſon und des Gebrauches ſeiner Zeit geſtatten müſſe.— Der Kapitän ſtutzte; er hatte längſt ſchon wahrzunehmen geglaubt, daß dem jungen Manne etwas Beſonderes auf dem Herzen liege; jetzt aber, bei *dieſem* Geſuche, war ihm das eine ausgemachte Sache, und er beſchloß, zu verſuchen, dahinter zu kommen.

Unter dem Vorwande, einen dringlichen Brief abſenden zu müſſen, trat er einige Augenblicke in ein Nebenzimmer, beauftragte dort ſeinen gewandten Bedienten, dem jungen Manne, wenn er fortgehen würde, unbemerkt nachzufolgen, und äuſſerte dem Rekruten, daß er, wenn die Unterſchriften des Contracts würden vollzogen ſeyn, ihm den gewünſchten Urlaub bis zum Abende recht gern geſtatten wolle. Der Kapitän unterſchrieb, und ſofort nach ihm der junge Mann, ſtrich haſtig ſeine achtzig Dukaten ein und empfahl ſich.

Eiligſten Laufes begab Letzterer ſich nunmehr in das Stadtgefängniß, und kehrte erſt nach Verlauf einer guten Stunde aus demſelben mit einem Manne zurück, deſſen hohe Geſtalt unter der Laſt eines ſchweren Kummers gebeugt, und deſſen Haar

Digitized by Google



Der Rekrut.

Digitized by Google

Digitized by Google

bereits gebleicht ſchien. Langſam führte der junge Mann den Greis fort, und begab ſich mit ihm in ein ärmliches Haus in einer entlegenen Gaſſe.

(Siehe die Abbildung.)

Der gewandte Bediente legte ſich alsbald in demſelben und in der Nachbarſchaft auf das Kundſchaften; er erfuhr dabei, daß der alte Mann einſt Rector der Stadtſchule in einem benachbarten Orte geweſen, aber eines Vergehens wegen gefänglich eingezogen und zu einer Geldbuße verurtheilt ſey, die er nicht leiſten könne. Mit dieſen allgemeinen Nachrichten begab der Bediente ſich zu ſeinem Herrn zurück.

Schon gegen Abend erſchien der junge Mann, und meldete ſich bei dem Hauptmann. Seine Lebhaftigkeit vom Morgen her war in trüben Ernſt umgewandelt; er war ſtill und faſt düſter. Man ſah es ſeinen Augen an, daß ſie häufige Thränen vergoſſen hatten; man ſah es ihm an, daß er nur gewaltſam einen großen Schmerz, eine tiefe Wehmuth niederkämpfte. Der Kapitän, ein Mann, den ſein Beruf noch keineswegs verhärtet, der vielmehr ſelbſt noch Eltern und auch ſchon ein liebes Weib und hoffnungsvolle Kinder in der Heimath hatte, beſchloß zu verſuchen, ob er dem intereſſanten jungen Manne etwa anderweit nützlich werden könne; glaubte aber dabei mit aller Zartheit der Empfindungen zu Werke gehen zu müſſen.

„Sie ſcheinen traurig, junger Mann", ſprach er zu demſelben, indem er treuherzig ſeine Hand faßte; „hat vielleicht der Abſchied von theuern Verwandten ihnen Schmerz bereitet? Gern hätte ich Ihnen bis morgen — oder wenn Sie mir ſonſt, in Betreff Ihrer Verhältniſſe, Ihr Vertrauen öffnen wollen, wie ich Ihnen das meinige geſchenkt habe — noch länger Urlaub geſtattet. Reden ſie nur, und eröffnen Sie mir ohne Schüchternheit und Verlegenheit Ihre Wünſche, oder wie ich Ihnen ſonſt nützlich werden kann. Ich will es gern.

Der junge Mann ſchwieg eine Weile. Zwei helle Thränen drängten ſich unter den langen ſchwarzen Augenwimpern hervor und perlten die blühenden Wangen herab. Dann ſprach er mit mühſam errungener Faſſung: „Sie ſcheinen mir ein zu edler Mann, als daß ich Anſtand nehmen ſollte, Ihnen in aller Kürze eine Darſtellung meiner wahren Lage zu geben. Mein Vater war Rector der Stadtſchule in *. Getreu ſeiner Pflicht, wies er alle Anträge eines heuchleriſchen Obern, der, einer pietiſtiſchen Secte zugehörig, von ihm begehrte, daß er die ihm anvertraute Jugend für dieſelbe gewinnen ſollte, von ſich, ward aber von dem tückiſchen Manne nunmehr ſo unabläſſig verfolgt, daß er nicht eher ſeine verlorne Gemüthsruhe wieder erhielt, als bis er ſich zu dem ſo ſchweren Schritte entſchloß, ſein Amt niederzulegen.

Meine Eltern zogen nunmehr hierher in dieſe Stadt; der Vater gab Söhnen in Sprachen und Wiſſenſchaften, die Mutter Töchtern in der Muſik und franzöſiſchen Sprache Unterricht. Sie nährten ſich mühevoll, aber redlich. Ich konnte hier die hohe Schule fort beſuchen, und war beſtimmt, am vergangenen Michaelisfeſte von derſelben abzugehen, und die nahe belegene Univerſität * zu beziehen, um mich dem Studium der Rechtswiſſenſchaften zu widmen. Aber der böſe Geiſt jenes verfolgungsſüchtigen Mannes ließ nicht ab, meinen Vater zu verletzen. Es gelang ihm, hier das Gerücht auszuſprengen: mein Vater ſey eines Vergehens wegen von Amt und Brod gekommen, und obſchon dieſer öffentlich eine Belohnung dem verſprach, dem es möglich ſeyn würde, ihm den Urheber jenes ehrenrührigen Gerüchts dergeſtalt anzugeben, daß er ihn zur geſetzlichen Beſtrafung ziehen könne — eine Aufforderung, die ohne Erfolg blieb — ſo war die Abſicht des ſchleichenden Böſewichts doch gelungen, der gute Name meines Vaters war verletzt, das Vertrauen zu ihm war erſchüttert.

Dieß zeigte ſich nur zu bald. Die Eltern fingen ihre Kinder immer mehr und mehr von meinen Eltern zurückzuziehen an. Der Verdienſt derſelben ward täglich geringer und blieb am Ende ganz aus. Alles was früherhin mühſam erworben war, mußte zugeſetzt werden und bald ſahen die Eltern der troſtloſeſten Zukunft entgegen. Die Mutter, vom geheimen Grame erſchöpft, verfiel in ein gefährliches Siechthum, und erlag ihm endlich. Vor ſieben Monaten begruben wir die edle Dulderin.

Die Krankheitsleiden und die Koſten, die bei ihrer langen Dauer für Arzt und Apotheke erforderlich geworden, hatten, ſo wie endlich die nöthige Summe

Digitized by Google

zur Leichenbeſtattung, den Vater in Schulden geſtürzt. Die Hoffnung auf die nahe Beendigung eines Rechtsſtreites, deſſen glücklicher Ausgang nach aller Sachkundigen Urtheil für den Vater nicht zweifelhaft war, vermochte ihn, ein Darlehen zu erheben, um alle jene kleineren Schulden mit einem Male zu tilgen; den neuen Gläubiger aber, der das ganze Sachverhältniß und die Summe, die aus dem Prozeſſe gewonnen wurde, kannte, wollte der Vater von derſelben ehrlich und rechtlich befriedigen. Plötzlich aber gieng der Prozeß in höchſter Inſtanz verloren; wie das möglich war — Gott mag es wiſſen! Jedermann erſtaunte, aber ändern konnte es Niemand.

Sogleich verlangte nun der Gläubiger Zahlung, und als der Vater geradehin unfähig und völlig auſſer Stande war, ihn zu befriedigen, war er hart genug, den armen kränklichen Greis, das unglückliche Opfer fremder Tücke und Bosheit, verhaften und in das Stadtgefängniß abführen zu laſſen. Ich mühte mich früh und ſpät mit Unterricht ertheilen, mit Schreiben für Andere und mit jedem ehrlichen Beſtreben, Geld zu erwerben ab, um des Vaters Gefängnißſchmach zu lindern. Ihn durch Bezahlung der ſchuldigen Summe zu befreien, daran aber mußte ich verzweifeln. Geſtern fand ich den Vater ſo von ſeinem unverſchuldeten Unglück gebeugt, daß ich beſchloß, ungeſäumt Alles zu ſeiner Befreiung zu thun, was möglich, doch erſt — als ich kein anderes Mittel fand, als mich für fremden Kriegsdienſt anwerben zu laſſen, erſt da — verzeihen Sie mir edler Mann, meine Offenheit — erſt da entſchloß ich mich, zu Ihnen zu gehen. Siebenzig Ducaten waren zu des Vaters Befreiung aus dem Kerker nöthig, zehn andere wenigſtens wird er brauchen, um mir an den Ort meiner Beſtimmung zu folgen. Dort, hoffe ich zu Gott, wird es ihm und meinem Fleiße, neben meiner Dienſtpflicht, noch gelingen, ein kümmerliches Stückchen Brod zu ſeinem Unterhalte zu verdienen. Jetzt iſt der Vater frei — das wenigſtens iſt mein Werk, und ich folge meinem neuen Berufe nun zu jeder Stunde, wenn Sie befehlen."

Der Hauptmann fragte den jungen Mann: ob er im Stande ſey, die Angaben alle, die er jetzt gemacht, mit unwiderleglichen Beweiſen zu unterſtützen? Jener bejahte dieß. „Dann ſetzen Sie mir Ihre ganze vorige Darſtellung des Schickſals Ihres Vaters ausführlich auf, legen Sie mir alle amtlichen Atteſte deſſelben und ſonſtigen Beweismittel ihrer Ausſagen bei und bringen Sie mir Ihre Schrift je eher je lieber. Bis dahin beurlaube ich Sie zur Rückkehr zu Ihrem Vater."

Der junge Mann ging gerührt von dannen, brachte dem Hauptmann die verlangte Schrift am dritten Tage, las ſie ihm vor, und zeigte ihm alle Atteſte und ſonſtigen ſchriftlichen Beweiſe ſeiner Angaben. Dieſer ertheilte nun dem jungen Manne unter der Bedingung: daß er ihm täglich von dem Befinden ſeines Vaters Bericht erſtatte, unbeſchränkten Urlaub, zahlte ihm aber regelmäßig ſeinen Sold. Die Papiere und Atteſte ließ der Hauptmann noch beſonders beglaubigen, und ſandte des jungen Mannes Schrift nebſt den Documenten dann mit einem ausführlichen Bericht in die Reſidenz an ſeinen Chef.

Dieſer war ein Prinz des Hauſes, ein hoher edler Fürſt, die Zierde ſeines Ranges. Ihm, dem theilnehmenden Menſchenfreunde, hatte der regierende Herr eben ſeiner bekannten Charaktergüte halber, die Oberaufſicht über das Werbungsweſen übertragen, und großen Segen hatte ſich bereits der treffliche Fürſt dabei verdient. Des Hauptmanns jetzt eingehender Bericht erregte ſeine höchſte Theilnahme. Sein königlicher Vater war eben abweſend; er verfügte alſo — davon überzeugt, daß er genau in deſſen Sinne handle — Folgendes: „Die achtzig Ducaten ſollen dem jungen Manne geſchenkt, und ihm ſeine eingegangene Verbindlichkeit zum dieſſeitigen Militärdienſt erlaſſen ſeyn. — Bedarf ein ſo edler Sohn noch ſonſtiger Unterſtützung, ſo möge der Herr Hauptmann dabei an mich denken. Derſelbe verdient Lob und Dank, eine ſo treffliche Handlung kindlicher Liebe mit Ausführlichkeit und erwieſener Genauigkeit der Wahrheit zu meiner Kenntniß gebracht zu haben."

Als die Entſcheidung des hochgeſinnten Prinzen bei dem Hauptmann angekommen war, ließ dieſer wackere Mann ſeinen Rekruten kommen, händigte ihm die zurück erhaltenen Papiere des Vaters deſſelben wieder ein, und — kündigte ihm ſeine Freiheit an. Der junge Mann ward dabei von ſeinem Dankgefühl faſt überwältigt. Sein naſſes Auge, ſein Händedruck, ſein Blick zum Himmel waren redende Zeugen deſſen, was in ſeinem Innern vorging. „Sie haben einem tief gebeugten trauernden Vater die letzte Stütze ſeines Alters erhalten," ſprach er ſcheidend zum Hauptmanne, „Gott ſegne Sie und Ihren hohen Chef und eine Landesregierung, aus deren Handlungen ſo großmüthige Geſinnungen, ſo edle Grundſätze hervorleuchten!"

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Negerwohnungen in Benin.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten.
Der Abonnamentspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh.
Mit den Compositionen Abonnamentspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11.– „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplars bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Negerwohnungen in Benin.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XVI.

Die Blicke der Geographen ſind jeſzt mit geſpannter Erwartung auf den Erfolg der Expedition gerichtet, welche die Gebrüder Lander auf Veranlaſſung der britiſchen Regierung in das Innere von Afrika unternehmen, um endlich den geheimnißvollen Schleier hinwegzuziehen, welcher noch immer über dieſem Theil der Erde liegt. So viel weiß man aus der vorhergehenden Reiſe, die der erſte dieſer beiden Männer als Bedienter Clappertons mitmachte, daß der Dſchioliba oder Quorrah, den Einige, wiewohl fälſchlich, für den Niger halten, in der Bucht von Benin mündet; denn Lander iſt, nach der Ermordung ſeines Herrn auf dieſem Fluſſe herab in das atlantiſche Meer gefahren und hat auf dieſe Weiſe das Thor gefunden, welches in das Innere des lang verſchloſſenen Continents führt. Die Folgen ſind unberechenbar. Das ſpeculative England macht bereits Anſtalten, die Früchte ſeiner langen Anſtrengung zu ernten. Dampfbote ſind bereits ausgerüſtet; eine Handelskompagnie fängt ſich zu bilden an; und wer wagt im Voraus zu entſcheiden, was hier im Hintergrunde der Zeiten ruht? Schon ſind Nachrichten von der Ankunft der Schiffe an der Mündung des Quorrah vorhanden. So viel iſt gewiß, die Wiſſenſchaft hat bei dieſem großartigen Unternehmen der Briten, Afrika zu enthüllen, nur Großes zu gewinnen.

Um unſern Leſern jedoch einen Begriff zu geben, in welchem Culturzuſtande ſich die Völker des bereits bekannten Küſtenlandes befinden, legen wir ihnen eine Anſicht einiger Negerwohnungen in Benin bei.

Das Reich Benin, wovon die ganze Küſte gewöhnlich den Namen hat, wird vom Fluſſe Farnoſo oder Benin durchſtrömt. Niedrig und moraſtig, wie die ganz Küſte, erhebt ſich das Land, wie man ſich von ihm einwärts entfernt. Das Königreich ſoll ſich tief in das Innere erſtrecken und dem König von Benin ſind ſo viele Herrſcher tributpflichtig, daß er ein Heer von 100,000 Mann in's Feld zu ſtellen, im Stande ſeyn ſoll.

Das Land iſt übrigens fruchtbar und reich an allen Erzeugniſſen der Tropenländer. Dieſelbe reiche, üppige Vegetation, belebt von denſelben Thieren, durchſtreift von denſelben Schaaren von Ungeheuern und Raubthieren, welche ſich nur bei einer zahlreichen Bevölkerung und Cultur des Landes vermindern; aber auch dieſelben Plagen der Inſecten und des ungeſunden Climas finden ſich in dieſem Theile Afrikas.

Die Bewohner des Reiches Benin ſind gutmüthig und gaſtfrei, aber unter einer deſpotiſchen Regierung verehren ſie den Herrſcher als Gott und ſind folglich von allen Nachtheilen einer ſolchen Regierung gedrückt. Sie ſind daher auch ſehr leicht zu reizen und alsdann rachgierig; ſie ſind gedrückt, und darum habſüchtig und geizig. Ihre Religion verbietet ihnen, das Blut der Weißen zu vergießen; darum befriedigen ſie ihre Raubegierde oder Rachſucht, indem ſie dieſelben vergiften. Ihre Häuſer ſind ziemlich wohlgebaut, ihr Tiſch mit Rind-, Hammel- und Hühnerfleiſch beſetzt; Fiſche werden gedörrt oder geräuchert nur von Armen verſpeiſt. Yamswurzeln und Banianen dienen ſtatt Brot,

Digitized by Google

Waſſer und Palmenwein als Getränk. Vielweiberei iſt nicht bloß erlaubt, ſondern auch geſetzmäßig; das Weib iſt Sklavin des Mannes; ſie beſtellt das Haus, das Feld, die Kinder. Dieſelbe Unterwürfigkeit, welche die Weiber ihren Männern erweiſen, beweiſen dann dieſe wieder dem König, mit deſſen Leben dieſelbe Idee, wie mit dem Dalai Lama in Tibet verbunden wird. Er kann, nach ihrer Meinung, wenn er will, ohne Eſſen und Trinken leben, und wenn er ſtirbt, ſo kommt ſein Geiſt wieder in einiger Zeit zu ſeinem Nachfolger. Nicht nur ſeine Unterthanen, ſondern auch benachbarte Völker reden mit ihm nur, indem ſie ſich auf die Knie werfen, die Augen niederſchlagen und die Hand vor den Mund halten. Da die Europäer gleiches Rechtes mit dem Fürſten des Landes ſich erfreuen, ſo dürfen dieſe ſitzen und durch einen Dollmetſcher mit ihm reden. Der König geht oft Abends ſpazieren; wer ihm begegnet, muß ſich wegwenden, niederwerfen oder ſterben. Nur zweimal des Jahrs, am Yams- und Korallenfeſt zeigt er ſich öffentlich. Die Beninen glauben nämlich, wie alle Völker der Erde, an ein gutes und böſes Weſen, oder an Gott und Teufel, und wie überall ſpielt dieſer letztere auch hier eine große Rolle, weil die Menſchen immer mehr von Furcht, als Liebe getrieben werden. Fetiſche und Zwiſchengeiſter giebt es auch hier, und Opfer werden auch hier gebracht, von denen der größte Theil in die Taſche der Prieſter fällt. Menſchen und Thiere werden dabei geopfert, die erſtern jedoch nur in geringerer Zahl, ſeitdem man gefunden hat, daß ſie als Sklaven verkauft mehr eintragen, als die Götter dafür bezahlen. Es wird jedoch auch der Fetiſch bedacht, und alle Kriegsgefangenen, welche von den Sklavenhändlern als Ausſchuß zurückgewieſen werden, ſind ihm geweiht. So weiß der Menſch ſich überall abzufinden und alle ſeine Leidenſchaften, die ihn zum Teufel machen, mit der Frömmigkeit zu verbinden, die ihn zum Engel ſtempelt. — Am Korallenfeſte werden die Halsbänder des Königs, ſeiner Frauen und der Großen des Reichs in das Blut der geſchlachteten Männer und männlichen Thiere getaucht, und die Gottheit gebeten, es nie an dieſem Schmucke fehlen zu laſſen. Das Yamsfeſt wird durch ein Wunder gefeiert, welches der König dadurch wirkt, daß er in ein Gefäß etwas trockene Erde und eine dürre Yamswurzel der letzten Ernte legt, jenes vor aller Augen in die Erde ſetzt, und gleich darauf ein ähnliches Gefäß, das ihm mit einer im vollen Wuchs begriffenen Yamswurzel untergeſchoben wird, wieder hervorbringt. Das Wunder iſt nun vollbracht, das Volk ſtimmt Geſänge an, und eine geſegnete Ernte wird nun mit aller Zuverſicht erwartet. Des Aberglaubens alte Rechte ſind alſo auch hier in voller Kraft.

Dem König zur Seite ſteht der hohe Adel, Fidars; die Befehlshaber, die Kaufleute und das gemeine Volk ſind ſcharf geſchieden. Der Adel erhält als Zeichen ſeiner Würde eine Korallenſchnur, und wird mit dem Tode beſtraft, wenn er ſie verliert. Der König und ſeine Hauptleute verwalten auch die Juſtiz und ſuchen in ſchwierigen Fällen durch Gottes Urtheil die Wahrheit an das Tageslicht zu bringen. Dreierlei Strafen erwarten die Schuldigen: Geldbuße, Tod oder Sklaverei. Der Sklave von Benin iſt aber der empfindſamſte. Heimweh verzehrt ihn im fremden Lande und treibt ihn, wie den Schotten und Schweizer oft zum Selbſtmord. Beim Tode des Königs werden bei deſſen feierlichem Begräbniß viele Menſchen geſchlachtet. Neben dem Ackerland wird auch auf dieſer Küſte großer Handel mit Sklaven, Elfenbein und Palmöl getrieben, wofür, nebſt Manufacturwaaren Europa's, beſonders Salz und Tabak geſucht wird.

Die Stadt Benin liegt einwärts vom Formoſofluß in einer Gegend, wo geſundes Trinkwaſſer mangelt. Sie iſt mit Wald umgeben, groß, mit Häuſern aus Lehm, einem Schloſſe und 20,000 Einwohnern, und ſoll ehemals noch bedeutender geweſen ſeyn. Merkwürdig ſind hier die Pferde, welche in Benin zuerſt vorkommen, häufig benutzt werden und auf großen Verkehr mit dem pferdereichen Sudan hindeuten.

Edelmüthige Vergeltung.

Ein ſehr wohlhabender Kaufmann aus einer norddeutſchen Handelsſtadt mußte, nach dem Rathe ſeiner Aerzte, im Jahre 1804 die Bäder von Spaa beſuchen.

Auf der Reiſe dorthin, während welcher der Leidende aller ſorgfältigen Wartung ſeiner Gattin,

Digitized by Google

ſeiner einzigen Tochter, und einer Schweſter, die ihn begleiteten, bedurfte, um von ſeinem Uebel nicht ganz überwältigt zu werden, kamen ſie jenſeits des Rheines eines Tages gegen Abend durch einen ziemlich unebnen Gebirgsweg. Dem Poſtillion ward auf das bringendſte, langſam und vorſichtig zu fahren empfohlen, und — er gehorchte ſo ziemlich. Während alſo der Reiſewagen ruhig über manche Bedenken erregenden Unebnen dahin rollt, kommt ein leichter Courrierwagen pfeilſchnell vorüber, deſſen Führer über Höhen und durch Tiefen mit dem bald auf dieſe bald auf jene Seite ſchwankenden Wagen dahin jagt. Unſere Reiſenden ſehen ſtaunend dem Tollkühnen nach — da ſchlägt der Wagen um, die Pferde reißen aus, ſchleudern ihn noch eine Strecke ſeitswärts hin und ſuchen das Weite.

Mit Entſetzen finden die Reiſenden, als ſie näher kommen, einen jungen franzöſiſchen Offizier neben dem Wagen in ſeinem Blute am Boden liegen. So unwillkommen dem Kaufmanne dieſe Störung ſeiner Ruhe im Reiſewagen auch war, ſo gebietet die Menſchenpflicht doch, dem ohnmächtigen Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und dazu ſind beſonders die Frauen ſehr bereit und thätig. Sie richten den Halbentſeelten auf, verbinden ſchnell die Wunden ſeines Kopfes. Auch ein Fuß ſcheint verletzt, und der linke Arm ſchwer beſchädigt zu ſeyn. Man bringt ihn in ihren Wagen, neben welchem die Schweſter und Tochter des Kaufmanns bis zum nächſten Dorfe zu Fuße gehen. Dort wird für den Verwundeten geſorgt, und unter den Händen menſchenfreundlicher Pflege kehrt ihm das Bewußtſeyn wieder.

Er war Adjutant eines in Spaa befindlichen erkrankten Generals, hatte in Aufträgen eine Reiſe nach Deutſchland als Courier machen müſſen, und war eben von dort zurückgekehrt, als er in der angegebenen Art verunglückte. Der Wundarzt im Dorfe erklärte die Verletzungen für nicht lebensgefährlich, wohl aber wären ſie ſchmerzlich, und bedürften vorſichtiger Pflege. Der Mund des zum vollen Bewußtſeyn Zurückgekehrten fließt von Aeußerungen innigſten Dankes über. Selbſt der Kaufmann wird bewegt. Man beſchließt, die Nacht über in dem angetroffenen leiblichen Wirthshauſe bei dem Kranken zu verweilen. Derſelbe flößt durch ſein männlich edles Verhalten, durch ſein ergebenes Dulden Intereſſe ein. Man wartet ſeiner mit wärmſter Sorgfalt. Der Kaufmann ſelbſt wacht trotz ſeiner Gichtſchmerzen die halbe Nacht bei ihm, ſeine Frau bis zum Morgen. Die beiden andern Damen kochten Kräuter zu Umſchlägen, welche der Wundarzt vorgeſchrieben hatte, und erinnern, wenn der Kranke Medizin einnehmen muß. Am Morgen wird der Transport desſelben nach dem nahen Spaa vorſichtig angeordnet, und unſere Reiſenden trafen faſt mit ihm zugleich dort ein.

Nichts war natürlicher, als daß die durch dieſen Vorfall entſtandene Bekanntſchaft mit dem jungen Offizier am Badeorte ſelbſt nicht ganz abgebrochen werden konnte. Schon aus Wohlanſtändigkeit hätte man nicht unterlaſſen können, ſich nach ſeinem Ergehen zu erkundigen; des jungen Mannes feine Sitten und ausgezeichnetes Betragen erhöheten aber und unterhielten die Theilnahme, welche man ihm ſo gern widmete.

Nach einigen Wochen war er hergeſtellt. Seine gute Geſundheit und jugendliche Kräftigkeit hatte die Wunden bald heilen laſſen, und er kam bei ſeinem erſten Ausgange zu dem Kaufmanne und deſſen Familie, ſeine dankbarlichen Empfindungen vor Perſonen auszuſchütten, welche ſich ihm ſo hülfreich und gütig bezeigt hatten.

Mit dieſem Beſuche — glaubte der Kaufmann — ſey die Sache nun abgethan, aber er irrte; denn der Offizier — ein ſehr begüterter Mann — ſuchte, wo er nur irgend es der Schicklichkeit abgewinnen konnte, Gelegenheiten, durch Aufmerkſamkeiten aller Art, durch Veranſtaltungen von Zerſtreuungen und kleine Ueberraſchungen, der ihm ſo werth gewordenen Familie ſeine wärmſte Ergebenheit und Anhänglichkeit zu bethätigen. Zwar zeichnete der Offizier kein Mitglied derſelben — alſo auch die unverheiratheten Damen — dabei nicht beſonders aus, zwar war der General, bei welchem er als Adjutant ſtand, und der die Familie des Kaufmanns ebenfalls kennen gelernt hatte, auch ſie ſehr hochſchätzte, faſt bei allen Beſuchen und Parthien, welche der junge Mann dort gab und veranſtaltete, gegenwärtig; dennoch aber gefiel dem Kaufmann, um ſeiner Tochter willen, der ganze Umgang nicht ſonderlich, und er wünſchte ſehr, daß die Zeit, Spaa verlaſſen zu können, ſchon da ſeyn möchte.

Der General ſowohl als ſein Adjutant waren wirklich ſehr achtbare, und recht liebenswürdige Männer, welche Tauſenden ihres Standes hätten zum Muſter ihres Betragens in der bürgerlichen Geſellſchaft dienen können; der Kaufmann erkannte und würdigte das; er ſah auch recht wohl ein, daß weder ſeine Tochter noch ſonſt Jemand aus ſeiner Familie bei dieſer Art der Bekanntſchaft mit dem jungen Manne etwas hätte verlieren können; aber, befangen

Digitized by Google

von den Vorurtheilen, welche damals überall, und beſonders auch in ſeinem Stande, gegen die Ausländer von der Seine her, walteten, konnte er ſich zu einer herzlichen Erwiederung der ihm entgegen gebrachten Geſinnungen und Gefühle nicht entſchließen.

Wenige Tage vor ſeiner Abreiſe von Spaa erhielt er eines Morgens, als er aufſtand, von dem Offizier ein Billet und Paket. Derſelbe hatte ſchleunige Ordre zur Abreiſe erhalten, und mit ſeinem General in der Nacht Spaa verlaſſen. Er nahm von der Familie dankbar Abſchied, und bat ſchließlich den Kaufmann um die Erlaubniß, ſeiner Tochter — als einen kleinen Erſatz für ihr in jenem Dorfe bei ſeinem Verbande ziemlich verdorbenes Reiſe-Neceſſaire — beikommendes Andenken an Spaa überreichen zu dürfen. Es war ein allerliebſtes Mahagony-Käſtchen, die zierlichſte Reiſetoilette einer Dame enthaltend, einliegend ein paar artige Verſe des Offiziers, die Veranlaſſung ſeiner Bekanntſchaft mit den Damen fein und ſinnreich berührend, und oben auf dem Deckel mit goldenen Buchſtaben die Worte: Souvenir de Spaa.

Die Damen fanden natülich die kleine Spende ſehr niedlich, aber der Meinung war der Vater gar nicht. Das Souvenir ſollte zurückgegeben werden; darauf beſtand er; aber wohin? an wen? das war die Frage, die er ſelbſt am wenigſten beantworten konnte. Durchaus beſtand er darauf, daß es nicht mitgenommen werden ſollte, ſchalt dabei auf Mutter und Schweſter, und ermahnte ſehr ernſthaft ſeine Tochter, von ſolchen Thorheiten ihren Sinn abzulenken, die ſich für ſittige Jungfrauen nicht ziemten.

Das Souvenir verſchwand nunmehr aus des Vaters Augen, und dieſer glaubte in allem Ernſte, es ſey in Spaa geblieben, als er, in der Heimath glücklich angelangt, beim vollſtändigen Auspacken des Reiſewagens, ſich bei dem Wiedererſcheinen des verhaßten Käſtchens überzeugen mußte, daß daſſelbe, trotz allen Sermonen, die Reiſe dennoch mitgemacht hatte. Wiederum ſchalt der Vater, und wiederum legte die Mutter ein beſänftigendes Wort ein. Jener beſtand aber ernſter als zuvor darauf: die Tochter ſolle es nicht behalten. Somit verſchwand denn das arme unſchuldige Käſtchen vor des Vaters zürnenden Blicken abermals, und er ſah es auch nicht wieder.

Jahr und Tag ging hin; der Gebrauch des Bades zu Spaa war dem Kaufmanne wohl bekommen, er dachte nicht weiter an das Bad, an den Offizier, und an das niedliche Toilettenkäſtchen. Seine Familie hütete ſich wohl, ihn daran zu erinnern.

Nach zwei verfloſſenen Jahren brach der Krieg gegen Frankreich aus, welcher ſchon nach wenigen Wochen gegen alles Erwarten auch die Gegend, in welcher die Handelsſtadt lag, wo der Kaufmann wohnte, und endlich dieſe Letztere ſelbſt mit allen Schrecken erfüllte, die ihn zu begleiten pflegen.

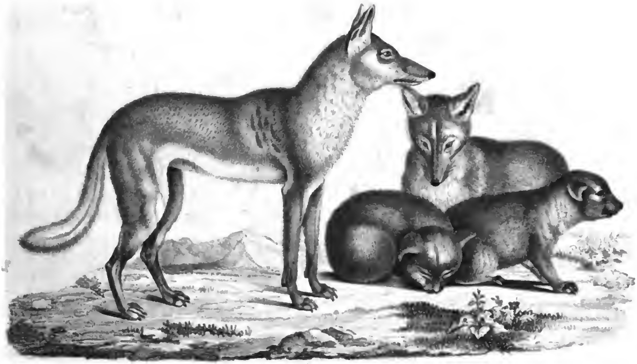
Eines Morgens vernahmen die ſchmerzlich überraſchten Bewohner jener Handelsſtadt, daß ſich deutſche Truppen in großer Zahl ihr annäherten, und kampfgierige Feindesſchaaren ihnen nachfolgten. Man fing ſich damit zu beſchäftigen an, die beſten Sachen für alle Fälle zuſammen zu packen, und in Sicherheit zu bringen. Auch im Hauſe des Kaufmanns gingen die beſtürzten Frauen an dieſes Werk. Das wohlverwahrte Toilettenkäſtchen erhielt hiebei ebenfalls einen andern Platz, und wurde einſtweilen in einen Wandſchrank des Zimmers der Tochter vom Hauſe geſetzt. Niemand hielt übrigens das Ungewitter für ſo nahe, oder ſo ſchrecklich, als es hereinbrach. In wenigen Stunden waren aber die Thore der Stadt vom Feinde geſtürmt, die Straßen in ein Schlachtfeld verwandelt, und Mord und Plünderung in eine friedliche Stadt eingezogen.

Das Haus des Kaufmanns, der Straße entgegenſtehend, wo der Sturm eindrang, ward erbrochen. Eine wilde wüthende Menge, eben von der blutigen Arbeit des Gefechts kommend, ſtürmte hinein. Schrecken und Entſetzen waltete. Da ſtürzt im Augenblicke der höchſten Noth ein Offizier, in einen Mantel gehüllt, herein, treibt mit gezogenem Säbel, den Tod jedem Widerſpenſtigen androhend, die plündernden Franzoſen aus den Zimmern, verſchließt die Hausthür, ſtellt drei Mann Schutzwache, die er bei ihrem Leben für Sicherheit und Ordnung zu ſorgen verpflichtet, in das Haus, tritt in das Zimmer zurück, wo um den Kaufmann her ſeine zitternde Familie verſammelt war, und präſentirt der Tochter vom Hauſe — das Souvenir de Spaa Es war derſelbe junge franzöſiſche Offizier, der ſie jetzt mit edlem Muthe aus größerer Gefahr gerettet hatte, als ſie ihn vor zwei Jahren bei Spaa. Das Käſtchen hatte ihm den Weg zur Familie gezeigt. Ein plündernder Soldat hatte es aus dem Wandſchrank geraubt, und als köſtliche Beute zum Hauſe hinausgetragen Dort zog eben der jetzt in jenen Truppen dienende Offizier vorüber, ſahe und erkannte es, entriß es dem Soldaten, eilte ins Haus, ſäuberte daſſelbe von den Plünderern, und befreite die von ſchrecklichſter Gefahr bedrohete Familie. — Edle, großmüthige Vergeltung eines dankbaren Herzens.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Jakal vom Senegal.

Digitized by Google

No. 17. Achter Jahrgang 1835. (77)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Jakal vom Senegal.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XVII.

In dem alten Teſtamente wird erzählt, daß der durch ſeine außerordentliche Stärke berühmte Held Simſon eine Anzahl Füchſe fing und ihnen Feuerbrände an die Schwänze hing, um das Getraide der Philiſter damit in Brand zu ſtecken. Dieſe Füchſe waren nichts anderes, als Jakals, von denen der hier abgebildete Jakal vom Senegal eine beſondere Art iſt. Der Jakal iſt in den heißen Gegenden von Aſien und in ganz Afrika verbreitet und lebt dort ſchaarenweiſe. Er hat eine große Aehnlichkeit mit dem Fuchſe, aber der Kopf iſt kürzer, die Schnauze ſtumpfer und die Beine länger, als bei dieſem. Seine Länge von der Schnauze bis zum Ende des Rückens beträgt zwei Fuß ſieben Zoll, die Höhe des Rückens 1 Fuß.

Alle Reiſenden in den Gegenden ſeines weitverbreiteten Vaterlandes ſprechen von ſeiner Gefräßigkeit, von ſeinen Räubereien und von dem ſchauerlichen Lärm und Geheul, welches er des Nachts hören läßt und das den Menſchen ſo oft aus dem Schlafe aufſchreckt. Neben dem Geheul bellen ſie auch. Wider die Gewohnheit anderer Raubthiere ſind ſie geſellig und gehen in Schaaren auf ihren Raub aus. Sie ſind liſtig und kühn, fallen Lämmer und Geflügel an und thun bei den Wohnungen und in Dörfern vielen Schaden. Noch lieber, als von friſchen Thieren nähren ſie ſich von Aas und ſtreiten ſich mit den Hunden und Geiern um die todten Thiere, welche die Luft verpeſten. Sie ſcharren die Leichen aus und freſſen ſie höchſt begierig, auch wenn ſie halb verfault ſind.

Man findet ſie häufig in der Nähe von Löwen und Tigern, welche ihnen wenig zu Leide thun, dagegen ihnen oft einen Theil ihrer Beute überlaſſen. Sie folgen häufig den Karavanen und Armeen nach, um ſich an den Leichen zu ſättigen.

Sie bewohnen unterirdiſche Baue, wie der Fuchs, welche ſie ſelbſt graben; man findet ſie in trockenen und naſſen Gegenden, am Rande der Wüſten und in Wäldern, aber nur wo es warm iſt.

Der Jakal läßt ſich ſehr leicht zahm machen, und folgt, wie ein Hund ſeinem Herrn, lernt auch ſeine Worte verſtehen, läßt ſich ſtreicheln, ohne zu beißen, bleibt aber gegen Unbekannte furchtſam. Man hat dieſes Thier für eine der Stammraſſen unſerer Hunde gehalten; denn ſie ſind, wie dieſe der Wuth unterworfen und verfolgen, wie die Wölfe und die verwilderten Hunde ihre Beute gemeinſam. Allein es iſt dieß höchſt unwahrſcheinlich, weil ſie nur in warmen Klimaten leben können, der Hund aber bekanntlich in jedem Klima ausdauert.

Die Farbe ſeines Körpers iſt ſchmutzig rothgelb, mit Ausnahme des Bauches und des innern Theiles der Schenkel und des Rückens, welche graugelblich und ſcharf geſchieden von den umgebenden Theilen iſt.

Der auf unſerer Tafel abgebildete Jakal vom Senegal darf nicht mit dem gewöhnlichen indiſchen verwechſelt werden, obwohl er ihm an Geſtalt und Größe ſehr ähnlich iſt. Er iſt etwas größer und ſchlanker, ſein Pelz iſt grau und auf dem Rücken

Digitized by Google

mit einigen dunkleren Flecken beſtreut, unten gelblich überlaufen.

Das ganze Naturell dieſes Thieres iſt dem des Hundes ſehr ähnlich, beſonders auch der Gang. Den Schwanz trägt er halb hängend; in Furcht geſetzt aber nimmt er ihn zwiſchen die Beine, wie der Hund und fletſcht die Zähne. Seine Stimme iſt ziemlich ſanft und beſteht in einem langen Ton und nicht in einem Gebelle, wie beim indiſchen Jakal. Wenn er etwas zu haben wünſcht, ſo iſt ſeine Stimme ein ſanftes Winſeln, wie beim jungen Hund und wenn er andere Thiere ſchreien hört, ſchreit er mit.

Mit weit größerer Wahrſcheinlichkeit, als den indiſchen Schakal hat man dieſen vom Senegal für eine der Stammraſſen unſerer Hunde gehalten; denn er iſt ſehr leicht zähmbar und hat überhaupt ſehr viel Aehnlichkeit mit einem Windſpiel.

In der Freiheit lebt dieſes Thier von Geflügel und kleinen Säugethieren, greift indeß zuweilen auch Schaafe und Antilopen an. Ob es auch Pflanzenkoſt genießt, iſt unbekannt.

Das Lotterie-Loos.

(Mit einer Compoſition von G. R. Tab. IX.)

Ein Kammerherr eines bedeutenden Fürſten war in ſolche Ungnade desſelben gefallen, daß er die Weiſung erhielt, die Reſidenz binnen drei Tagen, und das Land binnen drei Wochen zu räumen.

Leidenſchaft für das Spiel hatte ihn ſo weit gebracht, mit dem Zorne ſeines ſo milden als gerechten Gebieters beladen, in eine entfernte Heimath zurückkehren zu müſſen, wo ihm nur noch ein ſo kleines Beſitzthum übrig geblieben, daß er von dem Ertrage desſelben kaum im Stande war, ſeine erſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen, geſchweige denn ſeiner Herkunft angemeſſen zu beſtehen.

Seit zehn Jahren ſtand ein Bediente bei dem Kammerherrn im Dienſte, der, ſchon ein Mann in dem reifern Lebensalter, Geduld und Ruhe genug beſaß — die beſonders nach erlittenem Unglücke im Spiele — oft ſehr üblen Launen ſeines Herrn und die Ausbrüche der gereizten Empfindlichkeit desſelben zu ertragen, und der unbefangen genug war, demſelben in guten Stunden eindringliche Vorſtellungen über die Folgen zu machen, denen er ſich durch ſeine Leidenſchaft bloßſtelle. Der Kammerherr, kein böſer aber irregeleiteter Mann, der, durch Anderer Beiſpiel hingeriſſen, in ſein jetziges Unglück gerathen war, ſchätzte in der Stille den treuen Diener deſto höher, und drang demſelben, als er die Reſidenz verlaſſen mußte, noch ein für ſeine von Mitteln ſehr entblößte Lage beträchtliches Geſchenk auf, um für den Augenblick und bis dahin, daß er wieder einen Dienſt fände, nicht in Sorge um ſeinen Unterhalt zu ſeyn. Nicht allein aber, daß der Bediente dieſe Gabe ablehnte, er erklärte ſeinem Herrn auch: ihn nicht verlaſſen, ihn vielmehr begleiten und ſein Schickſal theilen zu wollen.

Als er nun mit demſelben auf der Poſt bereits eine große Strecke zurückgelegt hatte, und in ein Landſtädtchen fremden Gebiets gekommen war, forderte er den Kammerherrn auf, ſich hier einige Tage Ruhe zu gönnen, denn er hatte wohl bemerkt, wie ſehr derſelbe an Geiſt und Körper angegriffen war. Ungern zwar vermehrte Letzterer die Koſten einer noch ſehr weiten Reiſe durch unnützes Verweilen, aber er fühlte ſelbſt, daß er nicht wohl weiter fortkommen könne. Schon am nächſten Tage ernſtlich erkrankt, mußte der Arzt des Ortes herbeigerufen werden, und dieſer erklärte — was ſich nur zu bald beſtätigte — daß ein Nervenfieber im Anzuge ſey, und der Patient die höchſte Vorſicht bei genauer Befolgung ſeiner Vorſchriften anzuwenden habe.

Des Kammerherrn Zuſtand wurde nun mit jedem Tage bedenklicher, und Wochen lang lag derſelbe in meiſt bewußtloſem Zuſtande ſchwer darnieder. Der rechtſchaffene und treue Diener wartete und pflegte ſeines Herrn mit unermüdlicher Geduld und höchſter Sorgfalt, und ertrug ſtill die Mühen ſeines Berufs, welche durch den peinlichen Gedanken noch bedeutend erſchwert wurden, daß die Mittel zur Herſtellung des Kranken bald ganz erſchöpft ſeyn würden.

Eines Tages, als der Bediente auf ausdrückliches Verlangen des Arztes ausgehen mußte, um ſich eine Stunde lang in der freien Luft Bewegung zu machen, geſellte ſich ein Judenknabe zu ihm, der ihn mit der höchſten Zudringlichkeit quälte, ihm ein Lotterie-Loos für zwei Gulden abzunehmen; die Ziehung erfolge in wenigen Tagen in der benach-

Digitized by Google

1833.

Tab. IX.

G. Volkert

Digitized by Google

barten Reſidenz. Ermüdet von dem Geſchwätze des Knaben, der gar nicht zu entfernen war, und nicht von ihm abließ, gab der Bediente endlich die zwei Gulden verdrüßlich hin, nahm das Loos, ſchalt aber ſchon, als jener eilig davon lief, ſeine Thorheit, in der bedrängten Lage, in welcher er ſich befand, noch an Lotteriespiel zu denken, und Geld daran zu wagen.

Des Kammerherrn bedenkliche Lage ließ dem Bedienten Alles um ſich her, und am eheſten ſein Lotterie-Loos vergeſſen. Jene ging indeß allmählig vorüber, die ſchwerſte Kriſis war überſtanden; er fing zu geneſen an. Jetzt aber waren Pflege und Mittel zur Aushülfe der Kräfte nöthiger, als je, und ach! des Geldes wurde täglich weniger. Schon ſechs Wochen befand man ſich im Orte, der Arzt war noch zu befriedigen, eine bedeutende Rechnung im Gaſthauſe zu tilgen, eine weite Reiſe ſtand noch bevor — und es fehlte dazu faſt an Allem — ja ſogar an der Hoffnung, irgendwo die benöthigte Hülfe zu erhalten. Schon fing der Patient ſelbſt die ſchwere Sorge in einem ſeiner Geneſung ſehr hinderlichen Grade zu fühlen an, und mit jedem Tage ward ſeine Lage niederſchlagender.

Da ſtürzte, als der Bediente eines Morgens zur Apotheke ging, der Judenknabe, der ihm letzthin ſo läſtig geworden war, zu ihm heran, rief: „Endlich finde ich Sie, lieber Herr; Gott!! welch Glück habe ich Ihnen gebracht! Gott! wie habe ich Sie ſchon geſucht! Wiſſen Sie? Gott, nein, Sie wiſſen noch nicht! — 5000 Gulden haben Sie gewonnen auf das Loos, das ich ihnen gebracht. Gott, was ein Glück! Was werden Sie geben dem armen Jüdenkinde?" — Sonderbar bewegt und beſtürzt, erfreut und dabei verlegen, auf offener Straße ſo angegangen zu werden, gebot der Bediente dem Knaben, ihm ruhig zurück zu folgen — aber ganz ruhig, ſonſt erhielte er keinen Kreuzer. „Ich bin ſtill, ich bin ſtumm! nicht ein Wort will ich reden, beſter Herr," ſprach der Knabe, „aber wiſſen ſollen Sie, geſucht habe ich Sie ſchon acht Tage früh und ſpät, gelaufen bin ich ſchon in die Reſidenz, habe Sie dort geſucht, wie eine Stecknadel, und mich gefreut wie ein Kind, Sie zu finden endlich hier. Eilen Sie zu — holen Sie das Loos. Noch heute am Tage können Sie kriegen hier ausgezahlt Ihr Geld, Ihren großen Gewinn; Gott! — Hören Sie zu — und was krieg ich? Was geben Sie mir?"

Wieder angelangt im Gaſthauſe, gebot der Bediente noch einmal ernſtlich Ruhe, ging hinauf, ſuchte nach ſeinem Looſe, und konnte es nicht finden. Ueber die Angſt, die er inzwiſchen gehabt, über alle Sorge und Noth war das Lotterie-Loos ganz vergeſſen. Er kehrte Alles um, er ſpähte in allen Winkeln umher — es war nirgends zu entdecken. Da klopfte es laut und immer lauter an die Thür. Er öffnete, es war der Judenknabe. „Wo ſind Sie, beſter Herr? wo bleiben Sie? geſchwind kommen Sie zu gehen zum Lotterie-Collecteur am Ring, da ſollen Sie ſehen mit Ihren Augen, daß Ihnen gebracht hat das arme jüd'ſche Kind großes Glück. Gott! — Was ſagen Sie — was werd' ich kriegen?"

„Schweig," rief der Bediente, „ich rathe es Dir, damit mein kranker Herr dort im Zimmer nicht geſtört wird. Schweig, oder Du bekommſt gar nichts!" — „Gar nichts? au weh geſchrieen!" rief der Judenknabe, „gar nichts — für 5000 Gulden? Sagen Sie mir nichts von gar nichts. Sie ſind ein guter Herr, ein edler Herr! ein reicher Herr ſind Sie — ein glücklicher Herr! Sie werden geben dem armen Jüdenkinde einen großen Recompens!" — „Aber zum Teufel, ſo ſchweig!" rief erzürnt der Bediente. „Ich habe nichts gewonnen und werde nichts kriegen, denn ich — kann das Loos nicht finden, und habe es wahrſcheinlich lange ſchon verloren."

Da verſtummte der Judenknabe, und ward blaß. „Verloren — verloren, Gott ſoll hüten! Wie kann man verlieren eine Sache, die zwei Gülden gekoſtet hat! Suchen Sie nur lieber Herr. Sie haben es geſteckt in Ihren Hut — ich habe es geſehen, ehe ich davon lief, daß Sie den Hut abnahmen, und das Loos hineinſteckten Suchen Sie nur noch einmal — ſuchen Sie genau! Es ſind 5000 Gulden! Gott! — ich will Ihnen helfen ſuchen!" — „Bleib und ſchweig," rief der Bediente, ſchlug die Thüre zu und ging, in ſeinem Hute nachzuſehen. Er trug gewöhnlich eine Mütze; hatte an den Hut, den er zufällig an jenem Tage aufgehabt, allerdings nicht gedacht, der hing noch von damals her in ſeiner Kammer am Nagel; — er nahm ihn herab, und im Unterfutter ſteckte — das Loos.

Nachdem er es zu ſich geſteckt hatte, ging der Bediente zu ſeinem Herrn, erkundigte ſich ſorgfältig nach deſſen Wünſchen, und that ihm verſchiedene Handreichungen, dann aber gab er vor, wieder zur Apotheke gehen zu müſſen, indem die beſtellte Medizin nun wohl fertig ſeyn werde, und beurlaubte ſich, um bald wieder zu kommen. Dem Judenknaben, den er ſtill auf der Treppe ſitzen fand, ſagte er daſſelbe, und gebot ihm, ruhig im Hauſe zu verbleiben; denn nach ſeiner Rückkehr aus der

Digitized by Google

Apotheke werde er das Suchen nach dem Looſe, wozu er bisher keine Zeit gehabt, fortſetzen.

Wirklich begab ſich der Bediente zuerſt, der Sorge für ſeinen Herrn getreu, dahin, wo er für denſelben ein ſtärkendes Medicament beſtellt hatte; nachdem er es aber empfangen, ging er zu dem ihm bezeichneten Lotterie-Einnehmer, zeigte ſein Loos, und fragte mit erkünſtelter Ruhe: ob ſein Herr etwas gewonnen habe? „Nun endlich!“ rief jener, „endlich kommt das ſchöne Glücksloos zum Vorſchein. Der größte Gewinn meiner Collecte iſt darauf gefallen, ſehen Sie hier die Lotterie-Liſte. Sie empfangen 5000 Gulden nach den geſetzlichen Abzügen. Hier iſt die Berechnung, hier Ihr Geld!“ — Es ward aufgezählt, nachgeſehen, eingeſtrichen; dem Collecteur noch ein beſonderes Geſchenk verabreicht, und dann trug der hochbeglückte Bediente ſeine ſüße Laſt nach Hauſe.

Dort verabreichte er dem Judenknaben eine ſo über deſſen Erwartung ausfallende Gabe, daß derſelbe, freudig die Treppe hinabſpringend, faſt Hals und Beine brach, dennoch aber ſich aufraffte, und hinkend und jubelnd zugleich davon lief; dann aber verſchloß der Bediente ſeinen Gewinn ſorgſam bis zum nächſten Tage. Inzwiſchen ließ er die Rechnung im Hauſe fertigen, erſuchte, zum Arzt gehend, denſelben Namens ſeines Herrn, ihm anzugeben, was er nach der Landestaxe für ſeine Mühwaltung zu fordern habe, und am folgenden Morgen trug er dem Arzte dankend das noch durch eine anſehnliche Beifügung erhöhte Honorar in das Haus, berichtigte die Rechnung beim Wirthe, und ging hierauf zu ſeinem Herrn, trug demſelben langſam und ſchonend den Glücksfall vor, überreichte ihm Quittung des Arztes und Wirthes; und händigte ihm die von dem Gewinne annoch vorhandene bedeutende Summe ein.

(Siehe die Abbildung.)

Der Kammerherr war bis zu Thränen gerührt. „Mann — nicht mehr mein Bediente, nein — mein edler Freund!“ rief er, denſelben feſt in ſeine Arme drückend, aus, „wie ſoll ich Dir je vergelten, was Du an mir gethan! — Nicht Frevel, noch Laſter, — aber ach, eine unſelige Leidenſchaft — haben mich unglücklich gemacht, haben mich an den Rand des Verderbens gebracht, — und hier, hier finde ich meinen Retter in dem großmüthigen Mann, dem ich, ach! in trauriger Verblendung oft ſo wehe that!“

Die für ihn gemachten Auslagen wollte der Kammerherr, nebſt den nöthigſten Mitteln zur Fortſetzung der Reiſe, ſobald es ſein Zuſtand geſtatte, aber nur und zwar als Darlehen annehmen, einen Schuldſchein darüber ausſtellen, und, ſobald der Himmel ihm irgend dazu die Mittel verleihen werde, es wieder zurückzahlen; aber der Bediente beharrte feſt darauf, die ganze Summe, ohne irgend etwas Schriftliches, ſeinem Herrn zum Geſchenke zu übergeben, nichts davon zurückbehaltend, als ſeinen rückſtändigen Lohn. Dabei ſtellte er nur die einzige Bedingung: daß gegenſeitiges Verhältniß unverändert bliebe. „Sie werden nie wieder ſpielen,“ ſprach der Ehrenmann, „das weiß ich und darauf vertraue ich feſt. Ihr Unglück hat Sie von der verderblichen Leidenſchaft geheilt. Spielen Sie aber nie wieder, ſo werden Sie um Ihrer andern Eigenthümlichkeiten willen immer ein ſchätzbarer Mann ſeyn und bleiben. Und nun ſey Gott innigſt dankbar geprieſen, der Ihnen Hülfe geſandt hat in einer großen Noth, aus der ich — wie ich auch Tag und Nacht ſann und überlegte — keinen Ausgang mehr wußte.“ „Ja Gott ſey geprieſen,“ ſprach der Kammerherr tief bewegt, — „er ſey geprieſen, der das Flehen des Unglücklichen erhört in ſeinem Jammer.“

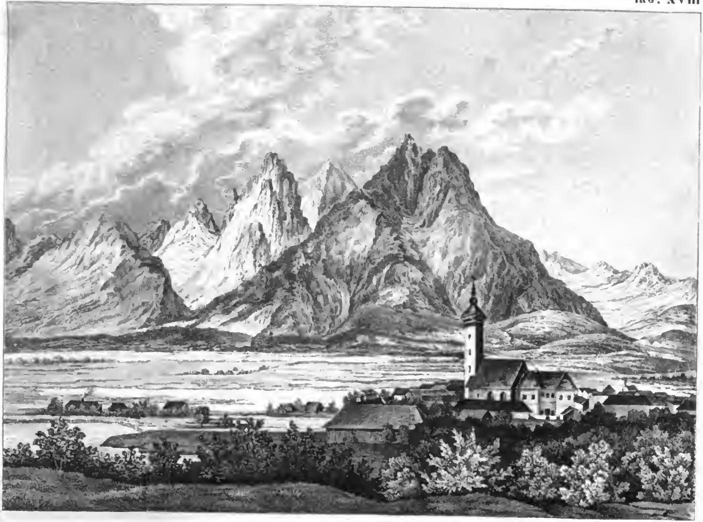
Einige Tage ſpäter reiſte der Kammerherr mit ſeinem Wohlthäter ab, anfänglich in kleinen Tagereiſen, dann, durch Luft und Bewegung geſtärkt, ſchneller. Der laſtendſte Kummer war von dem Herzen des Geneſenden genommen; ſeine Kräfte ſtärkten ſich zuſehends. Merklich wieder hergeſtellt erreichte er die Heimath.

Nur ein kleines Schulzengut war dem Kammerherrn noch übrig. Auf den Rath ſeines Freundes ward daſſelbe durch Aufwendung einer Summe in den gehörigen Stand geſetzt, und Beide arbeiteten den Sommer und Herbſt hindurch fleißig in dem dazu gehörigen Garten. Sie lebten eingezogen, waren thätig, mäßig und geſund. So vergingen ihnen 2 Jahre, da reichte ein begütertes Fräulein, die elternlos, ſchon in dem Lebensalter ſtand, wo ſie frei über ihr Vermögen ſchalten konnte, dem Kammerherrn ihre Hand; dieſer aber, durch ſeine bittern Erfahrungen gebeſſert, war redlich bemüht, der achtenswerthen Gattin ein ſo angenehmes Lebensloos als möglich zu bereiten. Ruhig, einig und glücklich floſſen die Tage der ehelich liebend und treu Verbündeten dahin, ruhig und friedlich aber auch, und durch ihre Dankbarkeit verſchönt, des edlen Bedienten ſpätere Jahre. Als der Kammerherr das ſchöne Landgut, bei welchem der Schulzenhof lag, wo er bisher gewohnt, erkauft hatte, erhielt jener daſſelbe zum freien Beſitzthume, und wohnte dort im Genuſſe der großen Achtung deſſen, dem er ſich einſt ſo edel hülfreich bewieſen hatte, bis zum ſpäten Ziele ſeiner Lebenstage.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller’ſchen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Karpaten.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 24 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. - „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Die Karpathen.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XVIII.

Die Karpathen gehören unter die Hauptgebirge von Europa, nicht ihrer Höhe wegen; denn dieſe iſt im Vergleich mit den Alpen und den Pyrenäen ſehr gering — der höchſte Punkt, die Lomnitzer Spitze mißt nur 8316 Fuß und ein zweiter Berg, der Krywan 7818 — ſondern wegen ihrer großen Längenausdehnung. Sie fangen nämlich mit ihren Vorgebirgen an der nordöſtlichen Gränze Deutſchlands, im öſtreichiſchen Schleſien an, laufen dann in einem großen Halbzirkel nach Norden, Oſten und Süden bis zur Donau hinab, und trennen auf dieſe Weiſe Ungarn und Siebenbürgen von Schleſien, Galizien, der Moldau und der Walachei. Ihre Länge beträgt mehr als hundert Meilen, die Breite iſt nicht beträchtlich. Der höchſte Zug der Karpathen, welcher ſich durch die Lyptauer und Zipſer Geſpannſchaften in Ungarn erſtreckt, führt den beſondern Namen Tatra, oder Tatragebirge. Er iſt nicht über 10 Meilen lang und enthält die vorhin genannten Berge, den Krywan und die Lomnitzer Spitze. Die übrigen Punkte der Karpathen ſind alle niedriger, als 4500 Fuß. Der Fuß des Tatra iſt mit dicken Wäldern umhüllt; weiter hinauf findet ſich bloß Krummholz, und endlich hört aller Pflanzenwuchs auf. Doch bleibt im hohen Sommer nur wenig Schnee und Eis liegen und bloß die Eisthaler Spitze iſt mit einigen Gletſchern umgeben. Gemſen und Murmelthiere findet man in den Karpathen gleichfalls, doch ſeltener, als in den Schweizer-Alpen; aber Bären und Wölfe in ziemlicher Menge.

Die Umriſſe des geſammten Hochgebirges ſollen äußerſt maleriſch ſeyn. „Welche ungeheure, aufgethürmte Maſſen, ſagt ein Reiſender, an denen das Auge ſich nimmer mehr ſatt ſehen kann! Und welche Erſcheinungen in Verbindung mit dem Lichte! Dieſe erhabenen Berge erſcheinen mit ihren hohen, felſigen Spitzen bei dem Aufgange der Sonne wie in Feuer getaucht oder in Flammen auflodernd. Maleriſch und entzückend miſcht dort die Morgenröthe ihr Farbenſpiel zwiſchen den Riegeln und Schluchten von der Blitzeshelle bis zu den dunkelſten Schatten hinab. Unten am Saum dieſes großen Körpers ſtreicht das lichte Gewand der milchfarbenen Nebel, indeß die obere Gegend im Sonnenglanze flammt. Oft aber ſchleichen oder fliegen dieſe Nebel hinauf und verhüllen zum Theil oder ganz die Gipfel; oft werden ſie vom Lichte durchbrochen und getrennt; oft nehmen ſie eine Purpurfarbe an und bedecken die nackten Felſen wie mit einem glänzenden Gewande."

Für die Bewohner der niedern Karpathengegenden und des benachbarten Landes wird dieſes Gebirge durch furchtbare Ueberſchwemmungen und gewaltige Stürme verderblich. Man kennt mehrere Fluthen, welche die ſtärkſten Gebäude umgeriſſen und die Todten aus den Gräbern gewühlt haben. Die Zipſer Ebene, ein großes Karpathenthal, iſt ein wahres Neſt der Wirbelwinde, ein verſchanz-

Digitized by Google

tes Lager der aus den offenen Thälern der Alpen aufgenommenen und aus andern Urſachen in ihm ſelbſt erzeugten Stürme. Ungeachtet des fruchtbaren Bodens und der ſchönſten Wieſen iſt dennoch der Ackerbau und die Viehzucht in den Karpathen ſehr unbedeutend. Die meiſten Thäler enthalten anſehnliche Bergſtröme, und in den meiſten Gebirgskeſſeln findet man beträchtliche Seen.

Der Kern und die höchſten Maſſen des Tatragebirges und der Liptauer Alpen beſtehen aus Granit, an den ſich auf der Südſeite in der ganzen Längenerſtreckung des Gebirges Gneiß, Glimmerſchiefer, Körnerquarz, verſchiedene Sandſteingebilde, Schieferthon und Kalk angelagert haben.

Zwiſchen die Berge hat die Natur bereits Thäler mit vieler Anmuth geſchoben. Für das ſchönſte aller Karpathenthäler hält man das Waagthal.

Zahlreich ſind auch die Päſſe, welche die Gebirge durchbrechen. Dahin gehören vorzüglich die Päſſe von Jablucka und Dukla, die nicht viel über 2000 Fuß hoch ſind. Auch findet man in den Karpathen unzählige Berghöhlen, von denen einige offen und durch Geſtalt und Größe ausgezeichnet ſind. Die berühmteſte iſt die Baradla bei Aggeleb, wegen ihrer ſchönen Tropfſteingebilde und die Eishöhle bei Spilicza, welche den ganzen Sommer über Eis enthält, das im Frühling ſich bildet und gegen den Winter ſchmilzt.

Kara Iſmael.

Einem türkiſchen Einwohner von Belgrad war eine beträchtliche Summe Geldes, woran er viele Jahre geſammelt, und die er in einem Walde unter einem Steine vergraben hatte, von dieſem verborgenen Orte entwendet worden. Dieſer vergrabene Schatz war das Einzige, was er beſaß, und alle Mühe und Arbeit vieler Jahre in einem Tage dahin. Der Thäter war nicht aufzufinden, und der durch dieſes Unglück verarmte Muſelmann ſah ſich genöthigt, bei einem Belgrader Dey Dienſte zu nehmen, der ihn, da er beſonders gut mit den Waffen umzugehen wußte, zum Anführer ſeiner Leute ernannte. Wenige Tage nachher hat ein Jude, der eine Reiſe nach Konſtantinopel zu machen hatte, und mit dem Dey in mannichfachem Verkehr ſtand, dieſen um eine ſichere Begleitung auf dem Wege, und legte ihm dafür ein angemeſſenes Geſchenk zu Füßen.

Der Dey rief Kara Iſmael — ſo hieß jener neue Anführer ſeiner Leute — und befahl ihm, den jüdiſchen Kaufmann mit ſeinem Haab und Gut und Allem, was er mit ſich führe, nach Konſtantinopel zu geleiten, und ihn mit Hülfe der untergebenen Mannſchaft vor jeglicher Gefahr, die ihm und ſeinen Sachen begegnen könnte, mit ſeinem Blut und Leben zu ſchützen. Der Muſelmann verſprach's und legte zur Bekräftigung ſeiner Zuſage die Rechte auf ſein Herz mit den Worten: „Eher ſoll mir dieſes Herz aus dem Leibe geriſſen, und dieſes Haupt von den Schultern getrennt werden, als ich zugeben will, daß dem Manne, dem ich das Geleit geben ſoll, ein Uebel ſo groß als ein Nadelöhr zugefügt werde, und Alles, was er mit ſich führt, ſoll ſicher und unverſehrt nach Stambul gelangen.“

Die Reiſe wurde angetreten. Ein Viertheil des Wegs war bereits zurückgelegt, als eins von den Laſtpferden ſtürzte und einer der Säcke auf ſeinem Rücken einen Stoß bekam. Man mußte nun umpacken, und ſiehe da — in dieſem Sacke befanden ſich Geldſäcke, welche Kara Iſmael ſogleich für die ſeinigen erkannte. Sie waren noch ganz unverſehrt, und ſelbſt die Zeichen und verſchlungenen Namenszüge des vorigen Beſitzers ſtanden unausgelöſcht darauf.

Man denke ſich das Erſtaunen des Türken. Sein Eigenthum, woran er Jahre lang geſammelt hatte, was ihm ſo plötzlich entriſſen worden war, lagen offen vor ihm, und ſein mühſam erſpartes Vermögen mußte er in den Händen eines Fremden, eines Ungläubigen wiſſen. Seine ſchwarzen Augen funkelten, unwillkührlich griff ſeine ſtarke Hand zum Meſſer im Gürtel.

„Wo haſt du dieſe Beutel her? wie kommen ſie in deine Hände?“ rief er wild, und Zorn und Rachgier mahlten ſich in allen Zügen ſeines männlichen Geſichts. „Dieſes Geld und dieſe Beutel gehören mir,“ — ſetzte er furchtbar ſchrecklich hinzu

Digitized by Google

— „es ſind kaum einige Tage, ſeit man ſie mir entwendet hat.“

Der Jude bebte, der Verbrecher war enthüllt, und ſtand in ſeiner ganzen Blöße da. Er war wirklich der Thäter. Er hatte zuweilen gegen Abend einen Mann in dem Walde graben geſehen, den er durchwandern mußte, wenn er vor einem benachbarten Orte, wo er Verwandte hatte, nach Belgrad zurückkehrte; er erſpähete die Stelle und fand unter einem großen Steine jene Geldſäcke, die er ſogleich ſich zueignete, und da er eine Reiſe nach der Hauptſtadt vor hatte, ſo glaubte er, um ſo leichter jeder möglichen Entdeckung zu entgehen, indem er die gefundenen Beutel ſogleich unter ſeine übrigen Waaren verſteckte, und hoffte ſie auf dieſe Art leicht nach Konſtantinopel zu bringen. Jetzt war ſeine That entdeckt und der Schrecken hatte ſeine Zunge gelähmt.

Kara Iſmael hatte ſich indeſſen wieder gefaßt. Er war der Anführer der Escorte, und ſeine Leute gehorchten ihm auf einen Wink. Nichts wäre leichter geweſen, als ſich mit Gewalt wieder in den Beſitz des geraubten Eigenthums zu ſetzen. Doch fern waren dieſe Gedanken von ihm.

„Ich habe dem Dey, meinem Herrn, gelobt,“ ſagte er nach einer Pauſe, „dich und deine Leute und dein Haab und Gut ſicher und ohne Gefährde bis nach Konſtantinopel zu begleiten. Ein ächter Muſelmann hält ſein Wort, wie der Prophet es befiehlt, darum ſey ohne Sorge, kein Tropfen Blut ſoll dir und den Deinen auf der weiten Reiſe vergoſſen werden, und mit meinem Leben werde ich dich und dein Haab und Gut ſchützen, ſo lange wir bei einander auf der Heerſtraße ſind.“

Der Jude, der ſich indeſſen wieder etwas geſammelt hatte, wollte Manches zu ſeiner Vertheidigung und zur Bewährung ſeiner Unſchuld vorbringen, doch es gelang ihm ſo wenig, daß er vielmehr dadurch noch mehr den Verdacht gegen ſich vermehrte, und in den Augen aller Umſtehenden für den Verbrecher erkannt wurde. Indeſſen war ſein Geldgeiz zu groß, um auch nur einen Vorſchlag zu einem Vergleiche ſich gefallen zu laſſen, und da er den Charakter der Türken kannte, und ſich bereits mannichfaltige Pläne in ſeinem Kopfe durchkreuzten, wie er das geraubte Geld in Konſtantinopel in Sicherheit bringen könnte, ſo ſetzte er getroſt die Reiſe fort, und auf dem ganzen Wege kam es nie wieder über dieſen Gegenſtand zur Sprache.

Kara Iſmael hielt treu, was er verſprochen hatte. Mit Gefahr ſeines eigenen Lebens vertheidigte er bei mancher Gelegenheit denjenigen, der ihm ſein Eigenthum geraubt hatte und es auch behalten zu wollen ſchien, und ſo kam endlich die ganze Reiſegeſellſchaft glücklich in dem Chan der Hauptſtadt an, den der jüdiſche Kaufmann zur Niederlage ſeiner Waaren erwählt hatte.

Doch ſey es nun, daß dem Juden einige Pläne, das unrechtmäßig an ſich gebrachte Gut in Sicherheit zu bringen, mißlangen, oder daß die Umſtände zur Ausführung ſeiner Entwürfe nicht günſtig waren, oder daß er erfahren hatte, Kara Iſmael wolle ihn vor den Kadi ziehen; genug in der folgenden Nacht entfloh er mit Zurücklaſſung aller ſeiner Waaren aus dem Chan, und er wußte ſich ſo lange in einem entfernten Winkel der Hauptſtadt bei irgend einem ſeiner Bekannten zu verbergen, bis die Belgrader Türken wieder abgereiſt waren. Dieſe brachten, da der Jude nicht wieder zum Vorſchein kam, um ſich bei dem Dey gehörig rechtfertigen zu können, die Sache vor den Gerichtshof, und der Kadi ließ nicht nur dem Kara Iſmael ſein Eigenthum zurückgeben, nachdem dieſer hinlängliche Beweiſe dafür beigebracht hatte, ſondern ihm und ſeinen Begleitern auch noch einen Theil des zurückgelaſſenen Gutes des Juden zukommen. Das übrige behielt er für ſich, und der Jude, den das böſe Gewiſſen folterte, konnte froh ſeyn, durch eine lange Verborgenheit der Strenge der Geſetze zu entgehen. —

Wir fügen dieſer Geſchichte des Iſmael eine andere ähnliche hier bei, welche, wie jene, die große Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit der Türken bezeugt.

Ein Grieche, der ſich lange Zeit in Wien aufgehalten hatte, und öſterreichiſcher Unterthan geworden war, glaubte ſich eben dadurch das Recht erworben zu haben, ſeine ehemaligen Oberherren ungeſtraft beleidigen zu dürfen. Er war auf einer Reiſe nach Konſtantinopel begriffen, welche zum Zweck hatte, neue Handelsverbindungen anzuknüpfen; auch führte er eine ziemliche Menge ausländiſcher Waaren mit ſich. In Siliſtria bat er den Pa-

Digitized by Google

ſcha um einige Reiter zur Eskorte, welche ihn und ſeine Sachen bis zur Hauptſtadt bringen ſollten, weil die Straßen, welche nach Varna führten, durch Räuberhaufen unſicher gemacht würden.

Er hatte die Unbedachtſamkeit, ſeiner Zunge freien Lauf zu laſſen, und ungeſcheut über manche bei den Muſelmännern heilige Gegenſtände zu ſpötteln. Sein Leichſinn ging ſo weit, daß ſelbſt der Koran und Muhamed nicht unangetaſtet blieben. Ein ſolches Verbrechen verdient in der Türkei allezeit eine ſchnelle und ſehr ſchwere Ahndung; doch unſer Grieche reiste unter dem Schutze der öſterreichiſchen Regierung, und mit Päſſen und Geleitsbriefen von Conſuln und Geſandten verſehen, glaubte er, ſich Alles erlauben zu dürfen, und ſeinen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation an den Tag zu legen.

Die Türken, welche die Eskorte bildeten, erwiederten keine Sylbe auf die unanſtändigen Reden des griechiſchen Kaufmanns, deſſen Beſchützung auf der Reiſe ihnen anvertraut war, im Gegentheil riſſen ſie ihn unterwegs aus mancher Gefahr, und erfüllten in allen Stücken vollkommen den Auftrag den ſie von ihrem Paſcha erhalten, und zu deſſen Befolgung ſie ſich anheiſchig gemacht hatten.

Als ſie ihn aber ſicher und wohlbehalten nach Konſtantinopel gebracht hatten, als er von einem ſeiner Bekannten in Galata in Quartier aufgenommen worden war, da trat der älteſte unter den Muſelmännern, die ihm das Geleit gegeben hatten, zu ihm, und ſprach:

„Der Zweck unſerer Reiſe iſt nun erreicht, was wir zugeſagt hatten, haben wir gehalten. Von nun an zerreiſſen wir jedes Band, welches uns an dich und dein Wohlergehen knüpfte und ohne unſer Wort gebrochen zu haben, können wir von nun an als Rächer unſers Glaubens auftreten. Chriſt! würdeſt du es uns ungeſtraft haben hingehen laſſen, wenn wir ſo kühn geweſen wären, in deinem Lande deiner Religion zu ſpotten? Doch damit du ſehen mögeſt, daß wir nur aus Gerechtigkeitsliebe nach Rache dürſten wegen der dem Propheten, deſſen Name gelobt ſey in Ewigkeit, von dir zugefügten Beleidigungen, ſo warnen wir dich vorher ernſtlich und gewiſſenhaft, und indem wir unſere Hände auf die Bruſt drücken und zu den Mordgewehren greifen, kündigen wir dir an, daß mit dem erſten röthlichen Schimmer des Morgens die Zeit der Rache und der Vergeltung gekommen ſeyn wird. Darum fliehe, wenn dir dein Leben lieb iſt, bis an die äußerſte Grenze des Erdballs, oder du ſtirbſt unter unſern Dolchen!"

Kaum hatte der Alte ſeine Worte geendigt, ſo riefen Alle:

Gelobt ſey Gott und Muhamed, ſein erſter Prophet!" und nun eilten die Muſelmänner von Galata nach der Hauptſtadt hinüber.

Edelmüthige Geſinnung.

Bei dem ſchrecklichen Brande, der am 15. April 1803 zu Poſen ausbrach und den größten Theil dieſer Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelte, ſtrahlten neben manchen Beiſpielen von Härte und Liebloſigkeit einige edle Züge wahrer Humanität hervor, die den Glauben an die Menſchheit zu rechtfertigen und aufrecht zu erhalten vermögend ſind. Beſonders verdient das Betragen eines Juden ausgehoben zu werden, der durch die Geſinnung, die er zeigte, viel tauſend Chriſten beſchämt: Totres, ein jüdiſcher Einwohner Poſens hatte vor dem Brande von einem Seifenſieder auf Rechnung für 48 Rthlr. Seife gekauft. Beide, der Jude und der Seifenſieder waren abgebrannt, und hatten wenig oder nichts gerettet. Gleichwohl kam am Sonntage nach dem Brande der ehrliche Jude und brachte dem Seifenſieder jene 48 Thaler, und entſchuldigte ſich, daß er ihm nicht früher dieſes Geld abgeliefert habe. „Sie haben," ſagte er zu ſeinem Gläubiger, „weit mehr verloren, als ich: denn Sie waren wohlhabender, ich freue mich, daß ich Ihnen wenigſtens meine Schuld abtragen kann. Es bleibt mir zwar auſſer dieſem Gelde nur äuſſerſt wenig übrig, aber Gott wird ja weiter helfen." —

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

1. Der Goldfaſan, 2. Der Silberfaſan.

Digitized by Google

No. ro 19. Achter Jahrgang 1835. (85)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Gold- und Silberfaſan.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XIX.

Das Geſchlecht der Faſanen enthält mehrere Arten von Vögeln, die ſich durch die Schönheit ihres Gefieders auszeichnen. Die zwei ſchönſten unter denſelben ſind der hierbei abgebildete Gold- und Silberfaſan.

Der Goldfaſan iſt auf dem ganzen Kopfe mit einem ſehr ſchönen hochgelben Federbuſch geziert, der an der Stirne anfängt und mehr als zwei Zoll über den Nacken herabhängt. Unter demſelben und von ihm beſchattet, entſteht am Nacken ein Buſch von Federn, welche abſtehend, nach vornen immer breiter werdend und ſich fächerförmig ausbreitend einen Mantelkragen von glänzender Orangefarbe mit ſammetſchwarzem Saum bilden. Jede untere Feder iſt in gleicher Abſtufung größer, als die obere, ſo daß der ganze Kragen mit parallelen, gleich weit von einander entfernten Querſtreifen erſcheint; die Gegend zwiſchen den Schultern iſt mit goldgrünen, ſchwarzgeſaumten und daher ſchuppigen Federn geziert; die übrigen Theile des Rückens und die obern Deckfedern des Schwanzes ſind hochgelb, etwas dunkler und weniger rein, als der Federbuſch am Kopfe. Geſicht, Kehle und Seiten des Halſes ſind weißgelblich, Unterhals und Unterleib hochſafranroth oder pomeranzenroth, Deckfedern der Flügel kaſtanienbraunroth, die der zweiten Ordnung und die äuſſere Fahne der Schwungfedern roſtroth, ſchwärzlich gemiſcht, die innere Fahne rothgrau, die am Leibe anliegenden hintern Schwungfedern dunkelblau, die mittleren viel längern Schwanzfedern auf bräunlichem Grunde mit einem ſchwarzen Netz überzogen, wodurch bräunliche, ſchwarz umſaumte Flecken entſtehen. Die Schenkel ſind roſtfarben, die Beine gelbgrün, der Schnabel weißgelb, der Sporn an den Läufen kurz und ſtumpf. Die ganze Länge des Goldfaſans beträgt zwei Fuß ſechs Zoll.

Das Weibchen iſt ziemlich kleiner, Geſicht und Kehle brandgelb, Mantel, Hals, Bruſt und Unterleib hell roſtgelb mit ſchwarzen Querſtreifen, der Rücken iſt roſtroth mit ſchmalen ſchwarzen Streifen, die Flügel roſtgelb mit breiten ſchwarzen Bändern; der Schwanz iſt kürzer und die langen Federn wie am Männchen, nur etwas düſterer.

Man findet dieſen Vogel urſprünglich in China, wo er den Namen Kinki führt. Er wäre ſchon lang in Europa viel gemeiner, wenn man ihm mehr Freiheit ließe und ihn nach und nach mehr dem Clima ausſetzte, damit er ſich an daſſelbe gewöhnte, denn es iſt ausgemacht, daß er unſer europäiſches Klima leicht ertragen lernt und in Faſanerien mit andern Faſanen zuſammen leben kann, ohne mehr zu leiden, als dieſe. In Deutſchland, Frankreich und andern Ländern Europa's wird er auch häufig gehalten.

Es iſt Schade, daß dieſes herrliche Geſchöpf ſo ſchwer gezähmt werden kann und ſeine Scheu nie ganz ablegt, wenn er nicht in einem Zimmer immerfort in der Nähe der Menſchen gehalten wird. Wäre er zähmbar, wie der Pfau, er würde mit dieſem die ſchönſte Zierde unſerer Höfe ausmachen. Er läuft ungemein ſchnell und alle ſeine Bewegungen ſind zierlich und ſein Gang ſtolz. Der Hahn ſchreit allemal, wenn er Abends und Morgens abfliegt, „gick, gick, gick!" worauf dann ein langes

Digitized by Google

Pfeifen folgt. Die Henne aber giebt nur dann Töne von ſich, wenn ſie etwas Ungewöhnliches hört oder ſieht.

Man füttert den Goldfaſan wie die Hühner mit Reis, Hanf, Waizen, Mais, geſchälter Gerſte, Kohl, Salat ꝛc. Er frißt auch allerlei Grasarten und Sämereien, Obſt und Inſekten.

Die Paarung geſchieht im April und die Hähne laſſen alsdann ihre ziſchende Lockſtimme hören. Sie ſind dabei ſo eiferſüchtig und ſtreitſüchtig, wie die Haushähne und kämpfen eben ſo, wobei ſie den Kragen hoch aufſtellen. Jede Henne legt gewöhnlich mit Ende April in ein in einen Buſch geſcharrtes Loch zwölf bis fünfzehn Eier und bedeckt ſie, wenn ſie dieſelben verläßt, mit Laub und Gras. Sie ſind etwas kleiner, als die des gemeinen Faſanen und hellroſtfarben oder ſchmuzziggelblich. Sie brütet drei und zwanzig Tage. Die Jungen ſind ganz grau und die Männchen erhalten ihre ſchöne Farbe erſt im zweiten Jahr. Sie ſind in der Gefangenſchaft öfteren Krankheiten unterworfen und erreichen ein Alter von 10 bis 12 Jahren. Ihr Fleiſch iſt ganz gelb, dem Geſchmacke nach aber eben ſo vortrefflich, als das des gemeinen Faſanen.

Ein eben ſo ſchönes Thier, als der Goldfaſan iſt der Silberfaſan Nro. 2. Seine Augen ſind mit jenem ſchönen, ſcharlachfarbigen Saum eingefaßt, der nur mit zarten Haaren beſetzt iſt; dieſe Haut verlängert ſich ober den Augen und iſt dehnbar, ſo daß ſie einen doppelten Kamm bildet, unten aber in zwei Läppchen, wie beim Haushahne herabhängt. Am Hinterkopf hängt ein langer, indigoblauſchwarzer Federbuſch herab. Der Nacken und der vordere Theil des Oberhalſes iſt weiß; doch fängt ſchon unter dem Federbuſche ein ſchmaler Streif feiner ſchwarzer Punkte an, der bis in die Mitte des Oberhalſes geht. Rücken, Schultern und Deckfedern der Flügel und die mittleren Schweiffedern ſind weiß, mit ſchmalen, zickzackförmigen, ſchwarzen Querlinien, die nach dem Halſe und Schwanze zu immer feiner werden und dem Vogel ein herrliches Anſehen geben. Der ganze Unterleib iſt ſchwarz, ins Stahlblaue ſchimmernd. Die Schwungfedern ſind weiß, ſehr ſchmal ſchwarz geſaumt und mit parallellaufenden, eine Linie breiten Querſtreifen bezeichnet. Die Schwanzfedern ſind weiß, die mittelſten faſt ganz rein, die folgenden ſchon mehr ſchwarz geſtreift, die äuſſern noch ſtärker.

Die Henne iſt kleiner, Schnabel und Augen braungelb, der Schwanz kürzer, eben ſo der ſchwärzliche Federbuſch. Hals, Kopf, Rücken, Bruſt, Schenkel und die mittleren Schwanzfedern ſind roſtbraun und ſehr fein grau geſprenkelt, Kehle und Wangen weißgrau; Unterbruſt, Bauch und die untern Theile weißlich.

Die Länge des Männchens beträgt 2 Fuß 8 Zoll.

Das Vaterland dieſes ſchönen Vogels iſt das nördliche China, von wo er aber nach Europa gebracht wurde und faſt in allen Ländern gehegt wird. Er läßt ſich viel leichter zähmen, als der Goldfaſan und kann vollkommen zum Hausvogel werden. Sein Aeuſſeres ſowohl, als ſeine Eigenſchaften ähneln ſehr denen des Haushahns. Die Erziehung der Jungen hat keine große Schwierigkeit; ſie fordert nicht mehr Sorgfalt, als die der gemeinen Hühner. Das kältere Klima, aus welchem er herſtammt, macht ihn fähig, das europäiſche leicht zu ertragen. Es iſt ein ſtarker und kecker Vogel, der an Kraft und Kühnheit jeden andern ſeiner Gattung übertrifft. Man könnte ihn leicht verwildern laſſen; allein die weiße Farbe ſeines Gefieders verräth ihn zu leicht dem Jäger und dem Raubvogel.

Man füttert den Silberfaſan mit Reis, Gerſte, Hanf, Waizen, Mais, Kohl, Salat. Er frißt auch gerne Obſt und Inſekten.

Man giebt dem Hahne gewöhnlich 4 bis 6 Hennen. Das Weibchen legt am Ende April acht bis vierzehn Eier von rothgelber Farbe, mit kleinen braunen Punkten und brütet ſehr treu ſechs und zwanzig Tage hindurch. Die alten Hennen, welche nicht mehr brüten, bekommen zuweilen Hahnengefieder, ſonſt bekommen die Hahnen ihr ſchönes Kleid erſt im zweiten Jahre. Das Fleiſch iſt eben ſo wohlſchmeckend, als das des gemeinen Faſanen.

Chriſtoph Martin Wieland.

(Mit ſeinem Bildniſſe von G. R. Tab. X.)

Zu den großen Geiſtern, mit welchem in Deutſchland nach einem langen Zeitalter der Barbarei und Geſchmackloſigkeit für Kunſt und Wiſſenſchaft die

Digitized by Google

Wieland.

Digitized by Google

goldene Periode anhebt, gehört auch Wieland. In ihm ehrt das deutſche Volk einen der verdienteſten um ſeine geiſtige Bildung, und wie Göthe's und Schiller's Haupt, ſo ſchmückt auch Wieland's Scheitel der unverwelkliche Lorbeer des Dichterruhms.

Er wurde den 5. September 1733 zu Oberholzheim, unweit Ulm, im Würtembergiſchen geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. Durch die ſorgfältigſte Erziehung im väterlichen Hauſe entwickelten ſich ungewöhnlich früh die großen Fähigkeiten des Knaben. Er las ſchon als Knabe den Virgil und Horaz, machte im elften Jahre lateiniſche Verſe und verſuchte im zwölften, die Zerſtörung Jeruſalems in einem epiſchen Gedichte darzuſtellen. Von ſeinem Vater dem Studium der Theologie gewidmet, ward der junge Wieland im vierzehnten Jahre der rühmlich bekannten Erziehungsanſtalt zu Kloſter Bergen bei Magdeburg anvertraut. Hier legte er ſich mit beſonderer Vorliebe auf alte Sprachen. Unter den Büchern, die auf die Bildung ſeines jugendlichen Geiſtes vorzüglichen Einfluß äuſſerte, nennt er ſelbſt Xenophons Cyropädie und die Memorabilien des Xenophon, die er nur das Evangelienbuch der griechiſchen Welterlöſung nannte *). Franzöſiſch lernte er auf dieſer Anſtalt ohne Lehrer für ſich. Er las Voltaire's, d'Argens, de la Mettrie u. A. Schriften, die den frommen Offenbarungsglauben des Jünglings tief erſchütterten und ſeine Ruhe wogenden Religionszweifeln hingaben. Obwohl es nur einem ſeiner Lehrer, dem er ſich entdeckte, gelang, Kopf und Herz, Glauben und menſchliche Weisheit bei ihm wieder zu verſöhnen, ſo hatte unter dem Seelenkampfe doch ſein Körper ſchwer gelitten. Sein beſorgter Vater vertraute ihn deßhalb einem Verwandten in Erfurt, dem Arzte Baumer, an, dem es glückte, die geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, und zugleich ſeiner wiſſenſchaftlichen Vorbereitung für die Univerſität Vollendung zu geben.

Im Sommer kehrte Wieland zu ſeinen Eltern zurück, welche unterdeß nach Biberach gezogen waren, wo ſein Vater Stadtprediger geworden war. Hier verlebte der Jüngling das glücklichſte halbe Jahr ſeines Lebens, die Zeit ſeiner erſten Liebe. Fräulein Sophie von Gutermann, eine Verwandte Wielands, die als achtbare Schriftſtellerin ſpäterhin bekannt gewordene Sophie la Roche, war der Gegenſtand derſelben. Harmonie der Neigungen, gemeinſchaftliche literäriſche Beſchäftigung und jugendliche, platoniſche Schwärmerei vereinigten ſehr bald beide Herzen zu dem edelſten Bunde. Er ſelbſt ſpricht von dieſer Liebe: „kaum mit Jamus Brutus gieng eine ſolche Veränderung vor, als wie mit mir. Aus einem flüchtigen, zerſtreuten Kopfe ward ich geſetzt, edel, zärtlich, ein Enthuſiaſt für Tugend und Religion.“ — In dieſe Zeit fällt die Herausgabe von Wielands erſtem, philoſophiſchem Lehrgedicht: „die Natur der Dinge, oder: die vollkommenſte Welt,“ welches bei den Tonangebern des damaligen poetiſchen Geſchmacks, Bodmer, Breitinger und Hagedorn, die günſtigſte Meinung für den jugendlichen Verfaſſer erweckte. Merkwürdig iſt die Entſtehung dieſes Gedichts. Wieland hatte nämlich eine geiſtloſe und kalte Predigt über den Text: „Gott iſt die Liebe“ angehört, und ſprach auf einem Spaziergange mit ſeiner Geliebten über denſelben Gegenſtand mit ſo dichteriſcher Begeiſterung ſeines tiefempfindenden Herzens und ſeiner glühenden Einbildungskraft, daß Sophie den Wunſch nicht unterdrücken konnte, dieſe Gedanken und Gefühle geordnet zu leſen.

In ſeinem ſiebzehnten Jahre bezog Wieland die Univerſität Tübingen, mit dem Vorſatze, die Rechte zu ſtudiren; aber der feurige Jüngling lebte hier mehr den Muſen, als dem trockenen *Corpus juris*. Der handwerksmäßige, alltägliche Gang des Studirens war ihm verhaßt. Er nannte ihn zum Scherze nur den Kuhweg, und trieb die Jurisprudenz nur ſo viel, als nöthig war, um die Forderungen eines gewöhnlichen Examens befriedigen zu können. Humaniſtiſche, philoſophiſche und belletriſtiſche Studien blieben nach wie vor ſeine Hauptbeſchäftigung. Seiner für Weisheit und Tugend ſchwärmeriſch begeiſterten Seele galt Sokrates unter den Weiſen der Vor- und Mitwelt als Ideal, dem ähnlich zu werden er ſich zum Ziel ſeines Strebens ernſtlich vorſetzte. Dieſe hohe Richtung ſeines Geiſtes beſtätigte ſein reiner ſittlicher Charakter, ſein

*) Die Memorabilien des Xenophon enthalten nämlich höchſt wichtige Charakterzüge zum Bilde des berühmten griechiſchen Weiſen Sokrates.

unbeſcholtener, tugendhafter Wandel, dem auch nicht der geringſte Flecken anklebte.

Bei ſolchem Streben kann es nicht verwundern, daß ihn die gewöhnlichen rohen Freuden des Studentenlebens anekelten, daß er ſich in ſtiller Eingezogenheit genügte, und nur nach der Freundſchaft der Ausgezeichnetſten trachtete. Vorzüglich lag ihm an einer Verbindung mit dem hochgeprieſenen Bodmer. Er ſandte ihm von Zeit zu Zeit Proben von ſeinen Gedichten, anfangs ohne ſich zu nennen, und gewann dadurch deſſen Achtung und Freundſchaft. In welcher Hochachtung der junge Freund bei Bodmer ſtand, beweiſen deſſen Briefe. Er nannte ihn öfters „den zweiten Klopſtock,“ — ein Orakel des Alters in der Fülle der Jugend.

Als Wieland die Univerſität verließ, zog er zu ſeinem Freunde Bodmer nach Zürich und lebte eine Zeitlang in deſſen Hauſe, immer mit Herausgabe ſeiner Geiſteserzeugniſſe beſchäftigt. Beinahe hätte ſich hier ſeine Muſe auf einem ihr nicht eigenthümlichen und natürlichen fanatiſch-religiöſen Gebiete verirrt, wenn ihm ſein günſtiges Schickſal nicht bald eine andere Richtung gegeben hätte. In dem vertrauten Umgange mit höchſt gebildeten Züricher Familien erwarb er ſich nämlich Kenntniß der Welt, Lebenserfahrung und Kenntniß der Menſchen und lernte die ſchöne Literatur der Franzoſen, Italiener und Engländer kennen.

Im Jahe 1760 wählte ihn der Rath ſeiner Vaterſtadt zum Kanzleiverweſer, und Wieland, ſich nach einer feſteren Exiſtenz ſehnend, folgte dieſem Rufe in die Heimath. Wie unbehaglich er ſich in ſeinem, von ſo engen und oft jämmerlich kleinlichen Verhältniſſen umzäunten Berufe dünken mußte, läßt ſich ahnden. Aber ſein großer Geiſt ſchuf ſich Erholung. Er ſtudirte Shakspeare, überſetzte nicht weniger, als 28 Dramen dieſes tiefen Genius und brach zuerſt zum allgemeinen Verſtändniß deſſelben in Deutſchland die Bahn, auf der ſeine Nachfolger Eſchenburg, Schlegel und Voß nun leichtern Gang hatten.

Doch auch für die frohen Genüſſe der Geſelligkeit ſorgte Wielands guter Geiſt. Zwar war ihm der Umgang der ehelichen Biberacher Kamtſchadalen (ſo nannte er ſeine Mitbürger) ungenießbar. Aber dafür ward ihm der Umgang eines höchſt gebildeten Mannes. Der Graf Stadion, churmainziſcher Miniſter, zog ſich von den Geſchäften und dem Hofleben zurück auf ſein, in der Nähe von Biberach gelegenes, anmuthiges Landgut Warthauſen, und dahin folgte ihm des Grafen treuer Freund und Gehülfe: Hofrath La Roche, mit ſeiner Gattin, der Jugendgeliebten unſeres Wieland. Nach zwölfjähriger Trennug ſie wiederſehen, als die glückliche Gattin eines Andern, als — Mutter! Wieland bekämpfte die wieder auflodernde Leidenſchaft und ſah in ihr fortan nur ſeine Freundin. — Zwiſchen ihm, La Roche und dem Grafen Stadion knüpfte ſich bald das Band der innigſten Freundſchaft. Er fand in den beiden Männern die feinſten, abgeſchliffenſten Weltleute, bei der ſeltenſten wiſſenſchaftlichen Bildung die achtungswertheſten Geſinnungen und dieſe mit einer Philoſophie gepaart, die einer heitern Weltanſicht das Wort redet. Der Umgang mit dieſen Männern, die alle Edlen aus der ganzen Umgegend in ihren Kreis zogen, die vertraute Bekanntſchaft mit den neuſten Erzeugniſſen der franzöſiſchen und engliſchen Literatur aus der Bibliothek des Grafen hob die Fittige ſeines Geiſtes zu freiern, kühnern Schwingungen. Hier in Warthauſen legte Wieland den Grund zu dem, worin er ſich ſpäterhin bis zur Meiſterſchaft vollendet hat, zu einem geſellſchaftlichen Schriftſteller, zu einem Dichter, wie ihn ſeine Zeit, und vorzüglich die durch franzöſiſchen Ton und Geſchmack gebildeten Zirkel bedurften, um ſich von dem Ausländiſchen zu entwöhnen, und für vaterländiſche Dichtungen Achtung zu gewinnen. Eine glückliche Miſchung von feiner Sinnlichkeit, zarter Empfindung, einſchmeichelnder Lebensweisheit, Beleſenheit in den trefflichſten Werken aller Zeiten und Völker, eine Phantaſie, nicht ſowohl durch Selbſtſtändigkeit glänzend, als erobernd und fähig, ſich alles Eroberte als Eigenthum anzueignen und mit dem Reize der Neuheit zu ſchmücken, leichte, gefällige Unterhaltung, eine geſchmackvolle gerundete Darſtellung, ein feiner Geſchmack — ſolche Vorzüge ſind es, welche von jetzt an die Schriften Wielands immer mehr charakteriſiren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Oxford

Digitized by Google

No. 20. Achter Jahrgang 1835. (89)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 12. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Oxford.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XX.

Wenige Städte des ſtädtereichen Britanniens gewähren eine ſchönere Anſicht, als das uralte, weltberühmte Oxford. Es liegt in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend am Einfluß des Cherwell in die Iſis. Die alterthümliche Pracht ſeiner Gebäude, ſeine Collegien, Kirchen, Hallen und Palläſte, die ſich, von welcher Seite man es auch betrachten mag, auf das herrlichſte gruppiren, findet in der Welt nicht ihres Gleichen. Wenigſtens iſt kein Ort auf der Erde, wo ſo viele wohlerhaltene und ſo großartige Baudenkmäler aus der Blüthezeit des ſächſiſchen und gothiſchen Geſchmacks, von fünfhundert- bis tauſendjährigem Alter beiſammen angetroffen werden. Es giebt Straßen in dieſer Stadt, wo man ſich ganz in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert zurück verſetzt glaubt, weil man durchaus nichts, als Gebäude aus dieſer Zeit, ohne irgend eine moderne Unterbrechung, um ſich her verſammelt ſieht. Die meiſten dieſer Prachtgebäude der Vorzeit für Unterricht und Gottesverehrung ſind mit einem Aufwand errichtet, der alle Beſtrebungen der Gegenwart, es jener in ihren Bauwerken nachzuthun, geradezu höhnt.

In dieſem alten Muſenſitze Albions befinden ſich 24 verſchiedene Collegien, in denen 6000 Studenten von 800 Profeſſoren in allen Fächern des Wiſſens Belehrung erhalten. Jede dieſer Lehranſtalten hat ihre beſondere Kirche, ihre Bibliothek, Handſchriftenſammlung, Gemäldegallerie, Muſeen aller Art, anatomiſches Theater und oft weit mehr Schätze der Kunſt und Literatur, als eine ganze deutſche Univerſität.

Das große Gebäude, welches mit dem maſſiven, hohen Thurm an ſeinem Ende in der Mitte unſeres Bildes die Häuſermaſſen überragt, iſt Chriſtchurch College, an Umfang das größte unter den Univerſitätsgebäuden. Es wurde von Chriſtoph Wren, dem berühmteſten Baumeiſter Englands, dem Erbauer der Londoner Paulskirche, im ſiebzehnten Jahrhundert größtentheils neu aufgeführt. Nur ein Theil iſt noch der uralte Bau, — und dieſer das merkwürdigſte Ueberbleibſel altſächſiſcher Bauart aus dem achten Jahrhundert. In dieſem, in einer Kapelle iſt der berühmte Schrein der heiligen Frisdawida, ein überaus prächtiges ſächſiſches Grabmal, jetzt über 1200 Jahre alt, befindlich. Die Bibliothek enthält 100000 Bände. — Das kirchenähnliche Gebäude rechts iſt Wolſey's Hall, im grandioſen Styl, unter Cardinal Wolſey's Miniſterium errichtet. Reich iſt in dieſem Collegium beſonders das Muſeum. Hinter ihm erhebt ſich der Thurm der im dreizehnten Jahrhundert erbauten Cathedrale. Der kleinere rechts iſt der von Merton College, gleichfalls ein Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der erſte Thurm links von Chriſtchurch College gehört der Marienkirche an; er iſt im reichſten gothiſchen Styl erbaut und überladen mit Zierrathen. Der nächſte iſt der Glockenthurm von St. Albatus, dicht daran, der dicke, majeſtätiſche Dom, iſt das Radcliffſche Bibliothekgebäude, die bewunderungswürdige Schöpfung eines patriotiſchen Bürgers, deſſen Namen ſie trägt. Das Innern dieſes Gebäudes iſt eine einfach, aber grandios verzierte Rotunda von

Digitized by Google

350 Fuß Umfang und 65 Fuß Höhe, abgetheilt in drei Etagen, mit einer prächtigen Kuppel und zwei Reihen offener Gallerien übereinander. Aus dieſen laufen rund umher ſtrahlenförmige Gänge nach den hohen Auſſenfenſtern und in dieſen Gemächern ſind die literäriſchen Schätze in Schränken aufgeſtellt. Die Bibliothek, vom Gründer, dem berühmten Arzte Radcliff, geſammelt und der Univerſität geſchenkt, enthält über 100000 Bände, alles bloß medizimiſche Werke! — Der Thurm zur äuſſerſten Linken iſt der von All-Souls (Aller-Seelen)-College; es iſt mit dem der Königin (Queens-College) das ſchönſte Gebäude der alten Muſenſtadt. Die eigentliche Univerſitätsbibliothek, unter dem Namen der Bodleganiſchen bekannt, enthält gegenwärtig über 650000 Bände und mehr als 40000 Handſchriften, meiſtens in arabiſcher, griechiſcher und ſyriſcher Sprache. Man bewahrt auch drei mexikaniſche Hieroglyphenbücher und einen Koran aus der Bibliothek des berühmten oſtindiſchen Fürſten Tippo Saib. Dieſe Bücherſammlung iſt in einem von Heinrich VIII. gegründeten, äuſſerſt zweckmäßig eingerichteten, prachtvollen Gebäude in bewunderungswürdiger Ordnung aufgeſtellt. Das Lokal iſt ein viereckiges Gebäude mit einem Thurme über dem Thorwege, an welchem alle fünf Säulenordnungen übereinander geſtellt bemerklich ſind. Sein Inneres verſetzt uns vollſtändig in eine längſt verſchwundene Zeit. Der kreuzgeformte Saal, die ſeltſam geſtalteten, mit Schnitzwerk bedeckten himmelhohen Schränke, die ungeheuern Fenſter, ſechzig Fuß hoch und faſt ein drittel ſo breit, alle von bundfarbigem, mit den koſtbarſten Malereien bedecktem Glaſe, die prächtige Decke, in tauſend goldberahmte, azurblaue Felder getheilt, in jedem derſelben das Conterfei einer aufgeſchlagenen Bibel, auf der vier ſilberne Krone liegen, — ſelbſt die in den Gallerien umherwandeln. den oder an den Tafeln ſitzenden Univerſitätslehrer und Bibliothekare im Koſtume Luthers. Alles wirkt bezauberud auf den Schauenden und entrückt ihn unwillkührlich der Gegenwart. In der Mitte der hohen Schränke läuft eine Gallerie umher, um mit geringerer Mühe und Gefahr zu den höher ſtehenden Büchern gelangen zu können. Quer durch den Saal zieht ſich eine lange Gaſſe geſchloſſener, mit allen Bequemlichkeiten verſehener Kabinets hin. Jeder, der es mag, kann ſich mit den gewählten Büchern in ein ſolches zurückziehen und hier ganz ungeſtört allein arbeiten.

Dieſe Bibliothek, in der Welt die am reichſten dotirte, erhält alljährlich durch Ankauf von Literaturſchätzen in allen Ländern und durch patriotiſche Vermächtniſſe großen Zuwachs. Neue Gebäude, welche jetzt aufgeführt werden, ſollen bewahren, was das alte, trotz ſeiner ungeheuern Größe, nicht mehr faſſen kann. Neben der Bibliothek befindet ſich ein Muſeum für Antiken und eine Gemäldegallerie. Höchſt merkwürdig iſt noch die weltbekannte Univerſitäts-Buchdruckerei (Clarendon-press) die größte, vollſtändigſte und beſteingerichtete auf der Erde. Sie iſt in einem, im reinſten griechiſchen Geſchmacke aufgeführten, tempelartigen Gebäude und beſchäftigt nahe an 500 Perſonen. Hier wird in mehr, als 300 Sprachen gedruckt. Für die Bibelgeſellſchaften allein ſind gewöhnlich 40 Preſſen im Gange. Die in dieſer Anſtalt gedruckten Werke aller Art füllen eine Bibliothek von circa 26000 Bänden, welche in einem eigenen großen Saale aufgeſtellt ſind. Sehr ſehenswerth ſind auch: der botaniſche Garten, das große naturhiſtoriſche Muſeum, die Sternwarte und eine Menge anderer, auf Wiſſenſchaft und Kunſt Bezug habende Anſtalten. Die Sternwarte, ein geſchmackvolles Gebäude mit einem achteckigen Thurme, auf deſſen Spitze die Weltkugel von Herkules und Atlas getragen wird, hat im Innern einen kleinen Hörſaal und vorzüglich treffliche Inſtrumente.

Chriſtoph Martin Wieland.

(Fortſetzung von Seite 88.)

Während dieſer Zeit erſchien der Agathon, im Fache der Romane die vollendetſte Arbeit unſers Dichters. Er enthält einen Reichthum der feinſten Beobachtungen über den Menſchen und zeichnet ſich beſonders aus durch die vortreffliche Entwicklung der Leidenſchaften und ſcharfe Zeichnung der Charaktere. Wieland hat uns in dieſem Buche ſeine eigne Geſchichte verzeichnet.

Eine ſeiner gelungenſten Dichtungen iſt Muſarion, oder die Philoſophie der Grazien.

Noch hatte der im wirklichen Leben ſtrenge, ſittliche Wieland, ſich keine Lebensgefährtin ge-

Digitized by Google

wählt, wie viele Parthien ihm auch vorgeſchlagen wurden. Seine Neigung entſchied ſich endlich für eine Tochter des angeſehenen Augsburger Kaufmanns Hillenbrand. Für ſein Herz hatte er gewählt: ein unſchuldiges, ſanftes, fröhliches, gefälliges Weſen. Er nennt ſie ſeinen Schutzengel, die alles Widerwärtige von ihm abzuhalten wußte, die ihm durch ihre anſpruchloſe Treue und Pflege das Bitterſüße des Lebens mit Blumen beſtreut, in deren freundlicher Nähe das Leben ihn angelacht, und bekennt: „nie in ſeinem Leben habe er etwas ſo ſehr, als ſie geliebt.“

Im Jahre 1763 erhielt Wieland den Ruf als Regierungsrath und erſter Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Erfurt. Er nahm dieſen Ruf an und wirkte mit dem redlichſten Eifer zum Beſten des mangelhaften Inſtituts; doch Neid und Cabale ſeiner Collegen legten ihm die ärgerlichſten Hinderniſſe in den Weg. Die geſellſchaftlichen Zirkel Erfurts eckelten ihn an und er verbarg ſich ganz in den Kreis ſeiner, durch zwei liebliche Töchter vermehrten Familie.

In Erfurt konnte Wieland nicht lange wirken, ohne der regierenden Herzogin von Weimar, Anna Amalia, dieſer großen Gönnerin der Künſte und Wiſſenſchaften, bekannt zu werden. Sie ſah ſich damals gerade für ihre, zu Jünglingen herangewachſenen Söhne nach einem berathenden Mentor um, der das Werk ihrer Mutterpflege vollende. Ihre Wahl fiel auf Wieland, der als Herausgeber des goldenen Spiegels für ſeinen Beruf zum Fürſtenerzieher ſo große Bürgſchaft gegeben hatte. Im October 1772 folgte Wieland mit dem Character eines Hofrathes und der Zuſicherung eines jährlichen Gehalts von 1000 Thalern ſeiner neuen Beſtimmung nach Weimar.

Die freundlichſte, ehrenvollſte Aufnahme und Behandlung am Hofe, die Achtung und Zuneigung ſeiner fürſtlichen Zöglinge, die Freundſchaft ausgezeichneter Geiſter, welche die geiſtreiche Fürſtin ſchon damals um ſich verſammelt hatte, machte ihn ſo zufrieden mit ſeiner Lage, daß er bald jeden Gedanken an eine Veränderung derſelben aufgab. Seine Erſtlingserzeugniſſe in Weimar waren zwei Singſpiele: die Wahl des Herkules und Alceſte. Sie gehören unter die beſten, die wir beſitzen. Ein weit wichtigeres Unternehmen aber war die Herausgabe des deutſchen Merkurs, einer Monatsſchrift, welche er von 1775 bis 1783 allein, und von da bis 1803 in Gemeinſchaft des Hofraths Böttiger in Dresden fortſetzte. Ein bedeutenderes, reichhaltigeres Journal hat Deutſchland nie gehabt. Für den Forſcher unſerer Literaturgeſchichte behält es immer unſchätzbaren Werth, ja es iſt ihm unentbehrlich; denn nichts Neues erſtand im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Geſchichte und Politik, was nicht in demſelben durch Wieland und ſeine Mitarbeiter, die größten Literatoren ſeiner Zeit, geiſtreich beſprochen worden wäre. Wie eifrig Wieland ſelbſt für dieſen Zweck wirkte, wird man beurtheilen können, wenn man erwägt, daß er aus dem Merkur 16 Bände gezogen und in die Sammlung ſeiner ſämmtlichen Schriften aufgenommen hat. Daß es bei dieſem Treiben nicht an feindlichen Berührungen fehlte, iſt natürlich. Wir übergehen ſeine Händel mit dem berühmtem Göttinger Dichterverein, um einer andern folgenreichen Streitigkeit zu gedenken, in die er mit einer andern literäriſchen Parthei gerieth, an deren Spitze Herder, Göthe, Lenz, Klinger, Schloſſer und andere berühmte Männer ſtanden, die, wie die Göttinger ihren Klopſtock, Shakeſpeare als ihren Abgott verehrten. Wielands Alceſte gab Göthe'n die Veranlaſſung zu einer ſatyriſchen Farçe: Götter, Helden und Wieland, welche dieſen auf das Empfindlichſte geiſelte. Wieland war großdenkend genug, dieſes Spottgedicht in ſeinem Merkur als ein Meiſterſtück der Perſiflage zu empfehlen, und klug genug, ſich durch einen geiſtreichen Scherz aus dem Handel zu ziehen. Aber der Streit hatte großes Aufſehen gemacht, und beſchäftigte das Publikum um ſo mehr, je höher es beide Dichter in Anſehen hielt. Auf den geiſtreichen Spötter aufmerkſam, ſuchten die fürſtlichen Zöglinge bei Gelegenheit einer Reiſe durch Frankfurt die Bekanntſchaft Göthe's, gewannen ihn lieb, und kaum hatte Karl Auguſt die Regierung ſeines Landes angetreten, ſo zog er ihn in ſeine unmittelbare Umgebung. Zwiſchen Männer, wie Wieland und Göthe, war gar bald die alte Fehde vergeſſen, und nicht lange, ſo reihte ein Fürſt die ewigen Hauptpfeiler unſerer Literatur, Schiller, Göthe, Herder und Wieland, als Freunde um ſeinen Thron.

Digitized by Google

Von Weimar gingen mehrere von Wielands gediegenſten Werken aus. Die Abderiten, 1773 begonnen, ſetzte er hier fort und vollendete ſie. Die Krone ſeines Dichterruhms erwarb ſich Wieland indeß durch ſeinen Oberon 1780, einem romantiſch-epiſchen Gedichte, das lange Zeit das Lieblingsbuch der gebildeten Leſewelt war.

Im Herbſte ſeines Lebens faßte Wieland den Entſchluß, ſeine ſämmtlichen Werke noch einmal zu überarbeiten, und ihnen die höchſte äuſſere Vollendung zu geben. Dieſe Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke letzter Hand erſchien 1794 bei Göſchen in Leipzig.

Das für die Ausgabe erhaltene Honorar wandte Wieland zur Erfüllung des mit den Jahren immer lebendiger gewordenen Wunſches an, im Beſitze eines anmuthigen, ſtillen Landgütchens mit ſeiner Familie in ſtiller Zurückgezogenheit ſeine Tage zu beſchließen. Er kaufte ſich das in der Nähe von Weimar im maleriſchen Ilmthale gelegene Landgut Osmanſtede, das er im Jahre 1793 mit ſeiner Gattin und den unverheiratheten ſeiner neun Kinder bezog. Fünf ſeiner Töchter hatten brave Männer; doch in einem Jahre ſtarben ihm zwei ſeiner Schwiegerſöhne. Liebreich nahm der greiſe Vater die jungen Wittwen mit vier Enkeln wieder in ſein Haus und an ſein Herz. In ſeinem Osmantium — ſo pflegte er ſeinen Landſitz zu benennen — entfaltete er, im Genuſſe patriarchaliſchen Glückes, ſeine ganze Liebenswürdigkeit.

Indeſſen war Wieland in ſeiner Eingezogenheit keineswegs gleichgültiger Zuſchauer des literariſchen Treibens um ihn her; er nahm vielmehr thätigen Antheil an Allem, was im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt bedeutend wurde.

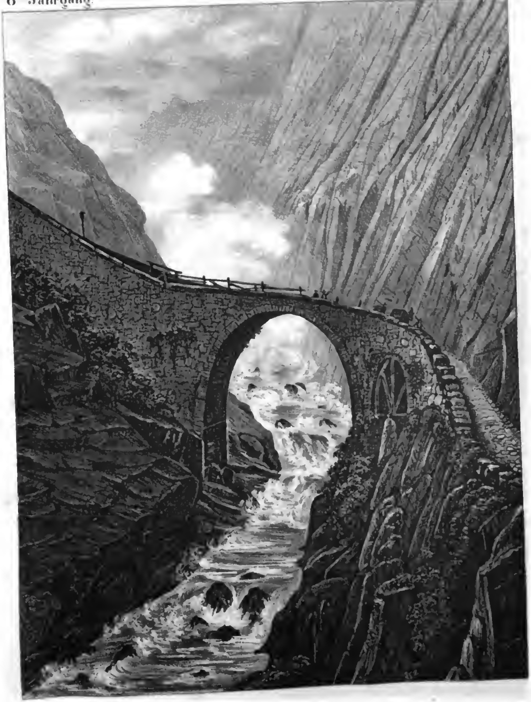
Das Verhängniß aber, welches den Bach ſeines Lebens bisher ſo wenig getrübt, hatte ſeine Schläge und Prüfungen für Wieland, den Greis, aufgeſpart. Schon hatte das Hinſcheiden einer Enkelin, der jugendgeliebten La Roche, Sophie Brentano, eines liebenswürdigen, ihn mit kindlicher Anhänglichkeit ergebenen Weſens, ſein Gemüth auf eine harte Probe geſtellt; da traf den Gebeugten ein neuer härterer Schlag: es riß ihm der Tod am neunten November 1801 auch ſeine Lebensgefährtin, das Weib, mit der er 35 Jahre ſo glücklich gelebt, von ſeiner Seite. Sein verwaiſ'tes Osmanſtedt hatte nun natürlich wenig Reiz mehr für ihn. Ohnedieß wirkten auch wirthſchaftliche Unfälle mit, ihm den Beſitz desſelben zu verleiden. In der Gefahr, dasſelbe mit großen Schulden belaſten zu müſſen, erachtete er es für eine günſtige Fügung des Glückes, daß er ſich desſelben, ohne allen Verluſt an ſeinem hohen Kaufgelde, wieder zu entäuſſern eine Gelegenheit fand. Er überließ es dem Hofrath Kühn aus Hamburg, und kehrte, zur Freude ſeiner Freunde, wieder nach Weimar zurück.

Auf Auszeichnungen machte Wieland keinen Anſpruch. In deſto reicherem Maaße aber wurden ſie ihm zu Theil. Zur Zeit des Erfurter Monarchenkongreſſes beehrte ihn Napoleon mit beſonderer Aufmerkſamkeit, und gab ihm den Orden der Ehrenlegion. Kaiſer Alexander ſandte ihm den St. Annaorden. Wohlthuender für ſein Gemüth war die Achtung und das Vertrauen, mit dem ihm die Weimar'ſche Fürſtenfamilie begegnete. Faſt konnte er als ein Glied derſelben gelten. Anna Amalia zog ihn in ihren nächſten Kreis; er wurde ihr täglicher Geſellſchafter. In ſo ſchönen Verhältniſſen verlebte Wieland in Weimar noch einige glückliche Jahre ſeines Alters. Da trafen ihn neue Schläge des Schickſals. An Herder ſtarb ihm der theuerſte Freund. Bald darauf erſchütterte ihn der Tod Schillers. Das furchtbare Ungewitter des Krieges, das ſich im Jahre 1806 in den Bergen und Thälern des Weimar'ſchen Landes zuſammenzog und um Jena entladete, beſtürmte ſeine Ruhe. Im Jahre 1809 überſtand er eine langwierige, gefährliche Krankheit. Bald darauf hatte es das Unglück, durch den Sturz ſeines Wagens das Schlüſſelbein zu brechen, und den Schrecken, eines ſeiner Kinder faſt lebensgefährlich verletzt zu ſehen. Indeß genaß er auch diesmal, und trat geſellig, wie zuvor, wieder in den Kreis der Freunde zurück. Faſt ein Achtziger vollendete er noch eine bedeutende literäriſche Arbeit Es war dies die Ueberſetzung der Briefe des Cicero, die er im Jahre 1806 begonnen, und mit ſeinem Leben beſchloß. Wieland ſtarb am 20ſten Januar 1813, als Dichter und Gelehrter geprieſen, und als Menſch hochgeachtet von ſeinen Zeitgenoſſen, und unſterblich in den Jahrbüchern deutſcher Literatur.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Die Teufelsbrücke auf dem St. Gotthard.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnamentspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. - „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Die Teufelsbrücke auf dem St. Gotthard.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXI.

Auf der Straße, welche von Altdorf durch das Schellenthal führt von einer Stelle, wo die Reuß wild ſchäumend zwiſchen ſteilen Felswänden herabbraus't, erblickt das Auge des ſtaunenden Wanderers die ſogenannte Teufelsbrücke. Zu dieſer ſonderbaren Benennung hat ohne Zweifel die Kühnheit und furchtbare Bauart der Brücke über den ſchaudervollen Abgrund Veranlaſſung gegeben; denn der Teufel treibt dort weit weniger ſein Weſen, als in den großen Städten, und vielbeſuchten Badeorten, wo es doch an den Spiel- und Theetiſchen und in den Tanzgeſellſchaften nicht halb ſo ſchauerlich ausſieht. Man denke ſich eine kühne Wölbung mit einem einzigen, nicht ſonderlich ſtarken Bogen von 30 Fuß in der Weite, der ſich auf die Vorſprünge zweier Felſen ſtützt, ſo hat man das Bild der Brücke, die frei in der Luft zu ſchweben und durch unſichtbare Hände gehalten zu ſeyn ſcheint. Ein wüthender Bergſtrom durchbrauſet den Abgrund. Aber überraſchender und wahrhaft unbegreiflich bleibt der Gedanke, wie es möglich war, hier ein Gerüſte aufzuſchlagen, um den Bogen zu ſpannen, zumal da derſelbe bloß aus ungehauenen Steinen gebaut iſt, die nicht ſo leicht durch den Mörtel befeſtigt werden können. Erſt von der Höhe dieſer wunderbaren Brücke überblickt man ganz den herrlichen Fall der Reuß; man wird von dem Regen durchnäßt, den die Caſcade in Geſtalt eines dichten Nebels bis zu dieſer ungeheuern Höhe hinausſendet, man glaubt in eine phantaſtiſche Welt verſezt, in welcher Feen und Waſſernixen ihr Spiel treiben, und die Mährchenzeit unſerer Kindheit ſcheint ſich hier verwirklicht zu haben. Die Straße, welche zu dieſer Brücke leitet giebt einen herrlichen Beweis von dem Muthe und der Ausdauer, welche die Schweizer in Beſiegung der Hinderniſſe, die ſich ihnen entgegen ſtellten, bewährt haben; denn ſie iſt an den ſchrecklichſten Abgründen durch alle Hinderniſſe, welche die ſenkrechten Felſen in den Weg legten, hindurchgeführt und überſetzt die unermeßliche Tiefe auf der Brücke, deren Leichtigkeit und Kühnheit ewig bewunderungswerth bleiben wird. Nicht weit davon iſt ſie ſogar durch einen Granitfels von 80 Fuß geſprengt. Die Wunder der Natur und der menſchlichen Kühnheit bieten ſich auf dieſem Wege harmoniſch die Hand, und die Phantaſie vermag ſich kaum die Gebilde vorzuzaubern, die man hier in der Wirklichkeit gewahr wird.

Die Teufelsbrücke muß ſchon ſehr alt ſeyn; denn ſchon im vierzehnten Jahrhundert wurde der Paß über den Gotthard benutzt, aber erſt im Jahr 1820 die neue Kunſtſtraße begonnen, welche im Jahr 1831 beendigt worden iſt, auf welcher man zu jeder Jahreszeit zu Wagen über den Gotthard gelangen kann. Da dieſe Straße die kürzeſte Verbindungsſtraße zwiſchen einem Theil von Deutſchland, der Schweiz und Italien iſt, ſo war ſie von jeher eine der bedeutendſten, und man konnte annehmen, daß jährlich 15000 Reiſende und wöchentlich einige Hundert Saumthiere dieſen Weg gingen, und jetzt, nach erfolgter Fahrbarmachung der Straße hat die Frequenz noch bedeutend zugenommen. Die

Digitized by Google

neue Straße folgt größtentheils der Richtung der alten Saumſtraße. Das Werk, nach dem Plane des Staatsraths Meniſchini im Kanton Teſſin entworfen, erforderte große Anſtrengungen und Koſten. Sieben große und vier kleinere Brücken wurden ganz neu erbaut, zwei ältere erweitert, Gallerien gegen Lawinen und Schneeſtürze angelegt und die Teufelsbrücke durch eine höhere und größere erſetzt. An dieſer Stelle war die Arbeit am gefährlichſten. Da keine Gerüſte von unten hinauf aufgeſchlagen werden konnten, ſo mußten die Arbeiter auf Brettern an Seilen herabgelaſſen werden, und dabei ereignete es ſich einigemal, daß das Brett umſchlug und alle darauf ſich befindenden Menſchen in die bodenloſe Tiefe ſtürzten. Nach der Ausſage eines Augenzeugen ſollen alsdann die andern oben gebliebenen nur jedesmal die Mützen abgezogen und ein ſtilles Vaterunſer für die Seelen der Verunglückten gebetet haben; denn an Rettung oder an den Fall, daß nur ein Einziger mit dem Leben davon gekommen wäre, war gar nicht zu denken. Dieſer Gefahren ungeachtet wurde die Brücke, und zwar nicht durch Schweizer, ſondern durch italieniſche Arbeiter, vollendet, ſo daß jetzt an die Stelle der alten, nur für Saumroſſe zugänglichen Teufelsbrücke eine neue, hohe und breite, auch für Wagen fahrbare Brücke getreten iſt.

Unſere Abbildung ſtellt die Teufelsbrücke dar, wie ſie ehemals geweſen iſt. Man erblickt die halbzerbrochenen Gallerien derſelben und zur Rechten den ſteilen Weg, auf welchem die vorſichtigen Saumroſſe herabſteigen. Unten rauſcht in ſchwindelerregender Tiefe die ſchäumende Reuß über zertrümmerte Felsblöcke, und wenn auch jetzt gar keine Gefahr mehr vorhanden iſt, ſo mag doch mancher Reiſende, wenn er darüber reitet und ſeinem Saumroß die Zügel überlaſſen muß, die Augen zu machen und ſeine Seele Gott empfehlen. C. S.

Die Teufelsbrücke.

(Eine ſchweizeriſche Sage.)

Die Reus, die ſich mitten durch ſpitziges Felſengeſtein in einem ſechzig Fuß tief ausgehöhlten Flußbett fortſtürzt, unterbrach allen Verkehr zwiſchen den Graubündnern und dem Kanton Uri. Aus dieſem Uebelſtande erwuchſen den beiden angrenzenden Kantonen ſo viele Nachtheile, daß von ihren geſchickteſten Architekten auf gemeinſchaftliche Koſten mehrere Brücken nach einander erbaut wurden, die aber nie zu einer ſolchen Feſtigkeit gediehen, daß ſie länger als ein Jahr dem Ungeſtüme des Wetters, den Waſſergüſſen und dem Sturze der Schneelawinen Widerſtand geleiſtet hätten. Ein letzter Verſuch dieſer Art ward gegen Ende des 15. Jahrhunderts gemacht, und da der Winter beinahe vorüber war, ſo hegte man ſchon die Hoffnung, daß diesmal die Brücke allen dieſen Angriffen Trotz bieten würde, als man eines Morgens dem Amtmanne von Goſchenen meldete, daß durch den abermaligen Einſturz der Brücke die Paſſage von Neuen abgeſchnitten ſey. — Da mag nun der Teufel ein Brücke bauen, brauſte der Amtmann auf, und kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ein Diener den Herrn Satan anmeldete. — Nur herein, ſagte der Amtmann, und hinter dem Bedienten kam ein Mann in den dreißiger Jahre zum Vorſcheine, der in deutſcher Tracht gekleidet ging, dichtanſchließende Pantalons von rother Farbe und einen ſchwarzen Rock mit geſchlitzten Aermeln trug, welche feuerfarbenes Unterfutter blicken ließen. Als Kopfbedeckung hatte er eine hutförmige ſchwarze Filzmütze, welcher eine große rothe Feder durch ihre wellenförmige Schwankungen eine ganz eigene Zierde verlieh; ſeine Fußbekleidung hatte die Mode anticipirt, denn er trug Schnabelſchuhe, wie ſie erſt hundert Jahre ſpäter zur Zeit Ludwigs XII. Mode waren. Nach den herkömmlichen Bekomplimentirungen ließ ſich der Amtmann auf einen Armſeſſel nieder und der Teufel auf einen andern. Der Amtmann ſtemmte ſeine Füße auf einen Feuerbock und der Teufel ſtellte die ſeinigen ganz pomadig auf die Kohlengluth. — Wohlan, mein lieber Freund, hub der Satan an, Ihr bedürft alſo meiner? — Ich geſtehe, Ihro Gnaden, erwiederte der Amtmann, daß Euer Beiſtand mir von Nutzen ſeyn könnte. — Wegen der verfluchten Brücke, nicht wahr? — Getroffen. — Braucht ihr ſie denn ſo nothwendig? — Zur höchſten Nothdurf. — So, ſo! erwiederte Satan. Nun ich wollte euch eben dieſen Vorſchlag machen. — Das iſt ja ſchön! ſo bedarf es alſo nur noch, daß wir uns mit einander verſtändigen ... über ... Der

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Verwundeten.

Amtmann ſteckte. — Ueber den Preis, meint Ihr, fiel Satan ein, indem er den Amtmann mit einem eigenen Ausdrucke des Hohnes und der boshaften Schadenfreude anblickte. — Ja, verſetzte der Amtmann, er merkte, daß hier der Knoten ſtecke. — Oh! was das betrifft, fuhr Satan fort, indem er ſich auf den Hinterfüßen ſeines Armſtuhles ſchaukelte und ſeine Klauen mit des Amtmanns Federmeſſer wetzte, ſo werde ich mich ja wohl finden laſſen. — Wohlan, dies beruhigt mich; die letzte Brücke koſtete 60 Mark Goldes, bei der neuen verdoppeln wir dieſe Summe; aber dies iſt auch Alles, was in unſern Kräften ſteht. — Ach! zu was bedarf ich euer Gold? lachte Satan, ich kann mir ja welches machen, wann es mir beliebt. Seht! — Und bei dieſen Worten langte er eine ganz glühende Kohle aus dem Feuer, wie wenn er eine gebrandte Mandel aus einer Bonbonniere genommen hätte. — Reicht mir Euere Hand her, ſprach er zum Amtmann. Der Amtmann zauderte. — Fürchtet Euch nicht, fuhr Satan fort. Und er legte ihm eine Stange des reinſten Goldes in die Hand, das noch ſo kalt war, als ob es ſo eben aus der Grube käme. Der Amtmann betrachtete ſie und wollte ſie wieder zurückgeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Verwundeten.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. XI.)

Am Tage einer der blutigſten Schlachten, die dem Frieden von Tilſit im Jahre 1807 vorangingen, wurden bei den immer wiederholten Angriffen eines preuſſiſchen Kavallerieregiments auf ein feſtgeſchloſſenes Viereck eines franzöſiſchen Infanterieregiments von beiden Seiten viel Menſchen getödtet oder verwundet. Durch eine Flügelſchwenkung, die der franzöſiſche Oberbefehlshaber ausführen ließ, erhielt die Schlachtordnung demnächſt eine merkliche Veränderung; das Feld, welches Stunden lang das Blut ſo mancher tauſend tapfern Männer benetzt hatte, war allmählig verlaſſen, und erſt gegen Abend trat des traurigen Tagwerks düſtere Entſcheidung ein.

Nahe bei einander lagen, von vielen Todten umgeben, ein franzöſiſcher Sergeant und ein junger preußiſcher Offizier. Erſterer, ſchon ein Mann bei Jahren, war durch die Schulter geſchoſſen, und mit einem Säbelhiebe am Kopfe — im Ganzen alſo ſehr ſchwer — verwundet; dem Offizier hatte eine Flintenkugel, wie es ſchien, die linke Wade meiſtens abgeriſſen, und eine zweite den linken Oberarm, jedoch weniger gefährlich, verletzt. Starker Blutverluſt war die Urſache einer Erſchöpfung bis zur Ohnmacht bei Beiden, und ſo mochten ſie ſchon ein paar Stunden unfern von einander gelegen haben, ehe Einer den Andern wahrnahm. Endlich zog das leiſe Wimmern die Aufmerkſamkeit des Sergeanten auf den jungen Mann, von dem es auszugehen ſchien. Schon in mehr als zwanzig Schlachten, denen er von frühe an beigewohnt, öfter verwundet, und mit dem traurigen Hergange bei denſelben vertraut, urtheilte der benarbte Krieger, daß der junge Unglücksgefährte vielleicht mehr betäubt geweſen, als beſchädigt ſey, und rief ihn laut an, um ihn wo möglich zu veranlaſſen, irgend etwas zur Verbeſſerung ſeiner Lage zu thun, ehe der Abend und die Nacht hereinbräche. Lange erwiederte der Offizier keinen verſtändlichen Laut, wohl aber wurden ſeine Klagetöne immer vernehmlicher und in der That ſehr herzergreifend.

Der Sergeant, aus der Gegend von Dijon, war in ſeiner Jugend meiſt im Elſaß anweſend geweſen, ſprach deutſch genug, um ſich verſtändlich zu machen, und rief, da es bisher nur in franzöſiſcher Sprache geſchehen, dem Offizier, von dem er nicht verſtanden worden zu ſeyn vermeinte, auf deutſch zu: er möge ſich, wenn es ſein Zuſtand irgend geſtatte, aufrichten; ſolche Verwundete wie er, würden dann eher von denen bemerkt, welche — um ihnen Hülfe zu leiſten — abgeſchickt wären, und er könne dann vielleicht deſto eher Verband und Rettung finden.

Noch aber war der junge Offizier zu ermattet, um etwas zu erwiedern; daß er aber die Aeuſſerung verſtanden haben mußte, bewieſen Bewegungen des Kopfes und der Hand. Still in ſich zuſammengeſunken lag er dann wieder lange Zeit da, ohne etwas anderes, als dann und wann einen Schmerzenston auszuſtoßen. Der Abend nahte mit ſeiner Kühle, das Schlachtgetümmel und der Donner des Geſchützes ward immer nur entfernter und weniger vernommen, und ſchwieg endlich ganz. Allgemeine Stille trat ein.

Da ſprach der Offizier vor ſich hin: „O meine Mutter, — geliebteſte Mutter, werde ich dich wiederſehen?!“

Still und höchſt mühſam erhob der Sergeant das blutende Haupt ein wenig, und ſprach: „Muth, tapferer Herr Kamerad, für Sie wird das heute noch nicht der letzte Schlachttag ſeyn.“ — „Ich danke für den Troſt,“ entgegnete der Offizier; „meine Schmerzen ſind aber zu groß, um ihnen

Digitized by Google

nicht bald unterliegen zu müſſen." — „Der Menſch," erwiederte der Sergeant, „kann unglaublich viel ertragen. Ich habe bei Auſterlitz vier und zwanzig Stunden ſchwer verwundet im Felde gelegen, ehe mir Hülfe werden konnte, — und doch genas ich, und war bis heute noch rüſtig und munter." Dann wiederholte er den Rath, den er früher ſchon dem Offizier ertheilt hatte.

Endlich, als die Nacht hereinbrach, ſprach nach langem gegenſeitigen Schweigen der Sergeant weiter. „Ich bin ſchwer — ſehr ſchwer getroffen, gern ſtände ich Ihnen ſonſt bei; iſt es Ihnen aber möglich, ſo nähern Sie ſich mir, und nehmen Sie meinen Capot vom Torniſter, und hüllen Sie ſich damit ein. Die Nacht iſt lang und wird kühl. Auch iſt in meiner Feldflaſche noch ein Labetrunk, nehmen Sie ihn und ſtärken Sie ſich, ſo gut es geht

„Nein, braver Mann," ſprach der Offizier, „ich will Sie nicht deſſen berauben, was Sie ſelbſt ſo nöthig für ſich brauchen. Zwar fängt bitterer Froſt meine Glieder zu ſchütteln an, und die Zunge iſt dürr vor Durſt, aber das ſey fern, daß ich Ihnen das Einzige entzöge, was Sie zur höchſten Nothdurft brauchen."

„Ich bedarf nichts mehr," ſprach ruhig der Sergeant. „Mein Loos iſt entſchieden. Noch einige Stunden vielleicht dieſen brennenden Schmerz, dann bin ich frei. Sie ſind aber noch jung — haben eine Mutter — können noch einſt zu hohen Würden kommen, da Sie brav ſind — ſehr brav! Erhalten Sie Ihr hoffnungsvolles Leben. Rücken Sie näher, — hier die Feldflaſche, hier den Capot — nehmen, nehmen Sie! Ehren Sie die Bitte eines bejahrten Kriegskameraden, — eines Sterbenden — nehmen Sie!"

Der Offizier verſuchte, näher zu rücken, es gelang unter vielen unſäglichen Schmerzen; der Durſt folterte ihn aber nicht minder, er trank; und als der Froſt klappernd ſeine Zähne an einander ſchlug, ſchob der Sergeant mühſam den Capot zu ihm hin.

(Siehe die Abbildung.)

Näher gekommen ſprachen beide freundliche Feinde noch Manches, nannten ſich Stand und Namen. Allmählig aber naheten Aerzte und Helfer aller Art mit Tragen und leichten Feldwagen, luden die Verwundeten — ach! unter faſt nicht zu ertragenden Schmerzen auf, und brachten ſie, — den Einen hierhin, den Andern dorthin — ins Feldlazareth.

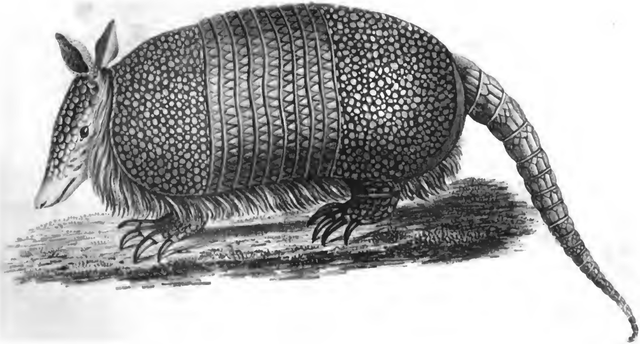
Der Sieg hatte die Heere der Verbündeten im Jahre 1814 in die Gegend von Dijon geleitet. Als Major eines Uhlanen-Regiments rückte derſelbe Offizier, dem der großherzige Sergeant einſt ſo getreulich beigeſtanden, mit einem Vortrabe in ein franzöſiſches Dorf ein, begehrte, da es ſchon ſpät war, Nachtquartier für ſich und ſeine Leute, zugleich aber in tiefſter Tagesfrühe einen ſicheren Boten, ihn zu einer nicht ſehr entfernten kleinen Stadt zu führen. Der Maire des Dorfes konnte ſich nicht recht mit dem Major verſtändigen, ſo viel aber doch, zu verſtehen zu geben, daß er ſeinen Bruder rufen wolle, der deutſch ſpreche, dieſer kam, ein langer hagerer Mann, den Kopf mit einem Tuche feſt umwunden. Er bat den Major, ihm das nicht zu mißdeuten, denn eine ſchwere Wunde, einſt im Kriege erhalten, zwinge ihn noch immer, ſich das Haupt feſt zu verhüllen. Dann erſuchte er den fremden Befehlshaber der eingerückten Truppen, ihm ſeine Befehle zu eröffnen.

„Nicht hier vor der Thür," ſprach der Major, „führen Sie mich in ein Zimmer," ſaß vom Pferde ab, folgte dem invaliden Krieger und deſſen Bruder in ihre Stube, betrachtete dann den Erſteren genau, ergriff plötzlich ſeine beiden Hände, rief ihn bei Namen, preßte ihn mit innigſter Wärme an ſeine Bruſt, und fragte: „Kennen Sie mich noch?" — Verwundert blickte der Invalide den Major an, that zweifelhafte Fragen, ward aber — als jener ihn biederherzig fragte — kennen Sie den jungen Offizier nicht wieder, dem Sie, tapferer Ehrenmann, Ihre Feldflaſche und Ihren Mantel aufdrangen, als wir Beide am Abend nach der Schlacht bei ** ſchwer verwundet neben einander lagen? — bald von der innigſten Freude ergriffen. „Ja, ja," rief er aus, „und Gott ſey gedankt, der meine Prophezeihung wahr gemacht hat! Sie leben, Sie ſind zu Rang und Würden emporgeſtiegen." Groß und tief gefühlt war die gegenſeitige Freude des Wiederſehens, und bis tief in die Nacht hinein ward von dem erzählt, was jeder von ihnen ſeit dem verhängnißvollen Schlachttage erlitten und erlebt hatte. — Zum zweiten Male weilten theilnehmend dieſe freundlichen Feinde beiſammen.

Schon am nächſten Tage trug der wackere Major einen Theil ſeiner Schuld der Dankbarkeit dadurch ab, daß er einem Streifzuge Koſacken das Plündern im Dorfe verleidete, und dem Maire und einigen anderen Bewohnern das ihnen geraubte und den Plünderern wieder abgenommene Schlachtvieh zurückgab; im Laufe der nächſten Begebenheiten ward er aber, da er eine Zeit lang in dortiger Umgegend ſtand, öfter als einmal der Beſchützer und Retter ſeines Wohlthäters und deſſen Familie, in Gefahren und bei fremder Gewaltthat.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Gemeines Gürtelthier

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Gemeines Gürtelthier.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXII.

Wenn wir die ſonderbare Form ſo mancher Thier- und Pflanzengeſchlechter der Erde betrachten, ſo drängt ſich uns die Bemerkung auf, daß ſich die ſchaffende Natur in allen nur möglichen Geſtalten habe erſchöpfen wollen. Kann man ſich z. B. ein wunderlicheres Säugethier vorſtellen, als das hier abgebildete Gürtelthier? Sein ganzer Körper iſt mit einer knöchernen, in vieleckige Schuppen getheilten Hülle bedeckt, die ihn wie ein Panzer umgiebt, und um die Mitte des Körpers laufen acht, neun bis zehn aus Dreiecken beſtehende Gürtel, welche eine Zickzacklinie bilden und dazu dienen, dem ſteifen Thiere Beweglichkeit zu geben. Der übrige Panzer, am Rücken, Kopf, dem Schwanz und an den Beinen beſteht in regelmäßigen, runden oder ſechseckigen Schildern, welche wie Moſaik ausſehen. Aus den Schildern am Bauch und an den Gliedern ſproſſen gewöhnlich Haare hervor. An den Hinterfüßen ſtehen fünf Zehen, an den vordern vier zum Graben geſchickte Klauen. Die Farbe des Panzers iſt ſchwarz oder dunkelbraun.

Dieſes Thier lebt in Braſilien, Guyana, Paraguay und iſt ſehr häufig ſowohl in Wäldern, als beſonders in ſandigem Boden anzutreffen. Es wohnt in Höhlen, die leicht aufzufinden ſind, weil es mit dem Schwanze eine kleine Spur oder Rinne zieht. Seine Nahrung beſteht in Würmern, Maden, Weichthieren, mancherlei Inſekten, Früchten, Blättern und Wurzeln. Auch ſoll es Ameiſen und Termiten, Vögel und ihre Eier, Schlangen, Eidechſen, Kröten und ſelbſt Aas freſſen.

Die Gürtelthiere laufen nicht beſonders ſchnell; ein Hund, und ſelbſt ein Menſch kann ſie leicht einholen; ſie fangen aber augenblicklich an, zu graben, ſobald ſie Gefahr merken, und graben ſich ſchnell ein, ſo daß ſie oft ſchon mit dem halben Körper in der Erde ſind, ehe man ſie aus geringer Entfernung erreichen kann. Ihre Muskelſtärke iſt ſehr groß, und wenn ſie einmal ein wenig in die Erde eingedrungen ſind, ſo hält es ſchwer, ſie wieder herauszuziehen.

Sie ſollen neun Junge werfen, wovon aber meiſt einige ſterben. Ihre Vermehrung iſt ſehr ſtark. Sie geben den Bewohnern ihres Vaterlandes das gemeinſte und ſchmackhafteſte Wildpret und werden allgemein gegeſſen. Das Fleiſch iſt weiß, fett und allgemein beliebt. Man bratet oder röſtet es, nachdem es zerſtückt worden iſt, und zwar muß dabei der Panzer des Thieres ſelbſt die Bratpfanne abgeben. Die jungen Thierchen, welche das Weibchen in den Höhlen verborgen hält, ſind allerliebſt und ihre Farbe mehr weißlich, als die der alten. Man gräbt ſie aus, oder fängt ſie in Schlagfallen. Man kann ſie leicht lebend erhalten und ſelbſt nach Europa bringen; ſie müſſen jedoch feſte Behältniſſe haben, weil ſie ſich ſonſt durchgraben. Eine Stimme hört man nicht von ihnen.

Digitized by Google

Chriſtoph Martin Wieland.

(Beſchluß von Seite 92.)

Seinem Willen gemäß wurde ſein Leichnam nach Osmanſtädt gebracht, wo ein den Grabhügel ſeiner Gattin und ſeiner Ophelia (ſo nannte er die Freundin Sophie Brentano) umfaſſendes Plätzchen ſich Wieland als Eigenthum und ſeine künft'ge Ruheſtätte ausbedungen hatte. Er ſchlummert neben ſeiner Gattin. Den gemeinſamen Hügel deckt jetzt ein ſchönes Monument, mit folgender, vom Dichter lange zuvor gefertigten Inſchrift:

„Liebe und Freundſchaft umſchlang die verwandten Seelen im Leben,
„Und ihr Sterbliches deckt dieſer gemeinſame Stein."

Die Verdienſte Wielands um die geiſtige und ſittliche Bildung unſeres deutſchen Volkes ſind jetzt, wo die Stimmen des Neides und der Leidenſchaft über ſeinen Grabeshügel längſt verhallt ſind, unbeſtritten anerkannt und gerecht gewürdigt worden. Am meiſten hat zu deren Würdigung Profeſſor J. G. Gruber in Halle beigetragen. Dieſer hat nämlich Wielands ſämmtliche Werke geordnet herausgegeben, und im 50ten und 51ten Bande eine höchſt gelungene Biographie des geiſtreichen Dichters hinzugefügt. Wir heben, um von dem Geiſte dieſer Biographie unſern Leſern eine Probe zu geben, eine Stelle hervor, welche vielleicht das treffendſte Urtheil enthält, das je über unſern Wieland gefällt worden iſt. „Je weniger — ſagt Gruber in ſeiner Schilderung — der feine Ton des Weltmannes ein Erbgut war, womit die deutſche Muſe ihre Jünger verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, deſto wichtiger wurde die Einwirkung Wielands in ſeiner Zeit, die gerade eines Mannes, wie er, bedurfte, mit dieſem feinem Gleichgewichte verſchiedene Geiſteskräfte, mit dieſer Miſchung poetiſcher und philoſophiſcher Anlagen, mit dieſer zarten Empfindung und großen Beleſenheit. Mag man immerhin beweiſen, daß er als Dichter an gewaltiger Darſtellungskraft Manchen über ſich habe, daß er als Philoſoph mehr heller als tiefer Geiſt war, in der Ueberſetzungskunſt nicht das Ideal erreichte, und ſonſt noch Manches an ihm auszuſetzen finden; alles dieſes kann man zugeſtehen, ohne Furcht, daß ſeinem wahren Ruhme geſchadet würde; denn in dem, wodurch er in ſeine Zeit eingriff, iſt er einzig. Hatten nämlich durch ſeine Poeſien, worin er überall fruchtbaren Saamen von Weisheit ausſtreute, die Geiſter eine feinere Form gewonnen, ſo dienten nun auch ſeine äſthetiſchen Eigenſchaften Allem, was er zur Belehrung, zur Prüfung vortragen mochte. Die Leichtigkeit, Faßlichkeit, Popularität ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen verbreiteten die Liebe zu jener practiſchen Philoſophie des Lebens, von welcher am Ende doch alle wahre Aufklärung ausgeht, und ſein Scharfſinn und Witz, verbunden mit ausgebreitetem hiſtoriſchem Wiſſen, wodurch überall Anſpielungen und Gleichniſſe voll Sinn und Wahrheit herbeigeführt wurden, hefteten die Geiſter immer mehr an jene Unterſuchungen. So war es immer vornehmlich er, welcher das Forſchen über Gegenſtände der Religion, der Staatsverfaſſung, der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, wenn nicht weckte, doch reizte, welcher eine Menge, für das Wohl der Menſchheit wichtigere Ideen in größern Umlauf brachte, und die Philoſophie gleichſam in die gebildeten Zirkel einführte. Für den Zeitgeiſt wirkte er raſtlos und ununterbrochen, und ſieht man auf ihn als Dichterphiloſophen, wie er auf Abſchaffung theologiſcher Irrthümer und religiöſer Mißbräuche, Gebrechen der Staaten und ihrer Lenker, Mängel unſeres ſittlichen und bürgerlichen Lebens, bald mit Laune, bald mit Ernſt, bald mit lachendem Spotte und edlem Zorne, fortwährend hingewirkt hat, ſo möchte man ihn den Voltaire Deutſchlands nennen, wenn nicht in ſeiner Seele ein hohes ſittliches Ideal gelebt und ſich überall ausgeſprochen hätte."

Die Teufelsbrücke.

(Beſchluß von Seite 95.)

Nein, nein, behaltet ſie, ſagte Satan, indem er mit zufriedener Miene ſeine Beine über einander kreuzte, ich will Euch ein Geſchenk damit machen. — Ich verſtehe, erwiederte der Amtmann, indem er die Goldbarre in ſeine Kaſſe legte, daß, da Euch das Goldmachen nicht mehr Mühe koſtet, Ihr lieber mit einer andern Münze bezahlt ſein wollt; ſagt mir daher ſelbſt Euere Bedingungen. — Satan ſann einen Augenblick nach. Ich verlange, daß die Seele

Digitized by Google

des erſten Individuums, das dieſe Brücke paſſirt, mir gehört. — So ſey es, verſetzte der Amtmann. — Laßt uns einen ſchriftlichen Kontrakt darüber aufſetzen, ſagte Satan, und fünf Minuten darauf war der Kontrakt in beſter Form mit den beiderſeitigen Unterſchriften und doppelter Abſchrift abgefaßt. Der Teufel verpflichtete ſich förmlich durch die Schrift, in der Nacht eine ſolide Brücke zu bauen, die eine Dauer von 500 Jahren haben ſollte und der Amtmann verhieß ihm ſeinerſeits, als Bezahlung für dieſe Brücke, die Seele des erſten Individuums, welches der Zufall oder die Nothwendigkeit über dieſe diaboliſche Brücke führen würde. Mit Anbruch des folgenden Tages ſtand die Brücke vollendet da. Bald fand ſich der Amtmann dort ein, um ſich zu überzeugen, ob auch der Teufel ſeine Zuſage gehalten. Er ſah die Brücke, die er ſehr dauerhaft fand, und an dem entgegengeſetzten Ende bemerkte er Satan auf einem Grenzſtein ſitzen, der auf den Preis ſeiner nächtlichen Arbeit lauerte. — Ihr ſeht, daß ich ein Mann von Wort bin, rief ihm der Satan herüber. — Und ich nicht minder, erwiederte der Amtmann. Wie mein werther Curtius, fuhr der erſtaunte Teufel fort, Ihr wollt Euch doch nicht für das Heil Euerer Untergebenen zum Opfer darbringen? — Das eben nicht, gegenredete der Amtmann, indem er am Eingange der Brücke einen Sack niederlegte, den er auf ſeinen Schultern getragen brachte und ſich anſchickte, die Oeffnung von den umwundenen Seilen zu löſen. Was ſoll aber das? ſagte Satan, indem er zu errathen ſuchte, was hier geſchehen ſollte. Prrrrrrpou, machte der Amtmann, und ein Hund ſprang ganz erſchrocken aus dem Sacke und ſetzte heulend über die Brücke. Hier habt Ihr Eure Seele, rief der Amtmann, lauft ihr doch nach, Ihro Gnaden. — Satan war wüthend, er hatte auf eine Menſchenſeele gerechnet und mußte ſich nun mit einer Hundeſeele begnügen. Indeſſen gab er ſich das Anſehen, als ob er dieſe Liſt ſehr ſpaßhaft fände und lachte, ſo lange der Amtmann zugegen war. Aber kaum hatte er den Rücken gewandt, als ſich Satan mit Händen und Füßen anſtrengte, um ſeine Brücke wieder niederzureiſſen, allein er war ſo gewiſſenhaft bei dem Baue zu Werke gegangen, daß er nicht den kleinſten Stein losreiſſen konnte, und ſich vergebens die Klauen krumm bog. Demohngeachtet gab er noch nicht ſeinen Racheentſchluß auf. Satan riß mit Leichtigkeit, wie ein Kind eine Rübe herauszieht, ein artiges Felsſtück, groß und dick wie ein Kirchthurm, aus der Erde, ladete es auf ſeine Schultern und ſchlug den nach dem Gipfel des Gebirges, das das ganze Thal beherrſchte, führenden Fußpfad ein. Dieſen Fels wollte er auf die ihm vom Amtmann durch betrügeriſche Liſt abgeſchwindelte Brücke herabſtürzen und freute ſich ſchon im Voraus über des Amtmanns Troſtloſigkeit, wenn er ſeine Brücke wieder zertrümmert finden würde. Da glaubte plötzlich Satan ein großes Volksſpiel zu entdecken. Er legte ſeinen Fels auf den Boden, kletterte darauf und unterſchied deutlich den Clerus von Goſchenen, mit dem Kreutze und wehender Fahne vornweg in Prozeſſion heranziehen, der über die Teufelsbrücke den Segen ausſprach. Satan ſah nun wohl, daß er hier nichts mehr thun könne. Er ſtieg traurig wieder herab, faßte eine Kuh, die ihm aufſtieß, beim Schwanz und ſtürzte ſie in den Abgrund. Der Amtmann hörte nichts wieder von dem infernaliſchen Architekten. Nur als er das erſte Mal in ſeine Geldkaſſe griff, verbrannte er ſich gewaltig die Finger, denn die Goldſtange war wieder zur Kohle geworden. Die Brücke ſtand 500 Jahre, wie es der Teufel verſprochen hatte. Eine neue Brücke hat ihr ſeitdem den Namen geraubt, aber die alte ſteht ihr immer noch zur Seite.

Großmuth eines Negers.

Am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts ſtarb auf der Inſel Jamaika, wo die unglücklichen Neger zu harten Arbeiten gebraucht werden, ein engliſcher Offizier, und da er eben nicht der beſte Wirth war, ſondern hauptſächlich dem hohen Spiele ergeben geweſen war, ſo hinterließ er ſeine Frau mit vier Kindern in den dürftigſten Umſtänden. Die Wittwe hatte reiche Aeltern; allein dieſe lebten in London, und bis ſie Unterſtützung von daher erhalten konnte, erforderte es geraume Zeit. Sie ſuchte zwar in Kingſton, der Hauptſtadt auf Jamaika, bei den Freunden ihres verſtorbenen Mannes Beiſtand; allein, entweder konnte ſie es nicht über ſich gewin-

Digitized by Google

nen, ihre traurige Lage ſo zu erkennen zu geben, wie ſie wirklich war, oder man war vielleicht nicht vermögend, ſie ſo zu unterſtützen, wie es der Umfang ihrer Bedürfniſſe erfordere; genug, ſie behalf ſich ſo gut es gehen wollte, und ſah mit Sehnſucht der Hülfe aus England entgegen, um mit ihren Kindern nach London zurückzukehren. Eines Morgens wollte ſie ſich durch einen Spaziergang im freien Felde vor Kingston erheitern, und traf am Wege einen alten Mann, einen Neger, der ſeine vielen Beulen und Geſchwüre verband und ſie um ein Almoſen anſprach. Sie gieng anfänglich vorüber, und ſchien nicht darauf zu achten; allein der Anblick des Elendes hatte tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Gerne, ſehr gerne hätte ſie dem Unglücklichen ein Almoſen gegeben, allein ſie hatte nichts als ihr Morgenbrod, welches ſie zu ſich geſteckt hatte, um es im Freien zu verzehren. Doch auch das konnte dem Unglücklichen willkommen ſeyn. — Sie brach einige Biſſen von ihrem Morgenbrode für ſich ab, kehrte um, und gab ihm den größten Theil mit den Worten: „Hier, Alter! das iſt Alles, was ich habe. Ich bin ſelbſt eine arme Wittwe, und habe vier Kinder.“ — Sie eilte fort und hörte, daß ihr der Neger herzlich dankte und alles mögliche Glück wünſchte.

Mehrere Tage darauf ging die Wittwe wieder in dieſer Gegend umher, und fand auch den Neger an demſelben Orte und wollte ihm ausweichen. Der Neger bemerkte dies und rief ihr nach. Weil ſie aber nicht ſogleich hörte, ſo richtete er ſich auf und wollte ihr nacheilen: allein ſeine Beulen und Geſchwüre verſtatteten dies nicht. Er rief alſo noch ſtärker und bat ſie dringend um die Güte, nur auf einige Worte zu ihm zu kommen. Sie ließ ſich endlich bewegen und kehrte um. Und was hatte der alte elende Neger ihr zu ſagen? „Gnädige Frau“ — redete er ſie an — „die Gabe, welche Sie mir vor acht Tagen mittheilten, die Art, wie Sie das thaten und die Worte, die Sie hinzufügten, machten mich nachdenken, als Sie fort waren. Die Lage eines Frauenzimmers, das Mangel leidet, ſchien mir äuſſerſt unglücklich, und mein Herz brach mir, da ich mir vier unerzogene Kinder dazu dachte. Ich habe ſeitdem unbeſchreibliche Angſt ausgeſtanden; ich bin jeden Tag mit dem früheſten hier geweſen, und ich danke Gott, daß ich Sie wieder ſehe. Nehmen Sie hier, gnädige Frau (indem er ihr einen Beutel hinreichte) — nehmen Sie — es ſind 28 Doppel-Guineen (gegen 600 Gulden) — ich bedarf ihrer nicht! — Nehmen Sie, gute Dame!“ — Die Wittwe ſtarrte vor Verwunderung über ein Anerbieten der Art von einem armen elenden Neger, deſſen Beule und Geſchwüre einen grauſenden Anblick machten. „Wie kommſt Du zu dieſem Golde?“ — fragte ſie, um nur etwas zu ſagen, indem ſie die Hand zurückzog, in welche ihr der edle Alte den Beutel drücken wollte. „Theils erſparte ich's in geſunden Tagen“ — antwortete er lächelnd — „theils erbettelte ich es. Mein Anblick erregt Mitleiden und ſo erhalte ich immer ſo viel, daß mir jeden Tag Etwas übrig bleibt. Machen Sie mir alſo die Freude, gute Dame, und nehmen Sie es!“ — Die Wittwe dankte dem guten Neger, verſicherte ihn, daß ſich ihre Umſtände ſeitdem in Etwas gebeſſert hätten, daß ſie ihre Hülfe aus England ruhig abwarten könnte, und warnte ihn, mit ſeinem Schatze nicht ſo offen und freigebig zu ſeyn, weil ſein kranker Körper ſich leicht verſchlimmern könne, daß es ihm nicht mehr möglich wäre, mehr nach Almoſen zu gehen. „Das große Weſen“ — erwiederte der Neger ruhig lächelnd — „das Alles erhält, wird auch dann mich nicht verlaſſen.“ — „Aber bei ſolchen Geſinnungen“ — ſagte hierauf die Wittwe — „wie kann es Dein Herr zugeben, daß Du Dir Dein Bedürfniß erbetteln mußt?“ — „Ich bin ja nun ſo alt“ — erwiederte der Neger — „daß er mich nicht brauchen kann. Freilich hätte er mir wohl ein Gnadenbrod geben können; ich kam als Knabe zu ſeinem Vater, habe 54 Jahre in ſeiner Zuckerplantage gearbeitet; da iſt mein Körper durch Anſtrengung und Arbeit ſiech und elend geworden; allein er hat es nicht gewollt. Er ſchickte mich fort, da er mich nicht mehr brauchen konnte; — und doch habe ich ja auch nicht Noth gelitten.“ — Nun drang der Neger auf's Neue in die Wittwe, ihm die Freude zu machen, und ſeinen Schatz zu nehmen, und ließ ſich nur dadurch beruhigen, daß ſie ihm verſprach, von ſeinem Anebieten ſicher Gebrauch zu machen, wenn ſie in Verlegenheit kommen ſollte.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

St. Marcusplatz in Venedig.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Markusplatz in Venedig.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXIII.

Der Markusplatz iſt ohnſtreitig einer der ſchönſten Plätze der Welt und gleichſam das Herz von Venedig. Niemand, der in der Geſchichte der Menſchheit nur einigermaßen bewandert iſt, kann ihn ohne tiefen gewaltigen Eindruck betrachten. Man ſteht hier im Mittelpunkte der einſt ſo mächtigen Republik, in deren Schooß Schifffahrt, Literatur und Kunſt die üppigſte Pflege erhielt. Von hier aus erblickt man den Pallaſt des Doge mit ſeinen Bleikammern und Kerkern, die Seufzerbrücke und jene berühmte Bibliothek, in welcher die koſtbarſten Schätze des Alterthums aufgehäuft ſind. Man ſteht hier auf der großen Börſe, auf welcher ſich Jahrhunderte lang die Kaufleute aller Welt verſammelten, und von der aus der Handel Leben und Bewegung erhielt. Hier drängten ſich einſt die wichtigſten Ereigniſſe des dreizehnhundertjährigen Freiſtaats zuſammen; hier wurden die neuerwählten Dogen dem Volke vorgeſtellt, hier wurden die Geſandten fremder Mächte, welche um Venedigs Freundſchaft nachſuchten, feierlich empfangen; hier ſieht man den fürchterlichen Löwen noch, aus deſſen Rachen an jedem Morgen die Zettel geſammelt wurden, auf welchen die geheimen Angeklagten vor das Schreckenstribunal der „Zehne" gebracht wurden. Hier war es endlich, wo die ſtolze Republik ihre Schaugepränge entfaltete, wo die Bluturtheile der Tribunale vollſtreckt wurden, und wo im Faſching das toll gewordene Volk ſich im bunteſten Gewimmel auf und nieder wogte, und die Gaukler, Marktſchreier und Beutelſchneider ihre freie Kunſt trieben.

Noch immer iſt der Markusplatz der Ort Venedigs, der am meiſten beſucht wird, auf dem ſich Jeder ergeht, der, des Schaukelns der Gondeln müde, ſich nach feſtem Tritt auf feſten Boden ſehnt. Er iſt für den Venetianer Spaziergang, Tummelplatz und Markt. Daher vereinigt ſich in ihm das eigentliche Leben der ganzen Stadt. Er iſt von einem unaufhörlichen Gewimmel von Menſchen beinahe aller Nationen, Sprachen und Trachten beſeelt. Hier ſieht man Staatsbeamte und Obſthöcker, Advokaten und Fiſchweiber und Müſſiggänger aller Art ſpazieren gehen, oder auf Stühlen vor und in den Kaffeehäuſern ausgedehnt, und Seiltänzer, Marionettenſpieler und Improviſatoren treiben hier ihr Weſen. Hier ſind die Kaufgewölbe für Waaren, Kunſtſachen, Lebensmittel u. ſ. w., Wechſel und andere Comptoire; hier wogt Tag und Nacht die bunte Menge, und herrlich flimmern am Abend alle dieſe Herrlichkeiten von tauſendfachem Kerzenſchein erleuchtet.

Man muß geſtehen, daß der Markusplatz einen herrlichen Anblick darſtellt. Alle Gegenſtände rings um denſelben ſind groß, ſchön und edel, den zierloſen gothiſchen Thurm ausgenommen, der in unſerm Bilde ſo hoch hervorragt. Denn dieſer bildet mit den andern Gebäuden einen ſo wunderlichen Contraſt, daß er ſich wie ein Harlekin in einem Trauerſpiele ausnimmt. Der Platz hat in ſeiner größten Länge 680 und in ſeiner größten Breite 550 Fuß, und ruht auf vielen Tauſenden von Ulmenpfählen. Drei Seiten werden jetzt von einem einzigen, auf Arkaden ruhenden Gebäude eingeſchloſſen;

Digitized by Google

die beiden längeren Seiten hießen ſonſt die alte und neue Prokuratie. Die vierte Seite bildet die Markuskirche, an welche der Markuspallaſt, die Wohnung der ehemaligen Herzöge, ſtößt. Am äuſſerſten Ende des Platzes am Meere ſtehen zwei ungeheure Granitſäulen, welche der Doge Zinni aus Griechenland mitbrachte, um ſie als Siegeszeichen aufzuſtellen. Zwiſchen denſelben wurde der achtzigjährige Doge Falieri, der ſich in eine Verſchwörung gegen die Republik eingelaſſen hatte, enthauptet. Auf der einen dieſer Säule ſiehet man den metallenen geflügelten Markuslöwen, mit dem Geſichte nach dem Meere hingewandt; auf der andern die marmorne Statue des heil. Theodor, des älteren Schutzpatrons der Venetianer. Auſſerdem erblickt man noch auf dem Markusplatze drei auf hohen Fußgeſtellen aus Erz getragene Standarten, die Trophäen der drei von den Venetianern eroberten Königreiche: Candia, Cypern und Morea.

Das ſchönſte Gebäude auf dem Markusplatze iſt unſtreitig die Markuskirche. Sie iſt nächſt der Peterskirche in Rom der berühmteſte chriſtliche Tempel der Erde. In ihr ſind, nach dem Glauben des Volkes, die Gebeine des Evangeliſten Markus aufbewahrt, die Gegenſtände der eifrigſten Verehrung und das Ziel unzähliger Wallfahrer aus allen Theilen der Welt. Auch verwahrt man darin ein Pergament, worauf Markus eigenhändig ſein Evangelium geſchrieben haben ſoll. Die Markuskirche iſt eine ungeheure Steinmaſſe, erbaut in den Jahren 976 —1071, und ein Muſter der ſonderbarſten Miſchung der morgenländiſchen und griechiſchen Baukunſt. Die herrlichſten Bildwerke des Alterthums ſind mit einer gleich großen Menge von Schnitz- und Bildwerken in orientaliſchem und ſaraceniſchem Geſchmack aus den koſtbarſten Stoffen zur Verzierung und Ausſchmückung dieſes Tempels verwendet worden. Ueber dem Haupteingange der Kirche bewundert das ſtaunende Auge die vier berühmten, aus korinthiſchem Erze gegoſſenen Pferde, eines der größten Meiſterſtücke des Alterthums, welche Lyſippus, ein Zeitgenoſſe Alexanders, verfertigt haben ſoll. Einſt hatten dieſe koloſſalen Pferde Nero's, dann Trajan's Triumphbögen in Rom geziert. Konſtantin der Große hatte ſie nach Byzanz geſchafft, von wo ſie der Doge Dandalo, als er im dreizehnten Jahrhundert Konſtantinopel eroberte, nach Venedig bringen ließ. Napoleon verſetzte ſie nach Paris, wo ſie den von ihm errichteten Triumphbogen auf dem Carouſſelplatze zierten. Jetzt ſind ſie wieder auf ihrer früheren Stelle.

Beim Eintritt in das Innere der Kirche begegnet das Auge des Staunenden nichts als Gold und Edelſteinen, und der Fuß zaudert, den Agath, Lapis, Lapuli, Jaspis, Porphyr, Chalcedon u. ſ. w. zu berühren, aus denen der Boden zu ſeltſamen Formen und Figuren, durch die Kunſt der Moſaik vereinigt, zuſammengeſetzt iſt. Die Wände ſind überall mit Goldplatten belegt, von denen ſich, in Silber und farbigem Golde, Schnitzwerk in allerlei Geſtalten, Vögel, Menſchen, ganze Landſchaften, Blumen aller Art, größtentheils von bewunderungswürdiger Zartheit und Kunſt, im bunten Wechſel erheben. Die ganze Decke iſt Moſaik aus Edelſteinen und dem köſtlichſten Marmor. Mitten aus dieſem Raume, in bedeutender Höhe, wölben ſich fünf Kuppeln, die mittlere größer als alle übrigen, getragen von 36 Säulen aus orientaliſchem Marmor. Unter dieſen Kuppeln ſtehen fünf Altäre, ſtrahlend von Edelſteinen und Gold, in welchen die Gebeine von Heiligen verſchloſſen ſind. Der in der Mitte, der größte und koſtbarſte, bewahrt die Ueberreſte des Evangeliſten in einem Kaſten von Gold, ausgelegt mit Rubinen, Saphiren, Smaragden und andern Edelſteinen der koſtbarſten Art. Ueber dem Altar erhebt ſich auf Säulen von pariſchem Marmor ein Thronhimmel von Ophir, auf welchem die Geſchichte Jeſu, nach dem Evangelium St. Marci, in byzantiniſchem Geſchmacke und halb erhabener Arbeit, höchſt kunſtvoll dargeſtellt iſt. Hinter dieſem Altar ſtehen 4 Säulen aus ächtem orientaliſchen Alabaſter, weiß wie Schnee und faſt wie Glas ſo durchſichtig. Ausgegraben vor faſt einem Jahrtauſend in den Ruinen Jeruſalems, ſchmückten ſie einſt, ſo erzählt der fromme Glaube, das Heiligſte des Salomoniſchen Tempels. —

Der Markusthurm iſt einer der höchſten Thürme Italiens, 335 Fuß hoch. Zu dem Glockengehäuſe kann man ohne Treppen auf einem ſehr bequemen Wege gelangen; von hier aus hat man die herrlichſte Ausſicht auf das Meer, ganz Venedig und die Lagunen. Auf der Spitze des Thurmes iſt ein mit

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Juwelier.

Digitized by Google

Kupfer bedeckter, 16 Fuß hoher Engel. Den Thurm der berühmten Marcus-Uhr führte Petro Lombardo im Jahr 1499 zu einer Höhe von 84 Fuß auf. Ueber dem Bogen, welcher den Durchgang bildet, iſt das Zifferblatt der Uhr, und über demſelben eine vergoldete Madonna von Erz; noch höher ein marmorner Löwe, vor welchem ein Doge kniet. Auf der Zinne ſtehen endlich noch zwei metallene Rieſen, welche auf einer frei hängenden Glocke mit Hämmern die Stunde bis 24 ſchlagen. — Wir brechen ab. Wollten wir die Herrlichkeiten, welche dieſes Haus für die Verehrung des Höchſten in ſich ſchließt, alle beſchreiben, ſo bedürfte es dazu eines ganzen Buches.

Der Juwelier.

(Mit einer Compoſition von G. R. Tab. XII.)

In den mit Gold- und Silberarbeiten und koſtbaren Juwelen reich ausgeſchmückten Laden des Hofjuweliers Hartung, trat ein Bauernknabe hinein, und fragte den hageren Buchhalter, der eben mit bedenklicher Miene beſchäftigt war, mehrer Sachen von Werth auszupacken:

„Hör' er mal, Muſje, iſt er hier der goldne Doſenſchmidt?"

„Was willſt du ſchmuziger Burſche, und wen ſuchſt du hier?" fuhr ihn der Buchhalter an: „packe Dich hinaus, hier wird nicht gebettelt!"

„Nun, nun, nur nicht gleich ſo grob!" ſagte der Knabe: „ich bettle nicht, und mag auch von ihm nichts haben, aber den Meiſter will ich ſprechen!"

Dort kommen der Herr Hofjuwelier ſelbſt! ſagte der Buchhalter, und zeigte auf Hartung, der eben zu einer Seitenthüre hereintrat. Als der Knabe ihn erblickte, gieng er auf ihn zu und ſagte lachend: „Hört ein mal Herr Goldſchmiedemeiſter, Ihr ſeyd ein Haſenfuß. Wer wird ſich denn vor das Bischen Hundegeknurre gleich ſo fürchten!"

„Ha, Bube!" rief Hartung: „Dir gehören wohl die beiden wüthenden Hunde, die vor dem kleinen Milchwagen dort angeſpannt ſind?"

„Ja wohl gehören ſie mir!" entgegnete der Knabe: „es ſind aber ein Paar ſehr gute Hunde, Wolf und Fuchs, und thun auch keinem Menſchen etwas; wenn aber einer ſo auf ſie losgeduſelt kommt, als wollte er meinen Milchwagen in Grund und Boden rennen, dann zeigen ſie ihm freilich die Zähne, weil ſie nicht ſprechen können, und da denkt der Haſenfuß gleich, es wird ihn ein toller Hund beiſſen, will über die Goſſe ſpringen, fällt dabei faſt auf die Naſe, und verliert ſeine Sachen aus Angſt. Ich aber habe das Ding aufgehoben und bring' es Euch hier wieder;" und hiermit reichte er ihm eine koſtbare goldene Doſe hin, die Hartung verloren hatte.

Der Juwelier war zu einem ihm nahe wohnenden reichen Mann gerufen worden, der ihm verſchiedene Koſtbarkeiten abkaufen wollte, hatte mehrere dergleichen zu ſich geſteckt gehabt, und war auf dem Rückwege wirklich vor den an den Milchwagen geſpannten Hunden erſchrocken, hatte ihnen durch einen Sprung ausweichen wollen, und dabei die goldene Doſe verloren. Hartung ſah den Knaben feſt an, und ſagte: „Junge, Du weißt wohl nicht, was die Doſe werth iſt, die Du mir hier wieder bringſt?" „Ich brauch es auch nicht zu wiſſen," antwortete der Knabe, „denn ſie gehört mir nicht. Blank iſt ſie genug, aber die Herz-Großmutter ſagt: „laß Dich den Teufel nicht blenden!" Erſtaunt und erfreut über die Redlichkeit des Knaben dankte ihm der Juwelier auf das freundlichſte und wollte ihm drei blanke Thaler zur Belohnung geben, aber der Knabe ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „da würde mir meine Herz-Großmutter das Leder ſchöne auspelzen, wenn ich das annehmen wollte, denn ſie müßte ja glauben, ich hätte das Geld erbettelt, oder gar geſtohlen. Nein, Herr Gold-Schmiedemeiſter, ſeine Tabaksdoſe hat er, nun behalt er auch ſein Geld. Will er mir und meinen Hunden aber einen Gefallen thun, ſo kauf er mir geſchwind meine ganze Milch ab, damit wir wieder früher zur Herz-Großmutter nach Hauſe kommen!"

Der Juwelier erfüllte des Knaben Wunſch, kaufte die ganze Milch, die kaum einen Thaler an Werth betrug, und ließ einen großen Theil davon in eine Schüſſel gießen und ſie den Hunden zur Erquickung vorſetzen, während der Knabe ſelbſt nur ein Butterſemmel von ihm annahm.

„Hört!" ſagte der Knabe, als er nach Hauſe fahren wollte: „Ihr ſeyd ein hübſcher Mann, und

Digitized by Google

wenn Ihr ein ſolches Vergnügen habt, die Hunde zu füttern, ſo will ich alle Tage mit der Milch, die ich nicht gleich los werden kann, zu Euch kommen, und dann ſollen meine Hunde ſich bei Euch recht ſatt ſchlucken!“

Des andern Tages erſchien der Knabe in den Nachmittagsſtunden auch richtig wieder, ſuchte den Juwelier auf und ſagte ganz traurig: „aus unſerm Spaß mit der Hundefütterung wird nichts! ich habe Herz-Großmuttern die ganze Geſchichte erzählt und der war es zwar recht, daß ich euer Geſchenk nicht angenommen hatte, aber darüber hat ſie mich ſehr ausgeſcholten, daß wir die Milch den Hunden gegeben haben, denn die Milch, ſagt ſie, iſt zu ſchade für die Hunde, du hätteſt ſie lieber wohlfeiler an arme Leute verkaufen ſollen, als daß ſie dir der reiche Menſch für die Hunde abgekauft hat, und wenn du auch ſo dumm biſt, deinen Thieren alles in den Hals zu ſtecken, ſo hätte doch der alte Meiſter klüger ſeyn ſollen, als du!“

„Die Großmutter hat recht!“ ſagte der Juwelier, „Du ſollſt mich zu ihr führen!“ und hiermit nahm er Hut und Stock und folgte raſchen Schrittes dem Knaben, der fröhlich auf ſeinem Hundewägelchen vor ihm daher fuhr.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und ganz abwärts von der Heerſtraße, lagen mehrere Weinberge mit den Wohnungen der Winzer verſehen; dort ſtand auch am Fuße eines Weinberges das Häuschen, welches die Großmutter bewohnte. Je mehr ſich ihm der Knabe mit ſeinem Fuhrwerk näherte, um deſto ſchneller liefen die Hunde, und wie ein ungeduldiges Roß wiehert, ſo blafte dieſes Geſpann vor Freude und Ungeduld, als es ſeine Heimath erblickte.

„Großmutter! Hirze-Großmutter!“ ſchrie der Knabe ſchon von fern, „ſeht doch, der reiche Menſch kommt hinter mir her! und die Hunde haben heut noch nichts gefreſſen!“

„Das wollte ich Dir auch gerathen haben, Du Milchverſchwender!“ ſagte die Alte, die in der Thüre ſtand, und die Hand über die Augen hielt, um auf den Weg hinauszuſchauen, auf dem der Juwelier raſchen Schrittes gegangen kam; dann ſetzte ſie bedächtig hinzu: „das iſt alſo der reiche Mann? Gott gebe, daß es nicht der Böſe iſt, der uns verblenden will?“ —

Während Moritz, ſo hieß der Knabe, ſeine Hunde ausſpannte, war Hartung von der Großmutter begrüßt und in das Stübchen geführt worden. Hier fand er die größte Ordnung und Reinlichkeit, und erfuhr, daß der kleine Weinberg das Eigenthum der Alten ſey, und daß ſie mit ihrem Enkel, der ſeine beiden Eltern frühzeitig verloren hatte, von dem Ertrage deſſelben lebe. Die Großmutter beſtellte mit einer Magd und einem Tagarbeiter den Weinberg, und Moritz fuhr mit ſeinen Hunden, die Milch und Früchte in die Stadt, und gieng dabei, ſo viel es der Verkauf zulaſſen wollte, auch zugleich in die Schule.

Zufriedenheit, Frömmigkeit und die größte Einfachheit waren in dieſer Hütte einheimiſch, und es ward hier dem Juwelier ſo wohl um's Herz, als ihm zwiſchen ſeinem Gold und Silber lange nicht geweſen war. Man bewirthete ihn mit den ſchönſten Früchten, die ihm Moritz im Weinberge pflückte, und er durfte nicht von fern den Gedanken äuſſern, als wollte er irgend etwas dafür bezahlen. Als er darüber ſeine Unzufriedenheit zu erkennen gab, ſagte die Alte:

„Ich weiß es recht gut, Herr Goldſchmied, daß ihr ein reicher Mann ſeyd, und von uns nichts geſchenkt zu nehmen braucht. Ihr denkt auch wohl, eine Hand wäſcht die andere, und da habt Ihr recht, aber Geld nehm' ich nicht; wollt ihr etwas thun, ſo könnt Ihr dem Jungen hier einmal ein gutes Schulbuch ſchenken, und das eßt Ihr dann wieder in Weintrauben bei mir ab.“

Der Juwelier erfüllte beides, er ſorgte für Schulbücher, und beſuchte auch die Alte oft auf ihrem einſamen Weinberge, nahm auch wohl ſein kleines Töchterchen, Mathilde, der die Mutter frühzeitig geſtorben war, mit ſich hinaus; und während die Alte dem Vater aus ihrem langen Leben manches Merkwürdige erzählte, und ihm dabei ein Gemüth zeigte, was die ſchwerſten Prüfungen des Lebens mit ſtiller Ergebenheit beſtanden hatte, führte Moritz die kleine Mathilde zu den ſchönſten Weinſtöcken oder Obſtbäumen, ließ ſie dort ſelbſt die reifen Früchte pflücken und fuhr ſie auch wohl bisweilen, wenn er ihr ein beſonderes Vergnügen machen wollte, mit ſeinen Hunden im Weinberge ſpaziren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Merkwürdige Schwalben

Digitized by Google

No.ro 24. Achter Jahrgang **1835.** (105)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge, auch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Schwalbenartige Vögel.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXIV.

Die ſchwalbenartigen Vögel nehmen in der großen Haushaltung der Natur eine ſehr bedeutende Stelle ein. Obgleich ſie alle keine beträchtliche Höhe erreichen, ſo iſt doch ihre Anzahl unendlich groß, da ſie über die ganze Erde bis gegen die Polarkreiſe verbreitet ſind. Außerdem machen ſie ſich durch die Vertilgung ſchädlicher Inſekten dem Menſchen in ſo hohem Grade nützlich, daß der Landmann ſie ſogar gewiſſermaßen für heilig hält und es recht gerne ſieht, wenn ſich die friedlichen Thierchen unter einem Vorſprunge ſeines Daches oder in ſeinem Stalle anſiedeln. Alle Schwalben ſind eigentliche Luftvögel, die nicht gehen oder hüpfen, ſondern nur fliegen, ſtehen und klettern können. Ihr ſchneller Flug, zu dem ſie ganz beſonders gebaut ſind, ſetzt ſie in den Stand, ſehr große Länderſtrecken in ſehr kurzer Zeit zu durchfliegen. Sie können indeß die Kälte nicht ertragen und ſind daher in allen kältern Gegenden Zugvögel, und nur am Aequator Standvögel.

Man hat ehemals behauptet, und die Landleute und Jäger glauben es noch, die Schwalben überwinterten zum Theil in unſern Gegenden, indem ſie ſich reihenweiſe in Sümpfe verſteckten und in einen ſtarren Winterſchlaf verfielen. Aber es iſt nun durch unſere erſten Naturforſcher erwieſen, daß kein Vogel ſeiner Natur nach in einen Winterſchlaf verfallen kann, weil jede Entziehung der atmoſphäriſchen Luft auch nur für kurze Zeit, für alle tödtlich iſt. Solche Schwalben, welche man etwa in einem ſcheintodten Zuſtande gefunden haben will, und welche dann bei zweckmäßiger Behandlung wieder erwachten, ſind wahrſcheinlich junge Thiere geweſen, welche von einer ſpätern Brut herkamen und von der Kälte im Herbſte überraſcht wurden. Wenn nach der Ankunft der Schwalben im Frühjahr noch ziemlich kalte Tage eintreten, ſo gehen nicht ſelten mehrere zu Grunde, oder auch im Herbſte, wenn ſie auf ihrer Reiſe von der Kälte befallen werden, fallen oft mehrere ſcheintodt oder todt aus der Luft.

Die Schwalben aller kältern Gegenden machen bei ihrer Auswanderung im Spätjahr ungemein große Reiſen bis in die tropiſchen Gegenden, wo ſie immer Inſekten genug finden. In großen Schaaren überfliegen ſie den Ocean, und unſere europäiſchen Arten kommen jährlich regelmäßig aus Afrika über den Archipel zu uns, und gehen im Herbſte wieder dahin. Zur Zeit der Abreiſe ſieht man die Schwalben einige Tage vor derſelben in großen Schaaren ſich verſammeln und zwitſchern. Zu dieſer Zeit ſitzen ſie dann, was ſie ſonſt nicht thun, oft auf Bäumen, oder auf den Dächern der Häuſer und den Dräthen der Blitzableiter; dann nach einigen Tagen verſchwinden ſie plötzlich. Auf der Reiſe aber übernachten ſie weder auf Bäumen, noch auf Dächern, ſondern im Rohr der Flüſſe, Seen, Teiche oder Sümpfe. Sehr häufig ſetzen ſie ſich auch auf die Segelſtangen und das Takelwerk der Schiffe, wenn ſie ermüdet ſind. Sie reiſen nicht

Digitized by Google

in einem weg, ſondern halten ſich auf der Reiſe oft da oder dort mehrere Tage auf. Die Abreiſe erfolgt bei jeder Art alljährlich faſt um dieſelbe Zeit; die Ankunft dagegen iſt ſehr verſchieden; oft ſieht man ſie ſchon im März einzeln, meiſt aber erſt gegen die Mitte April. Bei uns kommt die Rauchſchwalbe immer zuerſt an; dann folgen, faſt zu gleicher Zeit, die Hausſchwalbe und die Uferſchwalbe in der zweiten Woche des Aprils.

Die Schwalben kommen jährlich immer wieder in die Gegend zurück, in welcher ſie im vorigen Jahre gebrütet haben, und beziehen ihr altes Neſt wieder und zwar dieſelben Paare. Welcher Compaß ſie in dieſer Hinſicht leitet, iſt noch nicht beſtimmt ausgemacht; doch ſcheint ihr ſcharfes Geſicht ſehr viel zu dieſer Sicherheit beizutragen.

Die europäiſchen Arten machen jährlich zwei bis drei Bruten, jede von vier bis fünf Eiern. Die Neſter ſind entweder auswendig gemauert, oder in die Erde angebracht, und die Unterlage der Eier beſteht aus weichen Materien. Die meiſten Arten bauen ihre Neſter gerne nahe beiſammen und leben in großen Truppen. Immer in der Luft, freſſen und ſaufen ſie fliegend, und füttern ſogar ihre Jungen im Fluge. Sie verfolgen die Schnaken, Fliegen und andere Inſekten, die ihnen die Natur zur Nahrung angewieſen hat, oft bis in die höchſten Gegenden der Luftregion. So nützlich ſie ſich dadurch machen, ſo hat doch die Verfolgungsſucht der Menſchen an manchen Orten auch dieſe kleinen Thierchen zu ihrem Opfer auserſehen; denn man fängt ſie bei ihrer Herbſtwanderung, wenn ſie im Rohr übernachten, oft tauſendweiſe in Garnen weg, um ſie zu eſſen. Dieß geſchieht in Italien, wo man überhaupt faſt alle Vögel auf das grimmigſte verfolgt, im Elſaß und andern Gegenden Frankreichs.

Nach einigen Beobachtungen ſcheint es, als ob die Schwalben ſich gegenſeitig in Gefahren zu unterſtützen ſuchten. So beobachtete man einſt in Paris eine Hausſchwalbe, welche an einem von der Dachrinne herabhängenden Faden hängen blieb. Auf ihr Geſchrei kamen faſt alle Schwalben, welche das Stadtviertel bewohnten, herbei und befreiten ſie, indem eine nach der andern nach dem Faden pickte, bis er brach. Noch ſonderbarer iſt, was Linné erzählt, daß die Schwalben bisweilen Sperlinge, die ſich ihres Neſtes mit Gewalt bemächtigten, einmauerten.

Einige Arten von Schwalben, welche die Sundinſeln, den indiſchen Archipel und Cochinchina bewohnen, bauen ſich bekanntlich eßbare Neſter. Wahrſcheinlich ſind es drei verſchiedene Arten, welche unter dem Namen der Salanganen bekannt ſind, und die beliebteſten Neſter kommen von der kleinſten Art, welche ſich nie von den Ufern des Meeres entfernt. Die Beſtandtheile dieſer eßbaren Neſter gleichen in etwas dem Tragantgummi oder der Hauſenblaſe. Sie ſind hart, brüchig, hell durchſichtig und gleichen in der Form einem kleinen Weihwaſſernäpfchen. Einige glauben, ſie beſtehen aus einer Art von Meerſchaum oder Fiſchrogen, andere halten ſie für eine gummiartige Subſtanz, und noch andere für Schleim, der vom Vogel ſelbſt kommt. Daß die Leckermäuler eine ſo große Delikateſſe daraus machen, iſt ſehr zu verwundern; denn der Geſchmack iſt fade, doch etwas ſalzig, und hat durchaus nichts angenehmes, dieſe Neſter findet man an den Felſen, welche die Meeresufer von Java Sumatra, Cochinchina, Neuguinea und die Philippinen begränzen, in großer Menge. Die Schwalben, welche ſie bereiten, ſind kaum größer, als Colibris.

Es giebt auch Schwalben, welche in der Erde niſten, namentlich unſere Uferſchwalbe. Die gräbt ſich auf eine faſt unbegreifliche Art oft zwei Fuß tiefe, horizontal einwärts laufende Gänge an ſteilen Ufern und legt hier ihre Eier. Der Boden iſt oft ſo hart, daß man, um zum Neſte zu gelangen, Meiſel und andere Inſtrumente brauchen muß. Die übrigen europäiſchen Schwalben ſind Maurer, welche ihre Neſter aus Gaſſenkoth bauen und daſſelbe ſo feſt an Mauern und Balken anzukleben wiſſen, daß es kein Sturm herabwehen kann.

Man hat berechnet, daß die Schwalben in einer Minute beinahe eine engliſche Meile durchfliegen, und es gibt nur einen Vogel auf der Erde, deſſen Flug noch ſchneller iſt. Es iſt dieß die amerikaniſche Wandertaube, welche oft 150 Meilen von ihrer Schlafſtelle ihre Nahrung ſucht, und binnen 6 Stun-

den einen Raum von 3 bis 4000 engliſche Meilen oder beinahe 100 Stunden durchfliegen.

Wir haben auf unſerer Tafel fünf beſondere Arten von Schwalben abgebildet, auf welche die vorausgeſandten allgemeinen Bemerkungen anwendbar ſind.

1) Die mit Nummer 3 bezeichnete iſt die gewöhnliche *Hausſchwalbe*. Sie iſt am Unterleibe weiß, alle andern obern Theile ſind ſchwarz mit blauem Glanze; die Schwungfedern ſind braun mit grünlichen Säumen. Ihre ganze Länge beträgt 5¼ Zoll. Dieſe Schwalbe iſt über ganz Europa verbreitet und kommt im April an. Sie lebt in Städten und Dörfern, in der Nähe waſſerreicher Gegenden, aber auch oft weit von Dörfern entfernt in felſigen Gegenden. Das Männchen hat einen zwitſchernden anhaltenden Geſang, welchen es auf den Dächern ſitzend, auch wohl im Fluge hören läßt. Sie baut ihr Neſt aus Gaſſenkoth oder Uferſchlamm auſſen an die Häuſer, an die Wetterbretter und Vorderdächer derſelben und legt es ſo an, daß es oben und an den hinteren Seiten anliegt und nur eine kleine runde Oeffnung übrig bleibt. Siehe die Abbildung. Das Neſt iſt ſo feſt, daß man es nur mit Gewalt losbrechen kann, und das Innere deſſelben hat Raum für Eltern und Junge. Die vier bis ſechs Eier ſind rein weiß und zartſchaalig. Die Brutzeit dauert 14 Tage. Die Jungen ſchreien beſtändig und werden von den Alten mit Inſekten gefüttert. Die Hausſchwalbe hat Feinde an den kleinen Raubvögeln und Baumfalken, doch entgeht ſie in der Regel denſelben durch ihren ſchnellen Flug.

2) Eine zweite hier abgebildete Art iſt die *Rauchſchwalbe* Fig. 1. Sie hat eine rothbraune Stirn und Kehle und einen ſehr gabelförmigen Schwanz; Hals, Bruſt und alle obern Theile ſind ſchwarz, ſtahlblau glänzend. Der Unterleib iſt ſchmutzig weiß. Die ganze Länge beträgt 7 Zoll 2 Linien. Dieſe Schwalbe kommt im Frühling zuerſt bei uns an, manchmal ſchon Ende März. Man trifft ſie vom äuſſerſten Norden bis zum Cap der guten Hoffnung an. Sie iſt die geſelligſte und zutraulichſte unter allen Schwalben und ſchlägt ihre Herberge gern innerhalb unſerer Häuſer in Ställen und Hausfluren auf. Sie fliegt ſehr ſchnell und ſchön; bei ſehr hellem Wetter iſt ſie faſt immer hoch in der Luft; bei trüber regneriſcher Witterung ſtreift ſie ganz nahe an der Erde oder über den Waſſern herum. Im September zieht ſie fort nach Afrika, Nubien und Aegypten. Das Neſt bildet die Hälfte einer Halbkugel, beſteht aus Koth, mit Strohhalmen gemiſcht. Die Eier ſind weiß mit hellbraunen und violetten Punkten und ihre Zahl iſt 4 bis 6.

3) Größer als die bisher genannten Schwalben iſt die *Mauerſchwalbe*, auch *Thurmſchwalbe* genannt. Fig. 2. Sie iſt ſchmutzig ſchwarz, die weißliche Kehle ausgenommen. Ihre Nägel ſind ſehr ſcharf. Nur mit Mühe reißt man ſie da los, wo ſie ſich angehäkelt hat, und geſchieht dieß mit den Händen, ſo geht es ohne Wunden nicht ab. Mit großem Geſchrey fliegen zahlreiche Schaaren dieſer Schwalben um die Thürme herum, die ſie zur Wohnung wählen. Sie ſind immer hoch in der Luft und kommen nie auf die Erde herab. Fallen ſie je einmal herab, ſo können ſie ſich nicht wieder aufſchwingen, weil ihre großen Flügel keinen Spielraum haben. Sie kommen ſpäter, und ziehen früher fort, als die andern.

4) Die kleine, unten auf dem Boden ſitzende Schwalbe iſt die Uferſchwalbe. Sie iſt hellbraun von Farbe und hat um den Hals einen weißen Ring. Die ſteilen Ufer der Flüſſe, wo die Menſchen nicht leicht hinkommen können, ſind ihr Aufenthalt. Hier graben ſie ſich tiefe Löcher, tragen in dieſelben einige Strohhalmen und legen ihre Eier darauf. Auch ſie ziehen im Winter fort.

5) Der große, in der Mitte unſerer Tafel abgebildete Vogel mit dem weit geöffneten Schnabel iſt die *Nachtſchwalbe* oder der *Ziegenmelker*, ein abendtheuerliches, ſonderbar ausſehendes Thier, dem der Aberglaube des gemeinen Mannes die wunderlichſten Eigenſchaften beilegt. Er hat große Augen, wie die Eulen, und da dieſelben gegen das Tageslicht ſehr empfindlich ſind, ſo kommt er nur in der Morgen- und Abenddämmerung und beim Mondſchein aus ſeinen Schlupfwinkeln hervor, um nach Schmetterlingen zu jagen. Das Gefieder iſt weich und ſeidenartig, wie bei den Eulen und der Flug ungemein leiſe. Der alte Name *Ziegen-*

Digitized by Google

melker kommt daher, daß man fabelte, ſie ſögen den Ziegen und Kühen die Milch aus. Man ſieht ſie nämlich öfters des Abends die Schaaf- und Ziegenheerden um der Inſektenwillen beſuchen, und der gemeine Mann, der den Inſektenfang nicht beobachtet, glaubt, es geſchehe um der Milch willen. Der Ziegenmelker lebt nur von Inſekten, und fliegt mit ſtets geöffnetem Schnabel um ſie im Fluge zu erhaſchen. Die Farben des Gefieders ſind düſter und ſehr gemiſcht; Kopf und Rücken ſind dunkel aſchgrau, die Federn ſchwärzlich punktirt und roſtfarben geſtreift, die Länge beträgt $8\frac{1}{2}$ Zoll. Er bewohnt ganz Europa die wärmern Theile Sibiriens und das nördliche Afrika. In Deutſchland hält er ſich in den Wäldern auf und fliegt des Abends auf Schlägen, Wieſen und Teichen herum; den Tag über ſchläft er im Gebüſche. Er iſt ein Zugvogel, der in der erſten Hälfte des Mai's ankommt und mit Ende Septembers einzeln wieder wegzieht. Das Weibchen legt ſeine Eier auf die Erde, gewöhnlich in eine Vertiefung; ſie ſind ſehr groß, weißlich mit aſchfarbenen Flecken marmorirt. Die Jungen laſſen ſich leicht mit Käfern und Fliegen aufziehen. Das Fleiſch iſt wohlſchmeckend und ſehr fett, daher man auf den Vogel bisweilen Jagd macht.

Der Juwelier.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 104.)

„Aber mein allerliebſtes Mathildchen, wo führt Sie denn der Papa immer hin?“ fragte Herr Schäfer, der Buchhalter: „das geht ja jetzt alle Nachmittage hinaus, und ſonſt war der Papa nicht aus dem Hauſe zu bringen?“

„Wir beſuchen den Milchjungen und ſeine Großmutter,“ entgegnete Mathilde, und erzählte dem neugierigen Buchhalter alles, was ihre Spaziergänge mit dem Vater anbetraf. Herr Schäfer, der jeden Tritt und Schritt ſeines Herrn belauſchte und eiferſüchtig war, wenn er nur entfernt glauben konnte, daß auſſer ihm noch Jemand anders die Gunſt ſeines Herrn genöße, die er nur zu gut zu ſeinem Vortheil zu benutzen verſtand, ſuchte bald genug den Weinberg auf, um ebenfalls die Bekanntſchaft der alten Großmutter dort zu machen. Die einfache alte Frau, und der unbedeutende Bauernknabe ſchienen ihm aber nichts weniger als gefährlich, und er beredete vielmehr Herrn Hartung, nur noch öfter ſeine Spaziergänge zu wiederholen, damit er ſelbſt deſto unbemerkter im Hauſe und in der Handlung ſein Weſen treiben konnte, wo ihm, ſeit Mathildens Mutter geſtorben war, faſt alles überlaſſen blieb.

Eine ungünſtige Witterung hatte den Juwelier mehrere Wochen von ſeinen Spaziergängen zurückgehalten; als eines Morgens der Knabe Moritz, mit ausgeweinten Augen in Hartungs Zimmer trat, und mit bebender Stimme ſagte: „die Herzens-Großmutter läßt Euch ſchöne grüßen, und ich ſoll Euch ſagen, daß ſie geſtern Abend geſtorben iſt!“

„Die Großmutter iſt todt?“ rief Hartung traurig, griff nach Hut und Stock, und folgte dem weinenden Knaben nach dem Weinberge. Da erzählte ihm denn die Magd, daß die Alte vor wenigen Tagen erkrankt und geſtern geſtorben ſey, und daß ſie auch ſeiner gedacht, und beſonders den verlaſſenen Knaben nunmehr ſeiner Fürſorge anbefohlen habe. Hartung beſchloß auch dieſe Sorge zu übernehmen, er ſelbſt kaufte den Weinberg, der Schulden halber feil geboten werden mußte, und nahm den Knaben in ſein Haus, um ihn hier ſorgfältiger zu erziehen und ihn in ſeiner Kunſt zu unterrichten. Moritz war gut und brav, er that Alles, um Hartung's Güte zu verdienen; er war in der Schule fleißig, und fand ſich geſchickt in ſeinen neuen Beruf; je mehr er aber die Zufriedenheit und Gunſt des Meiſters gewann, um deſto verhaßter wurde er dem Buchhalter, der wohl einſah, daß Moritz ihm bald genug in Ausführung ſeiner Betrügereien im Wege ſtehen würde, inſofern es ihm nicht gelingen ſollte, die Redlichkeit des Knaben ſelbſt wankend zu machen. Er vertraute dem Knaben deshalb zuvörderſt die Schlüſſel der Speiſekammer an, und ſetzte dort manche Leckereien hinein, von denen er ihm erſt zu koſten gegeben; denn er glaubte, daß Moritz nicht widerſtehen, ſondern heimlich davon naſchen würde; und ſagte oft zu ſich ſelbſt: fängt der Knabe nur erſt an

Digitized by Google

heimlich zu naſchen, dann wird er auch weiter zugreifen. Er betrog ſich aber; denn der Knabe hatte die Lehren der Großmutter über Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit nicht vergeſſen, und die Leckereien verdarben eher, als daß ſie Moritz angerührt hätte. Der Buchhalter verſuchte es auf eine andere Weiſe; er öffnete mit ſeinem Schlüſſel heimlich die Vorrathskammer, entwendete heimlich manches daraus und wenn es dann fehlte, und er den Knaben darüber erſt hart anließ, gab er ſich dann das Anſehen, als wenn er aus Güte für ihn, die Sache diesmal verſchweigen und ſie dem Meiſter nicht verrathen wolle, damit Moritz auf die Nachſicht bauend, die Furcht vor der Strafe verlieren und dergleichen Sachen ſelbſt dreiſter begehen möchte. Der ehrliche Moritz ſann aber vielmehr darauf, den Dieb an das Tageslicht zu ziehen, und da er beſtimmt glaubte, daß es Katzen oder Ratten ſein müßten, ſo bat er Herrn Hartung, einen ſeiner getreuen Hunde, die jetzt nicht mehr den Milchwagen zogen, wohl aber den Weinberg bewachen mußten, zu ſich nehmen zu dürfen, um der Näſcherei, von der er ſeinem Meiſter im Geheim erzählte, auf die Spur zu kommen. Moritz erhielt die Erlaubniß, ſprang auf den Weinberg hinaus, holte im Geheim ſeinen getreuen Wolf herbei, und da es ſchon Abend geworden war, als er zurückkehrte, ſo ſäumte er nicht, ſich ſofort mit ihm in der Speiſekammer einzuſchließen, und dort mit ihm in einen dunkeln Winkel den Dieb zu erwarten. Schäfer wußte nichts von der Rückkehr des Knaben, hielt ſich für ganz ſicher, und ſchlich heimlich in die Speiſekammer. Als nun Moritz das leiſe Oeffnen der Thüre vernahm, und in der Dunkelheit die Geſtalt nicht erkannte, die herein ſchlich und ſich über die Speiſen hermachte, ſo hetzte er ſeinen Wolf an, der denn auch mit einem unerwarteten Sprunge den Buchhalter bei der Bruſt faßte und ihn zu Boden warf. An dem Geſchrei erkannte Moritz bald den Dieb, rief den Hund ſchnell zurück, und da der Buchhalter jetzt bald die Lage der Sache durchſchaute, und ſich nicht allein durch mancherlei Vorſpiegelung zu rechtfertigen ſuchte, ſondern auch den Knaben mit Vorwürfen und Drohungen beſtürmte, ſo verſprach dieſer endlich den Vorfall zu verſchweigen, wogegen ihm der Buchhalter verzeihen wollte. Schäfer aber verzieh ihm nicht, er hatte Moritzens Verderben jetzt feſt beſchloſſen, und während er auf eine feine Weiſe den Saamen zur Unzufriedenheit mit Moritz in die Seele des Meiſters zu ſtreuen ſuchte, legte er ſeinen Plan feiner an, um ihn bald ganz verſtoßen zu ſehen.

Seit einiger Zeit waren dem Juwelier nämlich oft Sachen von Werth entwendet worden, er wußte beſtimmt, daß er ſie noch am Tage zuvor in den wohlverſchloſſenen Glasſchränken ſeines Gewölbes geſehen hatte, und doch fehlten ſie jetzt, ohne daß die Spur eines gewaltſamen Eindruches zu entdecken geweſen wäre. Einige Monate ſpäter geſchah wieder ein ähnlicher Diebſtahl, und ſo ging es fort und fort, ohne daß irgend jemals etwas entdeckt worden wäre. Der Meiſter war höchſt betroffen, ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr ſicher zu wiſſen; doch hielt er die Sache, auf Anrathen des Buchhalters, als ein tiefes Geheimniß, um den Dieb ſicher zu machen, und ihm ſo vielleicht eher auf die Spur zu kommen.

Hartung hatte für eine reiche Gräfin einen koſtbaren Verlobungsring gearbeitet, und ſeinem Moritz, der nun bereits die erſten Lehrjahre überſtanden hatte, verheißen, den Ring am morgenden Tage der Braut zu überbringen, wofür er gewiß ein gutes Trinkgeld zu erwarten hätte. Allein am folgenden Morgen war auch dieſer Ring verſchwunden, und Hartung, der im höchſten Zorn den Buchhalter herbeirufen ließ, erklärte jetzt frei heraus, daß der Dieb im Hauſe ſeyn müſſe, und daß er entſchloſſen ſey, eine allgemeine Hausſuchung anſtellen zu laſſen, von der ſelbſt der Buchhalter nicht frei ſeyn dürfe. Ein Polizeioffiziant, ein Bekannter des Meiſters, war bereits zugegen, und übernahm, während alle Hausbewohner gegenwärtig ſeyn mußten, die Unterſuchung. Man fing bei dem Buchhalter Schäfer an, aber es wurde nichts vorgefunden, eben ſo wenig bei den übrigen Hausgenoſſen, und ſo kam man denn endlich auch in das Kämmerchen, wo Moritz wohnte; auch hier wurde Alles durchſucht, und von Koſtbarkeiten nichts weiter gefunden, als ein kleines goldenes Kreuzchen, die Verlaſſenſchaft der Großmutter, und eine Haar-

Digitized by Google

locke, auf deren Umſchlag der Name Mathildens geſchrieben ſtand. Moritz, der jetzt ſchon ein Jüngling von 18 Jahren war, ſchlug die Augen nieder, als der Vater mit einem ernſten Blick auf ihn, die Locke zu ſich ſteckte, und eben die Kammer wieder verlaſſen wollte; aber Herr Schäfer flüſterte dem Polizeioffizianten in's Ohr: „Mir will es vorkommen, als ob die Schubfächer im Schreibpulte hier ſehr kurz wären und nicht völlig durchgingen, es könnte ſonach ja wohl noch ein verborgener Raum vorhanden ſeyn, und da der junge Menſch ſich dies Schreibepult ſelbſt beim Tiſchler beſtellet hat, ſo — — Der Polizeioffiziant nickte ihm beifällig zu, beſah das Pult genauer, ließ es von der Wand abrücken, und fand endlich nicht ohne Mühe auf der Rückſeite ein Knöpfchen, bei deſſen Druck ein verborgenes Fach aufſprang. Wer beſchreibt das Erſtaunen des Meiſters, als er in dieſem Fache alle die entwendeten Koſtbarkeiten fand, die ſorgfältig in von Moritzens Hand beſchriebene Papiere eingewickelt waren! „Ei! ſo hätten wir ja den Dieb,“ rief der Polizeioffiziant und faßte Moritz bei der Bruſt.“ „Undankbarer Du biſt reif zum Zuchthauſe, und ſollſt ihm nicht entgehen!“ — Moritz konnte nicht antworten, er ſtand wie vernichtet da, der Meiſter aber übergab den Dieb einſtweilen dem höhniſch lächelnden Buchhalter und gieng tief erſchüttert mit dem Polizeioffizianten auf ſeine Zimmer, um hier das Weitere zu berathen. Nach einer Stunde ließ er Moritz zu ſich rufen und erklärte ihm, daß er, um das Andenken an die Großmutter zu ehren, ihn zwar den Gerichten nicht übergeben wolle, ſondern ſeinen Freund hier gebeten habe, die Sache mit Schweigen zu übergehen, daß er aber auf der Stelle nicht nur ſein Haus, ſondern auch die hieſige Gegend verlaſſen müſſe, und ihm nie wieder vor die Augen kommen dürfe! — So wurde denn Moritz, trotz dem, daß er ſeine Unſchuld hoch betheuerte, hinausgeſtoßen in die weite Welt. Er durfte Niemanden, am wenigſten Mathilden Lebewohl ſagen, der Buchhalter ſchob ihn zur Hausthür hinaus, und befahl ihm ſofort die Stadt zu meiden. Moritz eilte auch zum Thor hinaus, er lief dem Weinberge zu, wo er von der Großmutter erzogen worden war, um auf dem Wege in die Fremde wenigſtens ſeine treuen Hunde als Begleiter mitzunehmen, und als ſie ihm freudig entgegenſprangen, warf er ſich zu ihnen in das Gras, weinte ſich ſatt, und verließ mit ihnen die Gegend.

Meiſter Hartung war durch die bittere Erfahrung, die er an Moritz gemacht, um ſo tiefer gebeugt, als hiermit zugleich ſeine ſchönſten Pläne geſcheitert waren. Er hatte nur die einzige Tochter, und glaubte ſich an dieſem Knaben nun einen treuen recht dankbaren Sohn zu erziehen, aber ſeine Liebe war an einen Unwürdigen verſchwendet, ſeine Wohlthaten einem Undankbaren erwieſen werden. Ein großer Theil ſeiner Bekannten machte die bitterſten Anmerkungen über das leichtſinnige Aufnehmen ſolcher Bettelkinder, und wollte es längſt voraus prophezeit haben, daß Moritz ein Taugenichts werden würde, und der Buchhalter wußte immer mehr böſe und gottloſe Streiche von ihm zu erzählen, die er bisher aus übergroßer Güte verſchwiegen haben wollte. Nur Mathildchen hielt ihn nicht für ſchuldig. Sie kannte ſeine Liebe und Treue zu ihrem Vater, ſie hatte im Nebenzimmer geſtanden, als der Vater Moritzen verſtoßen und dieſer mit lauter Stimme gerufen hatte: „Herr Hartung! Meiſter! Vater! ich bin, ſo wahr Gott lebt, unſchuldig!“ Es waren dies die letzten Worte geweſen, die ſie von ihm gehört hatte, und ſie glaubte ihnen feſt, und ergriff alles mit Freuden, was ſeine Unſchuld beweiſen konnte. Aber freilich ſtieß ſie da nur ſelten auf Jemand, der Moritzen in Schutz nahm, ja ſie mußte ihr Vertrauen auf ihn verſchweigen, um nicht andern zum Geſpött zu werden. — Als ſie einſtmals einſam nach dem Weinberge ging, um dort ſich ihrer ſtillen Trauer zu überlaſſen, redete ſie ein Tiſchlermeiſter aus der Stadt an und ſagte:

„Es iſt doch ſchade, Mamſellchen, daß der Herr Vater den armen Moritz ſo knall und fall fortgejagt hat; ich habe da gehört, daß die ganze Ungelegenheit von einem verborgenen Fache in ſeinem Schreibepult hergekommen ſeyn ſoll, und ich will doch faſt wetten, daß der arme Menſch das Fach gar nicht gekannt hat, denn der Buchhalter Schäfer hatte den Schreibeſchrank bei mir beſtellt, und ich hatte auf ſeine Anordnung das Fach ſo anbrin-

Digitized by Google

gen müſſen, daß es auſſer uns beiden Niemand wußte. Wenn in dem Fache nun etwas Bedenkliches gelegen haben ſollte, ſo mag das vielleicht ſeine eigene Bewandtniß haben!“

Auf dem Weinberge ſelbſt erzählte ihr der Winzer, wie Moritz Abſchied genommen, und wie er endlich mit ſeinen treuen Hunden fortgegangen wäre. Der Winzer hatte gehört, wie er zu den Hunden geſagt hatte: „Ihr ſeyd die Einzigen noch, die mich lieb haben, ihr kennt mich wohl von Jugend auf, die Menſchen verſtoßen mich, vielleicht bringt ihr meine Unſchuld an das Tageslicht!“

Dergleichen Aeußerungen waren auf der einen Seite Troſt für Mathildens Herz, denn ſie überzeugten ſie immer mehr von Moritzens Unſchuld; aber auf der andern Seite fühlte ſie ſich auch deſto mehr um ihn ſelbſt bekümmert, da eigentlich Niemand wußte, wo er hingewandert, wo er geblieben war. Auch der Vater wurde immer ernſter und verſchloſſener; denn wenn Mathilde eine günſtige Stunde benutzte, ihm das mitzutheilen, was ſie über Moritz erfahren hatte, und ihren Glauben an ſeine Unſchuld dadurch zu beſtätigen, ſo machte dies den Vater nur finſterer, denn die That war einmal geſchehen, wer ſollte auch der Schuldige anders ſeyn, und wenn auch in Hartungs Seele der Gedanke entſtand, daß er vielleicht dem Jüngling Unrecht gethan habe, ſo war dies Gefühl ein neuer Grund von Kummer und Sorgen, zumal er nirgends ein Mittel ſah, das Vorgefallene ganz aufzuklären. Er hatte unter der Hand wohl Nachrichten von Moritzen einzuziehen geſucht, denn er konnte ihn ja nimmermehr vergeſſen, aber Niemand vermochte etwas Beſtimmtes zu erzählen; ein Reiſender nur hatte berichtet, daß ihm, als er vor kurzem durch das Grenzgebirge im Nachbarlande gereiſ't ſey, ein Jägerpurſche mit zwei Hunden begegnet wäre und den Wagen angehalten hätte. Der Kaufmann hat ihn für einen Räuber gehalten; der Jäger aber hatte nichts weiter verlangt, als Nachricht von dem Städtchen, wo Hartung lebte, und als er dieſe erhalten, dem Kaufmann gerathen, einen andern Weg als den bisherigen einzuſchlagen, weil dieſer durch eine hier herumſchweifende Räuberbande unſicher geworden ſey. Die Beſchreibung des Jägers und beſonders der Hunde paßten ganz auf Moritz, und der Buchhalter unterließ nicht, aus dieſer Nachricht den beſtimmten Beweis zu ziehen, daß der ungerathene Burſche, der hier ſchon ein Dieb geweſen, nunmehr gar ein Räuber geworden ſey.

Es waren zwei Jahre vergangen, der Juwelier ward immer ernſter und in ſich gekehrter, hatte ſein Geſchäft beinahe ganz dem Buchhalter überlaſſen, und war öfter auf dem Weinberge als in der Stadt zu finden. Vor dem öftern Umgange mit Schäfern fühlte er eine gewiſſe Scheu, weil er in den Mienen deſſelben immerfort einen Zug von jener Schadenfreude wieder entdeckte, die er in dem Augenblick gezeigt hatte, wo Moritz verſtoßen worden war. Er hatte früher gehofft, einen jungen in ſeiner Kunſt erfahrnen Mann zu finden, dem er die Hand ſeiner Tochter geben und mit ihm ſein einträgliches Gewerbe fortſetzen könne, es fehlte auch nicht an Bewerbern, aber Mathilde hatte für keinen ein Herz, ſie beharrte darauf, unverheirathet zu bleiben, und der Vater faßte endlich den Entſchluß, ſein Gewerbe ganz aufzugeben, damit er dann zugleich den läſtigen Buchhalter los werden und ſich ganz auf ſeinen Weinberg zurückziehen könne. Mathilde hatte dieſen Entſchluß mit veranlaßt, aber Herr Schäfer erſchrack nicht wenig, als ihm der Juwelier ſeinen Plan mittheilte und ihm zugleich ſeinen Dienſt aufkündigte; er faßte ſich jedoch bald und verſprach dem Meiſter, daß er ihm ſein bedeutendes Waarenlager an Koſtbarkeiten erſt verkaufen helfen wollte, wozu die nahe bevorſtehende Meſſe in der Reſidenzſtadt des Nachbarlandes die beſte Gelegenheit bieten würde.

Der Juwelier nahm dies Anerbieten mit Dank und als einen Beweis alter Anhänglichkeit an, fand den Vorſchlag vortheilhaft, und verſprach eine gute Belohnung für dieſen letzten Dienſt. Die Koſtbarkeiten wurden alle ſorgfältig eingepackt, die Juwelen in die verborgenen Käſtchen des Reiſewagens gelegt, Hartung nahm von der beſorgten Mathilde Abſchied, verſprach ihr ein reiches Meßgeſchenk und reiſ'te in Begleitung des Buchhalters ab, der ſich mit einem alten Säbel und zwei geladenen Piſtolen bewaffnet hatte, um, wie er ſagte,

Digitized by Google

ſich gegen bie Räuberbande zu ſichern, die in der Gebirgsgegend, die ſie paſſiren mußten, hauſen ſolle, und deren verwogener Anführer immer zwei böſe Hunde bei ſich führen ſolle, weßhalb kein Zweifel, daß Moritz ſelbſt dieſer Anführer ſeyn müſſe. Man übernachtete nach der erſten Tagereiſe in einem kleinen Gränzſtädtchen; der Juwelier war ermüdet und legte ſich zeitig ſchlafen, der Buchhalter aber ſchien Bekannte gefunden zu haben, man ſah ihn wenigſtens mit einigen ſehr verdächtig ausſehenden Männern in einer Ecke der Gaſtſtube ſitzen, und dort bei einer Flaſche Wein ſich bis ſpät in die Nacht angelegentlich mit ihnen unterhalten. „Wer mögen denn dieſe verwogenen Kerls ſeyn, Frau Wirthin, unter welche unſer Buchhalter dort gerathen iſt?" fragte der Kutſcher des Juweliers, der der Wirthin in die Küche nachgegangen war.

„Ei, das ſind Paſchhändler!" antwortete die Wirthin: „böſe, verwegene Menſchen, die wie die Räuber auf Tod und Leben alles wagen; ſie haben ſich ſchon ſeit faſt zwei Tagen bei mir aufgehalten, als ob ſie Jemand erwarteten, und ſchienen groſſe Freude zu haben. als ſie den Herrn dort anſichtig wurden!" —

Am andern Morgen fuhren unſere Reiſenden zeitig ab, damit ſie noch bei guter Tageszeit die ſchweren Gebirgswege paſſiren möchten. Der Buchhalter ſchien ſehr ängſtlich und äuſſerte wiederholt groſſe Beſorgniß wegen Moritzens Räuberbande; es zeigte ſich aber nichts Bedenkliches, und ſo kamen ſie immer tiefer in das Gebirge hinein und fuhren endlich einen ſchmalen Weg an einen Felsabhang hin, in deſſen Tiefe ein Gebirgsſtrom brauſte. Da erſcholl es plötzlich „Halt!" aus ihrem Verſtecke ſprangen mehrere bewaffnete Männer hervor und fielen den Wagen an. Der Buchhalter ſchrie um Hülfe, ſprang aus dem Wagen heraus, verſuchte die Piſtolen abzufeuern, die aber freilich nicht losgingen, weil ſie nicht geladen waren; die Räuber bekümmerten ſich wenig um ihn, ſie riſſen vielmehr den alten Kutſcher vom Bocke, der in ihnen die geſtrigen Paſchhändler erkannte, und mit ſeiner Peitſche tüchtig drein ſchlug; einer der Räuber ſchwang ſich auf das Pferd, um mit dem Wagen fortzufahren, und während der Buchhalter nicht länger zurückhielt und nun ſelbſt die verborgendſten Fächer aufſchloß, um den Räubern die Koſtbarkeiten zu überliefern, ſchleppte ein anderer Räuber den Juwelier aus dem Wagen nach dem Abgrunde hin, um ihn hier in den reiſſenden Strom hinabzuſtürzen. Hartung bat und flehte vergebens, er ſah ſeinen gewiſſen Tod vor Augen, und neben ſich das ſchadenfrohe Geſicht des Buchhalters. Aber in der höchſten Noth und ſchon nahe an dem Sturze in den Abgrund, knallte plötzlich ein Schuß oben vom Gebirge herab, die Kugel pfiff, ſtatt des Meiſters, ſtürzte der Räuber in den Abgrund, und aus den Felsſchluchten ſprangen zwei ſtarke Hunde herbei, die den Buchhalter zu Boden riſſen.

(Siehe die Abbildung.)

Ein rüſtiger Jäger folgte ihnen, Hartung und der alte Kutſcher ermannten ſich auch wieder, und die Räuber wurden theils erlegt, theils übermannt.

Und der Retter in der Noth, der frohe kräftige Jägersmann, war Moritz, und während der Buchhalter unter den Zähnen der Hunde jämmerlich um Erbarmen ſchrie, ſtürzte der Jüngling mit dem Ausrufe, „mein Vater, o, mein armer Vater!" an Hartungs Brnſt. — Der Buchhalter und die übermannten Räuber wurden gebunden in den Wagen gelegt, und unter Moritzens Begleitung der Rückweg angetreten, um die Verbrecher den Gerichten zu übergeben. Der Juwelier gab die Reiſe in die Reſidenzſtadt auf, er blieb in dem Grenzſtädtchen, bis Moritz, der als Jägerpurſche bei einem Förſter im Gebirge in Dienſten ſtand, dort ſeinen Abſchied genommen hatte, um mit ihm zurückzukehren; und da aus der Unterſuchung gegen den Buchhalter und die Räuber auch Moritzens Unſchuld bald genug klar erwieſen wurde, ſo wendete ihm der Meiſter mit doppelter Zärtlichkeit ſeine ganze Vaterliebe zu, gab ihm ſogar endlich Mathilden zur Frau und verlebte unter ſeinen glücklichen dankbaren Kindern zufrieden ſeine letzten Tage. Die beiden Hunde wurden aber, ſo lange ſie lebten, hoch in Ehren gehalten, und Moritz ſagte oft: „ihre Treue hat mein Glück begründet; denn hätten ſie nicht aus Treue den Meiſter angeknurrt, ſo hätte er nicht die goldene Doſe verloren, und hätten ſie nicht aus Treue mich in das Elend begleitet und mir den Böſewicht entlarven helfen, ſo wäre des Vaters Leben vielleicht nicht gerettet und meine Unſchuld nicht an den Tag gebracht worden."

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tai · Mahal · Agra

Digitized by Google

No.ro 25. Achter Jahrgang 1835. (113)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Taj-Mahal in Agra.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXV.

Agra, in einer paradieſiſchen Gegend am Jumna, (einem Nebenfluſſe des Ganges) war einſt Hauptſtadt Hindoſtans. Seine Mauern umſchloſſen 60000 Häuſer und 1900 Paläſte, Tempel und öffentliche Bäder. Eine halbe Million Einwohner belebten ſeine Straßen, und Reichthum und Luxus hatten hier eine Höhe erreicht, welche unglaublich erſcheinen würde, wenn nicht die meilenweiten Trümmer der meiſtens von weißem Marmor oder koſtbarem röthlichem Porphyr aufgeführten Prachtgebäude noch heutiges Tages die unwiderlegbaren Beweiſe gäben. Was die indiſche Geſchichte uns von dem ehemaligen Glanze dieſer Kaiſerſtadt und ihrer Herrlichkeit erzählt, gränzt an's Fabelhafte, findet aber in den noch vorhandenen Trümmern derſelben volle Beſtätigung.

Die Blüthenzeit Agra's fällt in das ſechszehnte Jahrhundert. Unter der Regierung Akbar's, einem Enkel Baburs, des Stifters des Großmogulreiches wurde es die Reſidenz der Kaiſer, welchen Vorzug es ſpäter mit Delhi theilte. Die Erpreſſungen von 60 Millionen arbeitſamer Unterthanen, die ungeheuern Einkünfte von 10000 Quadratmeilen Kornländereien floſſen hier zuſammen und häuften binnen wenigen Jahrzehnden die größten Reichthümer unter den Einwohnern auf. — Agra's Glanz fing an zu erbleichen, als der grauſame Uſurpator Aureng-Zeyb ſich das prächtige, jetzt auch verödete, Aurungabad als Reſidenz erbaute, als ihm, während ſeiner fünfzigjährigen Herrſchaft die meiſten Großen dahin nachfolgten. Nach des Tyrannen Tode (1707) kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Von 12 ſeiner Nachfolger wurden 9 ermordet, oder kamen im Kampfe gegen innere und äußere Feinde um. Agra wechſelte in dieſer Zeit mehrmals die Herrſchaft. Brandſchatzungen und Erpreſſungen aller Art nahmen kein Ende. Die Dſchaten, ein rohes, indiſches Bergvolk, die allgemeine Verwirrung im Reiche benutzend, überfielen in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Kaiſerſtadt, nahmen ſie mit ſtürmender Hand ein und plünderten und verheerten ſie. Der furchtbare Nadir Schah mit ſeinen Perſern, ſpäter die Afghanen und Maratten vollendeten das Werk der Zerſtörung. Mord, Raub und Brand verwüſteten und verödeten damals das ganze herrliche Mogulreich, und Agra und Delhi theilten das allgemeine Verderben.

Jetzt iſt Agra eine Kreisſtadt des Brittiſchen Indiens, zur Präſidentſchaft Kalkutta gehörig. Die Bevölkerung iſt bis auf 50000 zuſammengeſchmolzen. Sie nährt ſich größtentheils von Seide- und Baumwollenweberei. In neuſter Zeit hat ſich indeß der Wohlſtand der Einwohner unter dem Einfluß der brittiſchen Herrſchaft und des Friedens wieder gehoben, und auch ihre Anzahl nimmt wieder zu. Aber niemals kann der Ort wieder werden, was er geweſen; denn ſein Glanz war das Ergebniß der unumſchränkteſten Gewaltherrſchaft, die zum Glück für die Menſchheit nie wieder emporkommen wird.

Digitized by Google

Agra's Trümmerwelt enthält die ſchönſten Denkmälee Indiſcher Baukunſt, deren Betrachtung eben ſo ſehe durch Groſartigkeit der Anlage, als durch Erhabenheit des Styis Staunen einflößt. Das berühmteſte allgemein bewundertſte iſt das Mauſoleum dee Kaiſerin Zemani — Taj-Mahal. Ganz von blendend weißem, faſt duechſichtigem Alabaſter erbaut, iſt es, trotz ſeiner rieſigen Verhältniſſe (ſein Umfang mißt 1600 Fuß) ſo kunſtreich gearbeitet, daß in dieſee Beziehung kein ähnliches Gebäude auf der Erde ſich mit ihm vergleichen läßt. Alle Wände ſind von außen und innen geſchliffen und polirt, ſo vollkommen, daß man ſich in ihnen, wie in einem Spiegel beſehen kann. Ein neueeer Relſebeſchreiber, dee es ſah, bekennt, er habe, hingeriſſen von der wunderbaren Schönheit des Kunſtwerks, geweint bei dem Gedanken, daß es ſchutzlos peeisgegeben ſey der Zerſtörung der Zeit und der Elemente.

Der Mann, der dieſes Denkmal menſchlichee Kunſt, mehe noch abee fürſtlicher Eitelkeit und nutzloſer Veeſchwendung für ſeine Gemahlin aufrichten ließ iſt ein belehrendes, warnendes Beiſpiel der Veränderlichkeit irdiſchen Glücks. Es war Kaiſee Jehan, dee Vatee des ſchrecklichen Aureng-Zeyb, und ſtarb, entthront und von Henkees Hand im Kerkee.

Der Gang um Mitternacht.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. N. Tab. XIII u. XIV.)

Der Unterricht in der Geſchichte wird Euch, meine lieben Leſer, gewiß längſt mit dem dreißigjährigen Kriege und ſeinen Ereigniſſen bekannt gemacht haben, und keiner der großen Männee, welche die Haupteollen in jenem gewaltigen Trauerſpiele übeenommen hatten, wird Euch fremd geblieben ſeyn, wie z. B. Ernſt von Mannsfeld, Guſtaph Adolph mit ſeinen ſchwediſchen Helden, Bernhard von Weimae, Wallenſtein u. ſ. w. Dieſee fuechtbare Krieg richtete in Deutſchland geoße Verwüſtungen an, von denen man immer noch die Spuren findet. Die Teümmee zerſtörter Burgen ſind noch zu ſehen, und viele Stellen, wo früheehin geoße Dörfer mit ihren Kirchen gelegen hatten, werden noch jetzt nur mit dem Namen der wüſten Dörfee bezeichnet. Endlich nach langem Drangſal und Leiden, und nachdem Deutſchland faſt entvölkert worden war, wurde im Jahre 1648 der weſtphäliſche Friede geſchloſſen, und es hoffte nun alles auf die Ruhe und das lang erſehnte Glück des Friedens, das man ſeit einee Schreckenszeit von deeißig Jahren ja kaum mehe kannte.

Allein wie das vom Sturme aufgeregte, bis auf den Grund durchwühlte Meee, ſich nicht mit einem Male wiedee zu einee ebenen klaren Spiegelfläche ausglättet, ſondern immee noch hin und her ſchwankt und an den einzelnen Felſen ſich ſchäumend bricht, bis es erſt nach und nach wieder das Gleichgewicht erlangt und ſich beruhigt hat; ſo konnten auch die Segnungen des Friedens ſich nue erſt nach und nach wiedee geſtalten, weil die friedlichen Veehältniſſe noch lange Zeit nachher von Menſchen geſtört wurden, die ſich während des Krieges an eine böſe Lebinsweiſe gewöhnt hatten, und dieſe ihres Vortheils wegen nun auch in den Frieden mit hinübee nehmen wollten. Wer früherhin im Kriege ſeine Luſt am Rauben und Plündern gefunden hatte, wer geen von einem Ort zum andern gezogen war, um dort auf fremde Koſten zu leben, dem wollte es nicht behagen, ſich an einen beſtimmten Ort anſiedeln und dort durch ſeiner Hände Arbeit leben zu ſollen. Ein greßee Theil der Truppen, die nach dem Friedensſchluß wiedee entlaſſen wurden, ſank zu Landſtreichern und Bettlern herab, und rottirte ſich endlich gar zu Räuberbanden zuſammen, die das Land durchzogen, und es noch ſchlimmee behandelten, als ſelbſt dee zügelloſeſte Feind wäheend des Krieges. Vorzüglich war dies in Böhmen dee Fall, denn dee Kaiſee hatte einen großen Theil ſeiner Kriegsvölkee verabſchiedet, und ſah ſich genöthigt, mit dem andern Theile, den er im Dienſt behalten hatte, ſeine Länder von jenen Räubern zu eeinigen.

Eine kleine Stadt, am Böhmer Walde gelegen, wurde ganz deſonders von dieſen Räuberbanden bedrückt; die Reiſenden wurden nicht allein beraubt, ſondern oft auch ermordet; die benachbarten Ortſchaften wurden bei Nacht überfallen, geplündert und angezündet; genug man ſah alle Gräuel der Räuberei verübt, und es ſcheuten ſich die Räuber ſelbſt

Digitized by Google

nicht, in das an dem Städtchen gelegene kaiſerliche Schloß einzubrechen, den alten Schloßvoigt mit ſeiner Frau und den wenigen übrigen Domeſtiken zu knebeln, und ſich dort aller Sachen von Werth zu bemächtigen, die nur dort aufzufinden geweſen waren.

Das Städtchen hatte ſich mit der Bitte, um Schutz, an ſeinen Landesherrn, den Kaiſer, gewendet, und es war denn auch ein ſtarkes Militair-Commando dorthin abgeſendet worden, um die Räuber zu fangen und auf der Stelle hinzurichten.

Der Hauptmann, der das Commando befehligte, hatte ſich in dem alten kaiſerlichen Schloſſe einquartirt, und fand dort an dem Schloßvoigt einen Mann, der ihm ſehr wohl behagte. Der Schloßvoigt hatte früher unter Wallenſteins Truppen als Feldwebel gedient, er war einer von denen, die den unglücklichen Feldherrn in Eger überfallen und ermordet hatten, und hatte nun zum Lohn für dieſe That den Poſten eines kaiſerlichen Schloßvoigts hier erhalten. Er war ein alter, verſchmitzter, unternehmender Kopf, und wie er ſelbſt verſicherte, der treuſte Diener ſeines Herrn. Seine Frau hingegen, furchtſam und ſchwatzhaft, ſtand unter der unbedingten Gewalt ihres Mannes, und war gewöhnt nur ſeinem Winke zu folgen. Sie hatten einen Sohn, der früher auch unter dem kaiſerlichen Heere gedient hatte, ebenfalls entlaſſen worden war, und ſich jetzt bei ihnen als Gehülfe des Vaters aufhielt. Er war ein großer, kräftiger Mann, hatte ſich den Ruf eines unternehmenden, kühnen Soldaten erworben, war aber entlaſſen worden, weil, wie man behauptete, er ſich an eine liederliche Lebensweiſe gewöhnt, und ſtets einen ſtörriſchen Character gezeigt haben ſollte. Dem Hauptmann gefiel es in dieſer Geſellſchaft nicht übel; er ward von der alten Frau gut und ſorgſam bewirthet und konnte in müßigen Stunden ſich mit den Männern von ihren Kriegsthaten unterhalten. Beſonders aber war es ihm lieb, in dem Schloßvoigt einen Mann gefunden zu haben, der mit der ganzen Umgegend und ſelbſt mit den verborgendſten Orten des böhmiſchen Waldes genau bekannt war, und ihm, als ein verſchmitzter Kopf, bei ſeinen Plänen zur Habhaftwerdung der Räuber ſehr nützlich ſeyn konnte. Er pflegte daher die zu treffenden Maßregeln gewöhnlich erſt mit ihm zu berathen, und bediente ſich alsdann des Sohnes, der allgemein der rothe Jobſt genannt wurde, zum Späher und Führer. Allein das Glück begünſtigte ſeine Unternehmungen nicht, denn wenn er auch die Räuber ganz beſtimmt zu berücken gedachte, weil ihm Jobſt die ſicherſte Kundſchaft von ihrem Verſteck gebracht hatte, ſo waren die Räuber doch immer ſchon auf und davon, und es fanden ſich auf ihren Lagerſtätten nur noch die Spuren ihrer Gräuelthaten, und nicht ſelten ſogar die verſtümmelten Körper der kürzlich Ermordeten. Der Hauptmann ſchöpfte nach und nach den Verdacht, daß in dem Städtchen ſelbſt Theilnehmer jener Räubereien wohnen müßten, denn es ließ ſich nicht verkennen, daß die Räuber von allem unterrichtet ſeyn müßten, was der Hauptmann gegen ſie auszuführen gedachte, ja ihre Frechheit gieng ſo weit, daß ſie ſelbſt einzelne, von dem Hauptmann aufgeſtellte Militärpoſten in großer Mehrzahl überfielen, ſie dann niederhieben, oder einige entwaffnet und faſt entblößt an den Hauptmann mit dem Auftrag zurückſchickten, ihn von dem Anführer, dem ſchwarzen Peter, ſchönſtens zu grüßen! Der Hauptmann gerieth in Wuth und Verzweiflung; er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, befahl ſeinem Commando, mit größter Härte gegen das Städtchen zu verfahren, bis man ihm die Räuber angezeigt haben würde, und ſetzte ſelbſt auf den Kopf des ſchwarzen Peters, des gefürchteten Anführers jener Bande, eine zur damaligen Zeit ſehr bedeutende Summe von hundert Gulden. Aber auch dies blieb ohne Erfolg.

Einſtmals hatte der Hauptmann den rothen Jobſt mit dem Rapport über ſeine mißlungenen Verſuche und mit der Bitte um Verſtärkung ſeines Commandos an den Kaiſer ſelbſt abgeſendet, und einen neuen Streifzug durch den Wald gemacht, weil wieder neue Räubereien und Mordthaten vorgefallen waren, und die Wittwe, eines in den letzten Tagen ermordeten reichen Kaufherrn, den Hauptmann ganz beſonders zur Rache gegen die Räuber aufgefordert hatte. Der Hauptmann war der Spur der Räuber gefolgt, und hatte die blutige Leiche des Ermordeten auch wirklich aufgefunden, aber von den Räubern ſelbſt war nicht das Geringſte zu entdecken geweſen, und nur, als der Hauptmann unverrichteter Sache den Wald wieder verlaſſen

Digitized by Google

wollte, war plötzlich ein Schuß gefallen, der ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet hatte. Die kaiſerlichen Reiter waren zwar ſchnell nach der Gegend hingeſprengt, von welcher der Schuß gefallen war, allein ſie hatten nichts entdecken können, und es war Niemand gefunden worden.

In Verzweiflung ſaß der Hauptmann Abends am Kaminfeuer im Schloſſe, und ließ ſich um den Fuß, den ihm das zuſammengeſtürzte Pferd gar ſehr gequetſcht, warme Weinumſchläge machen, nahm auch bereits den dritten Becher Rheinweins an, den ihm der Schloßvoigt zur Beruhigung reichte, als der rothe Jobſt, von ſeiner Botſchaft zurückkehrend, ins Zimmer trat, und dem Hauptmann den kaiſerlichen Befehl überbrachte, daß wenn er nicht mit dem an ſich ſchon ſtarken Commando die Räuber fangen und dämpfen werde, er auf der Stelle zurückberufen und ſeines Dienſtes entlaſſen werden ſollte.

Der Hauptmann ſchäumte vor Wuth. „So ſoll denn ein Opfer fallen!" ſchrie er: „der ſchwarze Peter oder ich! und ich will fortan kein Menſchenleben mehr ſchonen, um endlich bis zu dieſem Teufel hindurch zu bringen!" Er ließ ſogleich auf Anrathen des Schloßvoigtes den Bürgermeiſter des Städtchens herbeiholen und eröffnete ihm: „daß er auf der einen Seite den auf den Kopf des ſchwarzen Peters geſetzten Preis verdoppeln wolle, auf der andern aber auch die Verſicherung gebe, daß wenn ihm von Seiten der Stadt binnen acht Tagen der ſchwarze Peter, oder doch der Schlupfwinkel deſſelben nicht ſicher nachgewieſen werden ſollte, er alsdann den Bürgermeiſter ſelbſt als Hehler betrachten und ihn aufhängen laſſen werde! — Zugleich wurde auf Befehl des Hauptmanns dem Bürgermeiſter eine Wache gegeben, die ihn überall begleiten und nicht aus den Augen laſſen durfte.

Dies Verfahren erregte große Beſorgniß in dem Städtchen, zumal die Frechheit der Räuber den höchſten Punkt erreicht zu haben ſchien. Die Wittwe des ermordeten Kaufmanns, ließ nämlich die Leiche ihres unglücklichen Gatten, mit allen Ehrenbezeugungen begraben; die meiſten Bewohner des Städtchens folgten ihr; denn das Schickſal der unglücklichen Frau fand allgemeine Theilnahme, zumal dem Städtchen ein ähnliches, vielleicht noch härteres Schickſal bevorſtand. Auch der Schloßvoigt war mit ſeinem Sohne der Leiche gefolgt, und der Hauptmann befand ſich mit der alten Frau des Voigtes allein auf dem Schloſſe. Da hallten plötzlich ſtarke Tritte in dem Kreuzgang wieder, man hörte die alte Frau laut aufſchreiend, ſich verſchließen, und in des Hauptmanns Zimmer trat alsbald ein großer Mann in einem ſchwarzen Mantel gehüllt, mit ſchwarzen ſtruppigen Haaren und einer ſchwarzen gräßlichen Maske.

„Du ſuchſt den ſchwarzen Peter?" hob er an: „Hier ſteht er vor Dir; ſieh Du ihn ordentlich an, damit Du ihn wieder erkennſt!" Der Hauptmann wollte aufſpringen um nach ſeinen Piſtolen zu greifen, allein der kranke Fuß verſagte ihm den Dienſt, und der ſchwarze Peter vertrat ihm auch den Weg, indem er ein großes blankes Meſſer unter dem Mantel hervorzog. „Bleib ſitzen, alter lahmer Haaſe!" rief er: „Du biſt jetzt in meiner Gewalt, und ich könnte Dich abſchlachten, wie einen Hammel, aber daran liegt mir nichts, ſondern ich habe mich Dir nur zeigen und Dir ſagen wollen, daß, wenn Du nicht beſſer aufpaſſen wirſt, ich das nächſtemal nicht das Pferd unter Dir, ſondern Dich auf dem Pferde todt ſchießen werde!" Und hiermit ſtieß er den Seſſel mit dem lahmen Hauptmann um, und verließ ſchnell das Zimmer.

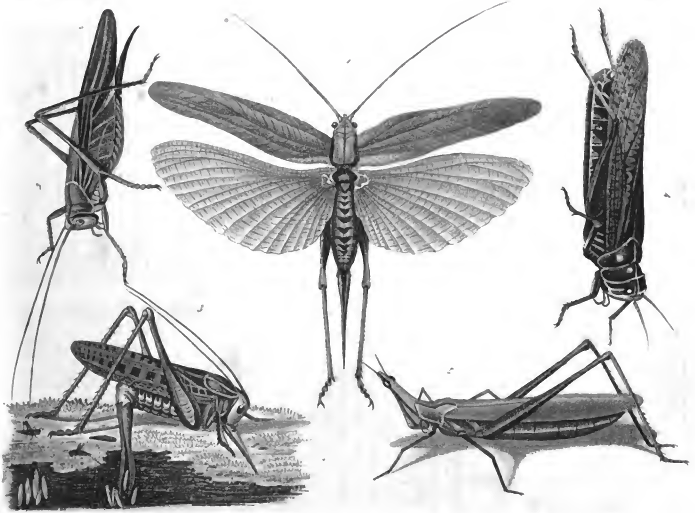
(Siehe die Abbildung Nro. I.)

Kaum war dieſer Vorfall, zum Schrecken Aller, im Städtchen bekannt geworden, als die angeſehenſten Bewohner auf den Rath des Schloßvoigtes mit der Bitte in den Bürgermeiſter drangen, die Bürger ſämmtlich auf dem Markte zu verſammeln, und, während ſie ſo aus ihren Häuſern entfernt wären, allenthalben eine genau unvorhergeſehene Hausſuchung anſtellen zu laſſen, weil vielleicht nur hierdurch denjenigen auf die Spur zu kommen ſeyn würde, die unter jener ſchändlichen Räuberbande ſteckten. Der Bürgermeiſter fand dieſe Maaßregel für paſſend, er wendete ſich deshalb im Geheim an den Hauptmann ſelbſt, bat ihn, dieſe Hausſuchung durch daß Militär unterſtützen zu laſſen, und erhielt, da auch der Schloßvoigt, wie geſagt, ſich hiermit vollkommen einverſtanden erklärte, nicht allein die Zuſtimmung des Hauptmanns, ſondern auch ein kleines Commando dazu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google



Merkwürdige Heuschrecken.

Digitized by Google

N.ro 26. Achter Jahrgang 1835. (117)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde) erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Merkwürdige Heuſchrecken.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXVI.

Wir richten dießmal die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf eine überaus merkwürdige Inſektengattung, welche öfters ſchon die Hoffnungen des Landmanns, ja ſogar den Wohlſtand ganzer Länderſtrecken auf eine ſchreckliche Weiſe zernichtete. Es ſind die Heuſchrecken. Wer ſollte nicht ſchon von den furchtbaren Heuſchreckenſchwärmen gehört haben, die, wie ein feindliches Kriegsheer, zuweilen ganze Länder überfallen und verwüſten. Kein Welttheil iſt ganz davon verſchont geblieben, und wehe dem Lande, wo ſie ſich auf ihren Zügen niederlaſſen um ihr Quartier zu nehmen. Die Stärke einer ſolchen Reiſegeſellſchaft mag man daraus beurtheilen, daß man bei einem Zuge, der 1693 Thüringen heimſuchte, auf eine gewiſſe Strecke 93000 Millionen Heuſchrecken annehmen konnte, daß man bei einem andern mehr als 163000 Millionen fand, und daß einmal in Ungarn die Heuſchrecken ſich ſo dick auf einander gelagert hatten, daß ein Huſar umſonſt verſuchte mit ſeinem Pferde durchzukommen; ja daß einſt der römiſche Senat einen Prätor nach Lucanien ſenden mußte, um das ganze Volk gegen die Heuſchrecken aufzubieten. Eine groſe ſchwarze Wolke ſah Adanſon hinter dem Fluſſe Gambia aufſteigen. In wenigen Minuten war dieſe ganze Gegend von einem Heuſchreckenheere, wie mit einem Platzregen, auf viele Meilen weit übergoſſen, und kein Blatt, keine Rinde, kein Grashalm, ja ſelbſt kein armſeliges Strohdach blieb verſchont. Thomas Gage ſah in Amerika Bäume unter der Laſt ſolcher Schwärme entzwei brechen, und oft überfällt den Wanderer in Aſien plötzlich eine Finſterniß, die bloß von dieſen unermeßlichen, die Sonnenſtrahlen aufhaltenden Zügen herrührt. Ja wir brauchen gar nicht ſo weit zu gehen, um dieſe Geiſel der Menſchheit kennen zu lernen. Selbſt Deutſchland, zumal Franken, hatte vor ungefähr neunzig Jahren das Unglück, von einer ſolchen Armee heimgeſucht zu werden.

Die Heuſchrecke, welche ſolches Unglück über ganze Länder zu bringen vermag, und alſo unter allen Arten die gefährlichſte iſt, iſt die Wanderheuſchrecke (S. Abbildung Fig. 4.). Sie iſt 2½ Zoll lang; der ſtumpfe Kopf und der mit einer fleiſchfarbigen Linie eingefaßte, erhöhte Bruſtſchild iſt bald blaugrün, bald grasgrün; der Hinterleib und die Füße ſind röthlich. Ihre Oberflügel ſind bald grünlich, bald bräunlich; die Unterflügel bald grün, bald gelb mit bräunlichen Adern oder Flecken. So wie der Aberglaube in den Farben die Monturen der Kriegsvölker ſah, die das Land in dem ein Zug dieſer Heuſchrecken erſchien, überziehen würden, ſo entdeckte er auch in den Adern, und Flecken gewiſſe Buchſtaben, die bald eine erfreuliche, bald eine fürchterliche Botſchaft, bald Zorngerichte, bald Wohltaten Gottes verkündigen ſollten. Der Eine glaubte, auf einem Flügel die Buchſtaben IRA und auf dem andern DEI zu ſehen; was war natürlicher, als daß er ira Dei (Gottes Zorn) las? — Der Armenier fand nach ſeiner Sprache: „Ihr werdet Hungers ſterben,“ der Türke

Digitized by Google

in der ſeinigen: „Wir ſind Gottes Armee." In Deutſchland wollte man die Buchſtaben BES entdecken und erklärte es bald: „Bedeutet Erschreckliche Schlachten," bald: „Bedeutet Erfreuliche Siege," als wenn es nicht auch heißen könnte: „Bedeutet Einfältiges Salbadern." — woran es immer, ſobald Heuſchreckenzüge in Deutſchland erſchienen, von der Kanzel bis zur Spinnſtube herab, nicht fehlte. Denn bei keiner Landplage wurde hartherziger geurtheilt, Gott ſende ſie als ein Strafgericht, bei keinem öffentlichen Unglücke wurde der arme Landmann unbarmherziger durch den grauſamen Vorwurf niedergebeugt: „Dieß ſey ſeiner Bosheit Schuld!" als bei dieſem.

Arabien und die Tartarei ſind die eigentliche Heimath dieſer Geſchöpfe, von wo ſie zuweilen auswandern und Noth und Elend nach Europa bringen. Schuld an dieſem Reiſen ſoll die Sprödigkeit der Weibchen ſeyn. Dieſe fliehen nämlich vor den Männchen an Einem fort; dieſe folgen ihnen nach, und ſo kommen ſie immer weiter. Ein Oſtwind erleichtert den oft mehrere Millionen ſtarken Schaaren ihren Flug, und wehe dem Lande, wo ſie nach ihren Tagereiſen, die zuweilen 5 Meilen betragen, beim Einbruche der Nacht, wie ein Platzregen niederfallen, um Nahrung nnd Ruhe zu finden. Auf Meilen weit wird dann jedes Blatt und jedes Gräschen abgefreſſen. An einem dumpfen Geräuſche und Schwirren hört man eine ſolche Räuberarmee herbeikommen, und könnte man auch das Schwirren ſo vieler Millionen Flügel überhören, ſo würde die oft plötzlich verfinſterte Sonne die Annäherung dieſer Geiſel ſichtbar machen. Unter ihrer herabſtürzenden Laſt brechen Bäume entzwei, und unter ihrem Fußtritte wird die Erde eine Wüſte, Hunger und Peſt ſind in ihrem Gefolge. Ueberraſcht ein ihnen tödtlicher Zufall, z. B. plötzliche Kälte, ſie irgendwo, ſo vergiften ihre verweſenden Körper die Luft, und man will unter andern Urſachen auch ihnen die im Morgenlande ſo häufige Peſt zuſchreiben. In Formoſa und andern Orten wurden viele tauſend Menſchen ein Opfer des Hungers und der Peſt, die auf einen ſo fürchterlichen Beſuch der Zugheuſchrecken folgten. In Beſſarabien glaubte ſich Karl XII. von einem Sturmwinde und Hagelwetter überfallen, als eine ſolche die Sonne verfinſternde Heuſchreckenwolke ſich plötzlich niederließ, Roß und Mann überdeckte und die ganze ſchwediſche Armee im Marſche aufhielt. Deutſchland iſt ſeit 1750 von dieſer Landplage verſchont geblieben; aber öſtlichere Länder werden noch immer davon heimgeſucht. Nur hie und da erblickt man auch bei uns einzelne Wanderheuſchrecken. Sie freſſen mit unglaublicher Geſchwindigkeit, können aber auch ſehr lange faſten. Sie beißen den Halm in der Mitte ab und freſſen den ſtehen gebliebenen Stengel von oben nach unten ſo geſchwind, daß es den Anſchein hat, als ob er in ſie hineinſchlüpfte.

Die Weibchen legen ihre ovalen Eier an Grashalme. Dieſe Eier liegen in einem fleiſchfarbenen Schaume, der eine Hülle um ſie bildet und an der Luft hart wird. Die Frucht der Wanderheuſchrecke iſt ſo groß, daß man, wo ſie ſich aufhalten, ganze Säcke mit Eiern füllen kann. Der Heuſchreckenzug, der 1763 Frankreich und ein anderer, der 1780 Siebenbürgen heimſuchte, kann uns davon einen Begriff geben. Mehr als 15000 Morgen Getreide hatte der erſtere um Arras bis auf die Wurzel abgeerndet und war ſelbſt in die Scheunen eingedrungen, als, wie von der Verſehung geſendet, viele hundert Vögel, beſonders Stahren ſich einfanden, und an ihrer Verminderung arbeiteten; und doch — wer erſtaunt nicht — erhielt man, da auf Befehl der Regierung die Eier geſammelt wurden, 3000 Gefäße voll, aus deren jedem beinahe zwei Millionen Junge gekommen ſeyn würden. Um den ſchrecklichen Folgen des andern Zuges in Bonhhida vorzubeugen, wurden 1500 Perſonen aufgeboten; jede mußte des Tages einen Sack Heuſchrecken ſammeln, die theils zertreten, theils verbrannt, theils vergraben wurden; und doch ſpürte man wenig Verminderung, bis ſtrenge Kälte einfiel. Das Frühjahr darauf wurden durch das aufgebotene Volk Millionen Eier ausgegraben und zernichtet. Demohngeachtet ſah man an manchen Strecken den Erdboden nicht vor jungen Heuſchrecken. Man trieb nun dieſe mit Beſen in friſchgezogene Gräben und zertrat ſie.

Glücklicherweiſe hat die Vorſehung dieſen ſchädlichen Thieren große Gefahren entgegengeſetzt. Ein kalter Wind oder Regen rafft in einer Nacht Millionen dahin, und oft ſtürzt ein Sturm ganze Züge

Digitized by Google

ins Meer und führt hungrigen Fiſchen eine Beute zu. Sie ſelbſt reiben ſich in großer Menge unter einander auf, und immer ſtürzen während eines Zuges verwundete oder todte, denen die Flügel ganz zerſchlagen ſind, aus der Luft herab. Vögel, Eidechſen, Fröſche, Schweine, Füchſe, zernichten ihrer eine große Menge, auch werden in Arabien nach einem Mißwachs viele gefangen, gedörrt, zu Mehl gemahlen und verbraucht.

Weit weniger ſchädlich, als die Wanderheuſchrecke iſt die grüne Cicade (Fig. 1 und 2) deren Geſang wir manchmal aus Hecken und Gebüſchen vernehmen. Verriethe ſie nicht ihr Geſang, ſo würde ihre Farbe, die ſo grün iſt, als ihr Aufenthalt, ſie zu finden unmöglich machen. Selbſt die Augen ſind grün. Die Flügel ſind ſehr groß, ganz durchſichtig, mit vielen Längs- und Queradern gegittert, ſo daß ſie ſich fächerförmig unter die ſchmalen Oberflügel falten können. Mit den ſehr langen Springfüßen können ſie ſehr weite Sprünge thun und die Flügel unterſtützen ſie dabei auf das trefflichſte, ſo daß ſie ſich ſehr ſchnell der Gefahr entziehen können. Der ſonderbare Laut, den die Cicade hören läßt, bringt ſie theils mit den Springfüßen, theils mit den Flügeln hervor. Dieß bewieß der fleißige Inſektenforſcher Röſel ſehr ſinnreich. Er durchſchnitt nemlich einen Flügel nach der Länge, und jetzt klang er wie eine Geige, deren Boden zerſprungen iſt. Höchſt bewunderungswürdig ſind die Freßwerkzeuge der Cicade; ſie kann damit ziemlich empfindlich beißen. Das Männchen iſt vom Weibchen leicht zu unterſcheiden. Jenes hat ſtark geaderte Flügel, die es im Singen ſo unglaublich ſchnell bewegt, daß man, ohne geblendet zu werden, unmöglich lange hinſehen kann. Das Weibchen dagegen hat ſeinen Legeſtachel. Die im Herbſt gelegten Eier ſchlüpfen erſt im Mai des folgenden Jahres aus, und es gehen mehrere Häutungen vor ſich, bis das Inſekt vollkommen iſt. Am Ende des Herbſtes ſterben ſie. Mit Grund kann man die Cicaden nicht für ſchädlich halten. Denn ſie nähren ſich meiſtens von überflüſſigen Baumblättern und Inſekten, beſonders Baumwanzen. Die Vögel ſtellen ihnen ſehr nach.

Unter Nro. 3. iſt das gewöhnliche Heupferd abgebildet, wie es mit ſeinem Legeſtachel Eier legt. Man ſollte dieſes Inſtrument eher einen Legeſäbel, als einen Legeſtachel nennen, da es vorne wie zwei platte Säbelklingen ausſieht, die nach hinten zu etwas dick und kolbig ſind. Die untere Schärfe hat ſehr ſpitzige Zähne, durch die das Bohren in die Erde ſehr erleichtert wird, und innerhalb iſt eine glatte Rinne, in der die ohnehin ſchlüpfrigen Eier leicht heruntergeleiten und in die geöffnete Erde fallen. Die Farbe des Heupferdes iſt bald grün, bald roth und grün, bald braun und grün gefleckt. Das Auge iſt glänzend ſchwarz. Aus den Eiern, die das Weibchen an einen lockern Ort im Graſe legt, hüpfen im Frühling kleine niedliche Thierchen (ſ. die Abbildung) mit langen Füßen. Man findet ſie im Sommer und Herbſt auf Getreide- und Stoppelfeldern. Sie ſind äußerſt boshaft und biſſig. In einen Hut, den man dem Heupferd vorhält, wird es ſo heftig hineinbeißen, daß, wenn man es ſchnell wegziehen will, Kopf und Schlund am Hute hängen bleibt. Im Beißen geben ſie aus ihrem Maule einen ätzenden Saft von ſich, den man in Schweden zum Wegbeizen der Warzen ſehr gut findet.

Noch iſt auf unſerer Tafel die ſogenannte Langnaſe (Nro. 5.) abgebildet. Man findet ſie in Afrika, Sicilien, Calabrien, auch am Caspiſchen Meere. Ganz vornen an der Spitze des kleinen zugeſpitzten Kopfes befinden ſich die Fühlhörner, die zwei Schwertern gleichen. Die rothen Augen ſtehen ſtark hervor. Wenn das Inſekt in Ruhe ſitzt, ſo iſt der Kopf in die Höhe gerichtet. Die Oberflügel haben in der Mitte ſtarke grünliche Adern, und die gegitterten Unterflügel ſind nach hinten zu ſchön roth. Von außerordentlicher Länge, ja länger als das Thier ſelbſt ſind die Spring- oder Hinterfüße. Ueber ſeine Lebensart und Vermehrung iſt den Naturforſchern noch nichts Zuverläßiges bekannt.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortſetzung von Seite 116.)

An einem Morgen früh ertönte alſo plötzlich die Bürgertrommel. Die erſchrockenen Bewohner fanden ſich eilig auf dem Markte zuſammen: ſie glaubten, die Räuberbande ſey eingebrochen, und man fordere ſie zur Vertheidigung auf; Alle ſchienen jedoch bald wieder beruhigt, als der Bürger-

Digitized by Google

meiſter ihnen den Zweck ihrer Zuſammenberufung offenbarte; denn ob das Militär gleich den Markt beſetzt hielt, und der Bürgermeiſter ſich mit einem Commando Behufs der Hausſuchung entfernte, ſo ſchien doch Niemand darüber bekümmert, weil keiner ſich ſchuldig fühlte.

Der Bürgermeiſter nahm die Sache ſehr ernſt, er verſchonte kein Haus, und ließ jeden Winkel genau durchſuchen; allein es fand ſich nirgends etwas Bedenkliches. Endlich trat man auch in das kleine Haus der Witwe Rabner, deren Sohn, ein junger rüſtiger Tiſchlermeiſter, in dem Rufe eines ſehr achtbaren Bürgers ſtand, und ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit eine gewiſſe Wohlhabenheit zu verſchaffen gewußt hatte. Er war ſeit Kurzem mit einem armen, aber ſehr ſchönen Mädchen verlobt, auf die auch andere junge Burſche ſchon ihre Augen geworfen hatten; ja man wollte ſogar ſagen, Judith hätte die Schwiegertochter des Schloßvoigts werden können, wenn ihr der Tiſchlermeiſter nicht lieber, als Alle, ja ſelbſt als der vornehmere Jobſt geweſen wäre. Auch in dieſes Haus trat man ein; die alte Mutter ſchloß willig alle Gemächer auf, und zeigte den Suchenden auch die Werkſtatt und Schlafkammer ihres Sohnes. Allein ſie wurde bald aus ihrer Ruhe geſchreckt, denn unter einem gräßlichen Fluche zog der kaiſerliche Wachtmeiſter aus dem Stroh des Bettes eine tief verſteckte ſchwarze Perücke und Maske hervor. Das Haus wurde auf der Stelle beſetzt, der junge Rabner mit ſeiner Mutter verhaftet und in das Gefängniß geworfen; denn der Hauptmann erkannte ſowohl die Perücke, als auch die Maske für diejenigen an, in denen ſich der ſchwarze Peter ihm ſelbſt gezeigt hatte.

Der Jubel war im Allgemeinen groß, daß man endlich den furchtbaren Verbrecher entdeckt habe, obgleich viele redlich Geſinnte den jungen Rabner betrauerten, der bisher die Achtung und Liebe Aller genoſſen hatte, und man nicht begreifen konnte, wie ein ſo braver, fleißiger Bürger ſich zu einem ſo ſchändlichen Gewerbe habe herabwürdigen können. Aber in dem Gaſthauſe zum goldenen Beil ſaß der rothe Jobſt mit den Oeſterreichern und einigen guten Weintrinkern beiſammen, und bewies ihnen deutlich, daß Rabner nur auf dieſe Weiſe und nicht durch ſeiner Hände Arbeit zu dem bisher unerklärbaren Wohlſtande habe gelangen können, und daß es ein wahres Glück ſey, einen ſolchen Menſchen aus der Stadt los zu werden. Die Geſellſchaft ſtimmte endlich vollkommen bei, wunderte ſich, daß man nicht früher ſchon hier Verdacht geſchöpft habe, und beſprach ſich im Voraus über die nunmehr gewiß nahe bevorſtehende Hinrichtung.

Doch die arme unglückliche Judith war bis zu dem Hauptmann gedrungen. Sie warf ſich ihm zu Füßen, ſie betheuerte die Unſchuld ihres Verlobten, ſie bat um Gnade oder wenigſtens um eine ſtreng gerechte Unterſuchung, und um Aufſchub des Urtheils, jedoch umſonſt; denn der Hauptmann war zu feſt überzeugt, den Verbrecher entdeckt zu haben, Perücke und Maske waren zu unverwerfliche Zeugen, und wie ihn auch der Jammer des ſchönen Mädchens rührte, ſo ſtand doch ſeine eigene Ehre auf dem Spiele, und die Furcht vor der kaiſerlichen Ungnade ließ ihn keinen weiteren Entſchluß faſſen, als dem vermeinten ſchwarzen Peter auf der Folter das Bekenntniß und die Entdeckung ſeiner übrigen Mitgeſellen erpreſſen, und dann ihn hinrichten laſſen zu wollen. Auch der Bürgermeiſter war mit dieſer Maaßregel einverſtanden; denn auch ſein Leben war ja von der Entdeckung des Verbrechers abhängig; und ſelbſt die Bürgerſchaft unterdrückte immer mehr und mehr die Stimme des Mitleids und der Rechtfertigung: denn man verlangte endlich, daß ein Opfer fallen ſolle, und ſelbſt die Wittwe des erſchlagenen Kaufmanns drohte, ſich an den Kaiſer zu wenden, inſofern man hier nicht das ſtrengſte Recht handhaben werde.

Judith lag noch auf den Knieen; ſie hatte ihr ſchönes Geſicht bis zur Erde gebeugt, und benetzte die Füße des Hauptmanns mit ihren Thränen; da ſagte der Alte zu ihr: „Steh auf, Mädchen, und mache mir das Herz nicht weich! geh lieber zu Deinem verruchten Bräutigam, und bringe ihn mit Deinen Schmeichelworten zum Geſtändniß ſeiner Schandthaten. Gelingt Dir dies, ſo verſpreche ich Dir eine hohe Belohnung, Du erſparſt dem Menſchen die Qual der Tortur, und vielleicht erlaube ich Dir, bei unſerm Kaiſer und Herrn für ihn um Gnade zu bitten!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Ansicht vom Singel in Amsterdam

Digitized by Google

No.^ro 27. Achter Jahrgang 1835. (121)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde) erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Ausſicht vom Cingel in Amſterdam.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXVII.

Die Hauptſtadt Hollands bietet dem Reiſenden, der ſie betritt, einen höchſt überraſchenden Anblick dar. Zwiſchen hohen Häuſerreihen erblickt er ſtaunend breite Kanäle, eingefaßt mit hohen Bäumen, zwiſchen denen die bunten Wimpel der Schiffe flattern. Ueberall Krahnen, Maſte, Nachen, Waare ladend und Waare bringend; überall Leben und Thätigkeit. Alles kündigt die große See- und Handelsſtadt an, das Venedig des Nordens.

Amſterdam iſt in der Form eines Halbzirkels gebaut, deſſen breite Seite dem Ypſilon, einem Arm der Zuiderſee, zugekehrt iſt, welches zugleich ſeinen Hafen bildet. Der Grund, auf dem es ſteht, war einſt ein bodenloſer Moraſt, zum Theil ſelbſt von den Fluthen der See überdeckt; die Stadt mußte daher, gleich ihrer ſüdlichen Schweſter, auf Pfähle geſtellt werden. — Im Halbkreiſe durchziehen ſie vier Reihen von breiten, für Seeſchiffe zugänglichen Kanälen, welche mit einander durch eine Menge kleinerer in Queerverbindung ſtehen. Dieſe zerſchneiden die Stadt in etwa 90 Inſeln, welche durch 300 Brücken mit einander verbunden ſind. Darunter ſind manche ſo groß, daß Seeſchiffe durchſegeln können. Die Geſammtzahl der Häuſer iſt etwa 50000; die der Einwohner, — vor 200 Jahren eine halbe Million, — beträgt jetzt nur 220000.

Amſterdam dankt ſein Aufblühen den unklugen und unerträglichen Bedrückungen, welche Philipp II., König von Spanien, im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert dem flamändiſchen Handel auflegte. Viele der Flamänder, damals die erſte Handelsnation der Erde, verließen in Folge deſſen ihre Wohnſitze, Antwerpen, Brügge, Gent ꝛc. und ſiedelten ſich und ihre unermeßlichen Geſchäfte in Amſterdam an. Die Stadt breitete nun unter dem Schilde der damals mächtigſten Republik, deren Herz es war, ſeine Geſchäfte über alle Theile der Erde aus; es wurde die Niederlage der Erzeugniſſe aller Länder und Nationen, es erhob ſich zum Mittelpunkte des Welthandels. Die holländiſche Flagge ward Herrin in beiden Indien; es bedeckten die Schiffe der Amſterdamer alle Meere und ſelbſt das, für alle andern Europäer ſonſt unzugängliche China öffnete ihnen ſeine Häfen.

„Reich und rechtlich, wie ein Amſterdamer Handelsherr" war ein Sprichwort der damaligen Zeit. Am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte ſeine Handelsgröße den höchſten Gipfel erreicht. In dem langwierigen Kampfe mit dem, als furchtbare Nebenbuhlerin ſich ankündigenden England unterlag, aber endlich die holländiſche Seemacht und blieb im Verfall. Die langgeübte Herrſchaft der Meere ſchwand, Kolonien gingen verloren, oder wurden aufgegeben; der amſterdamer Handel zog ſich in engere Grenzen zurück, und, was er verlor, gewann die Hauptſtadt Britaniens. Alle ſpätern Anſtrengungen, dieſem das Verlorne wieder abzugewinnen, endeten unglücklich. Koſtſpielige Kriege der Republik, meiſtens mit Amſterdamer Gelde geführt, ſchwächten die Kapitalkraft der nordiſchen Venetianer; große Handelskriſen und Verwirrungen entſtanden; viele der älteſten und reichſten Häuſer, von denen man-

Digitized by Google

ches ganze Flotten unterhalten hatte, gingen unter, und endlich ſank auch der Nerv des Amſterdamer Handels, die Bank. Die franzöſiſche Revolution, Napoleons Gewaltherrſchaft und der gänzliche Verluſt der Colonien gaben dem Flore der Stadt den Todesſtoß. Amſterdam hörte in dieſer Unglücksperiode 1809 bis 1815 faſt auf, eine Handelsſtadt zu ſeyn. Tauſende wanderten aus und ließen ſich in andern Theilen des Landes oder in der Fremde nieder.

Nach dem Sturze Napoleons öffnete ſich zwar durch Rückgabe der Colonien und die Befreiung der Meere die Quellen meiſtens wieder, die den Reichthum und den Handelsflor Amſterdams begründet hatten; aber doch konnte die Art am Welthandel nicht den großen Antheil wieder gewinnen, den er früher beſaß. Wohl iſt er noch bedeutend; aber immerhin weniger, als die Hälfte von dem, was er vor 50 Jahren geweſen. Damals ſtanden jährlich 4000 Schiffe an ſeinen Kayen; jetzt etwa 2000. Darum hat auch die Verarmung der niederen Klaſſen, die ſich aus der Napoleonszeit datirt, eher zu, als abgenommen. 14,000 Familien und 30 bis 40,000 einzelne Perſonen erhalten von der öffentlichen und Privatmildthätigkeit jährlich Unterſtützungen.

Das größte Gebäude Amſterdams iſt das Stadthaus, jetzt ein königliches Schloß. Es liegt im Herzen der Stadt ſehr maleriſch auf einem freien Platze und bildet ein faſt gleichſeitiges Viereck, von 300 Fuß Länge in der Fronte. Auf die Befeſtigung des Grundes wurden Millionen verwendet, 13,700 der größten Maſten, in die Tiefe eingerannt, dienen dem Palaſte als Unterlage. Das Schloß iſt aus Quaderſteinen errichtet und enthält eine Menge der herrlichſten Kunſtſchätze, vornehmlich aus der niederländiſchen Malerſchule, eine Bibliothek, mehrere naturhiſtoriſche und wiſſenſchaftliche Sammlungen.

Die vier großen, Amſterdam in parallelen Halbkreiſen durchſchneidenden Kanäle ſind der Prinzen-Gragt, der Kaiſer-Gragt, der Heeren-Gragt und der Singel. Letzterer iſt der innerſte. Er ſteht mit dem Ypſilon, dem Hafen, durch eine Schleuße in Verbindung. Von dieſer Stelle bietet Hollands Hauptſtadt eine der anziehendſten Anſichten dar. Dunkle, hundertjährige Ulmen beſchatten die bräunliche glatte Waſſerfläche, in der die ſinkende Sonne ſich ſpiegelt. Der Dom der lutheriſchen Kirche erhebt ſich großartig über Häuſer und Baumwipfel und in neblichter Ferne begränzt ein ſchlanker Thurm maleriſch die Perſpective. Dieſe Anſicht, in der ſich der Charakter oder das Eigenthümliche aller großen holländiſchen Seeſtädte ſcharf ausprägt, veranſchaulicht die beiliegende Abbildung.

Der Gang um Mitternacht.

(Mit einer Compoſition von G. R. Tab. XIV.)

(Fortſetzung von Seite 120.)

Judith wankte, ihrer kaum ſelbſt mächtig, zum Zimmer hinaus, um zu Rabner in das Gefängniß zu eilen; da begegnete ihr draußen der rothe Jobſt. „Siehſt Du wohl, Judith!" ſagte er, indem er ſie bei der Hand nahm: „Das ſind die Folgen, wenn man ſolche hinterliſtige Duckmäuſer ehelichen frohen Leuten vorzieht! Wie lange habe ich nicht ſchon um Dich geworben? Du könnteſt ſchon längſt die junge Frau Kaſtellanin hier auf dem Schloſſe ſeyn. Aber Du haſt Dich an den Rabner gehangen, den jetzt die Raben freſſen werden."

„O, laß mich!" ſagte Judith weinend: „laß mich den letzten ſchweren Gang thun, und ſpotte nicht über mein Unglück!"

„Ich meine es gut!" fuhr Jobſt fort, und hielt das Mädchen zurück: „Mache Dir nicht mehr viel mit dem Menſchen zu ſchaffen, Du rennſt ſonſt in Dein eigenes Unglück, wirſt vielleicht noch als Mitſchuldige betrachtet, und es geht auch wohl noch ans Leben. Bleib lieber hier bei meinen Eltern und in meinem Schutze, in der Stadt wird man gewiß ſchon mit Fingern auf Dich zeigen; warte hier die Sache ab, ich werde Dich nicht verlaſſen!"

„Nein!" rief Judith: „Lieber will ich mit ihm ſterben, als mit Dir leben!" und mit dieſen Worten riß ſie ſich von ihm los, und eilte nach dem Gefängniſſe hin. Auf einen Zettel von des Hauptmanns Hand, den ſie den Stadtfrohn vorzeigte, wurde Judith zu dem Gefangenen gelaſſen. Rabner ſaß ſtill und in ſich verſunken, und traute ſeinen Augen kaum, als er ſeine Judith hereintreten ſah. Er breitete ihr die Arme

Digitized by Google

Der Gang um Mitternacht. N° 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

mit Sehnſucht entgegen; ſie aber blieb vor ihm ſtehen, betrachtete ihn lange mit ſchwimmenden Augen und ſagte endlich; „Ich komme nicht, um Dich zu tröſten, ſondern um eine ſehr ernſte Frage an Dich zu thun. Erinnere Dich der Stunde, wo Du mich ſo treuherzig frugſt, ob ich Dich lieb hätte, und Deine Braut werden wollte? da gab ich Dir ohne Rückhalt, und wie ich's vor Gott mir längſt geſtanden hatte, die kurze Antwort: Ja ich will die Deine ſeyn! Sieh, eben ſo ſteh ich jetzt auch hier, und frage Dich nun eben ſo treuherzig, wenn auch mit viel bangerer Seele: haſt Du jene Verbrechen wirklich begangen? und biſt Du wirklich der furchtbare Räuberhauptmann?

„Die Frage kommt nicht aus Deiner Seele!" antwortete Rabner: „denn Du kannſt mich nicht für ſchuldig halten, ſonſt hätteſt Du mich nie geliebt!"

„Sie kommt auch nicht aus mir, wohl aber hat mich der kaiſerliche Hauptmann her geſendet, ich ſoll Dich bitten und beſchwören, Dein Verbrechen zu bekennen, und Deine Mitſchuldigen zu entdecken; er will mir auch, wenn Du es thuſt, erlauben, Gnade für Dich bei dem Kaiſer zu erflehen; wenn Du aber nicht bekennſt, ſollſt Du gefoltert und dann doch zum Tode geführt werden."

„Nun, ſo laß mich denn hinführen!" erwiderte Rabner: „ich habe nichts zu bekennen, denn ich bin mir nichts bewußt. Weder vor dem Tode, noch vor der Folter ſcheu ich mich! Gott wird mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann; aber empört bin ich, daß man mir dergleichen Verbrechen zutrauen will, und daß man nicht weiter nachforſcht, wie jene ſchauderhaften Kennzeichen des Räubers in meine ſtille Schlafkammer gekommen ſind!"

„Weißt Du denn nichts davon?" fragte Judith.

„Nein! ſo wahr Gott über mir lebt, ich weiß es nicht, ich bin unſchuldig!"

Da ſchloß ihn Judith in ihre Arme, und verſprach das Aeußerſte für ihn zu wagen; denn ſie zweifelte nun nicht länger an ſeiner Unſchuld, und fühlte, ſie müſſe ihn retten oder mit ihm ſterben!

Aber der öſterreichiſche Hauptmann war mit der Antwort, die ihm Judith brachte, ſehr übel zufrieden, und befahl auf der Stelle, daß der Gefangene morgen auf die Folter geſpannt, und daß zugleich Alles zur Hinrichtung bereit gemacht werden ſollte; denn er beabſichtigte, den Verſtockten einen qualvollen Tod ſterben zu laſſen.

Judith war außer Faſſung. Ihr Herz zitterte krampfhaft bei dem Gedanken an die Qualen ihres Geliebten, und in der treuen Abſicht, auch das ſchreckliche Schickſal mit ihm zu theilen, ſtieg in ihr der Gedanke auf, ſich geradezu für ſeine Mitſchuldige zu erklären, und ſo mit ihm zu ſterben. Sie ging noch einmal nach dem Gefängniſſe zu, um ihrem Verlobten dieſen Entſchluß zu offenbaren; allein der Stadtfrohn wies ſie ab; denn der Hauptmann hatte jeden Beſuch bei dem Gefangenen von jetzt an unterſagt. Judith verſuchte durch Bitten und Thränen den alten Frohn, der ihr ſonſt als ein guter Mann bekannt war, zu rühren; allein der Alte ſagte: „Gib Dir keine Mühe, Kind! umſonſt iſt der Tod. Mir wäre es recht, wenn der Rabner meinetwegen aus dem Gefängniſſe entkäme, denn er thut mir ſelber leid, und ich glaube nicht, daß man ihm wird etwas abfoltern können; aber wie geſagt: umſonſt iſt der Tod! und die Braut eines wohlhabenden Tiſchlermeiſters wird für ihren Geliebten ſchon etwas Tüchtiges zu opfern im Stande ſeyn!"

Judith verſtand dieſe Worte zwar wohl, aber die Arme hatte ja ſelbſt nicht einen Groſchen, den ſie dem Frohn hätte bieten können. Das Haus ihres Verlobten war mit Wachen beſetzt, die alte Mutter desſelben auch bereits verhaftet, wo ſollte ſie irgend etwas hernehmen, um den Stadtfrohn günſtig zu ſtimmen, an wen ſollte ſie ſich wenden, da ſich Jeder von der Braut des berüchtigten ſchwarzen Peters ſcheu abwendete? Sie rannte in ihrer Angſt noch einmal nach dem Schloſſe, um von dem Hauptmann noch einmal eine Unterredung mit Rabner zu erbitten; denn ſie dachte, daß ihr dieſer vielleicht eine Summe Geldes würde nachweiſen können, die ſie im Stillen erheben, und zu ſeiner Rettung anwenden möchte; und trat ſo in die Wachſtube, die man, ſeit der Hauptmann vom ſchwarzen Peter ſelbſt beſucht worden war, in das Schloß verlegt hatte, und bat, ſie bei dem Hauptmann zu melden; ſie mußte aber ihre Bitte öfter wiederholen: denn

Digitized by Google

der kaiſerliche Wachmeiſter war hier mit dem alten Schloßvoigt und einigen Bürgern, die ſich aus der Stadt eingefunden hatten, im Würfelſpiel begriffen, und hatte ſeinen bedeutenden Gewinn in mehreren Beuteln vor ſich liegen. Endlich würdigte er das Mädchen eines Blickes. „Ach, die Räuberbraut!" rief er höhniſch aus: „die müſſen wir dem Hauptmann ſchon melden, denn ſie hat vielleicht über ihren Herzallerliebſten Geſtändniſſe abzulegen; aber gedulden mußt Du Dich, bis das Spiel beendet iſt, denn Galgen und Rad kommen noch Zeit genug an die Reihe!"

Judith lehnte ſich ſchweigend an die Säule, die mitten im Zimmer ſtand und das Gebälk ſtützte, und blickte wehmuthsvoll auf das Spiel und auf die vollen Beutel des Wachtmeiſters, von denen einer vielleicht die Rettung und Flucht ihres Geliebten begünſtigt hätte. Endlich und nachdem der Wachmeiſter alles baare Geld gewonnen, ſchickte er den Schloßvoigt zum Hauptmann, um bei ihm die Räuberbraut anzumelden; während deſſen aber wendete der Wachmeiſter ſchonungslos das Geſpräch auf die nahe Hinrichtung Radners, und es gab die Gelegenheit, daß die anweſenden Bürger furchtbare Spuckgeſchichten erzählten, die bei dem Hochgerichte des Städtchens vorgefallen ſeyn ſollten.

„Ja!" hob der eine Bürger an: „jetzt wird der Teufel gewiß ſein Spiel dort treiben, denn allemal, wenn auf's Neue ein armer Sünder abgethan werden ſoll, iſt in den Nächten vorher ein großer Lärmen an dem Rabenſtein und Galgen; es heißt nämlich: der zuletzt abgethane Sünder richte den Neuankommenden das Quartier ein, und mache ihm die luftigen Stuben zurecht. Nun iſt vor zwei Jahren ein Menſch gehangen worden, der ein Spion ſeyn ſollte, das ausgetrocknete Gerippe hängt noch ſtückweiſe am Galgen, der wird nun genug zu thun haben, wenn er den mit Gras bewachſenen Rabenſtein reinigen und fegen ſoll. Der Scharfrichter muß jedesmal zwei Tage vor der Hinrichtung bei Sonnenuntergang an den Richtberg hingehen, und die Execution mit lauter Stimme anmelden, ſonſt findet er nichts in Bereitſchaft, und muß wohl gar gewärtig ſeyn, daß ihm bei der Hinrichtung ein Poſſen geſchieht, oder daß der arme Sünder nicht erſterben kann."

Ein anderer Bürger nahm wieder das Wort, und führte Beiſpiele an, wo ein junger Scharfrichter, der daran nicht glauben wollte, und, weil er in ſeiner Kunſt ſehr ſicher geweſen ſey, die Anmeldung unterlaſſen habe, mit einer Hinrichtung nicht habe fertig werden können; denn erſt ſey der Strick geriſſen, an welchem er den armen Sünder habe aufhängen wollen, und dann, als er ihn zum zweitenmale heraufgeführt, ſey die Leiter gebrochen, der arme Sünder ſey auf und davon gelaufen, und das Volk habe den Scharfrichter geſteinigt.

„Unſer Meiſter wird das nicht verſäumen!" ſetzte ein dritter Bürger hinzu: „das iſt ein vorſichtiger Mann und mit Allem wohl bekannt; ja er hat mir ſelbſt verſichert, daß, als er einſtmals nach geſchehener Anmeldung am Morgen der Hinrichtung ſelbſt habe nachſehen wollen, ob die Richtſtätte in Ordnung ſey, er deutlich bemerkt habe, wie der zuletzt Hingerichtete in ſeiner zerriſſenen armen Sünderkleidung auf dem Rabenſtein bis kurz vor Sonnenaufgang immer noch geſchnüffelt habe."

Andere Bürger wollten dies in Zweifel ziehen, aber der Wachmeiſter gab den Erzählern recht, und verfehlte nicht, auch aus ſeiner Erfahrung mehrere gräuliche Geſchichten dieſer Art zu berichten.

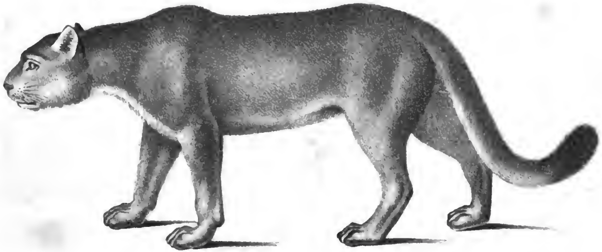
Während dem kam der Schloßvoigt zurück, und brachte die beſtimmte Erklärung, daß der Hauptmann das Mädchen nicht mehr ſprechen wolle, ſondern daß nunmehr mit dem morgenden Tage die Tortur beginnen, und Tags darauf die Hinrichtung erfolgen werde. Judith blieb wie vernichtet ſtehen, die Füße verſagten ihr den Dienſt; denn wo ſollte ſie nun Rettung ſuchen und finden? Die luſtigen Zechbrüder aber achteten nicht auf die Unglückliche, und fuhren in ihrer Unterhaltung fort, indem ſie zuletzt leichtſinnig die Frage aufwarfen: Ob wohl Jemand den Muth beſitzen möchte, nach dem Hochgerichte zu gehen, um noch in heutiger Mitternacht die bevorſtehende Hinrichtung anzumelden, und zum Zeugniß, daß er dort geweſen, einen Span aus dem Galgen zu ſchneiden und mitzubringen?

„Es thut es keiner!" rief der Wachtmeiſter: „denn ſolches Zeug am Galgen und Rabenſtein iſt ſchlimmer, als der Schwede und der Torſtenſohn! ich ſetze dieſen Beutel Geld zur Wette, es thut es keiner!"

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Der Kuguar.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Cuguar.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXVIII.

Amerika hat zwei Gattungen aus dem Tigergeſchlechte, welche beſonders fürchterlich ſind. Die erſte iſt der ſchon früher im Unterhaltungsblatte beſchriebene Jaguar, der andere der hier abgebildete Cuguar. Er lebt in Paraguay, Braſilien, Guyana und in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Beſonders häufig aber findet man ihn in den Pampas, jenen großen baumleeren Ebenen, welche ſich bis in die kalten Südgegenden erſtrecken. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt 3½ Fuß, des Schwanzes 2 Fuß, 2 Zoll. Er klettert ſehr geſchickt auf Bäume, und wenn ſie auch noch ſo gerade ſind, ſo geht er bis oben auf. Bei'm Herauf- und Herabſteigen macht er einen großen Sprung. So groß und ſtark er iſt, ſo hat er doch nicht die Verwegenheit des Jaguars; er greift niemals weder erwachſene Menſchen, noch Kinder, noch Hunde an, wenn er ſie auch ſchlafend findet, ſondern flieht ſie und bezeigt ſich ſehr furchtſam. Ein geſchickter Jäger holt ihn leicht zu Pferd ein und fängt ihn in einem Stricke. Dieſe Art, Thiere zu fangen, iſt einzig den Südamerikanern eigen. Man bedient ſich dazu eines langen ledernen Riemens, an deſſen einem Ende ein Stein befeſtigt iſt. Dieſen Riemen hat ein Reiter in der Hand und wirft den Stein mit großer Geſchicklichkeit ſo daß derſelbe das Thier an dem Orte trifft, wo er will, und der Riemen ſich demſelben um den Hals oder Fuß ſchwingt. Nun reitet, ſobald der Wurf gelungen iſt, der Reiter wieder zurück, und ſo muß das Thier ſtürzen und wird mitgeſchleppt.

Der Cuguar wagt ſich nur an Kälber, Füllen, Schaafe, oder noch kleinere Thiere. Gewöhnlich trifft man ihn allein, oder auch wohl zuweilen mit ſeinem Weibchen an. Er iſt wild und blutdürſtig und mordet, ohne Hunger zu haben, nur um ſeinen Durſt zu ſtillen. Man hat Beiſpiele, wo ein ſolcher fünfzig Schaafe tödtete, nur, um ihr Blut zu lecken. Er ſchweift weit im Lande nach Beute umher und ſpringt, wie eine Katze, aus dem Hinterhalt auf den Raub. Jung gefangen wird er ſehr zahm. Azara beſaß einen Cuguar, der ſo zahm war, wie ein Hund; nur ließ er ſich nicht abgewöhnen, auf Hühner Jagd zu machen. Er war im Hofe angebunden und ſpielte nicht ſelten mit den Perſonen, die ſich ihm näherten. Er zeichnete niemand durch größere Anhänglichkeit aus, ſuchte nie ſeine Ketten zu brechen und ward nie zornig. Mit den Negern lief er unangebunden zum Waſſer, um zu trinken, ohne ſich um die Hunde auf der Straße zu bekümmern. Einſt, als er frei war, ſprang er über die Mauer des Hofes, kam aber von ſelbſt wieder zurück.

Die Geſtalt des Jaguars iſt lang und ſchlank, der Kopf klein. Die Farbe ſeines Körpers, mit Ausnahme der Bruſt, iſt dunkelfalb, ſchwärzlich überlaufen. Das Auge iſt ſehr groß und glänzend; die Stimme kann durch die Sylben feu, feu, feu! ausgedrückt werden. Das Weibchen wirft

Digitized by Google

zwei bis drei Junge, welche ohngefähr die Größe von 18 Linien haben.

Sein Fell wird nicht beſonders geſchätzt, da es bei weitem nicht ſo ſchön, als das des Tigers iſt; ſein Fleiſch iſt unſchmackhaft, und es wird nur Jagd auf ihn gemacht wegen des Schadens, den er in den Heerden anrichtet.

Der Gang um Mitternacht.

(Beſchluß von Seite 124.)

Alle ſchwiegen, denn es fuhr ihnen ein kaltes Grauſen durch die Glieder. Endlich aber trat Judith auf den Tiſch zu, die Wangen waren bleich wie die Wand, die Augen aber funkelten wie Feuer, und erbot ſich, das Wageſtück zu beſtehen, inſofern der Wachmeiſter ſein Wort halten wolle.

„Mädchen!" rief der Wachmeiſter: „Du wirſt doch nicht des Henkers ſeyn, und den eigenen Bräutigam am Galgen anmelden wollen? bei Gott, das biſt Du nicht im Stande!"

Judith aber beharrte darauf, ſie erbot ſich, da es ſchon ſpät in der Nacht war, ſofort nach dem Hochgericht zu gehen, welches auſſerhalb der Stadt auf einer Anhöhe lag, und bat nur, daß man ihr ein Meſſer mitgeben möchte, womit ſie den Span aus dem Galgen ſchneiden könnte. Der Wachmeiſter riß das ſeinige aus dem Gürtel, gab es ihr, und Judith eilte in die Nacht hinaus.

Es war eine finſtre, ſtürmiſche Nacht, in der wohl Wenige den Muth gehabt haben würden, einen ſolchen Gang zu thun; aber ein reines Herz, das ſich keiner Schuld bewußt iſt, und ein andres eben ſo ſchuldloſes Leben retten will, und eine Liebe, die nicht an ſich denkt, ſondern zu jedem Opfer für das geliebte Weſen bereit iſt, ſind erhaben über alle Furcht, und unterdrücken ſelbſt das faſt unbeſiegbare Grauen vor übernatürlichen Gegenſtänden. Judith ging raſchen Schrittes aus dem Thore hinaus und der Richtſtatt zu; unter ihrem Mantel hielt ſie das große Meſſer verborgen, und indem ſie nur an die Rettung ihres Geliebten dachte, beſiegte ſie alle Furcht, die früher ſonſt wohl in mancher gräßlichen Geſtalt in ihr aufgeſtiegen wäre. Endlich ſah ſie das ſchwarze Hochgericht vor ſich liegen. Das eben untergehende Viertel des Mondes warf durch eine Wolkenſpalte einen matten Schimmer darauf, und zeigte ſeine Geſtalt noch furchtbarer, der runde hoch aufgemauerte Rabenſtein, auf dem die Verbrecher enthauptet oder gerädert wurden, und der hohe Galgen mit ſeinen drei Säulen, an dem die Gebeine eines Gehangenen noch in der Luft ſchwebten und klapperten, ſtanden in dunkeln Umriſſen vor ihr, und gaben ein grauenhaftes Bild. Sie dachte an die Erzählungen, die ſie in der Wachſtube gehört hatte, und da eben in der Stadt die Uhr die Mitternachtſtunde ſchlug, ſo fiel ihr ein, daß nach jener Sage der zuletzt Hingerichtete jetzt den Rabenſtein reinigen ſolle. Im Innern erzitternd erreichte ſie endlich die furchtbare Stelle, und war eben im Begriff, mit bebender Hand einen Span aus dem Galgen zu ſchneiden, als ſie plötzlich fernes Pferdgetrappel vernahm, was ſich raſch dem Hochgerichte näherte. Judith verbarg ſich in einer Niſche des Rabenſteins, und ſah von dort, wie mehrere Reiter geſprengt kamen, ihre Pferde am Galgen anbanden, und von dem einen derſelben einen Mann herabriſſen, der bereits geknebelt war. Sie ſah eine große männliche Geſtalt, ebenfalls durch eine ſchwarze Maske unkenntlich gemacht, die ſich bald als den Anführer des Truppes zeigte, und auf deren Anordnung der geknebelte Mann ermordet werden ſollte. Der Unglückliche rang die Hände, und flehte um ſein Leben, aber der ſchwarze Mann ſtieß ihm unerbittlich ein großes Meſſer mehreremale in die Bruſt, ließ dann aus dem Pflaſter des Rabenſteins zwei große Quader ausheben, und die Leiche in das unterirdiſche unbekannte Gewölbe hinabſtoßen. Hierauf machte man ſich daran, die Mantelſäcke des Ermordeten vom Pferde abzuſchnallen und zu öffnen; man riß ſie haſtig auf, ſchüttete Geld und Kleidungsſtücke heraus, und theilte Alles in gieriger Haſt auf einem Raſenplatze vor dem Galgen. Der ſchwarz verlarvte Mann hatte ſein blutiges Meſſer indeß in eine der Säulen des Galgens eingeſtochen, und auf nichts weiter achtend, beſchäftigte er ſich nur mit der Theilung des Raubes. Judith, welche die furchtbare Scene dicht vor ſich hatte ereignen ſehen, war von Grauen und Entſetzen erfüllt; aber die größere Gewißheit, daß ihr Verlobter unſchuldig ſey, und der ſchwarze Peter

Digitized by Google

jetzt erſt vor ihr ſtehe, gab ihr hohen Muth, und ſie begriff wohl; daß der jetzige Augenblick oder keiner die Rettung herbeiführen müſſe. Sie durfte nur ein paar Schritte aus ihrem Verſteck ſich hervorwagen, ſo konnte ſie das blutige Meſſer aus der Säule des Galgens erreichen, und es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, es unvermerkt mit dem ihrigen zu vertauſchen. Sie vollbrachte dies glücklich, zog das blutige Meſſer aus der Spalte, ſteckte das ihrige von faſt gleicher Form und Größe wieder hinein, und zog ſich in ihren Schlupfwinkel unbemerkt zurück. Bald darauf waren die Räuber mit der Theilung fertig; der ſchwarze Peter zog unbefangen das Meſſer aus der Spalte, und ſteckte es in ſeinen Gurt, ſetzte ſich mit den übrigen dann zu Pferde, und ſprengte auf und davon. Judith aber ſchnitt raſch einen Span aus dem Galgen, und flog mit ihm und dem blutigen Meſſer der Stadt zu.

Es ſchlug eben ein Uhr auf dem Kirchthurme, als ſie wieder in die Wachſtube trat. Der Schloßvogt und die Bürger waren zu Bette gegangen, und der Wachmeiſter mit ſeinen Soldaten nur noch zugegen. Er fuhr aus dem Schlaf empor, als Judith eintrat, und rief ihr entgegen:

„Mädchen! Du wirſt doch nicht des Geiers geweſen ſeyn, und den Galgenſpan wirklich geholt haben?"

„Ja, das habe ich, Herr Wachmeiſter," antwortete Judith, und legte den Span vor ihm hin. „Aber ich bringe Euch mehr, fuhr ſie fort, denn Gott hat mich zum Zeugen für die Unſchuld auserſehen!" und hiermit reichte ſie ihm das blutige Meſſer, und erzählte ihm die ganze furchtbare Geſchichte, die ſie eben erlebt hatte.

(Siehe die Abbildung Nro. II.)

Der Wachtmeiſter betrachtete das Meſſer aufmerkſam, und ſagte nachſinnend: „Mir iſt, als ſollte ich das Meſſer kennen, und als hätte ich es bei dem rothen Jobſt geſehen. Verhalte Dich ruhig hier, meine Tochter, bis der Tag anbricht, und ich Dich zum Hauptmann führen kann, denn die Sache iſt wichtig, und muß ſchnell unterſucht werden!" Und hiermit wieß er ihr einen Stuhl in einer finſtern Ecke des Zimmers an, auf dem ſie einſtweilen ausruhen ſollte.

Kaum daß ſich Judith dorthin zurück gezogen hatte, trat der rothe Jobſt ein, ſetzte ein paar Flaſchen Wein auf den Tiſch, und ſagte zum Wachmeiſter: „Kamerad, der Vater iſt zu Bette gegangen, und hat mich geweckt, denn es muß Dir doch einer von uns Geſellſchaft leiſten. Mitternacht iſt vorüber und da bringe ich denn ein paar Flaſchen zum Morgentrunk!" Er ſetzte ſich an den Tiſch, und ſchenkte ein; der Wachmeiſter aber heftete ſeine funkelnden Blicke auf den Gurt, den Jobſt um ſeinen Leib trug, denn er ſah ſein Meſſer in demſelben ſtecken.

„Wir haben wohl unſere Meſſer geſtern verwechſelt?" ſagte der Wachmeiſter ganz gelaſſen; „ich habe das Deine hier, Jobſt, und wenn ich mich nicht irre, trägſt Du das meine dort?"

„Ja wahrlich!" erwiderte Jobſt befremdet, „die Meſſer ſind vertauſcht, aber ich weiß nicht, wie dies zugegangen ſeyn ſollte!"

„Es iſt geſtern Mittag geſchehen, als wir mit unſern Meſſern den Flaſchen die Hälſe abſchlugen," meinte der Wachmeiſter. „Da, nimm das Deine, und gib mir das Meine zurück!" Jobſt ſtand auf, zog das Meſſer ſchweigend aus dem Gurte, tunkte es dann in einen Krug mit Waſſer, und trocknete es hierauf ſorgfältig mit einem Taſchentuche wieder ab.

„Du brauchſt mir das Meſſer nicht erſt zu reinigen," ſagte der Wachmeiſter, indem er aufſtand und ihm näher trat: „denn an meinem Meſſer klebt kein Blut, aber an dem Deinigen hier iſt noch die heutige Schlachterei am Galgen zu erkennen!" Mit dieſen Worten faßte er den Jobſt bei der Bruſt, die übrigen Soldaten ſprangen auf einen Wink des Wachmeiſters auch herbei, übermannten ihn, und zogen, nachdem ſie ihn allenthalben unterſucht, eine ſchwarze Perücke ihm aus dem Buſen.

Der Hauptmann wurde ſogleich geweckt, und der Vorfall ihm gemeldet. Er ließ hierauf auch den alten Schloßvoigt ſogleich verhaften, und das Schloß in allen ſeinen verborgenſten Gemächern und Kellern unterſuchen, und fand zum allgemeinen Erſtaunen hier alle die geraubten Sachen angehäuft, und das kaiſerliche Schloß zur Diebeshöhle entweiht. Die ſtrengſte Unterſuchung ergab endlich, daß Jobſt der furchtbare ſchwarze Peter, und ſein Vater, der ehemalige Mörder Wallenſteins, der Hehler ſeiner Verbrechen war. Jobſt hatte, um den Verdacht

Digitized by Google

von ſich abzuwälzen; und den läſtigen Bräutigam der ſchönen Judith aus dem Wege zu ſchaffen, jene Perücke und Maske in Rabners Haus zu bringen gewußt; aber der Muth eines ſchuldloſen Herzens hatte den Geliebten gerettet und das Laſter entlarvt. Furchtbare Verbrechen kamen jezt an das Tageslicht, das verborgene Gewölbe am Rabenſtein enthielt eine Menge Körper der Ermordeten, aber es wurde das Hochgericht auch mit dem Blute der Verbrecher getränkt, denn der Hauptmann ließ auf Befehl des Kaiſers den rothen Jobſt nebſt ſeinem Vater und allen ſeinen Spießgeſellen auf das Grauſamſte hinrichten. Judith aber wurde vom Kaiſer reichlich beſchenkt, ſie ward die glückliche Gattin ihres Rabners, den der Kaiſer zum Schloßvoigt machte, und ward allenthalben als das Beiſpiel einer wahrhaft treuen muthvollen Liebe bewundert.

Die Macht des böſen Gewiſſens.

Ein Juwelier von großem Vermögen in Holland mußte ſeiner Geſchäfte wegen, eine Reiſe unternehmen; und nahm ſeinen Bedienten mit. Er hatte einige ſeiner herrlichſten Juwelen und eine ſtarke Summe Geldes bei ſich. Das wußte der Bediente, und ſeine Geldgierde verleitete ihn zu der ſchrecklichſten Handlung. Er ſah ſich eine Gelegenheit ab, als ſein Herr unterwegs vom Pferde ſteigen mußte, nahm eine Piſtole aus deſſen Sattel und erſchoß ihn auf der Stelle. Darauf nahm er ihm ſeine Juwelen und ſein Geld ab, hieng ihm einen ſchweren Stein um den Hals, und warf ihn in den nächſten Kanal. Mit ſeinem Raube begab er ſich in eine kleine Stadt in England, wo er glaubte, daß weder er noch ſein Herr bekannt ſey.

Hier fieng er anfänglich einen ganz kleinen Handel an, damit er kein Aufſehen machen möchte. Mit der Zeit ſchien er auf eine natürliche Art zu Vermögen und dadurch auch zu Anſehen zu gelangen, ſo daß ſein gutes Glück ſowohl die Wirkung, als auch der Lohn ſeiner Tugend und Emſigkeit zu ſeyn ſchien. Er nahm von beiden das äuſſerliche Anſehen ſo ſehr an, daß er guten Credit erlangte, und in eine gute Familie heirathete. Da er nun nach und nach ſeine verborgenen Schätze, ſo wie es die Gelegenheit gab, an den Tag brachte, auch gegen Jedermann gefällig und freundſchaftlich war, ſo bekam er in der Folge Antheil an der Stadtregierung und wurde ſelbſt Bürgermeiſter. In allen dieſen Aemtern erlangte er einen guten Namen, und verwaltete ſie mit Beifall, bis zu dem Tage, da er einſtmals mit ſeinen Amtsgenoſſen zu Gerichte ſaß und ein Miſſethäter vor ihm erſchien, der angeklagt war, ſeinen Herrn ermordet zu haben. Die Zeugen wurden abgehört; die 12 Geſchwornen gaben ihr Urtheil, daß er ſchuldig ſey; und die ganze Verſammlung wartete mit Ungeduld, daß er als Oberrichter den Ausſpruch thun ſollte. Aber was geſchah? die Macht des böſen Gewiſſens war nicht zu überwältigen; er litt die ſchrecklichſte Qual, änderte die Geſichtsfarbe und zitterte mehr, als der Miſſethäter ſelbſt. Man erſtaunte, und vermuthete eine plötzliche Krankheit; aber man traute ſeinen Augen kaum, als er jezt von ſeinem Sitze aufſprang, ſich vor die Schranken dem Mörder zur Seite ſtellte und mit folgenden Worten an die Richter wandte:

Geſchworne, ihr ſeht hier ein Beiſpiel von der gerechten Strafe des Allmächtigen. Dieſer Tag ſtellt euch, nach einer Verhehlung von 30 Jahren, einen größern Verbecher vor, als dieſer Angeklagte iſt! Und nun fieng er eine vollſtändige Erzählung ſeines Mordes an, und bekannte dabei alle Umſtände, die ſeine Greuelthat noch vergrößerten, indem ſein Herr ihn aus dem Staube erhoben, erzogen und das größte Vertrauen auf ihn geſetzt habe. Er erklärte, wie er ſich bisher der gerechten Strafe entzogen, und ſeine Schuld vor aller Welt verborgen hatte. Ich konnte nicht mehr aushalten unter den Menſchen; eine Höllenangſt überfiel mich, und mein Gewiſſen war meine Folter. Der ewige Rächer aller Schandthaten will nicht, daß ich länger ungeſtraft bleibe. Sprecht mein Urtheil; ich habe den Tod verdient.

Der Unglückliche wurde ins Gefängniß geſetzt; es wurden die Beweiſe ſeiner Selbſtanklage durch ſchriftliche Zeugniſſe aus Holland beſtätigt und der Verbrecher enthauptet.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Fig. I.

Fig. II.

Gurney's Dampfkutsche.

Digitized by Google

No. 29. Achter Jahrgang 1835. (129)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 10 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Gurney's Dampfkutſche.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXIX.

Ein Gegenſtand, dem ſich in neuerer Zeit der Erfindungsgeiſt des Menſchen ganz vorzüglich und mit ausgezeichnetem Erfolge zugewandt hat, iſt die Benutzung des Dampfes zur Gewinnung mechaniſcher Kraft. Mit welchem Erfolge und in welcher erſtaunlichen Ausdehnung derſelbe bereits zur Betreibung von Maſchinen verwendet wird, die ihre Stelle nicht verändern, iſt bekannt genug, und daß die Kraft des Dampfes nicht bloß zur Bewegung von Schiffen, ſondern auch ſchon zur Fortbewegung von Wagen auf Straßen mit künſtlichem Geleis mit Vortheil angewandt worden, haben die Leſer des Unterhaltungsblattes bereits aus der Beſchreibung der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter erſehen. Der nächſte Schritt zur höheren Vollkommenheit war nun die Erfindung eines Dampffuhrwerks, welches auf gewöhnlichen Wegen das Pferdefuhrwerk erſetzen kann, und mit der Löſung dieſer Aufgabe haben ſich in der neueſten Zeit, zumal in England, viele denkende Köpfe beſchäftigt. Endlich ſcheint dieſes große Problem von Dr. Gurney, wenn nicht vollkommen erledigt, doch beinahe gelöſ't zu ſeyn, indem die Verſuche, welche derſelbe in der Nähe von London mit ſeiner Dampfdiligence anſtellte, zu den erfreulichſten Erwartungen berechtigen.

Von dieſer Dampfkutſche befindet ſich auf unſerer Tafel eine getreue Abbildung. Sie hat ungefähr die Form der gewöhnlichen engliſchen Eilwagen, iſt aber etwas größer und ſteht höher, indem ſie bis an das Dach 9 Fuß hoch iſt. Es finden inwendig 6 und auswendig 15 Paſſagiere Platz, ohne den Conducteur, welcher zugleich den Maſchinenwärter macht. Die auswendig ſitzenden Paſſagiere werden in keiner Art durch den Dampf beläſtigt, wohl aber können die hinten ſitzenden ſich im Winter an dem Ofen wärmen. Die Länge des Fuhrwerks beträgt von einem Ende bis zum andern 15 Fuß und mit der Deichſel und den Lenkrädern 20. Unten iſt die Kutſche mit zwei Schiebeſtangen verſehen, welche beim Bergauffahren in Thätigkeit geſetzt werden können. Beim Bergabfahren wird die Reibung durch ein Premswerk vermehrt; doch kann der Conducteur die Kraft der Maſchine auch beliebig verringern oder ganz hemmen, indem er auf einen, zu ſeiner Rechten befindlichen Hebel drückt, der auf das Droſſelventil wirkt. So läßt ſich die Geſchwindigkeit des Fuhrwerks beliebig reguliren, und demſelben eine ſolche von 2 bis 10 engliſchen Meilen in der Stunde geben. Vermöge eines andern Hebels kann das Fuhrwerk augenblicklich zum Stillſtande gebracht, und ſogar die Bewegung der Räder nach der entgegengeſetzten Richtung bewirkt werden. Auf dieſe Art iſt die Maſchine unter einer vollkommeneren Controle, als ein Wagen mit gut eingefahrenen Pferden.

Der Conducteur hat auſſer der Beaufſichtigung der Maſchine vorzüglich die Obliegenheit, die Kutſche zu lenken, welches mittelſt der beiden Lenkräder mit der größten Leichtigkeit geſchieht. Man kann damit jedem Hinderniß ausbeugen, um Ecken fahren, und zwar mit weit mehr Sicherheit, als mit Pferden.

Digitized by Google

Ein Kind von 5 Jahren iſt von Herrn Gurney vollkommen darauf eingeübt worden, die Kutſche über ſchwierige Stellen zu leiten. Das Totalgewicht der Dampfkutſche nebſt allem Zubehör beträgt 30 Zentner. Den Straßen fügt daſſelbe weit weniger Schaden zu, als ein mit Pferden beſpanntes Fuhrwerk. Man hört, wenn es fährt, die Maſchine nicht arbeiten. Die letztere iſt von 12 Pferdekräften, kann aber auf 16 gebracht werden, während man auf horizontalen Wegen nur 8 braucht.

Der Keſſel iſt ſo eingerichtet, daß durchaus kein Unglück möglich iſt. Er beſteht aus ungefähr 40 zuſammengeſchraubten, ſchweißeiſernen Röhren, die wiederum in je einem blechernen Gehäuſe ſtehen, und der einzig mögliche Unfall, der die Kutſche treffen kann, iſt, daß eine dieſer Röhren ſpringt und der vierzigſte Theil der Kraft verloren geht. Der Maſchinenwärter hätte dann dieſe Röhre aus dem Gehäuſe zu ziehen und die Löcher mit einem Stöpſel zuzuſchrauben, was binnen 10 Minuten geſchehen kann. Allein ein ſolcher Vorfall iſt kaum denkbar, da die Röhren mit einem Drucke geprüft ſind, der 500 mal ſtärker iſt, als der, den ſie gewöhnlich auszuhalten haben. Aus den Löchern des Keſſels ſammelt ſich der Dampf in den ſogenannten Separatoren, und dann in einem Hauptrohr, welches ſich dann gabelförmig verzweigt und an jeden der zwei Kolbencylinder einen Aſt abgibt. Durch die zwei Kolbenſtangen werden die Krummzapfen der hintern Axe in Bewegung geſetzt, und durch dieſe mittelſt Zahnung die hintern Räder umgedreht. Zugleich wird auch eine Pumpe bewegt, welche mittelſt eines biegſamen Schlauchs den Keſſel immer mit Waſſer verſorgt. Dieſes Waſſer wird aus einem langen Troge geſaugt, welcher auf jeder Station wieder gefüllt wird, aber ſo viel Waſſer faßt, als die Kutſche in einer Stunde bedarf. Der Ofen iſt mit Kohlen für dieſe Zeit verſehen.

In der obern Hälfte unſerer Abbildung erblickt man bei der Ziffer 1. den Conducteur; 2 den Schwengel zum Lenken; 3. die Lenkräder; 4. die Deichſel; 5. den vorderen Packkaſten; 6. das Droſſelventil, mittelſt deſſen mehr oder weniger Dampf in den wirkenden Theil der Maſchine eingelaſſen werden kann; 7. den Waſſertrog, der unter dem ganzen Fuhrwerk weggeht und ſo breit iſt als der Kaſten; 8. den Hauptkutſchkaſten, der roth angeſtrichen und mit Tuch von derſelben Farbe ausgeſchlagen iſt; 9. die Sitze für die nicht im Hauptkutſchkaſten ſitzenden Paſſagiere; 10. den hinteren Kaſten, worin der Keſſel und der Ofen ſich befinden. Der Dampf geht aus dem Keſſel in die ſogenannten Separatoren (11. 11.) in welchen ſich der Dampf vom Waſſer ſcheidet, und von da nach dem Ort ſeiner Beſtimmung geht; 12. die Pumpe, durch welche das Waſſer in einen mit dem Keſſel communicirenden Behälter getrieben wird; 13. das Hauptdampfrohr, welches von den Separatoren herabſteigt und ſich von da unter dem Kutſchkaſten gerade nach dem Droſſelventil (6.) und von da unter dem Troge nach dem Kolbencylinder (16) zieht; 14. die Schlöte des Ofens, deren 4 ſind; 15. die Langbäume, 3 an der Zahl; 16. die zwiſchen den Langbäumen befindlichen Kolbencylinder; 17. ein Ventil, wodurch der Dampf bald auf dieſe bald auf jene Seite der Kolben geſchlagen wird; 18. Krummzapfen, welche auf die Axe wirken. Am Ende der letztern befinden ſich Kämme, oder Daumen, welche in eiſerne, an den Radnaben befindliche Zähne greifen und dadurch die Räder drehen; 19. die Schiebſtangen, welche bei'm Bergauffahren in Bewegung geſetzt werden und wie die Hinterbeine von Pferden ſich gegen den Weg anſtemmen; 20. das Premswerk, durch welches man beim Bergabfahren die Reibung des Rades vermehrt; 21. die Klaue, mittelſt welcher das Rad gedreht wird; 22. das Sicherheitsventil, welches den Grad der Stärke des Dampfes regulirt; 23. die Oeffnung, durch welche der Waſſertrog gefüllt wird.

Die untere Hälfte unſerer Tafel zeigt den Dampfwagen von hinten; 1. die Ofenthür; 2. die Probehähne, mittelſt deren man probirt, wie hoch das Waſſer und wie tief der Dampf in den Separatoren ſteht; 3. die Dampfſpeiſeröhre; 4. den Blaſehahn; 5. die Hähne zum Ausleeren des Waſſertrogs; 6. die Schlöte; 7. die Röhren, durch welche das Waſſer von den Separatoren in den Keſſel getrieben wird; 8. die Dampfſeparatoren.

Schon beginnt man, nicht bloß in England, ſondern auch in andern Ländern den Dampfwagen des Herrn Dr. Gurney nachzumachen — was freilich nicht immer zum Beſten gelingen will. Aber billigerweiſe ſollte keine Schwierigkeit und kein miß-

Digitized by Google

Der Haupt Patient.

lungener Verſuch uns abſchrecken, um eine, für den Verkehr und die ganze Cultur ſo wichtige Erfindung in allgemeinen Gebrauch zu bringen.

Der Haupt-Patient.

(Mit einer Compoſition von G. R. Tab. XV.)

Nachdem der berühmte britiſche Staatsmann Pitt im Monat März 1801 ſein Amt als Premier-Miniſter niedergelegt hatte, entſtand eine ſehr heftige Reibung der Parteien, die auch noch da mit aller Stärke fortdauerte, als ein neues Miniſterium unter Addingtons Vorſitze gebildet war. Mit dem Miniſterwechſel war aber auch in der Beſetzung einiger anderer wichtiger Staatsämter eine Veränderung — wie dieß gewöhnlich geſchieht — vorgegangen, und dadurch namentlich ein Familienvater von ſieben lebenden Kindern, der ohne Privatvermögen nur von dem Ertrage ſeines Amtes, davon aber auch ſehr anſtändig lebte, plötzlich und ohne alles Verſchulden, und bei anerkannter, beſonderer Tauglichkeit, brotlos geworden.

In der That konnte auch keine Lage troſtloſer ſeyn, als die des unglücklichen Mannes, der ſich plötzlich aus einer Stelle, die ihm Ehre und Auskommen gewährte, in die bitterſten Sorgen für die Zukunft, in Betreff ſeines und der Seinigen Schickſal verſetzt ſahe. Der Gram ergriff ſein Gemüth mit ſolcher Stärke, daß er bedenklich erkrankte, und es nur, nächſt Gott, der hohen Geſchicklichkeit eines der erſten Aerzte Londons, und der treuen Pflege ſeiner Gattin zu danken hatte, daß er genas.

Dieſer Arzt, obſchon, ſeinen ganz unverhohlen an den Tag gelegten Grundſätzen nach, ein Anhänger der Oppoſition, ſtand dennoch ſeiner ganz ungewöhnlichen Kenntniſſe und tiefen Einſichten wegen, eben ſo wie ſeines geraden und biederen Characters halber, auch bei Hofe, wie überall unter Perſonen höherer Stände, in verdientem und großem Anſehen; ihm ſelbſt aber war es, ſelbſt zu einer Zeit, wo Alles mit großer Leidenſchaftlichkeit Partei nahm, völlig einerlei, zu welcher derſelben der Patient, der ſeinen Rath verlangte, gehören mochte. Er vermied gerne politiſche Geſpräche, beſonders mit Kranken, und wenn er ſeine Ideen auch feſthielt, ſo war er doch weit entfernt, ſie Anderen aufdringen zu wollen. Wer den Arzt kannte, wußte das, und ehrte ihn um ſeiner Weisheit, Rechtlichkeit und Anſpruchsloſigkeit willen um ſo höher.

Eines Tages in einer für London ungewöhnlichen Frühe ward er zum Miniſter Addington gerufen und begab ſich zu ihm. Derſelbe litt nicht unbedeutend, und da ſich der rechte Sitz ſeiner Krankheit noch nicht genau angeben, ja dieſelbe ſich in ihren Symptomen noch nicht einmal recht erkennen ließ, ſo erklärte der Arzt dem Miniſter: daß derſelbe ſich, um dem etwaigen Eintritte größerer Beſchwerden vorzubeugen, die ſorgfältigſte ärztliche Pflege angedeihen laſſen müſſe, bedauerte aber zu gleicher Zeit, daß er ihm dieſelbe nicht widmen könne.

Der Miniſter, der den Arzt von Seiten ſeines politiſchen Glaubensſyſtems recht gut kannte, aber auch überall nur von ſeiner Art und Weiſe, entgegengeſetzte Meinungen durchaus ruhig zu ertragen, gehört hatte, erſtaunte nicht wenig über die Erklärung des Arztes, die jene von ihm weit verbreitete Meinung geradehin widerlegte. — „Warum aber wollen Sie mich nicht ärztlich behandeln, wie ich das von Ihnen erwarten kann? und was hat mein Amt und meine Meinung über Welthändel mit meiner Krankheit zu ſchaffen?" fragte der Miniſter geſpannt. „Ganz und gar nichts," antwortete kalt der Doctor, „aber mit meiner Zeit deſto mehr, und die iſt durch einen Haupt-Patienten jetzt gerade ſo ganz in Anſpruch genommen, daß ich nicht noch einen zweiten der Art annehmen kann, ohne Beiden Unrecht zu thun, und für Beide verantwortlich zu werden."

„Durch einen Haupt-Patienten? So! ſo! — und wer iſt denn der Kranke?" fragte Addington. „Ein Vater von ſieben unerzogenen Kindern, ein edler Gatte, bis vor Kurzem ein geehrter Staatsdiener, aber ein Mann ohne Vermögen, dem man, als er aus ſeinem Amte verdrängt ward, Alles nahm, — Alles, und der jetzt dem Gram zur Beute zu werden bedroht iſt."

„Sie wollen mich alſo nicht behandeln?" fragte Addington. „Ich kann nicht unter den obwaltenden Umſtänden. Säumen Sie aber nicht, Mylord, und wenden Sie ſich wo möglich noch in dieſer Stunde an den Doctor * oder *," und da-

Digitized by Google

bei nannte er dem Miniſter hochausgezeichnete Aerzte. Dann beurlaubte er ſich.

Vier Tage darauf ſchickte **Addington** ein Handbillet, in welchem er um einen Beſuch bat. Der Doctor kam. „Was macht Ihr Haupt-Patient?" fragte jener, und der Arzt erwiederte achſelzuckend: „ſein Zuſtand iſt ſehr bedenklich." — „Glauben Sie, daß ich etwas zur Beruhigung Ihres Kranken beitragen kann, ſo nennen Sie mir ihn," ſprach der Miniſter weiter, und der Doctor entgegnete: „Wohl möglich, o ja. Es iſt der entlaſſene **Robert** *, mein ſehr geehrter Jugendfreund." — „Der!? ſo ſo — der alſo" — fuhr **Addington** fort. — „Nun vielleicht iſt dem Manne zu helfen. — Ich werde ihm eine Penſion zu verſchaffen ſuchen." — „Nur jetzt davon kein Wort," ſprach der Arzt lebhaft, „ich bitte mir das als Menſch und als Arzt recht ſehr aus. Ein Wort davon würde meinen Kranken ins Grab ſtürzen; die bravſte Gattin in ganz England zur Wittwe, und ſieben liebe hoffnungsvolle Kinder zu vaterloſen Waiſen machen. O ich ertrüge es nicht!"

„Nun, ich meinte es ja gut!" — rief **Addington**.

„Mag ſeyn — aber das darf nicht geſchehen. Der **Robert** * hat mit Ehren und Erfolg gedient; ſeine Ruhe, ſeine Zufriedenheit, ſein Erdenglück war mit ſeiner Amtspflicht eng und unzertrennlich verſchwiſtert. Ein Mann, der mit Gemüth und Sinn ſeinen Beruf erfüllt, iſt nicht mit einer Penſion abgefunden. Bedenken Sie das wohl, Mylord, und und ich bitte Sie, nichts weiter davon. Wird **Robert** * nur hergeſtellt, — darben ſoll er nicht, ſo lange ich noch eine Guinee in der Taſche und ein paar Kunden in London habe. — Ich fühle das ganze Gewicht meiner Staatsbürgerpflicht, mit jedem Opfer unſerm Lande einen ſo treuen ſeltnen Diener als **Robert** * bis auf beſſere Zeiten zu erhalten."

(Siehe die Abbildung.)

Der Doctor hatte mit großer Wärme geſprochen. Er fühlte, daß er bei einem Patienten, wie der Miniſter, ſich hätte etwas gemäßigter äuſſern müſſen, und wollte — um nicht noch mehr zu ſagen — ſich zurückziehen. Da ſagte **Addington**: „Nun — über den Sir **Robert** * vergeſſen Sie auch alle Ihre anderen Freunde. Der Glückliche! ja wer ſolchen Arzt hat, der kann ſchon geneſen. Zu mir kommen Sie nicht, und wenn ich Sie rufen laſſe, ſo fragen Sie mich nicht einmal, wie es mir geht." — „Haben Sie einen der Aerzte angenommen, die ich Ihnen vorſchlug, Mylord, ſo ſind Sie in guten Händen," ſprach der Doctor, „und ich würde Unrecht thun, mich einzumiſchen. Zumal naht jetzt die Stunde, wo das Fieber bei meinem Freunde einzutreten pflegt." Damit beurlaubte er ſich kurz und ging.

Noch waren nicht vier Tage wieder vergangen, da hatte Sir **Robert** * ſeinen Poſten, der nur vorläufig verwaltet war, auf **Addingtons** Verfügung wieder. Der Doctor frohlockte; er hatte ſeinen Zweck erreicht; der Freundſchaft war ihr ſchönes Werk gelungen. Er wußte indeß recht gut, wie der Miniſter zu nehmen war; täglich ließ er ſich perſönlich da einſchreiben, wo man die namentlich verzeichnete, welche ſich nach ſeinem Befinden erkundigten. Endlich ließ **Addington** ihn, als er wieder erſchien, zu ſich einladen; und als der Doctor ganz harmlos kam, fragte der Miniſter zuerſt: „Wie geht es Ihrem Haupt-Patienten, dem Sir **Robert** *?" „Gottlob, er iſt in der Beſſerung," ſprach jener, und da er jetzt meine Zeit nicht mehr faſt ausſchließlich fordert, ſo ſtehe ich Ihnen, Mylord, zu Dienſten, wenn's noch nöthig iſt."

„Nun! doch alſo endlich! Die Herren Doctoren * und * gefallen mir nicht. Ich brauche einen Arzt, der nöthigenfalls mich zum **Haupt-Patienten** annimmt, und alles Andere über mich vergißt. — Doctor! Sie ſind ein wackerer Mann! — und nun — wenn's ſeyn kann, helfen Sie mir bald!"

„Mit Gottes Hülfe! — wollen ſehen; ſprach dieſer, prüfte und erforſchte den Zuſtand des Miniſters genau, war früh und ſpät bei ihm, und nach ſechs Wochen ſaß **Addington**, von einem bedenklichen Uebel geneſen, wieder im Parlament.

Die Sache blieb indeß Seitens dieſes Letztern nicht ganz verſchwiegen, und bei Hofe hatte man hie und da über den Doctor gewitzelt; da kümmerte den aber ſehr wenig, und er that nach wie vor als Ehrenmann das Seinige bei Alt und Jung. Da erkrankte die Königin ſpäter einmal, und ihr eigentlicher Leibarzt war abweſend auf einer Reiſe. Der König befahl, den Doctor, den wir kennen, zu rufen, und ſagte im nächſten Abendzirkel laut: „Ich bin über den Zuſtand meiner Gemahlin ganz beruhigt, denn Doctor * iſt bei ihr, und er hat mir verſprochen, ſie ſolle ſeine **Haupt-Patientin** ſeyn."

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Fig I

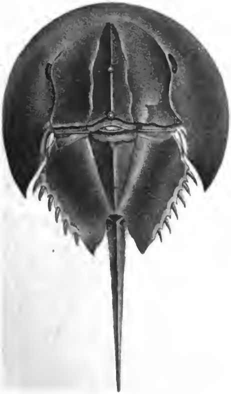
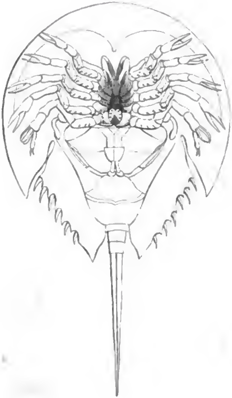


Fig II.



Der molukkische Krebs.

Digitized by Google

No.ro 30. Achter Jahrgang 1835. (133)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexempler gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der moluckiſche Krebs.

(Mit einer Abbildung.)
Achter Jahrgang 1835. Tab. XXX.

Was der Elephant unter den Säugethieren iſt, das iſt das ſonderbare, auf beiliegender Abbildung dargeſtellte Thier unter den Inſekten. Es iſt das allergrößte ſeines Geſchlechts, und erreicht manchmal eine Länge von vier Fuß. Gewöhnlich iſt es indeß nur ſpannenlang und halb ſo breit. Der Rücken iſt mit einem breiten Schilde bedeckt, welcher hinten mondförmig ausgeſchnitten iſt. An dieſem hängt der Schwanzſchild, welcher in einen dreikantigen Stiel ausläuft, der die Geſtalt eines Stiletts hat und faſt eben ſo lang als der Leib iſt. Die Schilder ſind glatt und olivengrün; der Schwanzſchild hat an den Seitenrändern Dornen, und auf dem Rückenſchild ſtehen vor der Mitte zwei große körnige Augen, und davor noch zwei einfache.

Von oben ſieht der moluckiſche Krebs kaum einem Thiere gleich, wendet man ihn aber um (Fig. II.), dann ſieht man den verhältnißmäßig kleinen Leib, an welchem 5 Paar Scheerenfüße hervorragen. Hinter dieſen Scheerenfüßen liegen noch 6 Paar kürzere Floſſenfüße, welche die Stelle der Kiemen vertreten.

Dieſes Thier findet ſich in Oſtindien an China, Japan und in Weſtindien, auch an den Küſten des nordweſtlichen Amerika. Es lebt paarweiſe an moraſtigen Strändern, beſonders an Java, wo man aus den Eiern ſchmackhaften Bocaſſan, eine Art Caviar macht. Mit dem Stachel ſoll es ſeine Feinde gefährlich verwunden können. Gewiß iſt, daß die Wilden den Schwanzſtiel zu ihren Pfeilen brauchen. Die Verwundungen mit einer ſolchen Waffe heilen ſehr ſchwer, weil der Stachel gezähnelt iſt.

Ali-Iba-Abas.

Der Kalife Mammoun in Bagdad hatte einſt zur Abendzeit ſeinen Liebling, Ali-Iba-Abas, bei ſich. Sie waren eben in einem vergnügten Geſpräche begriffen, als unerwartet ein Fremder, der eines großen Verbrechens beſchuldigt war, an Händen und Füßen gefeſſelt, durch Soldaten ihm vorgeführt wurde. Verſchwunden war jetzt der heitere Blick des Kalifen; erzürnt ſprach er zu ſeinem Lieblinge: „Nimm dieſen Verbrecher zu dir, und verwahre ihn aufs Strengſte. Morgen bringe ihn vor Gericht!" — Ali gehorchte, und verwahrte den Fremdling in ſeinem Hauſe. Still und ſchweigend beugte ſich dieſer unter ſein Schickſal. Sein Blick war ernſt, aber ruhig; ein Blick der ſich bewußten Unſchuld. In der nächtlichen Stille nahte ſich Ali, von Niemanden belauſcht, dem Fremden und fragte nach ſeinem Vaterlande. — „Meine Vaterſtadt iſt Damask" — verſetzte dieſer — „dort, ach dort habe ich eine friedliche Wohnung, meine geliebte Gattin, meine unmündigen Kinder verlaſſen müſſen" — „Der Himmel möge Damask ſegnen!" — entgegnete Ali — „denn daſelbſt wohnt der Retter meines Lebens." — „In Damask dein Retter?" — fragte der Fremde mit erheitertem Geſichte: — „O erzähle mir dieſen Vorfall!" — „Der ſtrenge Kalife entſetzte den Statthalter ſeines Amtes" — begann Ali — „ich bekam

Digitized by Google

den Auftrag, den neuen Statthalter zu begleiten. Lange dauerte unſere Reiſe und war mit mancherlei Gefahren verbunden. Wir kamen in Damask an, und nahmen Beſitz von der Burg. Aber des Nachts, wo wir, ermüdet von der Reiſe, auszuruhen gedachten, entſtand plötzlich ein Aufruhr in dem Pallaſte. Der abgeſetzte Statthalter hatte die Soldaten zur Empörung gereizt. Die Lebensgefahr war groß und ſtieg mit jeder Minute. Ich entging ihr mit einem raſchen Sprunge durchs Fenſter, und floh in einen entfernten, nach Morgen liegenden Theil der Stadt. Da fand ich, nahe an der großen Moſchee, ein Haus und einen Menſchenfreund, der mich mit ſchützendem Arme aufnahm, und, nicht ohne Gefahr, vier Wochen lang bei ſich verbarg. Als ich endlich vernahm, daß eine Karavanne ſich rüſtete, nach Bagdad, meiner Vaterſtadt zu reiſen, da erwachte die Sehnſucht nach den vaterländiſchen Gegenden mit aller Stärke. Doch dieſe frohe Ausſicht wurde mir getrübt. Ich litt Mangel an dem nöthigen Reiſebedarfe. Schaam und Schüchternheit hielt mich ab, meinem Lebensretter dieſe Verlegenheit mitzutheilen. Endlich entſchloß ich mich, dieſe Reiſe auf gut Glück anzutreten. Der Tag des Abſchieds kam. Da erſchien mein Beſchützer abermals; wie ein Engel des Himmels ſprach er mit freundlichem Blicke: „Die Reiſe iſt lang! da nimm von mir etwas Reiſegeld und hier dieſes Roß, dieſes Maulthier und dieſen Sklaven zum Geſchenk." Darauf wandte er ſich zu den Reiſenden, empfahl mich ihnen beſtens, umarmte mich dann mit naſſen Augen und begleitete mich mit den beſten Segenswünſchen. — Dieſe unerwartete Güte erſchütterte mein Herz, und machte mir den Augenblick des Abſchieds überaus ſchwer. Geſund und wohl kam ich in Bagdad an. — O könnte ich nur noch einmal meinen edeln Retter und Wohlthäter ſehen, noch einmal ihn innigſt an mein Herz drücken: dann, o dann wäre der ſehnlichſte Wunſch meines Herzens erfüllt, dann wollte ich gern und zufrieden den Tod erwarten!" So ſprach Ali im Hochgefühle ſeines dankbaren Herzens. Staunend und mit Wohlgefallen ruhte auf ihm das Auge des Fremden. Mit dieſer hohen Freude rief er aus: „Theurer! dein Herzenswunſch iſt erfüllt. Schau her mir ins Geſicht, und frage dein Herz! — Ich bin derjenige, der einſt bei jenem Aufruhr die Pflicht, den Bruder aus der Noth zu retten, an dir erfüllte." — Mit dieſen freundlich geſprochenen Worten führte er noch nähere Umſtände jenes Vorfalls an. Und Ali — o dieſer Edle, wurde überwältigt von den Gefühlen der Freude und Dankbarkeit. Er ſtürzte ſeinem Retter an die Bruſt. — „Ja, du biſt es" — rief er voll Entzücken aus: „Du biſt mein edelmüthiger Lebensretter, mein Herz ſagt es mir. O nun iſt die heiße Sehnſucht meines Herzens geſtillt." — Und als er die Feſſeln erblickte, befreite er ſogleich den Edeln davon — „Aber ſag mir nur, wie kamſt du in dieſe traurige Lage?" fragte jetzt Ali. — „Ich trage dieſe Feſſeln unſchuldig," antwortete der Fremde. — „Neid und Bosheit haben mich als einen Verbrecher angeklagt, haben mich ohne Erbarmen, ohne auf die Betheurung meiner Unſchuld zu hören, von Haus, Weib und Kindern getrennt. O Ali! der Ausgang meines Schickſals iſt mir unbekannt; ſollte ich aber als Unſchuldiger zum Tode verdammt werden, ſo nimm dich meines troſtloſen Weibes und meiner verwaiſten Kinder an." — „Wie, du mein Retter! ſollteſt bluten?" — rief Ali aus — „du, die Unſchuld ſelbſt, ſollteſt du der ſchwärzeſten Bosheit unterliegen müſſen? Nein! ich ſchwöre es dir, nimmermehr ſoll das geſchehen!" — Hoher Muth blitzte aus dem Auge des dankbaren Ali; er eilte ſchnell fort. Der Fremde ſchaute ihm ſtaunend nach. Nach wenigen Minuten kam er wieder. „Hier, du edler, theurer Freund, hier nimm dieſe ſeidenen Stoffe und dieſen Beutel Geld und dieſen warmen Kuß des Lebewohls. Und nun fliehe, fliehe von hier noch in der Dunkelheit der Nacht, fliehe deiner ſich abhärmenden Gattin und deinen mit Sehnſucht nach dir fragenden Kindern zu! Der Kalif wird zwar zürnen, wüthen; doch mich treffe ſeine Wuth, und wenn ſie mich auch zum Tode führen ließe!" — „Edler Ali, wie? ſterben wollteſt du für mich? dein theures Leben wollteſt du für mich opfern? Nimmermehr! Ich bleibe. Nur der mit Schuld Beladene flieht. Aber um die einzige Liebe bitte ich dich, daß du deinen Herrſcher von meiner Unſchuld zu überzeugen ſuchſt." — Ali hat mit wehmüthigem, bethräntem Blicke, ſchilderte ihm die traurige Lage der Seinigen und die Strenge des Kalifen; beſchwor ihn, die Flucht zu ergreifen, da es noch Zeit ſey. Umſonſt! Feſt und entſchloſſen

Digitized by Google

ſtand der Freund vor ihm, ſanft ſeine Rechte ergreifend. — „Nein, Ali, nein! ich bleibe. Theuer iſt mir mein Leben, theurer mir noch das Deinige.“ — Lange dauerte dieſer edle Streit. Immer feſter wurde ihr Freundſchaftsbund, immer inniger floſſen ihre Herzen zuſammen. Unter dieſen Herzensergießungen eilten die nächtlichen Stunden unbemerkt dahin, die Morgenröthe brach an. Da ſprang Ali ſchnell auf. „Nach wenigen Minuten, Theurer,“ — ſprach er — „und du biſt gerettet, oder ich ſterbe mit dir.“ — Er eilte fort zum Pallaſte des Kalifen. Sehnſuchtsvoll harrte er ſeines Erwachens. Voll Hochgefühl der edelſten Abſicht warf er ſich dem Beherrſcher zu Füßen. — „Gnade für den Fremdling, den ich ſeiner Feſſeln entledigte!“ — Mit zornigem Blicke und ergrimmt entgegnete der Kalife: „Wie, du haſt dich erkühnt, dieſen Verbrecher zu befreien? Ha, beim Allah! — ſo ſollſt du für ihn büßen! Ali vernahm dieſes Schreckenswort; aber hoch ſchlug ſein dankbares Herz, und erhöhte ſeinen Muth. — „Großer Monarch, o höre mich; höre den, den du bisher mit Güte überhäufteſt! Der Fremdling iſt ein edler Mann, iſt unſchuldig. Neid, Bosheit und Rachſucht wußten ihn zu ſtürzen. O vernimm die Worte, die Klagen der Unſchuld!“ — Ungern und erzürnt hörte ihn der Kalife an. Mit flehender Stimme und großer Beredſamkeit ſchilderte nun Ali das Gewebe der Bosheit, wodurch ſein Freund und Wohlthäter angeklagt, und als ein Böſewicht gefeſſelt worden war. Die hohe Kraft der Wahrheit ſiegte und ſchon milderte ſich der Zorn des Kalifen. Und als ihn Ali flehentlich bat, ihn beſchwor, daß er lieber ihn als ſeinen großmüthigen Lebensretter verdammen ſollte; — da wurde ſein Blick heiter, ſeine Miene ſanft, ja eine ſchöne Thräne des Mitleids rollte ihm die Wange herab. „Steh auf, Ali“ — ſprach der Kaliſe mit ſanfter Stimme. — „Es ſey, ich verzeihe dem Fremdling. Er ſey frei! Geh, führe ihn her.“ — Auf Flügeln der Liebe eilte dieſer fort zu ſeinem Retter, warf ſich mit freudigem Ungeſtüm an ſeine Bruſt und verkündigte ihm ſeine Erlöſung. — Sie erſchienen vor dem Thron. „Siehe,“ — ſprach der Kaliſe zu dem Erlösten — „dieſem (auf Ali zeigend) verdankſt du deine Freiheit. Nun geh, und vergiß unſerer nicht.“ — Hierauf ſchenkte er ihm koſtbare Kleider, mehrere Pferde, Kameele und Maulthiere, gab ihm zehntauſend Dukaten Reiſegeld, und einen Brief an den Statthalter von Damask, deſſen Schutz er ihn empfahl. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick des Kaliſen auf Ali und dem Fremdlinge. Beide warfen ſich, innigſt gerührt, vor dem Throne nieder, und ſtammelten Worte des innigſten Dankes. Alle drei fühlten hohe Himmelsluſt bei dem Bewußtſeyn edler Thaten.

Liebe und Muth eines Kindes.

Ein braver Bürger von San-Domingo, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er reich war, wurde aus dieſem Grunde auf die Liſte der Geächteten geſetzt. Die Raſenden, die ſich noch den Namen Patrioten beizulegen frech genug waren, während ſie ihre Hände mit dem Blute der beſten Bürger befleckten, verklagten ihn als einen Feind des Gemeinwohls, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verdammt. Zum Glücke war der edle Coloniſt Vater, Vater einer kleinen Tochter voll Muth, Zärtlichkeit und Kraft. Als man ihn aus dem Schooße ſeiner Familie herausriß, da begleitete ihn ſein Kind mit dem heldenmüthigen Entſchluſſe, das Schickſal ſeines Vaters, ſey es auch noch ſo furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die erſten hinzurichtenden Schlachtopfer geſtellt hatte, die Augen verbunden, und die Hände zuſammen geſchnürt; ſchon richteten die Mordgehülfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der aller Hoffnung beraubt, ſich zum Tode gefaßt gemacht hatte. Siehe — da hatte die weiſe und gütige Vorſehung für ihn eine liebenswürdige Retterhand auserſehen. In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeuerung des Geſchützes gegeben wurde, ſprang ein kleines Mädchen hervor mit dem Geſchrei: Mein Vater! ach, mein Vater! — Umſonſt ſucht man ſie der Todesgefahr zu entreißen, umſonſt verſucht man Drohungen; nichts vermag ſie aufzuhalten, nichts ſie zu ſchrecken. Sie ſpringt ihrem Vater entgegen, umſchlingt ſeinen Körper, drückt ihn feſt an ſich mit ihren kleinen Armen, und erwartet ſo den Augenblick, wo ſie ſterben wird mit dem Urheber ihres Lebens. „O, meine Tochter, theures Kind! einzige ſüße Hoffnung deiner jammern-

Digitized by Google

den Mutter, die bald Wittwe ſeyn wird" — ruft ihr der Vater zitternd und unter Thränen zu, — „fliehe, ich beſchwöre dich, ich befehle es dir!" — „O mein Vater" — erwiederte ſie, — „laß mich, wir ſterben zuſammen!" — Wie ſtark iſt doch die Gewalt der Tugend ſelbſt über die ſonſt gefühlloſeſten Gemüther! Dieſes unerwartete Ereigniß entwaffnete den Befehlshaber bei der Mordſcene. Vermuthlich war er ſelbſt Vater! — Die Stimme der Bewunderung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern ſeines Herzens. Unter einem ſcheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todesſtrafe und befiehlt, ihn in Geſellſchaft ſeines Kindes nach dem Gefängniſſe zurückzuführen. Ein Augenblick Aufſchub iſt bisweilen ſehr koſtbar. Bald gewann die Sache ein anderes Anſehen. Der gute Vater wurde freigelaſſen, und von dieſem glücklichen Tage an ergriff er jede Gelegenheit, mit der zärtlichſten Rührung die heroiſche That ſeiner kleinen, erſt zehnjährigen Tochter zu erzählen.

Matonabbee.

Matonabbee war der Sohn eines Nordindianers und einer Sklavin, welche die Südindianer in das engliſche Fort, Prinz von Wallis, an den dortigen Gouverneur, Richard Norton, verkauften. Sein Vater ſtarb bald, und der Gouverneur nahm ſich ſeiner Erziehung an; als er aber nach England ging und ſein Nachfolger, Jakobs, den jungen Indianer nicht mit eben ſo vieler Güte behandelte, ſo nahmen ihn die Anverwandten ſeines Vaters aus der engliſchen Faktorei hinweg, und Matonabbee lebte längere Zeit unter ſeiner Familie. Der bald darauf angekommene neue Gouverneur Johnſton wußte ihn wieder in die Dienſte der Compagnie zu bringen. Er wuchs hier zu einer Größe von mehr als 6 Fuß heran, und ward einer der ſchönſten, ſtärkſten, muth- und talentvollſten Menſchen ſeiner Nation. Die dunkle Farbe ſeiner Haut verminderte die Annehmlichkeit und Regelmäßigkeit ſeiner Geſichtszüge auf keine Weiſe; dabei waren ſie ſo ausdrucksvoll, daß man dadurch das Innerſte ſeiner Seele leſen konnte. Seit ſeinem neuen Aufenthalte im Fort erwarb er ſich gleichfalls die Kenntniß der engliſchen Sprache und der der Süd-Indier, ſo wie auch ſelbſt der chriſtlichen Religion. Obſchon er geſtand, daß ſie für ſeine Begriffe zu hoch ſey, ſo war doch ſein Verſtand zu richtig, um nicht die größte Toleranz gegen jede Religion zu äuſſern. Auch hatte er einen ſonderbaren Abſcheu gegen Betrug und Verſtellung aller Art. Bei großer Gewandtheit, bei vielem Geiſt und Annehmlichkeit beſaß er außerordentliche Beſcheidenheit. Er hatte ſehr vielen Anſtand, und ob er gleich die ſpaniſchen Weine ſehr liebte, ſo war er doch im Genuſſe derſelben äußerſt mäßig.

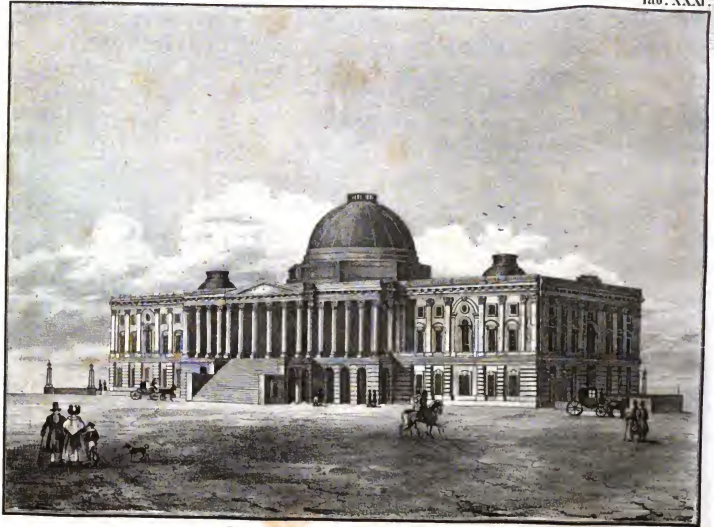
Vorzüglich groß war ſein Talent richtig zu beobachten und zu negociren. Er äußerte bei den Unterhandlungen, welche ihm aufgetragen wurden, zwiſchen den Indiern von Athapuscow und ſeiner Nation Frieden zu ſtiften, ſo großen Muth und ſo viele richtige Beurtheilung der Menſchen, daß er deßhalb zum Oberhaupt aller Nord-Indier erklärt wurde.

Alle dieſe ſeltenen Eigenſchaften wurden aber plötzlich verdunkelt, ſobald ſeine Leidenſchaften erwachten.

Merkwürdig iſt das Ende dieſes ſeltenen Indianers. Als großer Freund der Engländer verſorgte er die Faktorie ſtets mit den beſten Peltereien, und war im Begriff, das engliſche Fort von Neuem zu beſuchen, als er erfuhr, daß die Franzoſen es ruinirt hätten. Der Schmerz hierüber überwältigte ihn ſo ſehr, daß er ſich erhing; ein unerhörtes Ereigniß unter den Indianern, und ein ſehr bedeutender Verluſt für die Engländer.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Das Capitol in Washington.

Digitized by Google

No.ro 31. Achter Jahrgang 1835. (137)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch *bildliche Darstellungen*, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein *Freyexemplar* gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Das Kapitol in Waſhington.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXXI.

Das jugendlich emporſtrebende Amerika wetteifert bereits in allen Künſten und Wiſſenſchaften mit dem alternden Europa. Auch in der Baukunſt iſt es bereits ſo weit vorgeſchritten, daß die Werke derſelben ſich kühn dem Herrlichſten an die Seite ſtellen können, was unſer Erdtheil in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat. Davon zeugt das in der Bundesſtadt der vereinigten Staaten, Waſhington, errichtete Kapitol, von welchem wir unſern Freunden heute eine Anſicht vorlegen. Es liegt in dem Mittelpunkte der Stadt, einſam auf einer Anhöhe, von welcher man eine weite und reizende Ausſicht auf die ganze Stadt und die umliegende Gegend genießt. In den ſchönſten Verhältniſſen, eben ſo prachtvoll als groß, erhebt ſich dieſes ehrfurchtgebietende, unermeßliche Gebäude, an Styl, wie in der Ausführung den ſchönſten Bauwerken aus den beſten Zeiten der griechiſchen Kunſt vergleichbar. Das ganze Kapitol beſteht aus einem Mittelpunkte und zwei Flügeln. Jener hält etwas mehr als 150 Fuß im Gevierte, die letztern jeder hundert. Es iſt von graugelblichen Marmorblöcken aufgeführt, die man, ungeachtet es im Lande ſelbſt nicht an ſchönem Marmor fehlt, aus Italien hat kommen laſſen. Seltſam genug aber hat man, um die Spuren des Brandes von 1814 zu verwiſchen, wo die Engländer während des damaligen Krieges Waſhington anzündeten, das ganze Gebäude ſpäterhin weiß angeſtrichen, welches wegen der vielen Stellen, wo der Kalküberzug in Folge der Witterung abgefallen iſt, einen unangenehmen Anblick gewährt.

Als ein großer Fehler des Gebäudes wird die Unregelmäßigkeit der weſtlichen Facade betrachtet. Auch ſtimmt, vom Weſten aus geſehen, der Mittelpunkt nicht mit der Höhe der Flügel überein. Die öſtliche Fronte des Kapitols, die aber noch nicht ganz ausgebaut iſt, verſpricht ſchöner zu werden. Der berühmte Schriftſteller Cooper vergleicht das Ganze mit einem gewaltigen Strauß, der bei einem plumpen Körper ſeine kleinen Flügel ausbreitet, nicht um zu fliegen, ſondern über die Ebenen unten hinzueilen.

Im Innern des Kapitols iſt ein großer halbkreisförmiger Saal, worin die Abgeordneten der vereinigten Staaten ihre Verſammlungen halten, um über die Angelegenheiten des freien Volkes zu berathſchlagen. Er iſt 96 Fuß lang und 40 Fuß hoch und iſt durch eine Reihe von 14 Marmorſäulen, die bis zur Decke der gewölbten Kuppel reichen, prachtvoll ausgeſchmückt.

In den Gallerien ſind die Bildſäulen großer Nordamerikaniſcher Bürger aufgeſtellt; andere Räume enthalten eine Nationalbibliothek, Nationalgemäldegallerie, Muſeum für Naturgeſchichte u. ſ. w. Ueberall herrſcht hier Pracht mit Würde und Einfachheit.

Die Koſten dieſes Prachtgebäudes betrugen 1,746,717 Dollars. Von dem Quartier des Kapitols laufen verſchiedene lange und breite Straßen, wie Halbmeſſer von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, aus. Unfern vom Palaſte erheben, ſich in maleriſcher Gruppirung am Fuße des Kapitoliniſchen Hügels das Präſidentenhaus (die Wohnung

Digitized by Google

des jetzigen Präſidenten und der Sitz ſämmtlicher Miniſterien), das Generalpoſtamt und die Börſe. Keiner, der dieſe Anſtalten jemals geſehen hat, kann ſie verlaſſen, ohne von der Macht und Hoheit des großen Bürgerſtaates einen unauslöſchlichen Eindruck mit hinwegzunehmen.

Der Handwerksmann.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. R. Tab. XVI u. XVII.)
Die Compoſitionen folgen nach.

Auf dem Gymnaſium zu Saalheim befanden ſich Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um hier ihre Bildung für das künftige Leben zu empfangen. Sowohl die Söhne vornehmer und reicher, als auch armer unbedeutender Eltern ſaßen hier in einem Zimmer, auf einer Bank beiſammen, wenn der Lehrer ſie unterrichtete und den Reichthum der Wiſſenſchaften gleichmäßig unter ihnen vertheilte, ja es geſchah gar oft, daß Verſtand und Fleiß den Sohn geringer Eltern weit über den Grafen und Fürſten ſtellte, und den jungen Leuten hier eine Welt zeigte, in welcher nicht Reichthum und Geburt, ſondern der Verſtand, das Herz und der Wille den Rang anwies. Hier nun wurden auch Freundſchaften geſchloſſen, die alle äuſſeren Verhältniſſe unberückſichtigt ließen, und nur in inniger Uebereinſtimmung der Herzen ihren Grund fanden.

Zu den Zöglingen dieſer Anſtalt gehörte auch Kaſpar Weit, der Sohn eines Maurermeiſters aus einem benachbarten Städtchen. Sein Vater wollte ihn erſt einen guten Grund an Schulkenntniſſen legen laſſen, bevor er ihn in ſeiner Profeſſion unterrichtete, wozu der Bruder des Vaters, der Thorſchreiber in Saalheim, gerathen hatte.

„Denn, ſagte dieſer, in der Chronik der Stadt Saalheim ſteht geſchrieben, daß einſt ein Maurermeiſter mit Namen Kaſpar Weit die gewaltigen Mauern und großen Thore der Stadt erbaut habe. So etwas wäreſt Du zwar nicht im Stande, mein lieber Bruder, denn die Meiſter, die Dich leſen, ſchreiben, und die Maurerkelle führen gelehrt, wußten ſelbſt nicht viel; aber Dein Junge ſoll wieder nach dem alten Kaſpar ſchlagen; deßhalb gieb ihn hierher auf die hohe Schule, damit er hier mehr lerne, als Du, und den Bau ſeines Vorfahren fortwährend vor Augen habe, als eine künftige Anmahnung einſt etwas ähnliches zu leiſten!"

Der alte Thorſchreiber hatte unter dem großen Könige Friedrich II. als Wachtmeiſter gedient, den 7jährigen Krieg mitgemacht, und manche ehrenvolle Wunde aufzuweiſen. Er galt viel in ſeiner Familie, Kaſpar wurde vom Vater ganz an ihn verwieſen, und brachte auch im Anfange ſeiner Schulzeit die meiſten Freiſtunden gerne bei dem alten Onkel zu. Je mehr der lebendige muntere Knabe aber unter ſeinen Mitſchülern bekannt wurde, gleichgeſtimmte Gemüther fand und Freundſchaften ſchloß, um deſto weniger wurde der Onkel Thorſchreiber beſucht, der freilich eine viel ernſtere Unterhaltung gewährte, und unſern Kaſpar gewöhnlich auf ſeinen künftigen Beruf als Maurermeiſter verwies. In dem erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Saalheim fühlte Kaſpar fortwährend eine gar innige Sehnſucht nach der Heimath, und kannte nichts erfreulicheres, als während der Ferien die Reiſe dorthin; denn ob es hier gleich ziemlich ärmlich herging, ob er gleich mit ſeinen noch kleinern Brüdern in einem engen Dachkämmerchen zuſammen ſchlafen mußte, ſo war es ja doch das Vaterhaus, wo er nun mit beſſeren reifern Ideen unter den Erinnerungen ſeiner beſchränkten Kinderzeit ſtand, die Mutter kochte ihm ja doch wieder die bekannte Lieblingsſuppe, und ſchenkte ihrem kleinen Gaſte des Morgens nunmehr eine Taſſe Kaffee ein, die Geſchwiſter drängten ſich an ihn und horchten auf jedes ſeiner Worte, der Vater nahm ihn mit in die Kirche, und auf ſeine ſonntäglichen Spaziergänge, und die Lehrpurſchen des Vaters zogen ihre Mütze vor dem jungen Herrn Schüler ab. Das waren denn ſelige Tage.

Dennoch als die nächſten Ferien erſchienen, meldete er ſeinen Eltern: er werde dießmal nicht nach Hauſe kommen, ſondern mit einigen vornehmen Freunden eine weitere Reiſe unternehmen. Kaſpar hatte nämlich die nähere Bekanntſchaft der jungen Grafen von Hornſtein erlangt; er ſaß mit ihnen in einer Klaſſe, war gleichgeſtimmten frohen Gemüthes, hatte ſeine körperliche Ueberlegenheit oft dazu angewendet, ſie gegen Bedrückungen Anderer in Schutz zu nehmen, und war auch wohl bisweilen erbötig geweſen, dort, wo er eine wiſſen-

Digitized by Google

ſchaftliche Aufgabe beſſer gefaßt hatte, ihnen nachzuhelfen. Dazu kam, daß Kaſpar in ſeiner Klaſſe etwas galt; der rüſtige Sohn des Handwerkers war in keiner Hinſicht verweichlicht; er hatte von Jugend auf das Bild des angeſtrengten Fleißes vor Augen gehabt, hielt ihn daher für eine natürliche Bedingung des Lebens, und ſuchte hierdurch zu erſetzen, was ihm an leichter Faſſungsgabe abging; überdieß beſaß er einen gewandten kräftigen Körper und war an ſtrenge Ordnung gewöhnt. Dieß alles gab ihm ein gewiſſes Anſehen unter ſeinen Mitſchülern, man ſuchte ſeinen Umgang und wünſchte zu ſeinen Freunden zu gehören. — Die jungen Grafen von Hornſtein hatten ihn gebeten, ſie dießmal in ihre Heimath zu begleiten; lebendige Schilderungen ihrer großen ſchönen Familiengüter, ihres väterlichen Stammſchloſſes in einer reizenden Gegend gelegen, waren vorausgegangen, und hatten ein Bild noch ungekannter Verhältniſſe vor die Seele des Knaben geſtellt, das ſeine Phantaſie bis auf das Höchſte ſpannte. Hierzu kam, daß der Onkel Thorſchreiber zu der Reiſe mit den Grafen ſeine Zuſtimmung gab: „denn, ſprach er: Du mußt dieß gewiſſermaßen als eine Kunſtreiſe anſehen. An dem Bau ſolcher alten gräflichen Stammſchlöſſer kann ein künftiger Maurermeiſter gar viel lernen. Betrachte daher alles genau, vom unterſten Keller bis zum oberſten Giebel; Du ſollſt mir nach Deiner Rückkunft eine ungefähre Zeichnung davon entwerfen!"

Kaſpar ſetzte ſich alſo mit ſeinen jungen Freunden in den ſtattlichen Wagen, den der alte Graf zu ihrer Abholung geſendet hatte, und fuhr eine lange Tagreiſe, bis ſie endlich das Schloß erreichten. Hier nun gieng ihm eine ganz neue Welt auf; Bediente ſprangen an den Wagen und halfen den Ankommenden heraus; er trat in große hohe Zimmer, wo er den Eltern ſeiner Freunde vorgeſtellt und von ihnen mit freundlichem Ernſt empfangen wurde. Man führte ihn hierauf durch lange Gänge in einen Flügel des Schloſſes und wies ihm hier ein eigenes ſchönes Gemach neben dem der jungen Grafen an. Zur Abendmahlzeit verſammelte ſich die Familie in einem großen hellerleuchteten Saal, deſſen Wände mit alten Familienbildern geſchmückt waren. Kaſpar ſtaunte dieß Alles mit weiten Augen an, konnte, als man ſpät auseinander gegangen war, in dem weichen Bette lange nicht einſchlafen, und ſich am andern Morgen kaum zurechtfinden in dem neuen Feenlande. Aber ſeine jungen Freunde riefen ihn bald ab, eilten mit ihm hinunter in den Garten zum Frühſtück und forderten ihn auf, ihre Vergnügungen zu theilen. Nun ging es hinaus in den Forſt auf die Jagd, oder man ſetzte ſich zu Pferde und durchſtreifte die Gegend. Kaſpar fand ſich bei ſeiner körperlichen Gewandtheit leicht in dieſe ihm bisher fremden Uebungen und ſtand bald hinter den Uebrigen nicht zurück. Weniger aber fühlte er ſich behaglich, wenn Beſuche aus der Nachbarſchaft auf das Schloß kamen. Der alte Graf war im höchſten Grade gaſtfrei; ſein Haus ſtand den benachbarten Gutsbeſitzern und allen Gebildeten der Umgegend offen, und die Söhne derſelben waren den jungen Grafen willkommene Gäſte. Kaſpar bemerkte bald, daß er in dieſer Geſellſchaft der Letzte, der Unbedeutendſte ſey. Auf der Schule war dieß anders, da galt er etwas, da kam ihm ſeine ärmlichere Kleidung nicht eben ſchlechter vor, als die feinere ſeiner reichern Mitſchüler, da war von dem, was er künftig zu werden gedenke, noch nicht die Rede, ſondern der Fleiß und die ſittliche Aufführung der Gegenwart kam nur in Anſchlag. Hier aber wurde er von den ankommenden Fremden oft verkannt, man fragte wer der junge Menſch dort ſey, den man erſt für einen Bedienten gehalten, wie er in dieſe Geſellſchaft komme, und was er zu werden gedenke. Die jungen Grafen, die ihn ſehr lieb hatten, gaben dann genaue Kunde von ihm, lobten ihn von allen Seiten, und verſicherten, daß er wahrſcheinlich ſtudiren werde. — Dieß Alles brachte eine große Umwandlung in ſeinem Innern hervor, denn der ſtolze Knabe meinte nicht etwa, daß er hierher nicht paſſe, und er daher ſeine Ferien künftig lieber im älterlichen Hauſe verleben wolle; — nein! er ſann vielmehr auf Mittel und Wege, ſich dieſen Menſchen hier gleich zu ſtellen und ähnliche Bequemlichkeiten des Lebens und Glanz der äuſſeren Lage ſich zu verſchaffen.

„Er wird wahrſcheinlich ſtudiren!" hatten die jungen Grafen von ihm geſagt. — Dieß alſo war der Weg, den er gehen ſollte, um ſeine reichern Freunde zu erreichen. Studirt hatten ja mehrere, die jetzt dem Hauſe des Grafen befreundet waren und Rang und Anſehen beſaßen, obgleich ſie früher arm und unbedeutend geweſen ſeyn ſollten; ſtudirt hatte ja auch der Geiſtliche des Ortes, der in der Familie des Grafen ſehr viel galt und doch nur der Sohn eines armen Dorfſchulmeiſters war. — Alſo ſtudiren! — ſtudiren! — — Als Maurermeiſter, dachte er, bleibſt du doch nur ein höchſt untergeordneter unbedeutender Menſch, kannſt niemals zu der Ehre gelangen, in vornehmen Häuſern zu erſcheinen, darfſt ſtatt des Degens nur das Schurzfell und die Maurerkelle tragen, — alſo ſtudiren!"

Mit dieſen Geſinnungen kehrte er auf das Gymnaſium zurück, aber dem Onkel Thorſchreiber verbarg er ſie noch. Er brachte ihm vielmehr die verlangte Zeichnung des gräflichen Schloſſes mit,

Digitized by Google

wußte ihm jedoch viel ausführlicher noch die innere ſchöne Einrichtung und was er mit der gräflichen Familie in dieſem oder jenem Zimmer unternommen habe, zu erklären. Der Thorſchreiber war mit der Zeichnung zwar ziemlich zufrieden, es entgieng ihm jedoch nicht, daß Kaſpar das Schloß mit ganz andern Augen anſehe, als er es eigentlich ſolle.

„Ich glaube, Purſche! Du möchteſt in einem ſolchen Schloſſe lieber wohnen, als es erbauen? fiel er ein: ſchweig doch einmal mit dem Aufzählen der vornehmen Leute, die ſich in den Zimmern dort herumgedreht und mit Dir geſprochen haben. Die Gerichte der gräflichen Tafel weißt Du mir herzuerzählen, aber die Dicke der Grundmauer kannſt Du mir nicht gehörig angeben, biſt auch beſonders in dem einen Keller hier nur geweſen, dem Weinkeller. — Ei! Ei! Herr Patron! das iſt nicht der Sinn, den ein künftiger Maurergeſelle haben muß!“

Kaſpar dachte: mit dem Maurergeſellen hat es keine Noth, du kennſt eine andere beſſere Laufbahn, auf der du die Kelle nicht weiter zu führen brauchſt.

Die nächſten Ferien benutzte er, ſeine Eltern zu beſuchen, und ihnen von ſeiner Reiſe und von dem Aufenthalt auf dem gräflichen Schloſſe zu erzählen. Der Vater ſchüttelte wohl bedenklich den Kopf, aber die Mutter war erfreut über die Ehre, die ihr Sohn dort genoſſen, und fand es ganz natürlich, daß er jetzt einen feinen Anzug erhalten müſſe, denn er hatte ihr im Geheimen geſtanden, wie man ihn dort verkannt und ſogar für einen Bedienten gehalten habe. Sie widerſprach auch den ferneren Wünſchen ihres Sohnes nicht, ja ſie begünſtigte vielmehr ſeinen Entſchluß, ſtudiren zu wollen.

„Wenn es Dir auch etwas ſchwer eingeht, ſo wirſt Du doch ſchon ſo viel lernen, mein Söhnchen, daß Du vornehmer wirſt wie Dein Vater, und nicht ſo, wie er, im Schmutze zu arbeiten brauchſt. Gaſtwirths Wilhelm hat auch Theologie ſtudirt; vor 4 Wochen ſtand er auf der Kanzel und predigte; er blieb zwar zweimal ſtecken, aber wir haben doch Alle weinen müſſen. Beim Herrn Oberpfarrer und beim Herrn Bürgermeiſter iſt er nun ſchon zu Tiſche geweſen, und wenn die Honoratioren auf dem Schießhauſe zuſammen kommen, darf er auch hingehen und ſich ſeine lange Pfeife anzünden. — Ach! wenn ich an Dir noch dieſe Freude erleben ſollte!“

Dergleichen geheime Unterredungen mit der Mutter und der Wunſch, auch die Univerſitätszeit mit ſeinen vornehmen Freunden theilen, ja ihnen ſelbſt ſpäterhin gleichſtehen zu wollen, begünſtigte Kaſpars Träume immer mehr, und beſtärkte ihn in dem Entſchluß, von dem Gewerbe ſeines Vaters abſtehen und nur ſtudiren zu wollen. Die nächſten Ferien brachte er wieder auf den gräflichen Gütern zu, die Mutter hatte für feinere Kleidungsſtücke geſorgt, und ſein ganzes Weſen eine ſtolzere Sicherheit angenommen, ſo daß man ihn dort gar ſehr zu ſeinem Vortheil verändert finden wollte. Oft ſaß er nun mit ſeinen Freunden in dem ſchönen Gartenſaale des Schloſſes beiſammen, und baute ſtolze Luftſchlöſſer mit ihnen, wie ſie die Studentenzeit luſtig verleben wollten, und er ſie einſt hier als Superintendent, oder als ſonſt ein vornehmer Mann beſuchen werde; ſein Vater, der alte Maurermeiſter ſolle dann recht erſtaunen, den Sohn vielleicht in eigener Karoſſe bei ihm vorbeifahren zu ſehen. So ging es denn in Gedanken wenigſtens herrlich und in Freuden, aber auf der Schule wollte es nicht alſo gehen. Kaſpar hatte zwar einen guten natürlichen Verſtand und eine richtige Auffaſſungsgabe für Alles, was das äußere Leben betraf, allein zu einem angeſtrengten Studium der ernſtern Wiſſenſchaften fehlte ihm die Luſt, und der ſcharfe tiefeindringende Geiſt, und da der Vorſatz, ſtudiren zu wollen, nicht ſowohl aus dem Selbſtgefühl geiſtiger Fähigkeiten und dem Drange innerer Kraft, als vielmehr aus eitlen Rückſichten entſprang, ſo hatte er nicht die Wirkung, daß er ihn mit Ernſt erfüllte, und raſcher vorwärts trieb, ſondern er war mehr als jemals zerſtreut, und wurde faſt ungeduldig, weil er für die nächſten Jahre bei der Armuth ſeiner Eltern manchen großen Entbehrungen entgegen ſah. Er rückte nur langſam in den Klaſſen weiter, während ſeine Freunde mit raſchern Schritten der Zeit ihres Abganges von der Schule entgegen eilten und ihre letzte Schulprüfung glücklich beſtanden. Auch die jungen Grafen waren unter den letztern, ſie hatten eine vortheilhafte Zenſur bekommen und nun ging es an die Zurüſtungen zum Studentenleben; ein ſammetnes Barett, klingende Sporen, ein blanker Hieber durften nicht fehlen, auch wurden die Kleider in Form und Schnitt verändert, und mit den Farben der Landsmannſchaft geſchmückt. Kaſpar konnte ſich an dem allen nicht ſatt ſehen, er dachte: wenn du doch nur auch erſt in einem ſolchen Aufzuge die Schule verlaſſen könnteſt! er gab ſich mit ſeinen Freunden das Verſprechen, ihnen jedenfalls recht bald nachzufolgen, das Examen möge auch ausfallen, wie es wolle, und konnte endlich nicht widerſtehen, ſich im Stillen ähnliche Kleidungsſtücke anzuſchaffen, um ſich wenigſtens an ihrem Anſchauen bisweilen weiden zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ruinen von Troja.

Digitized by Google

No.ro 32. Achter Jahrgang 1835. (141)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. Mit den Compositionen Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 12.— „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge auch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Ruinen von Troja.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXXII.

Wir wandeln auf der Erde an gar mancher Stelle vorbei, der man's nicht anſieht, daß es ehemals heiß und hitzig darauf zuging; wir treten mit unſern Füßen auf gar manchen Platz, den einſt Menſchenblut roth färbte, und ahnen nicht, daß ein armer Sterblicher oder vielleicht eine ganze Schaar von Erdenſöhnen hier ihren Geiſt aushauchte. Wer möchte z. B. der friedlichen Landſchaft in unſerer heutigen Abbildung anſehen, daß hier die Kriegsheere von zwei mächtigen Völkern zehn Jahre lang um den Beſitz einer großen blühenden Stadt kämpften, daß hier die Erde das Blut der tapferſten Könige und Helden trank, und die belagerte Stadt endlich in Flammen aufging und in Schutt und Aſche verſank? — Ach, ſelbſt die Trümmer des weltberühmten Troja ſind nicht mehr zu entdecken.

Wir brauchen wohl keinem unſerer Leſer zu ſagen, was es mit der Stadt Troja für eine Bewandtniß habe, daß hier zwölfhundert Jahre vor Chriſti Geburt wegen der ſchönen Helena, die ein trojaniſcher Königsſohn entführt hatte, das ganze Heer der Griechen zehn Jahre lang hartnäckig kämpfte, und erſt dann, nachdem von beiden Seiten die tapferſten Vorkämpfer und Helden gefallen waren, die Stadt durch ein coloſſales hölzernes Pferd erobert wurde, in deſſen hohlen Leib ſich eine Anzahl Wagehälſe verſteckt hatte. So etwas lernen unſere Knaben ſchon in der Schule, und werden durch den claſſiſchen Eifer ihrer Lehrer in den ehemaligen Straßen und auf der Ebene des Schlachtfeldes von Troja oft mehr einheimiſch, als in ihrer lieben Vaterſtadt. Wer etwa die ganze tragiſche Geſchichte noch nicht kennt, dem rathen wir, das erſte beſte Geſchichtbuch oder eine gute Ueberſetzung des griechiſchen Dichters Homer und des lateiniſchen Dichters Virgil zur Hand zu nehmen. Dort iſt Alles ſehr ausführlich und umſtändlich beſchrieben, und höchſt anmuthig zu leſen.

Die Landſchaft, wo Troja ſtand, iſt in den Werken der Alten ſehr beſtimmt angegeben. Sie bezeichnen Alle die klein-aſiatiſche Küſte, gegenüber der Inſel Tenedos, wo ſich die Flüſſe Simois und Skamander langſam durch eine ſandige Ebene hinſchlängeln. Der Schiffer, der heut zu Tage an jenen Geſtaden landet, findet auch richtig die Inſel und die Flüſſe und die Ebene. Man bezeichnet ihm auch einige Hügel, die unfern der Küſte ſich befinden, als die Grabmäler des Achilles und Ajax, zwei der gefeierſten Helden, die im trojaniſchen Kriege ihren Tod fanden; aber die Stelle, wo Troja ſtand, iſt noch ſehr zweifelhaft. Die Reiſen und Unterſuchungen von le Chevalier und Choiseul-Gouffine haben dafür den Hügel beſtimmt, der an dem heutigen Dorfe Bunar-Bachi liegt. Der Simois, der an dieſem Hügel hinzieht, die Quellen des Skamander bei Bunar-Bachi, die Tumuli oder Gräber, die man in der Ebene auf den von Homer bezeichneten Stellen liegen ſieht, und endlich die durch A. Firmin Didot im Jahre 1816 gemachte Entdeckung von Trümmern in Cyclopiſcher Bauart an dem als Pergama oder die Burg von Troja bezeichneten Orte, machen

Digitized by Google

es ſehr wahrſcheinlich, daß auf dieſer Stelle Troja ſtand.

Unſere Anſicht dieſer berühmten Ebene zeigt im Hintergrunde den Hügel, auf dem die Stadt ſich erhob, und wo Hektors Grab ſich befindet. Zwiſchen dieſem Hügel und dem Berge Ida fließt der Simois in ſchlängelndem Laufe. Davor gewahrt man das Dorf Bunar-Bachi und ſeinen Minaret, da, wo man annimmt, daß die Skäiſchen Thore ſtanden, durch welche die Trojaner ſo oft in das Schlachtfeld hinauszogen. Unterhalb dieſes Dorfes erblickt man ein dichtes Gehölz, das die Quellen des Skamander beſchattet.

Von dem Grabmal des Achilles, das ſich unfern von Troja am Cap Sigeum befindet, erzählt Cicero, daß Alexandrr der Große, als er ſich dem Grabhügel näherte, ausgerufen habe: „Glücklicher junger Held, der du einen Homer gefunden haſt, dich unſterblich zu machen!“ Nachdem Alexander Trauerfeierlichkeiten um das Grabmal hatte anſtellen laſſen, rannte er mehrmals um dasſelbe herum, das Andenken drs Achilles zu ehren.

Eine ähnliche Anwandlung hatte der römiſche Kaiſer Caracalla. Als dieſer nämlich bei einem Sturme an das Cap Sigeum verſchlagen wurde, wollte er den Achilles nachahmen, und die Leichenbegängniſſe des Feſtus, eines ſeiner Günſtlinge, feiern. Der Feierlichkeit ſtand indeß noch ein weſentliches Hinderniß entgegen: der liebe Freund, welcher begraben werden ſollte, war nämlich noch nicht todt, ſondern befand ſich friſch und geſund. Caracalla wußte ſich aber zu helfen; er ließ den Liebling vergiften, um die Gelegenheit zu haben, ihm einen Scheiterhaufen zu errichten, und ihm dabei Tauſende von Opfern zu ſchlachten. Um die tragiſche Comödie vollſtändig zu machen, wollte ſich der Kaiſer, nach Art des Helden Achilles, auch das Haupthaar abſchneiden. Aber Seine Majeſtät beſaßen einen Kahlkopf, und man hätte die einzelnen Härlein, die noch vorhanden waren, mit dem Microſcop ſuchen müſſen, um ſie der Scheere überliefern zu können. Es entſtand daher bei der ganzen Armee eine gewaltige Erſchütterung des Zwerchfells, bei den lächerlichen Bemühungen des Kaiſers, ſich dieſer unſichtbaren Reſte ſeines Haupthaares zu berauben.

Der Handwerksmann.

(Fortſetzung von Seite 140.)

Der Onkel Thorſchreiber hatte im Auftrage des Vaters den Sohn zwar ſchon mehreremal auffordern müſſen, die Schule nun bald zu verlaſſen, damit er ihn bei einem geſchickten Maurermeiſter in die Lehre bringen könne; Kaſpar aber wußte dieß unter manchem ſcheinbar guten Vorwande immer aufzuſchieben, und ſich deßhalb hinter die Mutter zu ſtecken, die den Vater dann wieder zu beſchwichtigen ſuchte, indem ſie nicht unterließ, ihm von einer vielleichtigen höheren Beſtimmung ihres Sohnes vorzuſchwatzen, wodurch ſie ihn in ſeinen Anſichten zu bekehren gedachte.

Da traten denn wieder die Schulferien ein; Kaſpar hatte beſchloſſen, ſie diesmal auf ganz beſonders genußreiche Weiſe zu verleben. Er war nämlich von ſeinen Freunden eingeladen worden, ſie auf der Univerſität zu beſuchen, wo er das Studentenleben kennen lernen ſollte, und konnte der Sehnſucht nicht widerſtehen, die Herrlichkeit deſſelben wenigſtens vorläufig zu koſten. Dort aber ſollte man es ihm auch nicht anmerken, daß er noch ein Schüler ſey, die bereits angeſchaffte Studentenkleidung ſollte hierbei das ihrige thun. Schon der frühſte Morgen am Tage der Abreiſe fand ihn völlig gerüſtet. Das kurze rothe Kollet, der Spitzenkragen darüber, das ſchwarze Sammetbarett, der Hieber an der Seite und das leichte Felleiſen über dem Rücken, ließen dem ſtattlichen Jüngling gar nicht übel, und gaben ihm ganz das Anſehen eines reiſenden Studenten. Er machte ſich mit dem Frühſten auf den Weg, damit ihn Niemand, vor allen der Onkel Thorſchreiber nicht auswandern ſehen möge; dieſer ſaß aber ſchon auf ſeinem gewöhnlichen Sitze in der mit Epheu umrankten Niſche des alten Thores und blätterte in einem Buche.

„Guten Morgen, junger Herr! wohin denn des Weges?“ rief er ihm zu, als ob er ihn nicht erkenne.

„Guten Morgen, Herr Vetter!“ ſagte Kaſpar verlegen und reichte ihm die Hand.

Digitized by Google

Der Handwerksmann No. 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ei Du biſt Kaspar? ſprach der Alte: in dieſem Aufzuge hätte ich Dich wahrlich nicht erkannt. Du gedenkſt wohl Deine Eltern in dieſer Verkleidung zu überraſchen?

(Siehe die Abbildung Nro. I.)

Kaspar ſchwieg und blickte verlegen zur Erde, da fuhr der Alte fort: „Nun die Freude muß ich doch mit anſehen; ich will mich ſogleich reiſefertig machen und Dich begleiten! Setze Dich einſtweilen hier auf meinen Platz, und lies, bis ich zurückkomme, hier dieß Kapitel in der Chronik unſerer Stadt!"

Hiermit reichte er dem Jüngling das aufgeſchlagene Buch und ging in ſeine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was ſollte er nun thun? — In dieſem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor ſeinem Vater erſcheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: „wozu und woher er ſich dieſe Kleidung angeſchafft? — Sollte er dem Onkel Alles geſtehen und ſeinen Entſchluß, ſtudiren zu wollen, laut ausſprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeſchlagene Buch; da ſah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchſtaben gedruckt, und auf dem Blatte nebenbei die Abbildung des Thores, vor dem er eben ſtand, über deſſen kühnem Bogen der Name Kaspar Weit auf einem großen Steine eingehauen war. Er kannte dies Bild längſt, der Thorſchreiber hatte es ihm als Kind ſchon gezeigt, und ſein früherer Entſchluß, zu werden, was der achtbare Vorfahr geweſen, hatte hier ſeine erſte lebendige Entſtehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufſchaute, trat der Thorſchreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und ſagte:

„Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort oben klingt auch wie der Deinige? — Ja hier ſind ſchon viele Geſchlechter aus- und eingewandert, und haben den Namen des Meiſters mit Achtung genannt, der dieſes Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein ſchmutziges Schurzfell um und nicht wahr, das eckelt Dich an? — Na, komm nur, komm! wir wollen eilen, daß wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straßen wird, und man Dich in dieſem Aufzuge erblickt!" und hiermit ſchritt der Thorſchreiber voran. Kaspar folgte ihm und beide ſprachen kein Wort weiter, bis ſie die Thurmſpitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

„Aber liebſter Herr Vetter!" ſprach Kaspar endlich: geht doch nicht ſo ſchnell, und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich ſo vor meinem Vater erſcheinen!"

„Du haſt alſo wohl nicht nach Hauſe reiſen wollen, obgleich Du Deine Eltern lange nicht geſehen?" fragte der Thorſchreiber und ſah ihn durchdringend an.

Kaspar geſtand ihm denn, daß er ſeine Freunde auf der Univerſität beſuchen wolle, und er deßhalb dieſe Kleidung gewählt habe.

„Gut!" erwiederte der Thorſchreiber: „wie Du aber vor andern aufzutreten gedenkſt, wirſt Du doch auch vor Deinen Eltern zu erſcheinen Dich nicht ſchämen? Du biſt Deinem Vater jedenfalls die Frage ſchuldig: ob er Dir jene Reiſe erlauben will?" — und hiermit nahm er ihn bei der Hand und zog ihn nach dem Städtchen mit ſich fort.

Der alte Maurermeiſter machte große Augen, als er ſeinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hieber an der Seite und hinter ihm her den Thorſchreiber mit dem großen Knotenſtock in die Stube treten ſah.

„Guten Morgen, Bruder!" rief ihm der Letztere entgegen: „Ich bringe Dir hier Deinen Herrn Sohn, ſieh Dir ihn einmal an, ob er Dir alſo gefällt." „Kaspar!" ſprach der Maurermeiſter erſtaunt: „ſprich, weshalb kommſt Du in dieſer Verkleidung zu mir?"

Kaspar ſchlug die Augen nieder und ſagte kein Wort. „Merke Dir es, Alter!" fuhr der Thorſchreiber fort: „ſo ſieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will ſeine vornehmen Freunde auf der Univerſität beſuchen, und da hat er ſich denn natürlich ſo kleiden müſſen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerpurſchen in ihm wittern mag. Er kommt, um Dich beiläufig zu beſuchen und wird, nachdem Du ihn bewundert haſt, ſeine Reiſe weiter fortſetzen."

„Das wird er nicht!" rief der Alte: „lege den Degen ab, Purſche! ich will Dir das Schurzfell vorbinden!"

Digitized by Google

Da trat endlich die Mutter hinzu, die ſich längſt ſchon an dem Anblick ihres Sohnes geweidet hatte, nahm ihn in Schutz, und erklärte unverholen, wie ſie völlig mit Kaſpar einverſtanden ſey, daß er kein Handwerker werden, ſondern ſtudiren ſolle; ſie hoffe auf dieſe Weiſe weit mehr Freude zu erleben, und einen vornehmen Mann noch aus ihm werden zu ſehen.

Der Vater wollte dagegen auffahren, und ſein Anſehen behaupten, aber der Thorſchreiber bat ihn zu ſchweigen, und ſagte: „Sei ruhig, Bruder! die Mutter hat auch ein Recht, über die künftige Beſtimmung ihres Kindes mitzuſprechen, ſelbſt der Junge muß gehört werden, damit er ſpäterhin ſich nicht über den Eigenſinn des Vaters zu beklagen habe. Antworte mir daher, Kaspar, auf das, was ich Dich fragen werde: Du willſt alſo lieber ſtudieren, als ein Handwerk erlernen?"

Kaspar ſagte: ja!

„Zum Studieren gehört aber Verſtand und Geld!" fuhr der Thorſchreiber fort: „laß ſehen, was Du von beiden dazu mitbringſt? Wie ſieht es erſtlich mit dem Gelde aus, denn das Studieren koſtet viel; was haſt Du dazu?"

„Ich hoffe, der Vater wird mich unterſtützen!" erwiederte Kaspar.

„Ich kann Dir nichts dazu geben!" rief der Vater; „Du kennſt unſer kleines Hab und Gut, und meinen geringen Verdienſt, Du weißt, daß ich für Deine Geſchwiſter nicht minder ſorgen muß, als für Dich! wo ſoll ich es alſo hernehmen?"

„O!" ſagte die Mutter: „es haben auch andere ſchon ſtudiert, die noch viel ärmer waren, und ſie ſind dennoch große Leute geworden!"

„Die Mutter hat Recht!" fuhr der Thorſchreiber fort: „Wer aber auf fremde Koſten ſtudieren, oder ſich dabei auf ſeine eignen Kräfte verlaſſen will, der muß auch den Geiſt dazu mitbringen, wie der Soldat den ſcharfblitzenden Säbel zum Kampfe, und dann muß es gehen Schlag auf Schlag! — Wird Dir dann das Lernen recht leicht?" —

„Das eben nicht!" entgegnete Kaspar.

„So zwingſt Du es wohl durch Fleiß und ſitzeſt Tag und Nacht über den Büchern? denn wie ich mir habe ſagen laſſen, machen es die ordentlichen Studenten alſo!"

Kaspar ſchwieg.

„Du biſt gewiß zu beſcheiden, um Dich ſelbſt zu loben, wir wollen doch einmal den Brief erbrechen, den mir der Hr. Rector an den Vater zugeſendet hat, ich glaube, daß er Deine Cenſur enthalten wird!"

Der Brief wurde erbrochen und die Cenſur lautete dahin: daß Kaspars Fleiß beſonders in den Sprachwiſſenſchaften ein ſehr mittelmäßiger, ſeine Faſſungsgabe hier eine ſchwerfällige ſei, und er überhaupt nur zu ſolchen Gegenſtänden Luſt und Anlage zeige, die mehr die Phantaſie beſchäftigten, oder die Sinne anſprächen, weshalb er denn auch, z. B. im Zeichnen u. ſ. w. nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht habe. Mit ſeiner ſittlichen Aufführung war man zufrieden. —

„Dieſe Cenſur klingt freilich nicht ſo, daß man auf Dein Studieren große Hoffnung ſetzen könnte," fuhr der Thorſchreiber fort: „Aber Du wähiſt vielleicht die Feder, weil Du an Körper ſchwächlich biſt und Dich vor ſchwerer Arbeit fürchten mußt? — Mutter, Du wirſt den armen Jungen beſſer pflegen müſſen, ſieh nur, wie er bleich und hager iſt!"

Die Mutter entgegnete empfindlich: „Ihr braucht nicht über das geſunde friſche Anſehen meines Kindes zu ſpotten! Ein geſunder Menſch kann alles werden!"

„Ganz recht!" antwortete der Thorſchreiber: Ein ungeſunder Menſch aber kann nicht alles werden, drum wer geſund und kräftig iſt, der danke Gott dafür und wenn die Hand mehr vermag, als der Kopf, ſo lege er die geſunden Hände an ſein Tagewerk und werde ſtatt eines mittelmäßigen Scribenten ein tüchtiger Handwerker. Wir wollen nun einmal aus dem, was Kaspar beſitzt, die Summe ziehen: Zum Studiren kein Geld, wenig Anlagen, mithin auch wenig Ausſicht. Zum Handwerk dagegen einen kräftigen Körper, geſunde Sinne, Luſt an der Auſſenwelt, einen braven Meiſter zum Vater, einen berühmten Namen über den Thoren der Stadt Saalheim; auf der einen Seite faſt nichts, der andern jedoch ſehr viel. Was treibt denn nun aber den Herrn Patron dennoch zum Studiren? — Iſt es der innere Beruf dazu, die unbeſiegbare Luſt zu den Büchern? Hat er ſich mühſam endlich heraufgedrückt bis in die höchſte Klaſſe? — Nein! der 17jährige Menſch ſitzt noch in Mittel-Secunda, quält ſich mit den Büchern, ſtudirt nicht eben zu viel, kleidet ſich aber als Student, damit er auswendig wenigſtens das ſcheine, was er inwendig nicht iſt. Ein altes Sprichwort ſagt: Wenn der liebe Gott ruft, ſo muß man folgen! — Hier ruft aber nicht der liebe Gott, ſondern der Hochmuthsteufel! und das will die brave redliche Mutter begünſtigen?" (Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der See Moeris.

Digitized by Google

No.ro 33. Achter Jahrgang 1835. (145)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 1e „ „ fl. 11. — „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der See Möris.

(Mit einer Abbildung.)

Achter Jahrgang 1835. Tab. XXXIII.

Es iſt wohl den meiſten unſerer Leſer nicht unbekannt, daß Aegypten ſeine Fruchtbarkeit, wegen welcher es ſchon im graueſten Alterthum berühmt war, hauptſächlich den Ueberſchwemmungen des Nilſtromes verdankt, welche regelmäßig jedes Jahr zur Zeit des Sommerſoliſtitiums wiederkehren. Um dieſe Zeit gleicht das ganze Nilthal einem See, und wenn der Strom wieder in ſein gewöhnliches Bett zurücktritt, hinterläßt er einen äußerſt fetten und fruchtbaren Schlamm, in welchem jede Art von Feldesfrucht auf das Ueppigſte gedeiht. Diejenigen Theile Aegyptens dagegen, welche der austretende Nil nicht erreichen kann, ſind unfruchtbar, und nur ſehr ſpärlich bewohnt.

Es war daher ſchon in den früheſten Zeiten, als noch die Pharaonen über Aegypten herrſchten, die Sorgfalt der weiſeſten dieſer Könige hauptſächlich darauf gerichtet, das Nilwaſſer durch Kanäle und Schleußen ſo weit als möglich in das Land hineinzuleiten. Allein auch dieſe Vorrichtungen reichten nicht zu, das Waſſer auf einer gewiſſen angemeſſenen Höhe zu erhalten. Denn, je nachdem es in Abyſſinien, dem Quellenlande des Nils, mehr oder minder regnete, ſtieg auch der Strom bald zu viel, bald zu wenig, und richtete im erſteren Falle durch ſeine Ueberſchwemmungen beträchtlichen Schaden an, und im zweiten befruchtete er nicht eine ſo große Strecke Landes, als zur Erhaltung der Bevölkerung erforderlich war. Dieſem Uebelſtande wußte nun die weiſe ägyptiſche Regierung durch die Anlegung des Sees Möris abzuhelfen, von welchem wir in beiliegender Tafel eine Anſicht beilegen. Es iſt dieſes ein ungeheurer Waſſerbehälter von ſechzig Quadratmeilen Oberfläche, welcher in einer weſtlich vom Nilthal gelegenen Ebene, Fajum genannt, mit vieler Einſicht künſtlich angelegt iſt. Der Name Fajum, welcher in der Sprache der Aegypter eine wäſſerige, ſumpfige Stelle bedeutet, läßt vorausſetzen, daß den Boden dieſer Ebene anfangs ein Sumpf eingenommen habe. Nach dem Berichte der alten Schriftſteller ließ der Pharao Möris darin einen See graben. Dies aber iſt unglaublich; denn da dieſer See einen Umfang von ungefähr 40 Meilen und eine beträchtliche Tiefe hat, ſo würde daraus folgen, daß die Aegypter dabei über 1100 Milliarden Kubikmeter Erde fortzuſchaffen gehabt hätten, was nicht zu vermuthen iſt. Vielmehr iſt anzunehmen, der König Möris habe zur Anlegung dieſes Sees die natürliche Beſchaffenheit der Gegend benutzt. Ein vom Nil aus durch Sand und Felſen gezogener Kanal leitete das Waſſer dieſes Fluſſes in jenen See ab. Aus des Sees Mitte erhoben ſich zwei ſehr hohe, einen ſitzenden Koloß tragende Pyramiden, woraus Herodot ſchließt, daß der See von Menſchenhänden gegraben worden. Die Pyramiden konnten aber auch errichtet worden ſeyn, bevor die Untiefe, in der ſie ſtehen, vom Nilwaſſer erfüllt war.

Die Wichtigkeit dieſes Sees war für Aegypten unſchätzbar. Er regelte die Ueberſchwemmungen, und bewirkte, daß die Ungleichförmigkeiten im Regen der Tropenländer keine empfindliche Folge hatten.

Digitized by Google

Der Kanal beſaß zwei Mündungen in den Nil, die mit Schleußen verſehen waren, um nach Bedürfniß Zufluß und Abfluß zu veranlaſſen. Durch die obere Mündung füllte ſich der Kanal und der See, wenn der Nil anſchwoll, und die bewohnten und beſäeten Felder bedrohte. Fiel der Nil, ſo konnte das überflüſſige Waſſer des Sees und Kanals durch die untere Mündung dem geſunkenen Fluſſe wieder zurückgegeben werden, was gewöhnlich im Monat December geſchah. Dadurch ward die Fruchtbarkeit von Fajum, vom Gebiete von Memphis und von einem Theile von Mittelägypten geſichert. Dadurch, daß der See das Waſſer wie in einem großen Behälter zurückhielt, war es möglich, die unzulängliche Fluth zu verſtärken, und die Nachtheile einer zu großen Ueberſchwemmung abzuwenden. Dieſe großen Vortheile hatte der König, der dieſes ungeheure Werk zum Gemeinwohl errichten ließ, wohl eingeſehen. Aus Dankbarkeit gab daher das Volk dem See den Namen Möris.

Dieſer Fürſt, der bei den griechiſchen Geſchichtſchreibern auch den Namen Thutmoſis führt, regierte 1700 Jahre vor Chriſti Geburt. Sein Name findet ſich noch in den größten Gebäuden von Theben und Nubien eingegraben. Es wurden ihm auch die Titel: Weitenbeglücker und Diener der Sonne beigelegt. Der Obelisk, welcher im Lateran zu Rom ſteht, war ihm zu Ehren in Aegypten errichtet worden; auch befindet ſich in dem Muſeum zu Turin eine coloſſale Statue von dieſem König aus ſchwarzem Granit mit weißen Flecken. Die ägyptiſchen Prieſter ſprachen mit Herodot von ihm, obgleich dieſer Fürſt damals ſchon über tauſend Jahre todt war. Die ungeheuren, unter ſeiner Regierung ausgeführten Werke, namentlich der See Fajums, erwarben dem Möris den Ruhm, den die Geſchichte auf uns gebracht hat.

Das Waſſer des Sees Möris iſt bedeutend ſalzig; drei Monate, nachdem das Nilwaſſer ſich in denſelben ergoſſen hat, iſt es ſechsmal ſalziger, als das Meerwaſſer, und doch erhält der See, außer dem ſüßen Waſſer des Nils, keine andern Zuflüſſe. Allein die abſchüſſigen Ränder des Kanals, der ihm das Nilwaſſer zuführt, ſind mit ſalzigen Auswitterungen beſchlagen, und enthalten eine beträchtliche Menge ſalzſauren Kalkes; die Kalkunterlage des Felsgebildes des Sees hat einige Steinſalzadern aufzuweiſen, und man findet auch dieſes Salz in der Umgegend des Sees.

Noch iſt das merkwürdige Gebiet von Fajum nicht in dem Grade durchforſcht, als es wohl für die Alterthumskunde und Geſchichte wünſchenswerth wäre. Indeß erwarten wir darüber mit Recht noch nähere Aufſchlüſſe von dem Engländer Burton, welcher Aegypten eilf Jahre lang in allen Richtungen durchreiſte, und bereits nach Europa zurückgekehrt iſt, um mit den Ergebniſſen ſeiner Forſchungen die Wiſſenſchaft zu bereichern.

Der Handwerksmann.

(Fortſetzung von Seite 144.)

Die Mutter fing an zu weinen, und ſagte: „Jede Mutter will an ihrem Kinde Freude erleben! Aber es bleibt einmal ein Unglück, wenn man in niedrigem Stande geboren iſt!“

„Mutter! das Wort verzeih Euch der Himmel!“ fuhr der Thorſchreiber auf: „Ihr wißt in Eurer Verblendung nicht, was Ihr geſprochen habt. Wer in niedrigem Stande geboren iſt, dem ſteht die ganze Welt offen. Hat er wirklich die Kraft und den innern Beruf dazu, ſo wird er die Wege ſchon finden, ſich zu den höchſten Ehrenſtellen aufzuſchwingen; hat er dies nicht, ſo wird er wenigſtens, was ſein Vater war. Aber in den hohen Ständen muß man mit fort, es mag gehen wie es will, die Wahl der künftigen Lebensbeſtimmung iſt ſehr beſchränkt, und herabſteigen thut weh. Wenn auch ein vornehmer Vater verſtändig genug wäre und dächte: Mir ſoll es ganz gleich ſein, welche Beſtimmung meine Söhne ſich erwählen; ich will nur, daß ſie brav und tüchtig in ihrem Fache ſein ſollen! und er laſſe nun einen und den andern ein Handwerk erlernen, ſo würden nur wenige ihn für einen vernünftigen Mann, die meiſten ihn für einen Rabenvater halten. — Und, Herzensmutter, was iſt doch im Ganzen ein Handwerksmann für ein glücklicher Menſch? Die Lehrjahre des Geſellen ſind mit den Schul- und Univerſitätsjahren des Studenten gleich; beide bringen ein theils mühvolles, theils fröhliches Jugendleben, in beiden ſoll Fleiß und Sittlichkeit die Parole ſein; Freundſchaften werden geſchloſſen hier,

Digitized by Google

wie dort. Und wenn nun die Lehrjahre von beiden überſtanden ſind, ſo muß der Student hinter den Tiſch, muß arbeiten und ſchreiben, hat nicht die Welt geſehen, nicht die Menſchen kennen gelernt, und ſoll ſich doch nun in ſie ſchicken, ſie belehren, ſoll wiſſen, was ihnen Noth thut, ſoll über ſie richten. Der Handwerksgeſelle aber ergreift fröhlich ſeinen Wanderſtab, und zieht hinaus in die weite ſchöne Gotteswelt. Alle Völker mag er beſuchen, in allen Ländern findet er ſeinen Meiſter, darf bei ihnen arbeiten, heimiſch ſein, und wird von den Meiſterinnen bald in milde, bald in ſtrenge Zucht genommen. Ehe er ſelbſtſtändig wird, lernt er durch manche ſchwere Prüfung ſich in die Welt und die Menſchen ſchicken und mit ihnen umgehen, ſo trägt er die Fertigkeiten eines Landes in das andere hinüber, findet, wenn er ordentlich und brav iſt, allenthalben ſeine Arbeit, und wird zeitig genug ausgeſtoßen, wenn er nichts taugt, ſo kann er ſich endlich die Stätte ſelbſt wählen, auf der er leben und arbeiten will, denn ihm ſteht die ganze Welt offen. Aber hieran denken die wenigſten jungen Leute mehr; ſelbſt die Söhne der Meiſter wollen nicht mehr werden, was ihre Väter waren; alles ſtrebt höher hinauf, muthet den nachgiebigen Eltern faſt unerſchwingliche Opfer zu, fragt nicht, ob ein wirklich höherer Beruf im Innern lebe und wirke, und zieht die erbärmliche Mittelmäßigkeit in einem höhern Stande der achtbaren Tüchtigkeit in einem geringern vor. Deshalb giebt es ein Heer von Federführern, die lange vergeblich auf eine dürftige Anſtellung warten und ewig abhängig bleiben, während die achtbaren Handwerksmeiſter immer ſeltner werden, weil es an tüchtigen Schülern fehlt, die mit Luſt in ihre Fußtapfen treten wollen. — Ich habe mit Deinem braven Rektor über Dich geſprochen, Muſje Kaspar, denn mir war Dein veränderter Sinn nicht verborgen geblieben; aber auch er räth ab vom Studiren, und meint, es ſei nun volle Zeit, Dich Deiner eigentlichen Beſtimmung zu übergeben. Nun Vater und Mutter, was meint Ihr dazu? —

„Jeder ſoll ſich nach ſeiner Decke ſtrecken!" ſagte der alte Maurermeiſter: „und wenn man alles treu erwogen und berathen hat, ſo darf der Vater auch einen Machtſpruch thun. — Alſo hinunter mit Kollet und Hieber, und das Schurzfell vorgebunden. — Marſch!"

Die Mutter führte ihren Sohn weinend auf ſein Kämmerlein, und zog ihm einen alten Rock an, der Thorſchreiber aber reiſte am Nachmittage nach Saalheim zurück, und beſorgte Kaspars ehrenvolle Entlaſſung von der Schule.

Während Kaspar nun erſt bei dem Vater und dann bei einem entfernten Maurermeiſter in die Lehre trat, und mit Hammer und Kelle tüchtig an die Arbeit gehen mußte, nahm der Thorſchreiber alle Briefe in Beſchlag, die von den ſtudirenden Freunden an Kaspar eingingen. Sie enthielten Schilderungen der luſtigen Studentenzeit, und Aufforderungen bald nachzufolgen. Da ſie aber unbeantwortet blieben, denn der Thorſchreiber verbrannte ſie ſämmtlich, ſo gingen ſie immer ſpärlicher ein, und blieben endlich ganz aus. So wurde denn auch das Verhältniß zwiſchen Kasper und den jungen Grafen aufgelöſt; die letztern fragten endlich nicht mehr nach dem Schulfreunde, der in einem ſo undenkbaren Schweigen beharrte, und ſchienen ihn nach und nach zu vergeſſen.

Viele Jahre waren ſeitdem vergangen. Die Grafen bekleideten bereits angeſehene Stellen im Staate, der älteſte bei der Geſandtſchaft an einem fremden Hofe, der jüngere in dem Heere ſeines Fürſten, als der alte Graf ſtarb und die Brüder nun zum Beſitz ihrer väterlichen Güter gelangen ſollten. Aber der Krieg erhob ſich und verwüſtete die Länder; Städte und Dörfer gingen in Flamme auf und auch das Stammſchloß des Grafen Hornſtein wurde in einen Steinhaufen verwandelt. Trauernd reichten ſich die Brüder, als der Friede wieder geſchloſſen war, an den Ruinen ihrer Heimath die Hände, und blickten mit Wehmuth zu den ſchwarzen ausgebrannten Mauern auf, die ſeit Jahrhunderten die alten treuen Zeugen eines glücklichen Familienlebens geweſen waren, und auch ihre fröhliche Knabenzeit ſchützend umſchloſſen hatten. Alle ſüßen Erinnerungen aus der Kindheit ſchwebten gleich trauernden Schatten hier über ihrem Grabe, und wie die Schwalbe noch einmal bang und ängſtlich ihr zerſtörtes Neſt umflattert, und immer wieder zurückkehrt, ob ſie es gleich nun verlaſſen muß, ſo gingen die Brüder ſchweigend unter den Trümmern

Digitized by Google

umher, und konnten ſich nicht abwenden von der zerſtörten theuern Stätte. Endlich befahlen ſie dem alten Kaſtellan, einem treuen verſtändigen Diener, daß er auf derſelben Stelle, wo das alte Schloß geſtanden, ein neues erbauen laſſen ſolle; ſie machten ihm die Wahl der ausgezeichnetſten Baumeiſter und Handwerker dabei zur Pflicht, und wollten, da ſie durch ihre amtliche Stellung vielſeitig beſchäftigt und von hier entfernt gehalten wurden, nicht eher wieder hierher zurückkehren, als bis das neue Schloß vollendet daſtehen würde.

Hierauf reiſten die Grafen wieder zu ihrer Beſtimmung zurück, und der alte Kaſtellan ſuchte ſeinen Auftrag nach beſter Einſicht auszuführen.

Drei Jahre waren verfloſſen, die Grafen hatten in andern Ländern gelebt, und Großes und Schönes dort geſehen, als endlich von dem Kaſtellan die Meldung einging: der Bau des neuen Schloſſes ſei nunmehr vollendet! Länger konnten ſie ihrer Sehnſucht nicht widerſtehen; ſie beſchloſſen, nach den väterlichen Gütern zurück zu kehren, nahmen den nöthigen Urlaub, und fuhren endlich, nach einer langen Reiſe, an einem heiteren Sommerabend von der letzten Station ab. Je näher ſie aber der Heimath kamen, um deſto banger hob ſich ihre Bruſt, denn wie ſollten ſie das Neue, was ſie hier nun finden würden, an die alten ſüßen Erinnerungen anreihen. Die Sonne war im Sinken, als der Wagen durch das Dorf in die große Lindenallee einbog, die zu dem Schloſſe führte, gerade um dieſe Stunde waren ſie ſonſt auch hier eingetroffen, wenn ſie die Eltern von der Schule aus beſucht hatten, dort von der ſteinernen Bank in der Mitte der Allee, von wo aus man den erſten Blick auf das Schloß gewinnt, hatten ſie immer zuerſt die großen Fenſter im Glanz der Abendſonne ſchimmern ſehen. — Was ſollten ſie jetzt finden? — —

Aber wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie an der ſteinernen Bank dieſelben Fenſter wieder in der Abendſonne glänzen ſahen, und, als ſie näher kamen, das alte Schloß bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten in ſeiner früheren Form wieder vor ſich erblickten, nur daß es neu abgeputzt zu ſein ſchien. Sie fuhren wieder durch das alte Schloßthor in den weiten Schloßhof ein; aus der gewohnten Pforte trat ihnen wieder der alte Kaſtellan entgegen; die gewölbte Vorhalle, die lichten Treppen, die hohen Gänge waren die längſt bekannten. Sie hielten ſich ſchweigend bei der Hand, und gingen erſtaunt von Zimmer zu Zimmer, allenthalben fanden ſie die alten vertrauten Gemächer; ſie eilten nach dem Flügel des Schloſſes, den ſonſt ihr Vater ausſchließlich bewohnt hatte, aber auch hier fanden ſie nur die alte Einrichtung wieder, ſelbſt das runde Kabinett, das Arbeitszimmer des Vaters neben dem Bibliotheksaale, das ſie wie ein Heiligthum geehrt hatten, fehlte mit ſeinem magiſchen Lichte nicht; es zog ſie von hier hinab nach der hinteren Seite des Schloſſes, aber auch hier öffnete der große Gartenſaal, der Tummelplatz ihrer Jugendſpiele ſeine weiten Hallen wieder nach dem Garten zu. — Die Brüder ſanken ſich innig ergriffen in die Arme, ſie ſprachen kein Wort, und der alte Kaſtellan ſtand mit gefalteten Händen neben ihnen und weinte.

„Alter!" rief endlich der älteſte Graf und reichte dem Kaſtellane die Hand: „das iſt Dein Werk! Du haſt unſere Heimath wieder aus dem Grabe erſtehen laſſen; wie ſollen wir Dir danken!"

Der Kaſtellan aber ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Nicht ich, ſondern der Maurermeiſter, den ich als den berühmteſten aus der Hauptſtadt hierher berufen, hat dies alles ausgeführt. Er entwarf den Riß dazu, und ich erkannte mit Erſtaunen, daß es vollkommen das Bild des alten zerſtörten Schloſſes war. Da ließ ich ihn ungeſtört gewähren, und ſo führte er denn das neue Schloß auf, als ob er einſt vor Jahrhunderten auch das alte erbaut hätte. Hier kommt der Meiſter ſelbſt."

Und ein ſtattlicher kräftiger Mann trat in den Saal, ſein geſundes heiteres Antlitz war von der Sonne gebräunt, und um die Hüften ein Schurzfell gegürtet. Er grüßte die Grafen, und als ſie ihn gefragt, wie es ihm möglich geweſen ſei, dies Schloß ganz in ſeiner früheren Art wieder herzuſtellen? antwortete er:

„Ich beſaß einen Riß, den ich in den frohen Tagen meiner Jugend von dem alten Schloſſe entworfen hatte, und da, wo dieſer nicht ausreichen wollte, half mir das Bild, welches ich unverlöſchlich in meiner Seele davon trug!"

Die Grafen erſtaunten und fragten ihn, wie er heiße?

„Ich führe einen alten Namen," antwortete er: „vielleicht iſt er ihnen noch bekannt, er ſteht über dem Thore von Saalheim!"

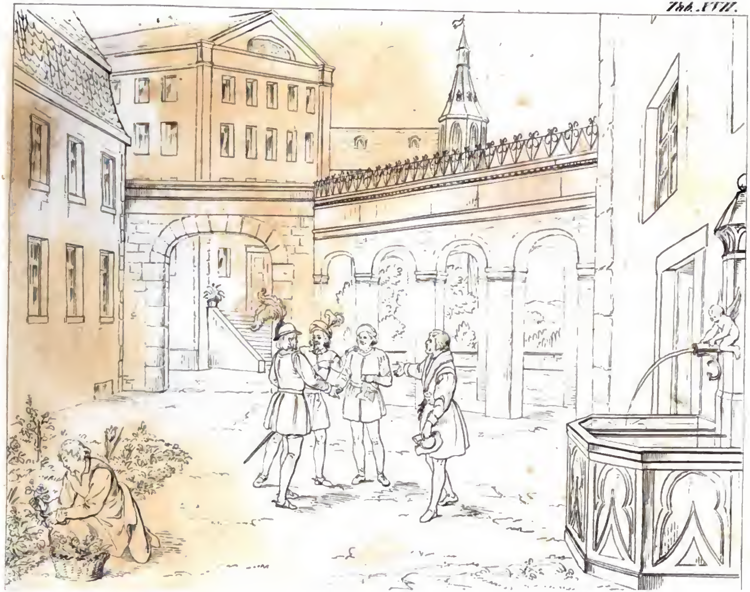
„Kaspar Weit! iſt es möglich? Kaspar Weit! riefen ſie freudig und erkannten in dem Antlitz des Mannes die Züge des Jünglings wieder, und als er ihnen die narbige Hand entgegenreichte, ſchlugen ſie freudig ein, und zogen den früher geliebten Freund, der ihnen jetzt als tüchtiger Maurermeiſter die Heimath wieder aufgebaut hatte, in ihre Arme."

(Siehe die Abbildung Nro. II.)

(Der Beſchluß folgt.)

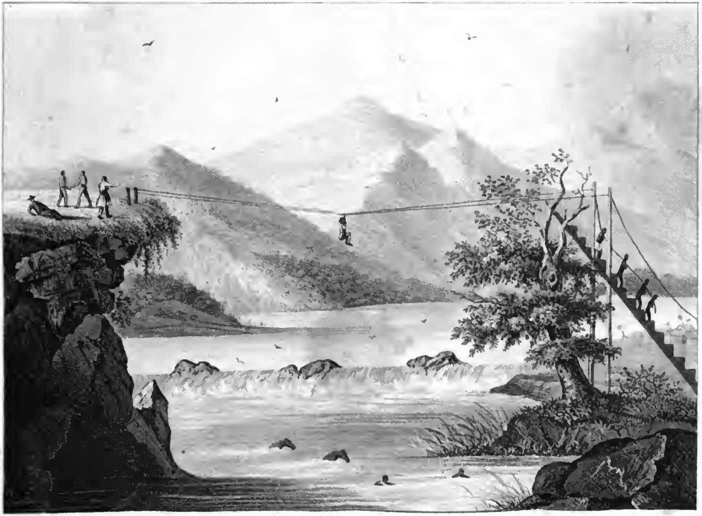
Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Seil-Brücke über den Magdalena-Strom.

Digitized by Google

No. 34. Achter Jahrgang 1835. (149)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 10 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11.- " "
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Seilbrücke über den Magdalenaſtrom.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXIV.

In den Ländern, wo die Civiliſation noch keinen hohen Grad erreicht hat ſind Landſtraßen und ſteinerne, fahrbare Brücken, wie man ſie bei uns allenthalben antrifft, eine große Seltenheit. Der Wanderer, welcher ſie bereiſt, muß ſich glücklich ſchätzen, wenn er nur einen geebneten Weg findet, auf welchem ſein Pferd vorwärts kann, und kommt er gar an einen Strom, ſo muß er oft auch dieſes zurücklaſſen und ſich mit Gefahr des Lebens einer Seilbrücke anvertrauen.

Solche Seilbrücken findet man nicht ſelten an den breiten Strömen Südamerikas. Auf beiden Ufern ſind ſtarke Pfähle eingerammt, auf welche man vermittelſt Stufen oder auch durch die bloßen Erhabenheiten des Bodens gelangt. Sechs ſtarke, aus den Ranken von Lianon geflochtenen Taue, welche an die Spitze dieſer Pfähle befeſtigt ſind, verbinden die beiden Ufer ſo, daß vier derſelben den Boden und zwei das Geländer der Brücke bilden. Man durfte dieſen Brücken keine allzuſtarke Spannung geben, und ſo bilden ſie denn einen Bogen, deſſen Schwingungen den Uebergang oft gefährlich, immer aber anſtrengend machen. Die Pferde können nicht über dieſe Brücken geführt werden, ſondern ſie müſſen den Fluß durchſchwimmen, was ſie ſehr oft der Gefahr ausſetzt, von Alligatoren angegriffen zu werden.

Es giebt ſogar Brücken, welche noch weit einfacher ſind, und dennoch vielleicht mit weniger Gefahr paſſirt werden, als die erſtern. Es ſind diejenigen Seilbrücken, welche man in einigen Gegenden Tarabiton nennt. Die Tarabito iſt ein dickes Tau, welches aus Lianenranken, oder aus den Faſern der Agave oder gar aus ledernen Riemen beſteht, und für ſich allein eine Brücke bildet. Ein Korb oder ein einfaches Netz hängt vermittelſt mehrerer Stricke an einem die Tarabito umfaſſenden Haken, um den Reiſenden aufzunehmen. Vermittelſt eines Seiles wird er nun durch Menſchen oder Pferde, welche ſich auf dem jenſeitigen Ufer befinden, hinüber gezogen.

Eine ſolche Tarabito iſt die hierbei abgebildete über den Magdalenenſtrom. Dieſer Fluß, welcher nach dem Orinoko der größte in Südamerika iſt, entſpringt unweit der Stadt Popayan im See von Papas. Er durchfließt in einer nördlichen Richtung fünfzig deutſche Meilen und ergießt ſich zwiſchen Karthagena und Santa Maura in das Antilliſche Meer. Die Reiſenden, welche von erſterer Stadt aus ſich nach Bagota begeben wollen, ſchiffen ſich zu Barranoa ein und fahren ſtromaufwärts bis nach Honda. Obgleich dieſe Schifffahrt in einem Lande, in welchem die Civiliſation noch

Digitized by Google

wenig gethan hat, um den Verkehr zwiſchen den einzelnen Theilen zu erleichtern, gewiſſe Vortheile gewährt, ſo iſt ſie doch nicht frei von Unannehmlichkeiten, ja ſogar mit Gefahren verbunden. Die fortwährenden Veränderungen der Atmosphäre, welche je nach dem Wechſel der Winde bald glühend heiß, bald eiskalt wird, die Tauſende von Moskitos, oder ſtechenden Inſekten, deren Stiche den Schlaf ſtören, die Nähe der Alligatoren und Tiger, denen man an den Landungsplätzen ausgeſetzt iſt, das reißende Waſſer des Stromes und die Fahrt hemmenden Klippen ſind hinreichend, um den in dieſem Lande ſo häufigen Unmuth der Reiſenden zu rechtfertigen, ohne daß man nöthig hätte, noch insbeſondere an die Faulheit, Völlerei und Unfolgſamkeit der Bogas oder der Neger, welche auf dem Magdalenenfluſſe die Matroſendienſte verſehen, zu erinnern.

Der Handwerksmann.

(Beſchluß von Seite 148.)

Kaſpar erzählte nun, wie man ihm die Studentenkleider ausgezogen und ihn zum Maurerpurſchen gemacht hatte. Wie eine mühevolle Lehrzeit von ihm überſtanden worden ſey, und er lange Jahre auf der Wanderſchaft zugebracht. Viele hundert Meilen war er durchwandert, mancher ſchwere heiße Tag lag hinter ihm, aber er hatte die Welt geſehen, ſeltene große Erfahrungen geſammelt, und weil er durch ſeine Schulkenntniſſe die meiſten Geſellen weit übertroffen, faſt allenthalben eine gute Aufnahme gefunden; von einem Meiſter war er dem andern empfohlen und zugeſendet worden, und wo man einen wichtigen Bau ausführen wollen, hatte der Mauerpolirer Kaſpar Weit nicht fehlen dürfen. Endlich war er in ſeine Heimath zurückgekehrt, war in der Hauptſtadt Meiſter geworden, und hatte bald Vertrauen und Arbeit genug gefunden.

„So ſtehe ich denn nun zwar auf einer ganz andern Stufe, als ich es einſt in meiner Jugend träumte!" fuhr er fort: „aber ich bin glücklicher und zufriedener hier, als ich es jemals in dem Stande geweſen ſeyn würde, zu dem mich Stolz und Eitelkeit hinzog. Der ſchlichte Maurermeiſter darf zwar nicht in den Zimmern der Vornehmen und Reichen erſcheinen, aber er erbaut ihnen ihre ſtolzen Paläſte und kehrt jeden Abend zufrieden in ſeine Wohnung zurück, wo ihn ein gutes Weib und geſunde Kinder froh empfangen. Vieles Unglück trifft die Menſchen, Armuth und Reichthum wollen durch die Welt und wechſeln wie Tag und Nacht, aber der geſchickte Handwerker findet immer ſein Brod, die Menſchen können ihn nicht entbehren, und deßhalb hat das Handwerk wirklich einen goldenen Boden. Hätte ich ſtudirt, ſo würde ich gewiß nur als ein höchſt mittelmäßiger Menſch vor Euch ſtehen, denn meine Anlagen waren nur gering, ich hätte vielleicht an den Trümmern dieſes Schloſſes Euch eine weinerliche Trauerrede gehalten. Jetzt hab' ich es wieder aufgebaut; was das Herz fühlte, und die Phantaſie dachte, hat die Hand ausgeführt, und wenn ich nun auch an Stand und Rang ein weit geringerer Mann bin, als Ihr, ſo darf ich Euch doch freudig unter die Augen treten, denn darin bin ich Euch wenigſtens gleich, daß ich meine Stelle tüchtig ausfülle, wie Ihr die Eurige."

Die Jugendfreunde trennten ſich, jeder ging zu ſeiner Beſtimmung zurück; aber ſie ſahen ſich öfter in der Hauptſtadt wieder, denn die Grafen ſuchten den Meiſter Kaſpar Weit zuweilen in ſeiner Wohnung auf, ſprachen mit dem verſtändigen Bürger über die Werke, die ein jeder von ihnen nach ſeinem Berufe ausführte, und ließen ſich Abends auch wohl gern von der gaſtfreien reinlichen Hausfrau im Kreiſe ihrer Kinder und Geſellen eine Schaale Milch vorſetzen.

Der Negerknabe Olaudah Equiano.

Seit ſeiner gewaltſamen Entführung aus dem väterlichen Hauſe war Olaudah Equiano über

Digitized by Google

ſechs Monate im Innern von Afrika aus einer Hand in die andere verkauft, und bald mehr, bald minder gut, aber nirgends tyranniſch behandelt. Er genoß hiebei ſtets noch des Vortheils ſich unter Menſchen zu befinden, mit denen er ſich unterreden konnte, die ihm an Lebensart und an Sitten, oder wenigſtens der Farbe und Bildung nach, durchaus ähnlich waren. Auch der Boden, auf welchem er lebte, blieb ſich ziemlich ähnlich. Nur ein Mal fand er einen bedeutenden Unterſchied, als er zu einer Nation gebracht ward, welche an und auf einem ſehr großen Fluſſe (dem Niger oder dem Senegal?) auf kleinen Fahrzeugen lebte, da Benin in ſeinem Innern hingegen nur von ſehr kleinen Flüſſen bewäſſert iſt.

Jetzt ſah er aber plötzlich das Meer, eine unabſehliche Waſſerfläche; und auf derſelben zu gleicher Zeit ein großes europäiſches Sklavenſchiff! Sein ahndungsvolles Erſtaunen hierüber verwandelte ſich bald in höchſtes Schrecken, als Geſchöpfe von ungewohnter Menſchengeſtalt, mit langen gelblichen Haaren, von der Farbe des böſen Geiſtes, mit wildem Blick und mit einer Sprache, die auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit irgend einer von ihm bisher gehörten hatte, auf ihn zutraten, und ihm mit der größten Scham- und Fühlloſigkeit eines Fleiſchhändlers alle Glieder durchtaſteten. Dieſen Zuſtand auszudrücken, fehlen ſeiner Sprache die Worte; er glaubte feſt, in eine Welt fleiſchfreſſender Teufel gerathen zu ſeyn.

Auf das Schiff geſchleppt, ſah er viele ihm ähnliche Schwarze in Ketten, völlig ſtumm, den tiefſten Kummer oder die höchſte Verzweiflung in allen Zügen; daneben kochte ein erſtaunlich großer Fleiſchkeſſel, und ein mephitiſcher Geruch duftete ihm aus dem Innern des ungeheuern Waſſerkerkers entgegen.

Zwar ſuchten ihn die Schwarzen, von welchen er verkauft war, zu tröſten, und ihm jene traurigen Gedanken zu benehmen. Zu ſeiner Erquickung brachten ſie ein Glas Branntwein. Allein dieſe vermeinte Labung, das Lebenswaſſer der Weißen, berührte kaum ſeine Lippen, ſo fühlte er ſich gleichſam verbrannt, und ſchauderte nun ſogar vor den Nahrungsmitteln dieſer ihm durchaus neuen Zauberwelt.

Gleich darauf traten ſeine Landsleute ihre Rückkehr nach der Küſte an. Von allen bekannten Menſchen und Dingen verlaſſen, war ihm jede Hoffnung, ſein Vaterland wieder zu ſehen, verloren; und er fand ſich in den Händen dieſer unbekannten Weſen. Durch einen Strom von Thränen ſuchte die faſt dem Kummer erliegende Natur ſich zu erleichtern, als plötzlich eine Gräuelſcene dieſe Linderung hemmte. Die Weißen hingen einen der Ihrigen ſelbſt an einen Maſt, peitſchten ihn ſo unmenſchlich, daß er unter den Hieben ſtarb, und nun warfen ſie völlig gefühllos den Leichnam über Bord zur Nahrung für die Haien.

Voll Entſetzen über dieſe durchaus unerhörten Gräuel flehte Olaudah, der auch Guſtav Waſa hieß, den Tod an; verſagte die ihm von den Weißen angebotene Speiſe. Dafür ward er ſogleich über die Winde gelegt und auf das Grauſamſte gegeißelt. Er verſuchte ſeinen Tod in den Wellen zu finden; allein es war ihm unmöglich, über die von Stricken auf dem Verdecke gezogenen Gallerien zu ſpringen, und er verging faſt vor Wehmuth, da er acht Schwarze wegen eines ähnlichen, aber mißlungenen Unternehmens auf den Tod peitſchen ſah.

In dieſer verzweiflungsvollen Stimmung entdeckte er endlich einige Schwarze, deren Sprache ihm verſtändlich war. Wer ſind, fragte ſie Waſa, dieſe weißen Ungeheuer? Woher kommen ſie? Wohnen ſie ſtets in ſo großen Höhlen auf dem Waſſer? oder, wenn ſie ſonſt noch ein Vaterland haben, warum verlaſſen ſie es? Wie kommen ſie zu uns? Sicher ſind es boshafte Zauberer, die uns nur rauben, um uns zu freſſen? Und wie könnten ſie auch das große Haus ohne Zauberei bewegen und fortſchaffen?

Nur einige dieſer Fragen waren ſeine Landsleute im Stande zu beantworten; die Weißen kämen von einem weit entfernten Lande; dorthin brächten ſie die gekauften Neger, und hielten ſie auf das Härteſte zum Landbau an. Jene Stricke und Segel

Digitized by Google

ſetzten das Schiff in Bewegung, allein ſelbſt dies könne nicht ohne Zauberei geſchehen;

Ein mit vollen Segeln ankommendes engliſches Schiff beſtärkte die Schwarzen noch mehr in dieſem Wahne. Kaum ſahen die Weißen ihres Schiffes jenes zweite Segel, ſo erhoben ſie ein gräßliches Freudengeſchrei. Das Fahrzeug näherte ſich, ward dabei zur allgemeinen Verwunderung der unkundigen Neger mit jedem Augenblicke größer, und blieb, nachdem es den ihnen völlig unbegreiflichen Anker ausgeworfen hatte, auf ein Mal ſtehen, was die Schwarzen in ihren Gedanken von Zauber und übernatürlichen Kräften beſtärkte.

Endlich hatte das Sklavenſchiff unſers Waſa ſeine volle Ladung. Die armen Neger, mehrere Hunderte an der Zahl, wurden gezwungen, in die unteren Behältniſſe hinabzuſteigen. Ein ſcheußlicher, geſtankvoller Abgrund! Jammernde, kranke, in Ketten geſchmiedete Menſchen, preßten, verwundeten ſich bei jeder Bewegung in der düſtern Höhle, und die durch die Enge des Raumes mephitiſch gewordene Atmoſphäre machte das Athmen ſelbſt zur Strafe. Das Angſtgeſchrei der Weiber, die Wuth der Verzweifelnden, das wilde Rufen der den Anker lichtenden und das Schiff in Bewegung ſetzenden Matroſen, über den Köpfen dieſer Unglücklichen; dies Alles zuſammen genommen, verurſachte, daß Waſa ſofort athemlos zu Boden ſank. Man zog ihn an die Luft, und ſein erſter Gedanke, nachdem er Beſinnung genug hatte, den Gang des mirakulöſen Gebäudes zu beobachten, war: höchſt geſcheite, aber auch höchſt boshafte Satane müſſen dieſe Weißen ſeyn.

Simonides.

Der Weltweiſe Simonides lebte am Hofe des Hiero, Beherrſchers von Syrakus. Dort herrſchte Ueppigkeit und Wohlleben, denn Hiero liebte die Pracht und das Vergnügen; nach den vorherrſchenden Neigungen des Herrſchers pflegen ſich aber die Sitten und Lebensweiſe derer zu richten, die ihn umgeben. Simonides würde mit dem Ernſte und der Strenge, welche ſonſt wohl das Leben der Philoſophen bezeichnen, an Hiero's Hofe eine traurige Rolle geſpielt, und ſich eben nicht das erfreulichſte Loos bereitet haben, hätte er nicht auch der Dichtkunſt obgelegen. Indem er aber dieſelbe übte, kleidete er ernſte Wahrheit in jenes heitre Gewand, in welchem ſie vielen Menſchen willkommen ſind, und bei ihnen noch am eheſten Eingang finden.

Dem Hiero kamen Stunden einſamer Betrachtung der höchſten Gegenſtände des Denkens und des Lebens nicht oft, jedoch wohl dann und wann einmal, und in einer derſelben unterhielt er ſich mit Simonides, welcher geſchickt des Herrſchers Gedanken zu beſchäftigen wußte. Als ſie im Laufe der Unterredung auf die Welt und ihren Urſprung, auf Zeit und Zukunft zu ſprechen kamen, warf Hiero plötzlich die Frage auf: was Gott ſey? und verlangte mit großem Eifer die Beantwortung derſelben vom Simonides. Dieſer bat ſich einen Tag Bedenkzeit aus, welche ihm der Gebieter geſtattete. Tages darauf verlangte Hiero abermals Antwort von ihm; da aber bat Simonides um eine Bedenkzeit von zwei Tagen. Nach Verlauf derſelben, als Hiero immer eifriger die früher begehrte Antwort forderte, bat Simonides um vier, dann aber um acht Tage, bis Hiero, des Zögerns überdrüſſig, von jenem verlangte, ihm den Grund ſeines hiebei beobachteten ſo ſeltſamen Betragens zu ſagen. Herr, verſetzte Simonides — je länger und eifriger ich über dieſen erhabenſten aller Gegenſtände nachdenke, deſto weniger bin ich im Stande, meine Gedanken, zu einem Urtheile vereint, in Worten auszuſprechen.

Wer fühlt nicht das Inhaltſchwere dieſer Antwort? wer erkennt darin nicht den demuthsvollen Sinn, der ſie eingab? Auch verfehlte ſie ihre Wirkung auf den Beherrſcher von Syrakus nicht.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Verona.

Digitized by Google

No. 35. Achter Jahrgang 1835. (153)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Verona.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXV.

Die Stadt **Verona**, von welcher wir hier unſern Leſern eine Abbildung vorlegen, iſt eine der größten, lebhafteſten, ſchönſten und wohlhabendſten Städte des obern Italiens, und nimmt ſich mit ihren alterthümlichen Ringmauern, ihren Brücken und den ſchönen Hügeln auf der Nordſeite maleriſch aus. Sie wird von dem mächtigen Etſchfluſſe in zwei Theile getrennt, wovon der auf dem rechten Ufer gelegene das eigentliche Verona, der auf dem linken Ufer aber **Veronetta** genannt wird. Vier ſteinerne Bogenbrücken führen über den Fluß, und verbinden die Stadttheile. Auf einer dieſer Brücken, Ponte della pietra, überſieht man in beträchtlicher Ausdehnung die weite Krümmung der Etſch und die an ihren Ufern ſich übereinander thürmenden Häuſermaſſen; der zweite Bogen dieſer Brücke, dem rechten Ufer zunächſt, iſt noch römiſch. Beide Stadttheile zuſammen haben faſt zwei deutſche Meilen im Umfange, und zählen in 8964 Häuſern über 50,000 Einwohner. Durch die alten, meiſtens verfallenen Wälle führen 5 prächtige Thore. Die Straßen ſind mit wenigen Ausnahmen meiſtens eng und krumm, und man tadelt hier ſehr den Mangel an Reinlichkeit, ſowohl in den Gaſſen als Häuſern. Geräumiger und ſchöner ſind die öffentlichen Plätze, vornämlich der prächtige **Herrenplatz** (Piazza de Signori), und der **Platz Brà**, welche mit ſehr ſchönen modernen Gebäuden umſchloſſen ſind. Auf dem letztern Platze, wo Abends gewöhnlich Militärmuſik iſt, verſammelt ſich die ſchöne Welt und das Volk in großer Menge.

Man gibt die Zahl der Kirchen in Verona auf 48 an. Ausgezeichnet darunter iſt die Kathedral- oder Domkirche St. Michel, ein altes halbgothiſches Gebäude, worin ſich **Tizian's** berühmtes Gemälde, die Himmelfahrt Mariä, befindet. An den gothiſchen Pilaſtern der Faſſade ſind die Rieſenfiguren **Rolands** und ſeines Waffengefährten **Olivier** ausgehauen, inmitten von tauſend ſymboliſchen Figuren, Greifen, Löwen, Vögeln, Früchten, Jägern Propheten und Kriegern. Sehenswerth iſt auch die Kirche St. Zeno, aus dem neunten Jahrhundert, Sta. Anastasia, mit majeſtätiſchen Säulen und einer ſchönen Kuppel, und St. Bernardin, mit vorzüglichen Gemälden.

Obſchon Verona im Ganzen mittelmäßig und alterthümlich gebaut iſt, und ſich in der bürgerlichen Baukunſt mehr der deutſchen Anſpruchsloſigkeit und Bequemlichkeit, als dem venetianiſchen Prachtſtyl nähert, ſo beſitzt es doch mehrere ausgezeichnete Palläſte. Das vormalige Rathhaus, mit einer durch Statuen gezierten Faſſade und den Büſten berühmter Veroneſer, enthält jetzt die öffentliche Gemäldeſammlung der venetianiſchen Schule; der Pallaſt **Canoſſa** iſt der ſchönſte in Verona, und wird vom Kaiſer von Oeſterreich bei ſeiner Anweſenheit in dieſer Stadt bewohnt.

In Verona haben ſich viele alterthümliche Denkmäler erhalten. Das Merkwürdigſte derſelben iſt das große berühmte **Amphitheater** auf dem Platze **Brà**, nach Art des Coliſſeums zu Rom

Digitized by Google

erbaut. Von der inneren Bodenfläche, wo der Kampfplatz war, und welche 225 Fuß lang und 133 Fuß breit iſt, erheben ſich 48 Reihen von Sitzen und 96 Stufen in immer weitern Kreiſen übereinander. Alle dieſe Sitze ſind mit weißem Marmor bekleidet; nichts iſt zerfallen oder zerſtört; denn man hat Sorge getragen, das Schadhafte immer mit Genauigkeit zu ergänzen. Nur von Auſſen ſieht das 56 Fuß hohe Gebäude einer Ruine ähnlich. Der lange Durchmeſſer des Gebäudes beträgt 464 Fuß, der kurze 367; die Anzahl der Zuſchauer, welche auf den Sitzen Platz fanden, berechnete man auf 22 bis 32 Tauſend. Ein anderes Alterthum iſt die in geringer Entfernung ſtehende Porto Borsari, eine Art Triumphbogen, welchen im Jahre 265 nach Chriſti Geburt der Kaiſer Gallianus errichten ließ. Ferner entdeckte man unter dem Garten eines Privatmannes in der Nähe des Amphitheaters ein Stück einer römiſchen Straße, und am linken Ufer der Etſch ſieht man Spuren großer römiſcher Gebäude und unterirdiſcher weiter Räume.

Dieſe Stadt iſt der Sitz des Juſtizſenates für das lombardiſch-venetianiſche Königreich, eines Provinzialtribunals erſter Inſtanz und eines Bisthums mit Domkapitel. Es befinden ſich hier zwei Lyceen, drei Gymnaſien, eine Akademie der Maler- und Bildhauerkunſt, mit Zeichnen- und Malerſchulen, mehrere Bibliotheken, ein Antikenmuſeum, und eine an Verſteinerungen ſehr reiche Naturalienſammlung, welche die zahlreichen verſteinerten Fiſche des Berges Bolca enthält.

Verona iſt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt keine Feſtung mehr; es beſitzt wohl drei Kaſtelle, wovon San Felice und S. Pietro auf Hügeln, und das alte Kaſtell, ein maſſives, alterthümliches Gebäude, in der Ebene liegen; aber San Felice und die Feſtungswerke der Stadt wurden größtentheils von den Franzoſen zerſtört, und das alte Kaſtell wird nun als Zeughaus benutzt.

An dieſe Stadt knüpfen ſich viele große hiſtoriſche Erinnerungen. In ihrer Nähe fiel die Schlacht zwiſchen Marius und den Cimbern und manches Treffen ſpäterer Jahrhunderte vor. Hier war einſt der Sitz des großen Gothenkönigs Theodorich, welchen die altdeutſchen Heldenlieder Dietrich von Bern nennen. Auch Alboin, der Longobardenkönig, brachte hier einen Theil ſeines Lebens zu, und fand hier ſeinen Tod. Dieſer Wütherich hatte zuvor den Gepidenkönig Cunimund mit eigener Hand getödtet, und deſſen Tochter Roſamunde geheirathet. Auf einem Feſte zu Verona ließ er ſich Cunimunds Schädel bringen, trank zuerſt daraus, und wollte Roſamunda zwingen, ein Gleiches zu thun. Die Fürſtin, welche neben Alboin ſaß, hörte ihn in ſeiner Trunkenheit rufen: „Mein Weib ſoll mit ihrem Vater trinken!“ Vor Unwillen und Erbitterung, dem Erſticken nahe, allein die Wuth des Barbaren fürchtend, erwiederte ſie: „Meines Herrn Wille geſchehe!“ und den in Gold gefaßten Rand des unheilvollen Pokals langſam zu ihren Lippen bringend, ſchwur ſie, fürchterlich Rache zu nehmen. Sie faßte in demſelben Augenblick den Plan eines Meuchelmordes gegen Alboin, und gewann dazu einen Soldaten, der durch ſeinen Muth und ſeine Körperſtärke unter den Longobarden berühmt war. Eines Tages, während Alboin um Mittag ſchlief, führte Roſamunde den Mörder in ſein Gemach, und dieſer ſtieß dem furchtbaren Lombardenkönig, der in ſo vielen Schlachten Sieger geweſen war, das Schwert in die Bruſt. Die Longobarden beſtatteten den Getödteten mit ſeinem Schwerte unter die Schwelle des Pallaſtes in Verona, und vertrieben Roſamunda aus dem Lande. Sie verheirathete ſich zum zweitenmale mit Helmichis, dem königlichen Waffenträger. Als ſie aber auch gegen dieſen einen Abſcheu faßte, beſchloß ſie, ihn zu vergiften. Eines Tages, als Helmichis aus dem Bade ſtieg, bot ſie ihm einen Gifttrank. Kaum hatte er davon getrunken, als er ein verzehrendes Feuer in ſeinen Eingeweiden fühlte. Nur ein Blick auf Roſamunda, und er ſah, daß ſie ihm das Leben nehmen wollte. Mit dem Dolch in der Hand zwang er nun die Fürſtin, den Reſt des Trankes zu nehmen, und beide hauchten ihr Leben zugleich aus.

Wenige von den Reiſenden, welche heut zu Tage Verona und ſeine Umgegend beſuchen, gedenken vielleicht der merkwürdigen Begebenheiten, die ſich zur Römerzeit und im Mittelalter hier zugetragen haben. Die Meiſten wandeln in den Straßen umher, ſehen die Gebäude, die Denkmäler, die Gemälde und Statuen an; aber ihr ununterrichteter

Digitized by Google

Google

Geiſt ſagt ihnen nicht, an welchen bedeutungsvollen Stellen ſie ſtehen oder vorüberwandeln. So mag es wohl überhaupt mit dem Reiſen, ohne Kenntniß der Geſchichte und des Alterthums, ſeyn, und daher kommt es, daß unter den Hundert und Tauſend von Reiſenden, welche jetzt nach Italien ſchwärmen, kaum Einer eine Ausbeute an Kenntniſſen und Erfahrungen mit zurückbringt, welche das Reiſegeld werth iſt.

Kaiſer Friedrich der Rothbart.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. XVIII.)

Vor ungefähr 630 Jahren unternahm der deutſche Kaiſer Friedrich I., der Rothbart genannt, einen Kreuzzug gegen die Türken in Aſien, um aus ihren Händen das heilige Land wieder zu erobern, wo Chriſtus gelebt, gelehrt, gelitten hatte, und wo er am Kreuze geſtorben war. Alle Kämpfer, die dem Kaiſer folgten, trugen ein Kreuz auf der Schulter, ein Kreuz auf ihren Fahnen, und hielten ihr Unternehmen für ein heiliges, Gott gefälliges Werk. Aber viele der edelſten und tapferſten Ritter kehrten nicht wieder in ihre Heimath zurück, ſie unterlagen theils den Mühſeligkeiten des Feldzugs, theils dem Feinde ſelbſt, und fanden ihr Grab in dem fremden Lande. Zu dieſen gehörte auch Konrad von Feuchtwangen; der Kaiſer, der ihn nach einem mühſam errungenen Siege ſchwer verwundet und ſterbend auf dem Schlachtfelde fand, ließ ihn in ſein eigenes Zelt tragen, und alles nur Mögliche anwenden, um das Leben eines Mannes zu retten, der zu ſeinen treueſten Freunden gehörte. Aber Konrad fühlte, daß es vergeblich ſey, und ſprach zum Kaiſer:

„Habt Dank, mein hoher Herr! für Eure Sorge; allein der Tod verlangt ſein Recht, ich fühle, er naht unaufhaltſam. Wollt Ihr mir aber einen Troſt im Sterben gewähren, ſo laßt Euch meine beiden unerzogenen Söhne empfohlen ſeyn. Sie haben mich hieher begleitet, um früh zu lernen, wie man für Gott und ſeinen Kaiſer kämpfen und ſterben muß.“ —

Der Kaiſer ſah die beiden ſtattlichen Knaben weinend am Sterbelager des Vaters knieen, und antwortete: „Ich will für Deine Söhne ſorgen, als wären es meine Kinder! ich will für ſie ſelbſt in der Noth das Leben wagen, wie Du das Deinige jetzt für mich hingibſt.“

Konrad verſchied, und der Kaiſer hielt Wort. Er übergab die Söhne ſeines Freundes einem zuverläſſigen erfahrnen Kriegsmanne, der ſie in ritterlicher Kunſt und Sitte unterrichten, und ſie zu Helden und brave Menſchen erziehen ſollte. So lange der Kaiſer im Lager anweſend war, mußten die Knaben ſtets um ihn ſeyn, ſobald er aber einen Streifzug machte, ließ er die Knaben unter ſicherer Bedeckung im Lager zurück, indem er vermeinte, daß ſie hier viel ſicherer wären, als in ſeiner Nähe, weil er ſelbſt immer die größte Gefahr aufſuche. Eines Tages kehrte der Kaiſer von einem ſolchen Zuge ſiegreich zurück; da flogen ihm aber Boten entgegen, und meldeten: daß, während er dort geſiegt, der Feind hinter ſeinem Rücken mit großer Uebermacht das Lager überfallen und geplündert habe, und daß jene beiden Knaben mit ihrem Erzieher verſchwunden wären. — Das Letztere ging dem Kaiſer mehr zu Herzen, als der Verluſt des Lagers; er eilte dem Feinde nach, allein es war zu ſpät; er ließ allenthalben ſorgfältig nach den beiden geliebten Kindern nachforſchen, allein man fand nur den Leichnam ihres alten treuen Erziehers, der wahrſcheinlich in ihrer Vertheidigung ſein Leben geopfert hatte. Da ahnte der Kaiſer ihr Schickſal, und ſchon am nächſten Tage ward ſeine Ahnung zur Gewißheit. Es erſchienen nämlich Abgeordnete von dem türkiſchen Fürſten Mahmud, in deſſen Gebiet der Kaiſer eben eingefallen war, und meldeten ihm: die beiden Knaben befänden ſich zwar in der Gefangenſchaft ihres Herrn, es wolle derſelbe ſie aber dem Kaiſer zurückgeben, da er wohl erfahren, wie lieb ihm dieſe Kinder wären, ſobald der Kaiſer auf der Stelle das Gebiet Mahmuds zu verlaſſen, und die gemachten Eroberungen und Beute zurückzugeben verſpreche. Wenn der Kaiſer dieſe Bedingungen aber nicht annehmen wolle, ſo werde ſich Fürſt Mahmud mit den beiden Knaben auf ſeine feſte Burg am Meere zurückziehen, und

Digitized by Google

ob er dort ſich gleich für unbeſiegbar halte, ſo werde er doch die Knaben auf der Stelle umbringen laſſen, ſobald der Kaiſer einen Angriff auf die Burg wage. Er habe daher keine Hoffnung, ſeine Lieblinge jemals wieder zu ſehen, ſobald er dieſen Vertrag nicht eingehen wolle.

Wie ſchmerzlich der Kaiſer auch durch dieſe Nachricht überraſcht war, ſo empörte ſich dennoch ſein ritterlicher Sinn gegen ein ſolches Anerbieten. Sagt Eurem Fürſten, rief er den Geſandten zu: ich verachte ſeinen Vorſchlag, denn es läuft meiner kaiſerlichen Ehre zuwider, die Knaben durch ſolche Mittel zu befreien. Sagt ihm, ich würde mit Gott wohl einen andern Weg dazu ausfinden, der eines Helden und Kaiſers würdig iſt, er aber hafte mir mit ſeinem Kopfe für das Leben meiner Kinder!“

Mit dieſer Antwort ließ er die Geſandten zurückkehren. Mahmud that hierauf, wie er geſagt hatte, er begab ſich mit den beiden Knaben auf das Schloß am Meere, das für eine unbeſiegbare Feſte galt. Von der Landſeite führte ein ſchmaler, leicht zu vertheidigender Damm, deſſen Brücken überdieß augenblicklich abgebrochen werden konnten, nach dem Schloſſe, und auf der Seite nach dem Meere zu war ein großer Zwinger angelegt, in welchem eine Anzahl reiſſender Thiere, als die ſicherſten furchtbarſten Wächter des Schloſſes, gehalten wurden. Hier nun beſchloß Mahmud zu erwarten, was der Kaiſer unternehmen werde; er kannte die Kühnheit dieſes Helden, und glaubte ihr nur auf dieſe Weiſe Schranken ſetzen zu können. Bisher hatte Mahmud die beiden Knaben in der ſtrengſten Gefangenſchaft, und entfernt von ſich gehalten; hier aber in dieſer einſamen Feſte ſah er ſie täglich, und fühlte ſich nach und zu ihnen hingezogen. Die Knaben waren Anfangs wohl ſehr niedergeſchlagen, und beſonders durch den Tod ihres Lehrers innig betrübt geweſen; bald aber, und nachdem ſie bemerkt, daß die Feinde einen hohen Werth auf ihren Beſitz legten, hatten ſie ſich in ihr Schickſal gefunden, denn ſie achteten ſich nunmehr den übrigen Kriegern gleich, und wollten nach Ritterſitte und mit männlichem Muthe ihre Gefangenſchaft ertragen, bis ſie ihr väterlicher Freund, der Kaiſer, wieder befreien werde. Es kam keine Klage mehr über ihre Lippen, ſie ſprachen ſich gegenſeitig Geduld und Muth zu, und ſelbſt keine Bitte um Linderung ihrer ſtrengen Gefangenſchaft konnte ihnen erpreßt werden. Als ſie unter ſicherer Begleitung nach der feſten Burg am Meere gebracht worden waren, ließ ihnen Mahmud die Feſſeln abnehmen, und ſie vor ſich führen. Er eröffnete ihnen hier mit ſtrengen Worten, daß der geringſte Verſuch, den ſie oder der Kaiſer zu ihrer Befreiung unternehmen wollten, unausbleiblich ihren Tod nach ſich ziehen würde, und indem er ihnen die Bedingungen nannte, unter welchen er dem Kaiſer ihre Freiheit verſprochen, forderte er ſie auf, einen Brief an den Kaiſer zu ſchreiben, und ihn flehentlich zu bitten, daß er dies Alles erfüllen möge, um ſie zu retten, und ſo ſein Wort zu löſen, welches er ihrem ſterbenden Vater gegeben. Aber die Knaben ließen ſich durch keine Drohung ſchrecken, ſie verweigerten ſtandhaft, was der türkiſche Fürſt von ihnen begehrte, und der Aelteſte ſagte:

„Der Kaiſer hat Recht, wenn er jene ſchimpflichen Bedingungen verwirft; er weiß recht gut, was er von uns fordern darf, und daß wir für die heilige Sache eben ſo gern Freiheit und Leben opfern werden, als es unſer Vater gethan!“

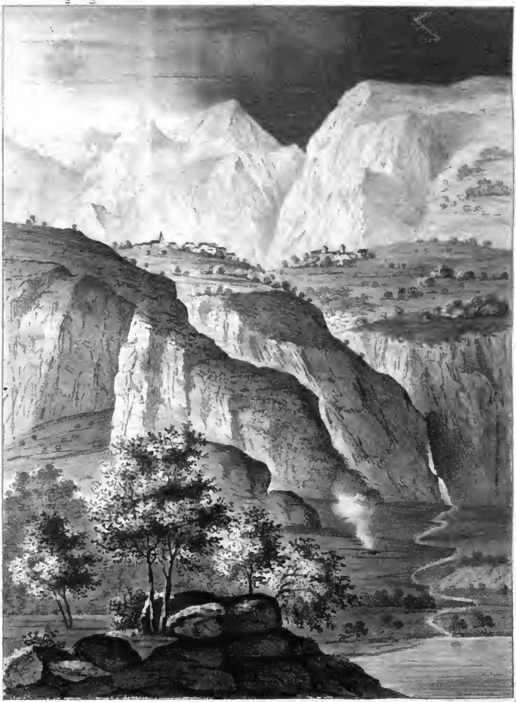
Mahmud verſuchte ſie durch ſcheinbaren Zorn zu ſchrecken, und ſchilderte ihnen den qualvollen Tod, den er ſie ſterben laſſen werde. Aber der Jüngere von den beiden Knaben ſah ihm darauf ins Geſicht und ſagte:

Wir haben Dich für einen edlen Feind gehalten, als ein ſolcher kannſt und darfſt Du nicht alſo mit uns verfahren. Willſt Du Dich jetzt vor uns erniedrigen, und uns glauben machen, Du ſeyeſt grauſamer, als ein wildes Thier?

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Digitized by Google

No. ro 36. Achter Jahrgang 1835. (157)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und eeuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Delphi.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXVI.

Der klaſſiſche Boden Griechenlands, welcher ſeit einigen Jahren für die Reiſenden zugänglicher geworden iſt, wird jezt nach allen Richtungen durchforſcht, und ſchon manche intereſſante Entdeckung gelehrter Alterthumsforſcher wurde dem weſtlichen Europa mitgetheilt. Die ſchönen Gegenden, Städte, Denkmäler und Kunſtwerke deſſelben wurden vielfach gezeichnet und beſchrieben, und dadurch dem Freunde der Geſchichte gar mancher Lichtblick in das innere Heiligthum des klaſſiſchen Alterthums eröffnet. Eine ſolche Mittheilung iſt auch die beiliegende Anſicht von Delphi, wo das weltberühmte Orakel des Apollo war. Dieſe Stadt, in der griechiſchen Landſchaft Phócis, an einem Abhange des Berges Parnaſſus gelegen, gewährte einſt dem Reiſenden einen höchſt überraſchenden prachtvollen Anblick. Sie dehnte ſich in Form eines Amphitheaters zwiſchen den ſteilen Felſenwänden des genannten Berges aus, und ſchon in der Ferne erblickte das Auge den prächtigen Tempel des Apollo, wo die Orakelſprüche ertheilt wurden, und eine unüberſehbare Menge der herrlichſten Gebäude und koſtbarſten Statuen, welche größtentheils vergoldet waren.

Ein ſchmaler, wie Stufen eines Thrones in den Felſen gehauener Fußweg bildete den Zugang zu dieſer geheiligten Stätte, die man für den Mittelpunkt der bewohnten Erde hielt. Hier ſtrömten aus allen Theilen der damaligen Welt jährlich viele Tauſende von Menſchen zuſammen, um ihr künftiges Schickſal aus dem Munde des Gottes zu erfahren, und durch die zahlreichen Opfer und koſtbaren Weihgeſchenke, welche die Andächtigen und Gläubigen zum Danke für die ertheilten Orakelſprüche darbrachten, wurde der Tempel Apollo's zu Delphi der reichſte und prachtvollſte auf der ganzen Erde. Die Stätte, wo das Orakel ſich befand, war eine Oeffnung in dem Boden, welcher unaufhörlich brauſende Dämpfe entſtrömten. Dieſe Dämpfe beſtanden in einem Gaſe, welches ſchwerer als die atmosphäriſche Luft war, und daher nur bis zu einer gewiſſen Höhe ſich erhob. Wahrſcheinlich hatte man noch die Stelle ringsumher ausgehöhlt, ſo daß die Umſtehenden nichts davon empfanden. In der Vertiefung ſtand der Dreifuß, auf welchem die weiſſagende Prieſterin ihren Siz hatte. Dieſer Ort ſoll auf folgende Weiſe entdeckt worden ſeyn: Ein Hirte weidete am Abhange des Parnaſſus ſeine Ziegen. Plötzlich ſah er eine derſelben, welche in der Nähe einer Höhle ihr Futter geſucht hatte, gewaltige, ungewöhnliche Sprünge machen, wie wenn ſie berauſcht wäre. Er trat hinzu, und fühlte ſich ſelbſt von einem ungewöhnlichen Schauer und einem unwiderſtehlichen Triebe zu hüpfenden Bewegungen ergriffen. Der Glaube der damaligen Zeit erblickte nun in dem Orte einen beſonderen Aufenthalt der Gottheit, und die Prieſter verkündigten dem Volke, hier eröffne Apollo, der Gott der Weiſſagung, dem ſterblichen Geſchlechte die geheimnißvolle Zukunft. Ihre Verkündigung fand allgemeinen Glauben. Von allen Theilen Griechenlands, ja aus Kleinaſien, Karthago und noch entlegeneren Gegenden der Erde ſchickten Könige und Völker ihre Geſandten, um das Orakel zu befragen. Man begann keine große, wichtige Unternehmung,

man führte keinen Krieg, man ſchloß keinen Frieden, ohne zuerſt den Rath des Gottes vernommen zu haben. Wenn nun die Antwort günſtig ausfiel, und der Erfolg den Ausſpruch rechtfertigte oder zu rechtfertigen ſchien, dann ſchickte man zum Danke irgend ein koſtbares Weihgeſchenk. Dadurch vermehrten ſich die Schätze des Tempels ſo auſſerordentlich, daß ſie ſchon zu Homers Zeiten (1000 Jahre vor Chriſti Geburt) ſprichwörtlich geworden waren. Späterhin hatte er ſo beträchtliche Einkünfte, daß man ſie auf die Hälfte des Einkommens des Xerxes, Königs von Perſien, ſchätzte, und als die Phocäer davon 24 Millionen unſeres Geldes wegnahmen, war der Schatz noch lange nicht erſchöpft. Man fand hier mehr Gold und Silber aufgehäuft, als ſonſt in ganz Griechenland vorhanden war.

In den Umgebungen des großen Haupttempels waren die herrlichſten Kunſtwerke aufgeſtellt, welche eben ſo ſehr durch die Koſtbarkeit des Stoffes, als durch die Vortrefflichkeit der Arbeit Erſtaunen erregten. Der Tempel ſelbſt war aus einem ſchönen Stein und die Vorderſeite von pariſchem Marmor, mit prächtiger Bildhauerarbeit geſchmückt, welche Latona, Diana, Apollo, Bachus und die Muſen darſtellten. Die Kapitäler der Säulen waren mit vergoldeten Waffen behangen, unter welchen ſich jene Schilde auszeichneten, welche die Athenienſer zum Andenken der Schlacht von Marathon geweiht hatten.

Der Eingang war mit Gemälden geſchmückt, und über ihm ſtand mit goldenen Buchſtaben der Ausſpruch geſchrieben: „Erkenne Dich ſelbſt!" — Im Innern des Tempels befand ſich eine coloſſale Statue des Apollo, welche die Amphiktyonen, im Namen von ganz Griechenland, geſtiftet hatten.

Zum Dienſte deſſelben waren viele Prieſter angeſtellt. Der Erſte derſelben, der ſich dem Eintretenden darſtellte, war ein junger Mann, welcher das Geſchäft hatte, für die Reinlichkeit des geheiligten Ortes zu ſorgen. Er brach an jedem Morgen Lorbeerzweige aus einem geweihten Hain, um damit den Dreifuß und die Bildſäule des Gottes zu ſchmücken. Dann ſchöpfte er aus der nahe am Tempel fließenden Quelle Caſtalia friſches Waſſer, um damit die heiligen Gefäße zu füllen. Die andern Prieſter befanden ſich immer in der Nähe der Pythia. Dies war eine Prieſterin von vorzüglicher Würde, die ſich mit vielen Feierlichkeiten zur Verwaltung ihres Amtes vorbereiten mußte. Sobald ſie den über der Höhle ſtehenden Dreifuß beſtieg, gerieth ſie in convulſiviſche Bewegungen, und ſtieß ein wahnſinniges ſchreckliches Geſchrei aus, unter welchem nur wenige verſtändliche Worte ſich befanden. Dieſe Worte faßten die Prieſter auf, und brachten ſie in Verſe, deren Inhalt meiſtentheils ſo räthſelhaft und doppelſinnig war, daß er ſich auf jeden Erfolg deuten ließ. Da, wo die Antwort deutlicher und beſtimmter war, hatten ſich die Prieſter von allen vorläufigen Umſtänden und von der Wahrſcheinlichkeit des Ausgangs zu unterrichten gewußt. So gaben ſie zum Beiſpiel dem Kröſus, König von Lydien, der das Orakel über den Ausgang ſeines Krieges gegen Cyrus befragte, die Antwort: „Wenn Kröſus über den Fluß Halys geht, ſo wird ein großes Reich untergehen." Der ſtolze König deutete ſich dies zu ſeinem Vortheil und bekriegte den Perſerkönig; aber ſiehe, das Reich, welches unterging, war ſein eigenes. Er wurde geſchlagen und gefangen. Als Xerxes Griechenland mit ſeinen Heeren überſchwemmte, fragten die Athenienſer, was ſie zu ihrer Rettung thun ſollten. Das Orakel antwortete: „Sie ſollten ſich hinter hölzernen Mauern vertheidigen." Themiſtokles gab der Antwort die Deutung: „Hölzerne Mauern ſeyen Schiffe" — und ſiegte bei Salamis. Wäre er beſiegt worden, ſo hätte das Orakel doch Recht behalten. Denn die Prieſter hätten ſagen können: „Apollo hat keine Schiffe gemeint."

So zweideutig indeß auch die Antworten ausfielen, ſo wenig der Erfolg ſie rechtfertigte, ſo war doch der Volksglaube blind, und das Orakel zu Delphi erhielt ſich über ein Jahrtauſend. Erſt als das Chriſtenthum ſich im römiſchen Reiche zu verbreiten anfieng, verſtummte es.

Während der Völkerwanderung, die dieſem Reiche ein Ende machte, wurde der Tempel des Apollo ſammt der Stadt zerſtört, wahrſcheinlich von den, Griechenland durchziehenden Gothen. Jetzt findet man kaum mehr die Stätte, wo Delphi geſtanden hatte. Der Gang, der den Berg hinan zur Stadt führt, iſt durch die Zeit beinahe ganz

Digitized by Google

unkenntlich geworden; nur die noch vorhandene kaſtaliſche Quelle und einige unter der Erde aufgefundene Trümmer, marmorne Mauerwände und Inſchriften zeigen noch die Stelle, wo einſt Millionen von Menſchen zuſammenſtrömten, und wo das ganze Jahr ein ununterbrochenes Feſt gefeiert wurde.

Kaiſer Friedrich der Rothbart.

(Beſchluß von Seite 156.)

Mahmud erſtaunte über dieſe Geſinnungen, er beſchloß aber die Chriſtenknaben noch härter zu verſuchen. Er ließ ſie in ihre Haft zurückführen, ſie ſtrenger halten als jemals, und ihnen kaum die dürftigſte Koſt reichen. Als ſie nun mehrere Tage alſo zugebracht hatten, trat eines Abends der Gefangenwärter zur ungewöhnlichen Stunde' in ihren Kerker, brachte ihnen beſſere Speiſen, gab ihnen ſein Mitleid mit ihrem traurigen Schickſale zu erkennen, beklagte ſich ſelbſt über die Grauſamkeit und Härte ſeines unmenſchlichen Gebieters, und forderte ſie auf, ihm zu folgen. Er führte ſie hierauf leiſe in ein Gemach, aus welchem ſie durch eine offen ſtehende Thüre den Fürſten Mahmud ruhig auf ſeinen Polſtern ſchlummern ſahen. Hier ſagte er ihnen, daß er ſie und auch ſich ſelbſt nunmehr zu rächen und zu retten bereit ſey, daß der Nachen am Meere ſchon ihrer harre, auf welchem er ſie dem Kaiſer wieder zuführen werde, daß ſie, um ganz ſicher zu ſeyn, jedoch erſt dem ſchlummernden Tyrannen dort ihre Dolche ins Herz ſtoßen müßten, wozu er einem Jeden von ihnen einen Dolch in die Hand drückte. Aber die Knaben wendeten ſich verachtend von dem Verſucher, und wollten zurück in ihre Haft; da ſprach der Gefangenwärter:

„Wenn Ihr zu einer kühnen That denn zu feige ſeyd, ſo will ich allein für uns das Werk verrichten!" Hiermit ſchritt er mit erhobenem Dolche auf das Lager des Fürſten zu. Aber ſo weit ließen es die ritterlichen Knaben nicht kommen; der Aelteſte fiel dem Sklaven in den Arm, und hob ſeinen eigenen Dolch gegen ihn; der Jüngere aber ſprang auf Mahmud zu, rüttelte ihn und rief:

„Erwache! Dein Leben iſt in Gefahr! nimm dieſen Dolch und vertheidige Dich gegen den Meuchelmörder!"

Da erhob ſich der Türkenfürſt, der nur ſcheinbar geſchlummert, und Alles mit angehört hatte, von ſeinem Polſter und ſprach:

„Behaltet jene Dolche zum Andenken an mich! Ich werde dieſer Stunde auch nicht vergeſſen!"

Er ließ die Knaben nicht mehr in ihre Haft führen, ſie mußten fortan in ſeiner Nähe bleiben, und wurden von ihm wie Freunde behandelt.

Während ſich dies auf der finſtern Burg am Meere begab, war der Kaiſer ernſt und ſtill mit ſich zu Rathe gegangen, wie er ſeine Lieblinge retten möge? — Die Furcht, daß Mahmud ſein Wort halten und ſie umbringen laſſen könne, wenn ein offenbarer Angriff auf die Feſte gewagt würde, hielt ihn von dieſem Unternehmen zurück. Er beſchloß daher, durch eigene Kühnheit das Ziel zu erringen, und allein den Verſuch zu ihrer Rettung zu wagen. Den Oberbefehl des Heeres übergab er ſeinem vertrauteſten Freunde; er befahl ihm, ſeine Entfernung aus dem Lager geheim zu halten, damit das Heer nicht muthlos werden möge; ſollte er jedoch binnen drei Tagen nicht wieder zurückkehren, ſo möge er das türkiſche Schloß am Meere mit aller Macht angreifen, und ihn dort ſuchen; denn er gedenke mit Gott die beiden theuren Kinder dort aus gefährlicher Gefangenſchaft zu erlöſen, und ſo ſein kaiſerliches Wort, das er dem ſterbenden Vater gegeben, zu halten! —

In der folgenden Nacht legte der Kaiſer ein ſchlechtes Gewand an, packte ſeine Rüſtung und ſeinen Mantel auf ſein Roß, und ritt, während das Heer im tiefen Schlafe lag, eilig nach jener Burg zu. Als der Morgen dämmerte, erreichte er eine einſame Fiſcherhütte. Der Bewohner derſelben nahm ihn gaſtfrei auf, zeigte ihm auf ſein Befragen das feſte Schloß, das ſich in einiger Entfernung am Meeresufer erhob, und erzählte ihm viel von deſſen Unzugänglichkeit, und wie es auf der offenen Meeresſeite von furchtbaren Löwen und Tiegern bewacht werde. Er wußte, daß Fürſt Mahmud jetzt dort anweſend ſey, und zwei Chriſtenknaben gefangen halte, und geſtand, daß er in Abweſenheit des Fürſten jenes Schloß wohl öfter beſucht habe, um die wilden Thiere in der Nähe zu ſehen. Endlich erfuhr der Kaiſer noch von ihm,

Digitized by Google

daß ſich mitten im Thierzwinger eine Fallthüre be- finde, die durch einen unterirdiſchen Gang nach dem ſogenannten Löwenthurme, dem Aufenthalte der Gefangenen, führe, daß auf dieſem Wege ſchon mancher Gefangene die Flucht verſucht hätte, aber jedesmal von den wilden Thieren gräßlich zerriſſen worden wäre.

Der Kaiſer entwarf hierauf den kühnen Plan zur Rettung ſeiner Lieblinge. Er bat den Fiſcher, ihm einige Raſt in ſeiner Hütte zu gönnen, und warf ſich ſcheinbar ermüdet auf ein Lager; als aber der Fiſcher, um Holz zu holen, in den nahen Wald gegangen war, und ihn allein in der Hütte gelaſ- ſen hatte, ſprang er vom Lager auf, zog ſeine Rüſtung an, ſtieg in den Nachen des Fiſchers, und fuhr getroſten Muthes nach dem Schloſſe zu.

Der Fiſcher aber war ihm bereits zuvorge- kommen. Er hat wohl gemerkt, daß ſein unbe- kannter Gaſt ganz beſondere geheime Abſichten haben müſſe, und war auf der Landſeite eilig nach dem Schloſſe gelaufen, um dem Fürſten Alles zu hinter- bringen. Mahmud ſchloß aus der Beſchreibung, die ihm der Fiſcher von dem Fremden und beſon- ders von deſſem Barte machte, augenblicklich, daß es Niemand anders, als der Kaiſer ſelbſt ſey, und als man ihm überdieß noch meldete, es laſſe ſich ein Nachen auf dem Meere ſehen, der nach dem Thiergarten zu rudre, konnte er eine geheime Freude nicht verbergen, daß ſein größter Feind ſeinem eige- nen Tode alſo entgegenlaufe. Um die Thiere noch blut- dürſtiger zu machen, befahl er, daß ſie nicht gefüt- tert werden ſollten, und begab ſich mit einigen Vertrauten in das obere Gemach des Löwenthurms, um von dort aus unbemerkt den Verlauf des Unter- nehmens mit anzuſehen.

Bald darauf nahte der Kaiſer in ſeinem Na- chen. Es war um die Mittagszeit; er hatte gehofft, die ſatt gefütterten Thiere ſchlafend zu finden, des- halb befremdete es ihn nicht wenig, als er ſie von fern ſchon brüllen hörte, und unruhig im Zwinger umherlaufen ſah. Er fühlte die Gefahr, aber er hatte nun einmal beſchloſſen, ſie zu beſtehen. Hin- ter einem kleinen Gebüſch landete der Nachen. Der Kaiſer war in voller Rüſtung, und hatte ſeinen Mantel über ſich geworfen. Er zögerte nicht, und eilte mit gezogenem Schwerte auf die große Fallthüre zu. Aber im Augenblick gewahrten ihn die Ungeheuer; ſie ſprangen in furchtbaren Sätzen auf ihn los, Allen voraus ein rieſiger Panther, und erreichten den Kaiſer früher noch, als es ihm gelang, die ſchwere Fallthüre aufzuheben.

(Siehe die Abbildung.)

Der kühne Friedrich aber faßte ſich ſchnell; ſeine Rechte ſtieß das Schwerdt einem Löwen in die Bruſt, während er mit der linken Hand ſeinen Mantel dem großen Panther über den Kopf warf; ehe ſich nun das brüllende Thier herauswickeln konnte, ſchlug die Fallthüre ſchon hinter dem Kaiſer zu, der indeß in den finſtern Gang hinabgeſprungen war. In dem Gange war jedoch finſtere Nacht, Friedrich konnte nur langſam und mit vorgehal- tenem Schwerte behutſam weiter ſchreiten. Endlich ſchimmerte ihm ein matter Lichtſtrahl entgegen, er fiel durch die Ritze einer Thüre am Ende des lan- gen unterirdiſchen Ganges. Der Kaiſer erreichte ſie, er horchte aufmerkſam, aber es ließ ſich nichts hören; er verſuchte durch die Thürritze zu blicken, aber ſie ließ kaum den Strahl des Tages hindurch. Die Thüre ſchien unverſchloſſen, Friedrich ver- ſuchte ſie zu öffnen, es gelang. Wer aber beſchreibt ſein Erſtaunen, als er in dem geöffneten Gemach den Fürſten Mahmud erblickte, von ſeinem ganzen Gefolg umgeben, an der Hand die beiden Knaben. Einen Augenblick weidete ſich Mahmud an des Kaiſers Betroffenheit, dann aber brach er das Still- ſchweigen und ſagte:

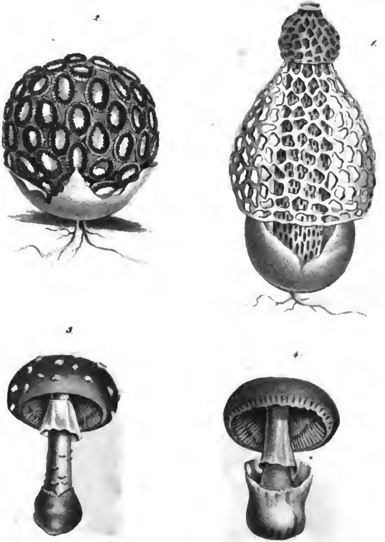
„Ich heiße Dich in meinem Schloſſe willkom- men, Du großer Held! Beſorge nicht, daß ich die Gewalt mißbrauchen werde, die mir Deine Kühn- heit über Dich verliehen hat. Du haſt mich ent- waffnet, nicht aber durch die Uebermacht Deines Heeres, nicht durch die Schrecken, welche Deinem Namen vorausgehen, ſondern durch die Tapferkeit Deines Armes und durch die Hochherzigkeit Deiner Geſinnungen. Ich will fortan Dein Bundsgenoſſe ſeyn, empfange als Pfand meiner Freundſchaft Deine beiden Lieblinge aus meiner Hand zurück; ſie ſind Deiner werth!"

Friedrich war tief erſchüttert. An ſeinem Halſe hingen die beiden geliebten Kinder, und zogen ihn hin zu Mahmud; er reichte dem edelmüthigen Türken die Hand und der Bund war geſchloſſen.

Nur noch wenige Tage verweilte der Kaiſer in dem Gebiete ſeines neuen Freundes, während ſein Heer ſich der Freude überließ, den geliebten Herrn glücklich und ſiegreich zurückgekehrt zu ſehen. Dann zog er auf ſeiner Kriegesbahn weiter.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Schwämme.

Digitized by Google

No. 37. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Merkwürdige Schwämme.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXXVII.

Die herbſtliche Jahreszeit, welcher wir entgegen gehen, wird bald wieder eine unzählbare Menge von Schwämmen und Pilzen erzeugen. Es iſt unſern Leſern wohl größtentheils bekannt, daß dieſe ſonderbaren Geſchöpfe aus verdorbenen Säften abgehauener Bäume, auf anderem faulenden Holze in neugebauten Häuſern, an der Oberfläche nicht gehörig ausgetrockneter Balken, auf fetter Dammerde, am Rande von Brandſtellen in Wäldern und auch auf eigens zubereiteten Schwammbeeten entſtehen. Die meiſten ſind nicht größer, als eine Linſe oder Erbſe, und ſtehen in großer Menge beiſammen, ſo daß ſie ganze Ueberzüge bilden. Einige erlangen die Größe einer Nuß, eines Apfels und ſelbſt eines Menſchenkopfes. Die vollkommenen oder eigentlichen Pilze ſind große, walzen- oder keulenförmige Blaſen, oder ſie ſtehen als ein ſogenannter Hut auf einem dicken Stiel und enthalten viele kleinere Schläuche oder Kapſeln, worin ſich der ſtaubartige Saame befindet. Mehrere dienen als Nahrungsmittel und werden von Vielen als ein Leckerbiſſen betrachtet, andere ſind giftig.

Höchſt auffallend ſind oft die Formen dieſer ſonderbaren Pflanzen, und die Natur iſt in der Bildung derſelben eben ſo unerſchöpflich, als bei allen ihren übrigen Erzeugniſſen. Um unſere Freunde auf einige der merkwürdigſten aufmerkſam zu machen, haben wir in beiliegender Abbildung vier derſelben darſtellen laſſen. Die beiden obern zeichnen ſich durch ihre Geſtalt aus, und von den beiden untern iſt der eine wegen ſeines Nutzens oder vielmehr Wohlgeſchmacks, und der andere wegen ſeiner giftigen Eigenſchaften bemerkenswerth.

Der erſte (Nro. 1.) führt den Namen Satyr und iſt den Naturforſchern eben ſo ſehr wegen ſeiner ſonderbaren Form, als wegen des abſcheulichen leichenartigen Geruchs bekannt, den er von dem Augenbicke ſeiner Entſtehung bis zu ſeiner Zerſtörung aushaucht. Er wächſt mit erſtaunlicher Schnelligkeit, erreicht eine Höhe von 6 Zoll und verſchwindet eben ſo ſchnell, als er gekommen iſt. Wenn er zu wachſen anfängt, ſcheint er wie eine Kugel oder wie ein Ei von weißer und gelblicher Farbe; bald ſchwillt dieſes Ei von innen und wird wie eine volle Waſſerblaſe. Aus dieſer erhebt ſich alsdann der gerade oben mit einem kuppelähnlichen Dache verſehene Stamm, welcher entweder weiß oder gräulich iſt. Er hat einen Zoll im Durchmeſſer, iſt ſchwammartig, zerbrechlich und mit einer Menge von unverhältnißmäßigen Löchern und Spalten verſehen. Nur wenige Augenblicke dauert dieſer Schwamm in ſeiner Vollkommenheit; dann verwandelt er ſich in eine höchſt übelriechende Gallert von grünlicher oder ſchwärzlicher Farbe, welche die Saamenkörner enthält.

Nach den Beobachtungen einiger Naturforſcher war man geneigt zu glauben, daß der heftige Geruch dieſer Pflanze giftig ſey, aber man machte doch öfters die Bemerkung, daß wilde Thiere, namentlich Schweine, ſie ohne Schaden freſſen. Die Inſekten ſaugen die flüſſigen Theile deſſelben mit Begierde ein, und halten ſich in ganzen Schaaren darauf auf. Dieſer Schwamm wächſt in ganz Europa in ſchattigen Gehölzen, und dunkeln Wäl-

Digitized by Google

dern; aber man findet ihn nur ſelten. Seine Entwicklung geht manchmal in acht bis 9 Minuten vor ſich, wenn ſich die Blaſe einige Tage zuvor gebildet hat.

Nro. 2. Der Gitterſchwamm (Clathrus crispus) iſt eben ſo ſonderbar gebildet. Er ſcheint mit einem Gitter überzogen, das, ſo lange er jung iſt, ſich ebenfalls in einer eiförmigen Blaſe befindet. Allmählig aber platzt dieſes und der bald gelbe, bald orangefarbene Schwamm entfaltet ſich bis zu einer Höhe von 4 Zoll. Aber er dauert nicht lange; bald ſinkt er wieder zuſammen und löſ't ſich in eine übelriechende Gallert auf. Man findet dieſen merkwürdigen Schwamm an unfruchtbaren Orten und in trockenen Gehölzen des ſüdlichen Europa. Er ſoll giftig ſeyn.

Der dritte, auf unſerer Tafel abgebildete Schwamm iſt der bekannte Fliegenſchwamm. Er zeichnet ſich durch die glänzende, blutrothe Farbe aus, welche die Außenſeite des ihn bedeckenden Hutes ſchmückt, und durch die weißen Punkte, mit denen ſie wie überſäet iſt, noch erhöht wird. Dieſer Schwamm findet ſich nicht ſelten in unſern Eichen- und Buchenwäldern, an feuchten, ſchattigen Stellen. Wehe aber demjenigen, der ſich durch das reizende Anſehen deſſelben verleiten ließe, ihn zum Leckerbiſſen auf ſeine Tafel zu wählen. Denn der Fliegenſchwamm iſt ſehr giftig und verurſacht Convulſionen und Betäubung. Glücklicherweiſe warnt den Unkundigen vor dieſen ſchlimmen Eigenſchaften der widrige Geruch, den er alsbald um ſich verbreitet, wenn man ihn anrührt oder von ſeinem Standpunkte abreißt. Seinen Namen hat er nicht etwa davon, daß die Fliegen ihn, wie die beiden vorher beſchriebenen Schwämme, verzehren, ſondern vielmehr von der Eigenſchaft, dieſe Thiere zu tödten, ſobald ſie ſich verführen laſſen, ſich auf ihn zu ſetzen. Darum hängen Leute, welche ſich die Fliegenſchwärme, die den Sommer über unſere Zimmer erfüllen, nicht zur Wintergeſellſchaft aufſparen wollen, oft einen Fliegenſchwamm an der Wand auf, und in kurzer Zeit ſind die zudringlichen Gäſte verſchwunden.

Der mit Nro. 4. bezeichnete Schwamm, deſſen Beſchreibung uns noch übrig iſt, hat ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften. Es iſt der beliebte eßbare Champignon. Der Hut iſt von glänzend weißer Farbe; die innern regelmäßigen Falten dagegen ſind ſchön roſenroth, und werden, wenn der Schwamm älter wird, rothbraun. Er erreicht die Größe einer geballten Fauſt, und wird ſehr häufig auf Angern und Wieſen gefunden, beſonders an Stellen, wo das Vieh geweidet hat. In dem Monat September bis Anfang October wird er ſehr begierig aufgeſucht und für die Tafeln derjenigen zubereitet, denen die gewöhnliche, weit wohlſchmeckendere Hausmannskoſt nicht mehr recht munden will.

Man hat auch darauf gedacht, den Champignon in eigends dazu bereiteten Gartenbeeten oder Weilern zu ziehen und erhält ihn dann weit größer und zahlreicher. Um einen ſolchen Weiler anzulegen, macht man im Dezember einen Graben von beliebiger Länge, welcher 2 Fuß Breite und 6 Zoll Tiefe haben muß; iſt der Boden ſtark und feucht, muß man noch tiefer graben und den Raum, der über 6 Zoll tief iſt, mit verfaultem Holze oder mit grobem Kies ausfüllen und dieß mit etwas Erde oder Sand bedecken. Um den Graben macht man eine Einfaſſung von aufgeworfener Erde, und legt darin ein Miſtbeet von Pferdedung ſchichtenweiſe an, tritt und ſtampft denſelben recht zuſammen, und giebt der Schichte die Form eines Kofferrückens. Die Schichte darf die Höhe von 2 Fuß nicht überſteigen, und den Gipfel derſelben bedeckt man dann ungefähr 1 Zoll mit Erde unter Beimiſchung von Sand und Düngererde. Mit Anfang Aprils bedeckt man die Wölbung des Miſtbeets oben 2 Zoll hoch mit grober Stallſtreue. Am Ende des Mai's erſcheinen die Champignons; dann hebt man die Streu alle zwei Tage auf, ſammelt die Schwämme ein; aber deckt ſogleich wieder zu; iſt die Witterung trocken, ſo wird das Beet ganz mäßig begoſſen. Auf dieſe Weiſe zieht man oft in einem mäßig großen Miſtbeete viele Hunderte von Champignons. Man muß indeß in dem Genuſſe derſelben mäßig ſeyn, weil ihre zähe, lederartige Subſtanz ſehr ſchwer zu verdauen iſt und einem ſchwachen Magen leicht Beſchwerden verurſacht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das gebrochene Bein No. 1

Das gebrochene Bein.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

(Mit zwei Compoſitionen v. G. N. Tab. XIX u. XX.)

Nicht ſelten hört man das harte Urtheil ausſprechen, die niederen Volksklaſſen ſeyen ausſchließlich nur von Eigennutz beherrſcht, dieſer ſey die einzige Triebfeder aller ihrer Handlungen. In dieſer Ausdehnung aber, und allein auf die niederen Stände angewendet, iſt jenes Urtheil falſch, das beweiſen ſo viele Handlungen, die aus der ärmlichen Hütte oft größer und edler hervorgehen, als aus dem Palaſte. Ja, in größeren Städten, wo die Thatkraft vielfacher und lebendiger durch äuſſere Verhältniſſe angeregt wird, und die einzelnen Klaſſen des arbeitenden Theils der Bewohner wieder ganze große Körperſchaften bilden, findet man häufig unter dieſen neben den herrſchenden Laſtern der großen Stadt einen Gemeingeiſt, ein ſolches ſtrenges, eiferſüchtiges Halten auf Achtung und Ehre, daß hieraus oft Handlungen hervorgehen, die, hätte ſie ein durch Rang und Anſehen Hochgeſtellter verübt, in allen Zeitungen als Züge des Edelmuths und der ſittlichen Größe auspoſaunt würden. Eine ſolche iſt auch in folgender Erzählung niedergelegt, welche ihre Perſonen aus der Dachkammer einer Nebenſtraße in einer der Vorſtädte von Paris, alſo aus der niedrigſten Volksklaſſe entlehnte.

Dort wohnte nämlich Jacques (Jakob) Bésour, der von Geburt ein Auvergnate war, aus jener hohen an die Alpen ſich anreihenden Bergkette, welche Frankreichs Hauptſtadt die kräftigſten Arbeiter liefert. In Paris, wo er zu dem Corps der Waſſerträger gehörte, genoß er in ſeiner Umgebung den Ruf und die Achtung eines fleißigen, rechtſchaffenen Mannes und eines vorzüglichen Familienvaters. Nachdem er den Tag über ſein Faß in den weitläufigen Straßen herum gezogen, und die zwei Eimer in der Hand, oder die Butte auf dem Rücken über hundert Treppen beſtiegen hatte, um ſeine zahlreichen Kunden mit Waſſer zu verſehen, kam er des Abends ermattet und erſchöpft nach Hauſe zurück. Aber das heitere Geſicht ſeiner Frau, das ihm freundlich entgegenlächelte, wenn er in die Stube trat, die zärtlichen Liebkoſungen ſeiner Kleinen und der Anblick ſeines kleinen Schatzes, der ſich mit jedem Abend vergrößerte; die Ordnung und Reinlichkeit in der einfachen Wohnung, und das ſo ſehr beglückende Bewußtſeyn, in welchem er ſich bei dem Anblick der ihn umgebenden Familie ſagen konnte: „Ich bin ihre einzige Stütze und daher der Schöpfer dieſes heitern Glücks, und mit welcher häuslichen Sorgfalt und liebenden Zärtlichkeit wird mir von einem vortrefflichen Weibe für meine Mühe und Anſtrengung gelohnt!" — Alles dieſes, begleitet von dem erhebenden Gedanken an den durch der Hände Arbeit errungenen Wohlſtand und an ſeinen verdienten guten Ruf, goß neues Leben in ſeine ermüdeten Glieder und ließ ihn das Glück des redlich vollbrachten Tagwerks koſten, welches vielleicht die nicht kannten, denen er, ein Liedchen aus ſeinen Bergen trillernd, beſcheiden und anſpruchslos ihre Fäſſer und Kübel mit Waſſer füllte.

Auch beneidete er dieſe nie um den äuſſeren Glanz, den er in ihren Häuſern ſah, und gieng er einmal an einer der jungen Damen vorbei, die mit koſtbaren Kleidern und Spitzen bedeckt war und von Wohlgerüchen duftete, ſo ſprach er bei ſich ſelbſt: „Beim Himmel, meine Jeanette iſt eben ſo ſchön und braucht ſich nicht zu ſchmücken und zu parfümiren, um die liebenswürdigſte Frau von allen Auvergnaten der Hauptſtadt zu ſeyn." Begegnete er einem wilden ungezogenen Knaben, oder einem ziemlich geputzten kleinen Mädchen, ſo dachte er wieder: „Mein kleiner Jakob iſt auch wild, aber nicht ſo ungezogen, und meine Nanette mit ihrem Kleidchen und ihrer Schürze von Baumwollenzeug hat ein weit friſcheres Geſichtchen, als dieſe Puppe." Kurz es fehlte dem braven Waſſerträger nichts zu ſeinem Glücke, und Alles ſchien anzudeuten, daß es auch dauerhaft ſey, da es auf redliche Arbeit, auf Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal und auf eine natürliche heitere Seelenſtimmung gegründet war.

Doch ein einziger kurzer Augenblick reichte hin, um das ſchöne Glück zu zerſtören, und auch dieſe Familie mit den Feinden alles Glücks, mit Kummer und Sorge vertraut zu machen, die ihr bisher ſo fremd geblieben waren. Ein ſtrenger Winter bedeckte ſchon ſeit zwei Monaten die Straßen von Paris mit Schnee und Eis. Keine der arbeitenden Klaſſen litt darunter mehr, als die Waſſerträger, die ihr ſchweres Faß durch die Straßen ziehen mußten, und den Gegenſtand ihres Gewerbes theils

Digitized by Google

daß ſich mitten im Thierzwinger eine Fallthüre beſinde, die durch einen unteeirdiſchen Gang nach dem ſogenannten Löwenthurme, dem Aufenthalte der Gefangenen, führe, daß auf dieſem Wege ſchon mancher Gefangene die Flucht verſucht hätte, aber jedesmal von den wilden Thieren gräßlich zerriſſen woeden wäre.

Der Kaiſer entwarf hierauf den kühnen Plan zur Rettung ſeiner Lieblinge. Ee bat den Fiſcher, ihm einige Raſt in ſeiner Hütte zu gönnen, und warf ſich ſcheinbar eemüdet auf ein Lager; als aber der Fiſcher, um Holz zu holen, in den nahen Wald gegangen wae, und ihn allein in der Hütte gelaſſen hatte, ſpeang er vom Lagee auf, zog ſeine Rüſtung an, ſtieg in den Nachen des Fiſchers, und fuhr getroſten Muthes nach dem Schloſſe zu.

Der Fiſchee abee war ihm beeeits zuvoegekommen. Er hat wohl gemerkt, daß ſein unbekannter Gaſt ganz beſondere geheime Abſichten haben müſſe, und war auf der Landſeite eilig nach dem Schloſſe gelaufen, um dem Fürſten Alles zu hinterbringen. Mahmud ſchloß aus der Beſchreibung, die ihm der Fiſchee von dem Fremden und beſonders von deſſem Barte machte, augenblicklich, daß es Niemand andees, als der Kaiſer ſelbſt ſey, und als man ihm überdieß noch meldete, es laſſe ſich ein Nachen auf dem Meere ſehen, der nach dem Thiergarten zu rudre, konnte ee eine geheime Feeude nicht veebergen, daß ſein größtee Feind ſeinem eigenen Tode alſo entgegenlaufe. Um die Thiere noch blutdürſtiger zu machen, befahl er, daß ſie nicht gefüttert werden ſollten, und begab ſich mit einigen Vertrauten in das obere Gemach des Löwenthuems, um von dort aus unbemeekt den Verlauf des Unternehmens mit anzuſehen.

Bald darauf nahte der Kaiſer in ſeinem Nachen. Es war um die Mittagszeit; er hatte gehofft, die ſatt gefütteeten Thieee ſchlafend zu finden, deshalb befremdete es ihn nicht wenig, als er ſie von fern ſchon brüllen hoete, und unruhig im Zwinger umheelaufen ſah. Ee fühlte die Gefahe, aber er hatte nun einmal beſchloſſen, ſie zu beſtehen. Hinter einem kleinen Gebüſch landete der Nachen. Der Kaiſer wae in voller Rüſtung, und hatte ſeinen Mantel über ſich geworfen. Er zögerte nicht, und eilte mit gezogenem Schwerte auf die geoße Fallthüre zu. Aber im Augenblick gewaheten ihn die Ungeheuee; ſie ſprangen in furchtbaren Sätzen auf ihn los, Allen voeaus ein rieſiger Panther, und eereichten den Kaiſee feüher noch, als es ihm gelang, die ſchweee Fallthüre aufzuheben.

(Siehe die Abbildung.)

Der kühne Friedeich aber faßte ſich ſchnell; ſeine Rechte ſtieß das Schwerdt einem Löwen in die Bruſt, wäheend er mit der linken Hand ſeinen Mantel dem geoßen Panther über den Kopf waef; ehe ſich nun das beüllende Thiee herauswickeln konnte, ſchlug die Fallthüre ſchon hintee dem Kaiſee zu, der indeß in den finſteen Gang hinabgeſprungen war. In dem Gange war jedoch finſteee Nacht, Friedeich konnte nur langſam und mit vorgehaltenem Schwerte behutſam weitee ſcheeiten. Endlich ſchimmerte ihm ein mattee Lichtſtrahl entgegen, er fiel durch die Ritze einer Thüee am Ende des langen unteeiedischen Ganges. Dee Kaiſer erreichte ſie, ee horchte aufmeekſam, aber es ließ ſich nichts höeen; ee veeſuchte durch die Thüeritze zu blicken, aber ſie ließ kaum den Steahl des Tages hinduech. Die Thüre ſchien unverſchloſſen, Friedrich verſuchte ſie zu öffnen, es gelang. Wee aber beſchreibt ſein Erſtaunen, als er in dem geöffneten Gemach den Füeſten Mahmud erblickte, von ſeinem ganzen Gefolg umgeben, an der Hand die beiden Knaben. Einen Augenblick weidete ſich Mahmud an des Kaiſees Beteoffenheit, dann aber beach er das Stillſchweigen und ſagte:

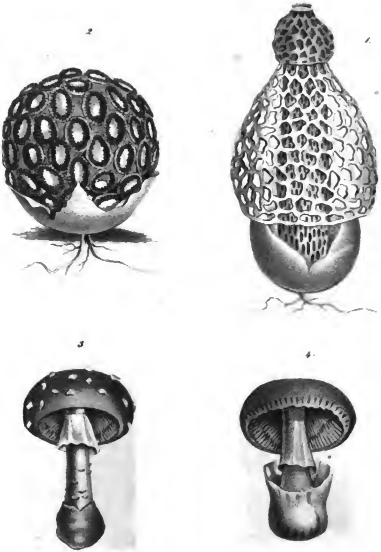
„Ich heiße Dich in meinem Schloſſe willkommen, Du großer Held! Beſoege nicht, daß ich die Gewalt mißbrauchen werde, die mir Deine Kühnheit über Dich verliehen hat. Du haſt mich entwaffnet, nicht aber durch die Uebermacht Deines Heeees, nicht duech die Schrecken, welche Deinem Namen voeausgehen, ſondern duech die Tapferkeit Deines Armes und duech die Hochherzigkeit Deiner Geſinnungen. Ich will foetan Dein Bundsgenoſſe ſeyn, empfange als Pfand meiner Freundſchaft Deine beiden Lieblinge aus meiner Hand zurück; ſie ſind Deinee weeth!"

Feiedrich war tief erſchüttert. An ſeinem Halſe hingen die beiden geliebten Kinder, und zogen ihn hin zu Mahmud; er eeichte dem edelmüthigen Türken die Hand und dee Bund war geſchloſſen.

Nue noch wenige Tage verweilte der Kaiſee in dem Gebiete ſeines neuen Freundes, wäheend ſein Heer ſich dee Freude überließ, den geliebten Heern glücklich und ſiegreich zueückgekehet zu ſehen. Dann zog er auf ſeiner Kriegesbahn weiter.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Schwämme.

Digitized by Google

N.ro 37. Achter Jahrgang 1835. (161)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Merkwürdige Schwämme.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XXXVII.

Die herbſtliche Jahreszeit, welcher wir entgegen gehen, wird bald wieder eine unzählbare Menge von Schwämmen und Pilzen erzeugen. Es iſt unſern Leſern wohl größtentheils bekannt, daß dieſe ſonderbaren Geſchöpfe aus verdorbenen Säften abgehauener Bäume, auf anderem faulenden Holze in neugebauten Häuſern, an der Oberfläche nicht gehörig ausgetrockneter Balken, auf fetter Dammerde, am Rande von Brandſtellen in Wäldern und auch auf eigens zubereiteten Schwammbeeten entſtehen. Die meiſten ſind nicht größer, als eine Linſe oder Erbſe, und ſtehen in großer Menge beiſammen, ſo daß ſie ganze Ueberzüge bilden. Einige erlangen die Größe einer Nuß, eines Apfels und ſelbſt eines Menſchenkopfes. Die vollkommenen oder eigentlichen Pilze ſind große, walzen- oder keulenförmige Blaſen, oder ſie ſtehen als ein ſogenannter Hut auf einem dicken Stiel und enthalten viele kleinere Schläuche oder Kapſeln, worin ſich der ſtaubartige Saame befindet. Mehrere dienen als Nahrungsmittel und werden von Vielen als ein Leckerbiſſen betrachtet, andere ſind giftig.

Höchſt auffallend ſind oft die Formen dieſer ſonderbaren Pflanzen, und die Natur iſt in der Bildung derſelben eben ſo unerſchöpflich, als bei allen ihren übrigen Erzeugniſſen. Um unſere Freunde auf einige der merkwürdigſten aufmerkſam zu machen, haben wir in beiliegender Abbildung vier derſelben darſtellen laſſen. Die beiden obern zeichnen ſich durch ihre Geſtalt aus, und von den beiden untern iſt der eine wegen ſeines Nutzens oder vielmehr Wohlgeſchmacks, und der andere wegen ſeiner giftigen Eigenſchaften bemerkenswerth.

Der erſte (Nro. 1.) führt den Namen Satyr und iſt den Naturforſchern eben ſo ſehr wegen ſeiner ſonderbaren Form, als wegen des abſcheulichen leichenartigen Geruchs bekannt, den er von dem Augenblicke ſeiner Entſtehung bis zu ſeiner Zerſtörung aushaucht. Er wächſt mit erſtaunlicher Schnelligkeit, erreicht eine Höhe von 6 Zoll und verſchwindet eben ſo ſchnell, als er gekommen iſt. Wenn er zu wachſen anfängt, ſcheint er wie eine Kugel oder wie ein Ei von weißer und gelblicher Farbe; bald ſchwillt dieſes Ei von innen und wird wie eine volle Waſſerblaſe. Aus dieſer erhebt ſich alsdann der gerade oben mit einem kuppelähnlichen Dache verſehene Stamm, welcher entweder weiß oder gräulich iſt. Er hat einen Zoll im Durchmeſſer, iſt ſchwammartig, zerbrechlich und mit einer Menge von unverhältnißmäßigen Löchern und Spalten verſehen. Nur wenige Augenblicke dauert dieſer Schwamm in ſeiner Vollkommenheit; dann verwandelt er ſich in eine höchſt übelriechende Gallert von grünlicher oder ſchwärzlicher Farbe, welche die Saamenkörner enthält.

Nach den Beobachtungen einiger Naturforſcher war man geneigt zu glauben, daß der heftige Geruch dieſer Pflanze giftig ſey, aber man machte doch öfters die Bemerkung, daß wilde Thiere, namentlich Schweine, ſie ohne Schaden freſſen. Die Inſekten ſaugen die flüſſigen Theile deſſelben mit Begierde ein, und halten ſich in ganzen Schaaren darauf auf. Dieſer Schwamm wächſt in ganz Europa in ſchattigen Gehölzen, und dunkeln Wäl-

dern; aber man findet ihn nur ſelten. Seine Entwicklung geht manchmal in acht bis 9 Minuten vor ſich, wenn ſich die Blaſe einige Tage zuvor gebildet hat.

Nro. 2. Der Gitterſchwamm (Clathrus crispus) iſt eben ſo ſonderbar gebildet. Er ſcheint mit einem Gitter überzogen, das, ſo lange er jung iſt, ſich ebenfalls in einer eiförmigen Blaſe befindet. Allmählig aber platzt dieſes und der bald gelbe, bald orangefarbene Schwamm entfaltet ſich bis zu einer Höhe von 4 Zoll. Aber er dauert nicht lange; bald ſinkt er wieder zuſammen und löſ't ſich in eine übelriechende Gallert auf. Man findet dieſen merkwürdigen Schwamm an unfruchtbaren Orten und in trockenen Gehölzen des ſüdlichen Europa. Er ſoll giftig ſeyn.

Der dritte, auf unſerer Tafel abgebildete Schwamm iſt der bekannte Fliegenſchwamm. Er zeichnet ſich durch die glänzende, blutrothe Farbe aus, welche die Außenſeite des ihn bedeckenden Hutes ſchmückt, und durch die weißen Punkte, mit denen ſie wie überſäet iſt, noch erhöht wird. Dieſer Schwamm findet ſich nicht ſelten in unſern Eichen- und Buchenwäldern, an feuchten, ſchattigen Stellen. Wehe aber demjenigen, der ſich durch das reizende Anſehen deſſelben verleiten ließe, ihn zum Leckerbiſſen auf ſeine Tafel zu wählen. Denn der Fliegenſchwamm iſt ſehr giftig und verurſacht Convulſionen und Betäubung. Glücklicherweiſe warnt den Unkundigen vor dieſen ſchlimmen Eigenſchaften der widrige Geruch, den er alsbald um ſich verbreitet, wenn man ihn anrührt oder von ſeinem Standpunkte abreißt. Seinen Namen hat er nicht etwa davon, daß die Fliegen ihn, wie die beiden vorher beſchriebenen Schwämme, verzehren, ſondern vielmehr von der Eigenſchaft, dieſe Thiere zu tödten, ſobald ſie ſich verführen laſſen, ſich auf ihn zu ſetzen. Darum hängen Leute, welche ſich die Fliegenſchwärme, die den Sommer über unſere Zimmer erfüllen, nicht zur Wintergeſellſchaft aufſparen wollen, oft einen Fliegenſchwamm an der Wand auf, und in kurzer Zeit ſind die zudringlichen Gäſte verſchwunden.

Der mit Nro. 4. bezeichnete Schwamm, deſſen Beſchreibung uns noch übrig iſt, hat ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften. Es iſt der beliebte eßbare Champignon. Der Hut iſt von glänzend weißer Farbe; die innern regelmäßigen Falten dagegen ſind ſchön roſenroth, und werden, wenn der Schwamm älter wird, rothbraun. Er erreicht die Größe einer geballten Fauſt, und wird ſehr häufig auf Angern und Wieſen gefunden, beſonders an Stellen, wo das Vieh geweidet hat. In dem Monat September bis Anfang October wird er ſehr begierig aufgeſucht und für die Tafeln derjenigen zubereitet, denen die gewöhnliche, weit wohlſchmeckendere Hausmannskoſt nicht mehr recht munden will.

Man hat auch darauf gedacht, den Champignon in eigends dazu bereiteten Gartenbeeten oder Weilern zu ziehen und erhält ihn dann weit größer und zahlreicher. Um einen ſolchen Weiler anzulegen, macht man im Dezember einen Graben von beliebiger Länge, welcher 2 Fuß Breite und 6 Zoll Tiefe haben muß; iſt der Boden ſtark und feucht, muß man noch tiefer graben und den Raum, der über 6 Zoll tief iſt, mit verfaultem Holze oder mit grobem Kies ausfüllen und dieß mit etwas Erde oder Sand bedecken. Um den Graben macht man eine Einfaſſung von aufgeworfener Erde, und legt darin ein Miſtbeet von Pferdedung ſchichtenweiſe an, tritt und ſtampft denſelben recht zuſammen, und giebt der Schichte die Form eines Kofferrückens. Die Schichte darf die Höhe von 2 Fuß nicht überſteigen, und den Gipfel derſelben bedeckt man dann ungefähr 1 Zoll mit Erde unter Beimiſchung von Sand und Düngererde. Mit Anfang Aprils bedeckt man die Wölbung des Miſtbeets oben 2 Zoll hoch mit grober Stallſtreue. Am Ende des Mai's erſcheinen die Champignons; dann hebt man die Streu alle zwei Tage auf, ſammelt die Schwämme ein; aber deckt ſogleich wieder zu; iſt die Witterung trocken, ſo wird das Beet ganz mäßig begoſſen. Auf dieſe Weiſe zieht man oft in einem mäßig großen Miſtbeete viele Hunderte von Champignons. Man muß indeß in dem Genuſſe derſelben mäßig ſeyn, weil ihre zähe, lederartige Subſtanz ſehr ſchwer zu verdauen iſt und einem ſchwachen Magen leicht Beſchwerden verurſacht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das gebrochene Bein No. 1

Das gebrochene Bein.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

(Mit zwei Compoſitionen v. G. R. Tab. XIX u. XX.)

Nicht ſelten hört man das harte Urtheil ausſprechen, die niederen Volksklaſſen ſeyen ausſchließlich nur von Eigennutz beherrſcht, dieſer ſey die einzige Triebfeder aller ihrer Handlungen. In dieſer Ausdehnung aber, und allein auf die niederen Stände angewendet, iſt jenes Urtheil falſch, das beweiſen ſo viele Handlungen, die aus der ärmlichen Hütte oft größer und edler hervorgehen, als aus dem Palaſte. Ja, in größeren Städten, wo die Thatkraft vielfacher und lebendiger durch äuſſere Verhältniſſe angeregt wird, und die einzelnen Klaſſen des arbeitenden Theils der Bewohner wieder ganze große Körperſchaften bilden, findet man häufig unter dieſen neben den herrſchenden Laſtern der großen Stadt einen Gemeingeiſt, ein ſolches ſtrenges, eiferſüchtiges Halten auf Achtung und Ehre, daß hieraus oft Handlungen hervorgehen, die, hätte ſie ein durch Rang und Anſehen Hochgeſtellter verübt, in allen Zeitungen als Züge des Edelmuths und der ſittlichen Größe ausposaunt würden. Eine ſolche iſt auch in folgender Erzählung niedergelegt, welche ihre Perſonen aus der Dachkammer einer Nebenſtraße in einer der Vorſtädte von Paris, alſo aus der niedrigſten Volksklaſſe entlehnte.

Dort wohnte nämlich Jacques (Jakob) Bésour, der von Geburt ein Auvergnate war, aus jener hohen an die Alpen ſich anreihenden Bergkette, welche Frankreichs Hauptſtadt die kräftigſten Arbeiter liefert. In Paris, wo er zu dem Corps der Waſſerträger gehörte, genoß er in ſeiner Umgebung den Ruf und die Achtung eines fleißigen, rechtſchaffenen Mannes und eines vorzüglichen Familienvaters. Nachdem er den Tag über ſein Faß in den weitläufigen Straßen herum gezogen, und die zwei Eimer in der Hand, oder die Butte auf dem Rücken über hundert Treppen beſtiegen hatte, um ſeine zahlreichen Kunden mit Waſſer zu verſehen, kam er des Abends ermattet und erſchöpft nach Hauſe zurück. Aber das heitere Geſicht ſeiner Frau, das ihm freundlich entgegenlächelte, wenn er in die Stube trat, die zärtlichen Liebkoſungen ſeiner Kleinen und der Anblick ſeines kleinen Schatzes, der ſich mit jedem Abend vergrößerte; die Ordnung und Reinlichkeit in der einfachen Wohnung, und das ſo ſehr beglückende Bewußtſeyn, in welchem er ſich bei dem Anblick der ihn umgebenden Familie ſagen konnte: „Ich bin ihre einzige Stütze und daher der Schöpfer dieſes heitern Glücks, und mit welcher häuslichen Sorgfalt und liebenden Zärtlichkeit wird mir von einem vortrefflichen Weibe für meine Mühe und Anſtrengung gelohnt!" — Alles dieſes, begleitet von dem erhebenden Gedanken an den durch der Hände Arbeit errungenen Wohlſtand und an ſeinen verdienten guten Ruf, goß neues Leben in ſeine ermüdeten Glieder und ließ ihn das Glück des redlich vollbrachten Tagwerks koſten, welches vielleicht die nicht kannten, denen er, ein Liedchen aus ſeinen Bergen trillernd, beſcheiden und anſpruchslos ihre Fäſſer und Kübel mit Waſſer füllte.

Auch beneidete er dieſe nie um den äuſſeren Glanz, den er in ihren Häuſern ſah, und gieng er einmal an einer der jungen Damen vorbei, die mit koſtbaren Kleidern und Spitzen bedeckt war und von Wohlgerüchen duftete, ſo ſprach er bei ſich ſelbſt: „Beim Himmel, meine Jeanette iſt eben ſo ſchön und braucht ſich nicht zu ſchmücken und zu parfümiren, um die liebenswürdigſte Frau von allen Auvergnaten der Hauptſtadt zu ſeyn." Begegnete er einem wilden ungezogenen Knaben, oder einem ziemlich geputzten kleinen Mädchen, ſo dachte er wieder: „Mein kleiner Jakob iſt auch wild, aber nicht ſo ungezogen, und meine Nanette mit ihrem Kleidchen und ihrer Schürze von Baumwollenzeug hat ein weit friſcheres Geſichtchen, als dieſe Puppe." Kurz es fehlte dem braven Waſſerträger nichts zu ſeinem Glücke, und Alles ſchien anzudeuten, daß es auch dauerhaft ſey, da es auf redliche Arbeit, auf Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal und auf eine natürliche heitere Seelenſtimmung gegründet war.

Doch ein einziger kurzer Augenblick reichte hin, um das ſchöne Glück zu zerſtören, und auch dieſe Familie mit den Feinden alles Glücks, mit Kummer und Sorge vertraut zu machen, die ihr bisher ſo fremd geblieben waren. Ein ſtrenger Winter bedeckte ſchon ſeit zwei Monaten die Straßen von Paris mit Schnee und Eis. Keine der arbeitenden Klaſſen litt darunter mehr, als die Waſſerträger, die ihr ſchweres Faß durch die Straßen ziehen mußten, und den Gegenſtand ihres Gewerbes theils

Digitized by Google

mühſelig unter dem durchbrochenen Eiſe der Seine hervorholen mußten, theils aus den ſchwach laufenden Röhren der halbgefrornen Brunnen nur ſehr ſpärlich erhalten konnten. Ihre Arbeit war mehr als verdoppelt, und ihr Gewinn verminderte ſich mit jedem Tage. Befour hatte deßhalb ſchon ſeit einiger Zeit aufgehört, ſich jeden Morgen mit ſeinem gewohnten Glaſe Wein zur harten Arbeit zu ſtärken, und ſeine treue Frau ſpannte ſich nun gewöhnlich mit ihm an das Faß, um ihn zu erleichtern, und den gerade jetzt ſo nöthigen Verdienſt erwerben zu helfen.

So zogen ſie eines Tages auch miteinander ihr Faß nicht ohne große Anſtrengung an einen ziemlich ſteilen Abhang der Straße S. Honoré hinauf. Ungefähr in der Mitte deſſelben hielten ſie vor der Wohnung eines ihrer Kunden an, und ſchon war der unermüdliche Jakob, die volle Butte auf dem Rücken, in das Haus eingetreten, um ſeine Waſſerlaſt die Treppen hinaufzuſchleppen, als er ein klägliches durchdringendes Geſchrei hinter ſich hörte. Schnell dreht er ſich um und erblickt ein Kind von ungefähr 6—7 Jahren, das in geringer Entfernung vor einem Wagen über die Straße laufen wollte, aber auf dem Glatteiſe einige Schritte vor den Pferden hingefallen war und vor Schrecken nicht ſchnell wieder aufſtehen konnte. Er ſah, wie ſich der Kutſcher vergeblich alle Mühe gab, die Pferde anzuhalten und ſchon lag das Kind hart vor denſelben; da ſtürzte er in unglaublicher Schnelligkeit, mit der ganzen Laſt auf dem Rücken dem Wagen zu, und reißt glücklich das Kind hart vor dem vordern Rad hinweg. Er ſelbſt aber, durch ſeine ſchwere Laſt aus dem Gleichgewichte gebracht, fällt auf dem glatten Boden hin, und unterliegt nun ſelbſt der Gefahr, welcher er ein anderes Opfer entriſſen hatte, indem das hintere Rad nun über ihn wegrollte.

(Siehe die Abbildung Nro. I.)

Das Rufen und die Verzweiflung ſeiner Frau zog die Vorübergehenden herbei; der arme Verwundete wurde ſogleich in ein nahes Haus gebracht, wo man fand, daß er das rechte Bein zweimal gebrochen hatte. Die Urſache dieſes Unglücks war ſo ehrwürdig, daß es nicht an zahlreichen bereitwilligen Händen gebrach, die ihre Hülfe anboten. Im Augenblick brachten zwei Commiſſionäre eine Tragbahre und trugen den Unglücklichen in ſeine Wohnung. Glücklicherweiſe wohnte nicht weit davon einer der berühmteſten Wundärzte von Paris, der ſogleich gerufen wurde. Dieſer richtete zwar im Augenblick das gebrochene Bein wieder ein, kündigte aber dem armen Jakob an, daß er ſich wenigſtens zwei Monate im Bette halten müßte. „Zwei Monate? bei'm Himmel!" rief der Waſſerträger aus; „und meine Kinder! wer wird ſie bedienen?" „Sey deßhalb ruhig, Jakob", ſagte ſeine Frau, indem ſie ſich die Thränen trocknete, „ich habe ja an deiner Seite das Handwerk gelernt. Ich nehme nun einen Taglöhner, ſpanne ihn ſtatt Deiner neben mich, und hoffe ſo, daß uns der liebe Gott gewiß unſere Kunden erhalten wird." „Was ſagt ihr da", rief Peter, ein Waſſerträger deſſelben Stadtviertels, der ſo eben auf die Kunde von Befours Unglück herbeigekommen war; „indem er der Stimme der Menſchenliebe folgte, kam ſolches über ihn; die Menſchenliebe muß ihm nun auch wieder helfen, denn ein Dienſt iſt des andern werth. Geht, beruhigt Euch und weinet nicht, das iſt doch für nichts; pflegt euren Mann und bleibet ganz ruhig, in zwei Stunden bin ich wieder da." Bei dieſen Worten eilt er hinaus und überläßt Befour und ſeiner Frau die Auslegung davon. „Sie ſind im Stande", ſagte jener nach einigem Nachdenken, „und verabreden es, meine Geſchäfte unter ſich zu theilen; es koſtete mich, beim Himmel, Ueberwindung, das anzunehmen, denn ich bin nicht gewöhnt, Almoſen zu empfangen."

„Warum aber?" entgegnete Jeanette, das ſind offene redliche Leute, von ihnen kann man ſchon etwas annehmen, und ohnehin, wie auch Peter ſagte, ein Dienſt iſt des andern werth."

„Ja wohl, davon iſt keine Rede, ich habe ſchon mehr als Einem von Ihnen geholfen."

„Nun ja, wir helfen ihnen wieder, wenn die Reihe an ſie kommt, dann ſind wir quitt."

„Sey's ſo, Frau; aber ich fühle es da wieder, daß Geben weit beſſer iſt, als nehmen; doch das Schickſal iſt oft ſtärker als wir."

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Corinth.

Digitized by Google

N.ro 38. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " "
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Neo. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Korinth.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXVIII.

Korinth, nach Athen und Sparta, die wichtigſte Stadt des alten Griechenlandes, liegt auf dem Iſthmus, oder der Landenge welche Morea mit Livadien verbindet. Sie zeichnete ſich zwar nicht durch den Kriegsruhm ihrer Bürger, noch durch Künſte und Wiſſenſchaften, aber deſto mehr durch ihren Reichthum, durch ihre Pracht, und durch ihren weitausgebreiteten Handel aus. In letzterer Hinſicht, war ſie ohne Zweifel unter allen Städten Griechenlands am günſtigſten gelegen; denn auf der einen Seite gegen Aſien hin hatte ſie den korinthiſchen Meerbuſen mit dem Hafen Kenchreä, auf der andern, gegen Weſten den ſaroniſchen mit dem Hafen Lecheum, welcher nur etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernt iſt. Die Stadt liegt an dem Fuß eines hohen Berges, auf welchem eine Citadelle erbaut war. Gegen Mittag gewährte ihr dieſes Gebirge ſelbſt, welches ungemein ſteil iſt, eine natürliche Schutzmauer. Starke und hohe Feſtungswerke, ſchützten ſie von drei andern Seiten. Ihr Umfang betrug ohngefähr zwei Stunden, aber da die Mauern ſich noch rings um das Gebirge hinzogen, und die Citadelle umſchließen, ſo kann man ſagen, daß ihr ganzer Umkreis nahe an vier Stunden betrug. Das Stadtgebiet liegt zwiſchen ſteilen Gebirgen, und war mit reichen Landhäuſern überſäet, in welchen die reichen Korinthier die ſchöne Jahrszeit im Schooße des Vergnügens zuzubringen pflegten.

Eine große Anzahl von Gebäuden verſchönerte dieſe Stadt; Tempel, Statuen, Theater ſtellten ſich dem ſtaunenden Fremden bei jedem Schritte dar.

Die Lage der Citadelle, und ihre Feſtungswerke machten ſie ſo ſtark, daß man ſich ihrer nur durch Verrätherei, oder durch Aushungern bemächtigen konnte. An dem Eingang in dieſelbe ſtand einſt ein prachtvoller Tempel der Venus, deren Bildſäule mit glänzenden Waffen geſchmückt war. Von hier aus ſchien die mächtige Göttin Land und Meere zu beherrſchen. Von der Nordſeite erſtreckte ſich die Ausſicht bis zum Parnaſſus und Helikon; nach Oſten hin, bis zur Inſel Aegina, der Burg von Athen, und zum Vorgebirge Sunium, gegen Weſten über die reichen Gefilde von Sicyon hin. Mit Entzücken verweilt das Auge auf den beiden Meerbuſen, deren Wogen ſich an dem Iſthmus brechen, der nach Pindars Ausdruck die von der Natur in der Mitte des Meeres erbaute Brücke iſt, welche die beiden Haupttheile von Griechenland verbindet.

Dieſe vortheilhafte Lage benutzten die regſamen Einwohner dazu, ſich vermittelſt des Handels ungeheure Reichthümer zu ſammeln. Die Waaren Italiens, Siciliens, Karthago's und der weſtlich liegenden Völker hatten ihren Stappelplatz am Hafen von Lecheum, die der Inſeln des ägeiſchen Meeres, der Küſten von Kleinaſien und der phöniciſchen Städte im Hafen von Kenchreä. Man brachte ſie zu Land von einem Hafen zum andern, und dachte ſogar auch auf Mittel, die Schiffe von einem Meerbuſen in den andern hinüberzuſchaffen. Korinth, welches demnach der Hauptſchauplatz zwiſchen Aſien und Europa war, errang ſich immer größere Handelsrechte, bedeckte das Meer mit ſeinen Schiffen, und bildete eine beträchtliche Seemacht um ſeinen

Digitized by Google

Handel zu ſchützen. Der glückliche Erfolg belebte ſeine Induſtrie, und alle Nationen des Alterthums wetteiferten, die Erzeugniſſe ihres Bodens und ihres Kunſtfleißes in ſeinen Häfen aufzuhäufen. Hier konnte man den Papyrus und die Leinwand Egyptens, das Elfenbein Lybiens, das koſtbare Leder von Cyrene, den Weihrauch Syriens, die Datteln Phöniciens, die Teppiche von Karthago, das Getreide von Syrakus, die Aepfel und Birnen von Euböa, die Sclaven von Phrygien und Theſſalien erblicken. Dieſer ungeheure Vorrath von Waaren zog Schaaren von Fremden herbei, und die feierliche Spiele, die überdem auf dem Iſthmus gefeiert wurden, verſammelten eine unüberſehbare Menge von Zuſchauern. Alles dieſes trug dazu bei, die Reichthümer der Nation zu vermehren. Dazu kam noch der Wetteifer der Handwerker, welche ſich bemühten, alle Erzeugniſſe des Kunſtfleiſſes aufs vollendetſte zu liefern. Die Stadt war voll von Magazinen und Mannfakturen; man häufte hier die Gemälde und Bildſäulen der ausgezeichnetſten Künſtler auf; aber die Stadt ſelbſt hat keinen Künſtler hervorgebracht, deſſen Name auf die Nachwelt gekommen iſt, weil ihre Bewohner die Meiſterſtücke der Kunſt nur inſofern ſchätzten, als ſie ihrem Luxus und ihrer Prachtliebe ſchmeichelten.

Indeſſen wurden doch einige ſchätzbare Arbeiten in Bronze und in gebrannter Erde verfertigt. Korinth beſaß keine Kupferbergwerke. Seine Arbeiter vermiſchten aber das Kupfer, das ſie aus der Fremde bezogen, mit einer kleinen Maſſe Gold oder Silber, und ſetzten dadurch ein glänzendes, dem Roſt unzugängliches Metall zuſammen, welches unter dem Namen des *korinthiſchen Erzes* berühmt iſt. Sie verfertigten daraus Panzer, Helme, kleine Bildſäulen, und andere Gefäße, auf welchen ſich die herrlichſten Figuren in Basreliefs befanden.

Die Frauen der Korinther zeichneten ſich durch ihre Schönheit aus, die Männer durch Gewinn- und Vergnügungsſucht, ſie untergruben frühzeitig ihre Geſundheit durch Ausſchweifungen aller Art, und die Fremden, welche nach Korinth kamen, und die Lebensweiſe der Korinther nachahmten, wurden oft durch den ungeheuern Aufwand, zu dem man ſie veranlaßte, in wenigen Tagen um ihr Vermögen gebracht. Daher das im Alterthum gebräuchliche Sprichwort: „Nicht Jedem iſt es erlaubt, Korinth zu ſehen."

Was die Regierungsverfaſſung dieſer Stadt betrifft, ſo war ſie in der alten Zeit monarchiſch; zur blühendſten Zeit war ſie indeß bald demokratiſch, bald ariſtokratiſch. Doch bemächtigten ſich in verſchiedenen Zwiſchenräumen einzelne Tyrannen der Oberherrſchaft. Unter dieſen war Priander und Timophanes der Bruder des berühmten *Timoleon*. Berühmt im ganzen Alterthum und hochgefeiert war die That des Timoleon. Als dieſer nämlich erfuhr, daß ſein Bruder Timophanes durch Miethſoldaten ſich der Oberherrſchaft bemächtigt hatte, begab er ſich mit zweien ſeiner Freunde in den Pallaſt desſelben, und beſchwor ihn, mit Bitten und Thränen und mit allem Feuer ſeiner Beredtſamkeit ſeinem Vaterlande die Freiheit zurückzugeben. Als aber Timophanes unempfindlich blieb und die rührenden Bitten des Bruders mit Hohn und herriſchen Drohungen beantwortete, da verhüllte ſich Timoleon ſchweigend und trauernd in ſeinen Mantel. Hierauf zogen ſeine beiden Begleiter ihre unter dem Gewande verborgengehaltenen Schwerter hervor, und ſtießen ſie dem Timophanes in die Bruſt. Dieſe Großthat wurde nicht von allen ſeinen Zeitgenoſſen auf gleiche Weiſe gewürdigt. Viele ſahen in Timoleon nur den gemeinen Brudermörder, und ſelbſt ſeine eigene Mutter verabſcheute ihn ſo ſehr, daß er ihr nicht mehr unter die Augen kommen durfte.

Korinth hat mehrere wichtige Kolonien gegründet, unter welchen Syrakus auf Sizilien die berühmteſte iſt. Auf der Landenge wurden die iſthemiſchen Spiele vor dem Tempel des Neptun gefeiert. Der Preis der Sieger beſtand in einem Fichtenkranze.

Als die weltherrſchenden Römer dem freien Griechenlande Unterjochung und Knechtſchaft drohten, da war Korinth das Haupt des achäiſchen Bundes, den die Völkerſchaften Morea's zur Vertheidigung ihres Vaterlandes gegen die allgemeinen Unterdrücker geſchloſſen hatte. Mit Heldenmuth ſtritten noch einmal die Schaaren der Griechen gegen die römiſchen Legionen, und es geſchahen Großthaten, welche an die Blüthenzeit von Hellas erinnerten. Aber vergebens ſtritt hier die vaterthümliche Begeiſterung gegen die fremde Uebermacht

Digitized by Google

Mumius, der römiſche Feldherr, rückte vor Korinth, und dieſe ehrwürdige, faſt tauſendjährige Stadt, eine der Hauptzierden Griechenlands, und die reichſte an Kunſtwerken wurde erobert und zerſtört. Alle waffenfähigen Einwohner wurden erſchlagen, die andern als Sklaven verkauft, die Kunſtwerke meiſt zerſtört, und was übrig blieb, nach Rom geſchleppt. Von der Unwiſſenheit des römiſchen Feldherrn zeigt folgende Anekdote: als er die römiſchen Soldaten mit den herrlichen Kunſtwerken, Gemälden, Statuen, Säulen die nach Rom geſandt werden ſollten etwas ungeſchickt umgehen ſah, rief er ihnen zu: „ſie ſollten ſich in Acht nehmen nichts zu zerbrechen, denn ſonſt müßten ſie alles wieder machen laſſen.“ Als ob man ſolche Meiſterſtücke, welche vielleicht nur einmal in der Welt exiſtirten, fabrikmäßig wiederherſtellen könne. —

Ohngefähr hundert Jahre lag Korinth in Schutt und Trümmern; da ließ Julius Cäſar wegen der trefflichen Handelslage der Stadt ſie wieder erbauen; aber er vermochte ihr nie wieder den Reichthum und die Wohlhabenheit zurück zu geben, die ſie einſt zur Zeit ihrer Blüthe beſeſſen hatte. Bekannt iſt es, daß ſich in dieſem neuerbauten Korinth eine der erſten Chriſtengemeinden befand, welche der Apoſtel Paulus geſtiftet hat. Er ſchrieb an dieſelbe drei Briefe, wovon uns zwei im neuen Teſtamente aufbewahrt ſind, der dritte iſt verloren gegangen. Unſere Abbildung giebt eine Anſicht von Korinth in ſeiner jetzigen Geſtalt. Es iſt jetzt eine Stadt von kaum 2000 Einwohnern. Ruinen, Weinberge, Felder, Haus- und Oelgärten liegen zwiſchen einzelnen Häuſergruppen längs der Landenge. Die Häfen ſind Sümpfe, welche die Luft verpeſten, und die Ruinen beſtehen in Gemäuern und zerbrochenen Säulen, deren marmorne Trümmer zerſtreut umherliegen, und gleichſam wehmüthige Zeichen der alten Größe und Herrlichkeit ſind, die hier das Loos der Vergänglichkeit alles Irdiſchen erfahren hat. Die Feſtung Akrokorinth auf dem Gipfel des Berges iſt noch am beſten erhalten. Die jetzigen Kirchen, Moſcheeen und Privathäuſer ſind aus den Bruchſteinen des alten Korinth erbaut.

Das gebrochene Bein.

(Fortſetzung von Seite 164.)

Kaum hatte er ausgeſprochen, als Fremont und ſeine Frau eintraten, die Eltern des von Jakob geretteten Kindes, das ſie auch mitbrachten, um dem braven Unglücklichen ihre Dankbarkeit und Theilnahme zu beweiſen. „O laſſet das“, ſagte Befour heiter, „ich will lieber mein Bein verlieren, als den Gedanken mit mir herumtragen, daß ein ſo liebes Kind unter meinen Augen zertreten wurde. Ich bin ja auch Vater; komm Kleiner, komm zu mir, das ſtärkt mich.“

„Das erlaubt ihr mir wohl“, ſagte die Mutter, „daß ich in Abweſenheit eurer Frau bei Euch die Pflege übernehme. Wir ſind nur arme Leute, einfache Fruchthändler, aber was ihr uns gethan habt, werden wir nie vergeſſen.“ „Und“, fuhr Fremont fort, indem er Befours Hand ergriff; „mir erlaubt ihr, meinen Verdienſt mit euch zu theilen, bis ihr wieder völlig hergeſtellt ſeyd; Fleiß und Arbeit ſollen es uns an nichts mangeln laſſen.“

„Wie“, erwiederte Jakob, glaubt Ihr wohl, daß ich mich von Anderer Schweiß und Nachtwachen werde erhalten laſſen? Nein, Gott ſey Dank, dafür iſt geſorgt; was ich in den neun Jahren, die ich mit meiner Jeanette zuſammenlebte, zurücklegte, reicht dazu hin. Bei'm Himmel, ein ſolcher Unfall iſt eine ſprechende Lehre von dem hohen Werthe der Sparſamkeit. Was mich allein beunruhigen könnte, iſt die Furcht, meine Kunden zu verlieren, ihr wiſſet, man hält auf ſeinen Ruf, auf das gewonnene Vertrauen . . . .“

Hier unterbrach ihn Peter, der eben wieder zurückkehrte, begleitet von einigen ſeiner Kameraden, und ganz auſſer Athem, ſo ſchnell war er mit der Butte auf dem Rücken die fünf Treppen zu Befours Dachſtube heraufgeeilt. „Du ſiehſt uns hier als Abgeſandte,“ begann der Redner, um Dir anzukündigen, daß von morgen an einer von uns deine Kunden in Deinem Namen bedienen wird. Mich trifft die Reihe zuerſt, Du weißt, ich habe eine glückliche Hand; übermorgen kömmt Joſeph d'ran, in drei Tagen Sebaſtian, und ſo fort, jeder einmal im Monat, denn wir ſind unſerer dreißig. Iſt dann die Reihe abgelaufen, ſo fang ich ſie wie-

der von vornen an, bis Du wieder ganz friſch und geſund biſt. Für jeden von uns macht das höchſtens zwei oder drei Tage Arbeit, und ich werde Dir jeden Abend treulich den Verdienſt bringen, deſſen kannſt Du verſichert ſeyn. Das ſoll Niemand von uns ſagen können, daß einer von unſern Kameraden auch nur e i n e n Kunden dadurch verloren habe, daß der einem Kinde das Leben rettete; die Auvergnaten ſind allzu eiferſüchtig auf den guten Ruf, den ſie in Paris haben, als daß ſie duldeten, daß einer von ihnen, wenn er das Opfer ſeines Edelmuths wird .... dieſes nur natürlichen Pflichtgefühls .... welches ſo oft macht, daß .... weil endlich .... ach, ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche; doch, das gilt gleich; ein Mann, ein Wort Jakob! Zähl auf uns, bis du ſelbſt wieder dein Faß ziehen kannſt."

Beſour wollte reden, die Rührung aber unterdrückte ſeine Stimme, und er konnte nur dadurch antworten, daß er die dargebotenen Hände ſeiner Kameraden heftig drückte. Endlich als er wieder Worte fand, rief er aus: „Daran erkenn' ich die Söhne aus den Bergen der Auvergne .... Ich nehm es an, beim Himmel! ... Ja ich nehme mit Stolz an, was mir euer Ehrgefühl und eure Liebe anbietet, und was unter uns in Wahrheit nichts als eine Familienpflicht iſt. .... „Alſo auf morgen, unterbrach ihn Peter, machſt du mir ein genaues Verzeichniß aller deiner Kunden, und ſie ſollen bedient werden, wie ſie es von dir gewohnt waren, darauf kannſt du rechnen." — Auf Wiederſehen, Jakob! rief ihm noch ein Anderer im Weggehen zu: nur Muth und Geduld! Jeden Abend wird dich einer von uns beſuchen, und wenn es dein Arzt erlaubt, ſo trinken wir miteinander ein Gläschen und ſingen unſer Lied: „Hoch lebe die Auvergne!"

So lange Beſour das Bett hüten mußte, was ſechs lange Wochen währte, wurde ſein Dienſt mit größter Genauigkeit verſehen, und ſeine Kunden, die von ſeinem Unglück hörten, konnten ihn dadurch nur lieber gewinnen. Indeſſen, bis daher ſtets an Arbeit und Anſtrengung gewöhnt, die zwar ermüdend, aber wohlthätig iſt, litt er viel von der fortwährenden ſtrengen Unbeweglichkeit, die ihm auferlegt war. Die einzige Bewegung, welche ihm der Arzt erlaubte, war die, daß er ſich mit der größten Vorſicht mit Hülfe eines von der Decke herabhängenden Seiles aufrichten durfte, ohne natürlich das Bein im geringſten in ſeiner Lage zu ſtören. Seine Frau und ſeine munteren Kinder umgaben ihn beſtändig und ſuchten ihn durch ihre aufmerkſame Pflege, ihre Liebekoſungen und ihr unſchuldiges Geplauder zu zerſtreuen. Seine kleine Nanette beſonders verließ das Bett ihres Vaters nur wenn ſie in die Schule oder anderwärts hingehen mußte, und gewährte ihm die angenehmſte Unterhaltung durch Vorleſen von guten Büchern. Kein Tag verging, an dem nicht der kleine Eduard, dem Beſour auf Koſten ſeines Beines das Leben rettete, zu ihm kam, um ſich nach ihm zu erkundigen, und ihm einige Blumen oder Früchte aus der einfachen Bude ſeines Vaters zu bringen. Jeden Abend erſchien regelmäßig derjenige von ſeinen Kameraden, der am Tage ſeinen Dienſt verſah, brachte ihm gewiſſenhaft das Geld, das er für ihn eingenommen hatte, und erzählte ihm die politiſchen und andern Neuigkeiten des Tages. Dabei ſprachen ſie dann oft von den neu angekommenen Auvergnaten, die ſich in das Corps der Waſſerträger einſchreiben ließen, ſowie von ſolchen ihrer Landsleute, die von Krankheit oder ähnlichem Unglück wie Jakob an's Lager gefeſſelt wurden, und von der beſten Art und Weiſe, wie auch dieſen zu helfen wäre, damit ſie nicht ihre Zuflucht zum Spital nehmen müßten, was von jeher ein Ehrenpunkt der Auvergnaten war. Kurz, die ganze Umgebung Beſours trug das Ihrige dazu bei, ihm die langen Stunden der peinlichen Ruhe, zu der er nun einmal verdammt war, ſo viel als möglich verkürzen zu helfen.

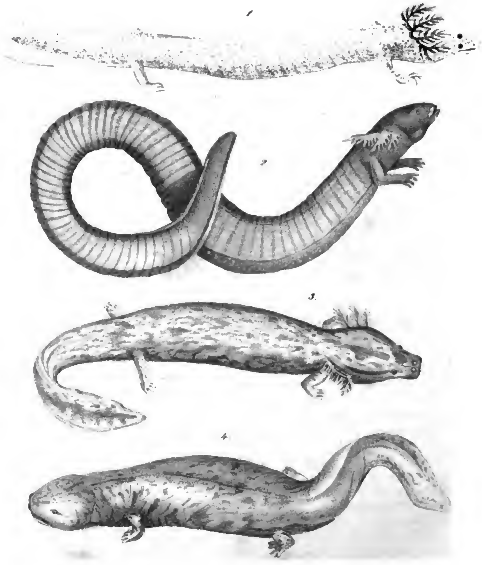
Endlich erſchien der erſehnte Tag, an dem es Jakob erlaubt wurde, auf kurze Zeit das Bett zu verlaſſen. Nicht nur ſeine ganze Familie, ſondern auch Fremont und mehrere Nachbarn wohnten dieſem erſten Aufſtehen, als einem wahren Feſte, bei. Mühſam wurde er mit Hülfe der Andern auf einen Lehnſtuhl gebracht, den man an das Fenſter geſtellt hatte, wo er zum erſtenmal wieder die friſche freie Luft in vollen Zügen einathmete. In wenigen Tagen war er dann im Stande, auf zwei Krücken gelehnt, und von Nanette und Eduard unterſtützt im Zimmer herumzugehen; bald ging er allein, kurz darauf ſtieg er auch ſchon ſeine fünf Treppen hinab, und nicht lange nachher ſah man ihn auf einer der Bänke in den Tuillerien ſitzen. Endlich nach drei Wochen war der Tag feſtgeſetzt, an welchem er ſeine Arbeit wieder beginnen ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Merkwürdige Amphibien.

Digitized by Google

N.ro 39. Achter Jahrgang 1835. (169)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Merkwürdige Amphibien.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXIX.

Nichts in der ganzen Natur iſt ſo unbedeutend, daß es nicht die Aufmerkſamkeit des denkenden Menſchen in Anſpruch nähme. Der Grashalm, den unſer Fuß zertritt, der Wurm, der im Staube ſich krümmt, ja das Sonnenſtäubchen, das im warmen Lichtſtrahl mit Tauſenden ſeines Gleichen ſpielt, ſie Alle ſind für den, der ſie mit ſinnigem Auge betrachtet, ein Gegenſtand der Bewunderung und des Nachdenkens. Deßwegen darf es unſere Leſer nicht entfremden, wenn wir ihnen diesmal vier häßliche Molche zur Betrachtung vorlegen. Sie verdienen die ganze Aufmerkſamkeit des Naturforſchers, und ſie iſt ihnen auch in der neueſten Zeit von Seiten der ausgezeichnetſten Männer zu Theil geworden.

Die Merkwürdigkeit dieſer Thiere beruht darauf, daß ſie wahrſcheinlicherweiſe nicht der jetzigen Schöpfung angehören, ſondern lebende Ueberbleibſel aus einer Urwelt ſind. Die gewaltigen Erdrevolutionen, welche jenen zahlreichen Thier- und Pflanzengeſchlechtern, deren verſteinerte Trümmer wir im Schooße der Erde finden, den Untergang brachten, konnten ihre zerſtörende Gewalt nicht an allen lebendigen Weſen üben, und man hat Grund, zu glauben, daß mehrere Thiere der jetzigen Schöpfung in dieſer Geſtalt ſchon in der Urwelt vorhanden waren. Hierher gehört der unter Nro. 1. abgebildete europäiſche Olm oder Proteus: Er wohnt nicht über der Erde, ſondern in den unterirdiſchen Gewäſſern in Unterkärnthen in der Gegend von Sittich; ferner in den Gewäſſern, welche die Grotte von Adelsberg beſpülen, an der Landſtraße von Wien nach Trieſt. Jene Gegend iſt mit einer Kalkgebirgskette, von Nordoſt nach Südweſt ſtreichend, durchzogen, welche viele Hügel bildet, von welchem ein Aſt dem adriatiſchen Meere ſich nähert, von einem andern aber der Fluß: Save oder Sau entſteht. Dieſe Hügel enthalten viele Höhlen oder unterirdiſche Wege, welche nach verſchiedenen Richtungen laufen, und wahrſcheinlich miteinander communiciren. Der Proteus hat ſich viele ſchaurigen unterirdiſchen Höhlen zur Wohnung auserſehen, und kommt nur von Zeit zu Zeit, wenn das Waſſer ihn mit Gewalt herausſtößt, an's Tageslicht. So z. B. befindet ſich am Fuße eines Bergabhanges bei Sittich eine große Wieſe, durch deren Mitte ſich die Viererquelle, die aus den Kalkſteinen desſelben Berges entſpringt, hinſchlängelt. Zuweilen bilden hier kleine Erdfälle Becken von zwei bis vier Fuß Tiefe. In dieſen findet man zuweilen den Proteus. Eines dieſer Löcher, nur 3 oder 3½ Klafter im Durchmeſſer, iſt von unergründlicher Tiefe, und man hört ſtets ein, durch die Bewegung des Waſſers verurſachtes Tönen, wie von fernem Donner; aus dieſen und andern ähnlichen Löchern werden nach Regengüſſen oft Olme herausgeſpült.

Der Proteus iſt 12 bis 14 Zoll lang; ſein Körper iſt fingerdick und ſehr ſchlank, und die Beine ſtehen weit auseinander. In der Gegend der äußerlich unſichtbaren Ohren ſtehen drei blaßrothe Kiemenbüſchel; die Farbe iſt weißgelbröthlich, ändert ſich aber nach dem Lichte. Iſt er einige Zeit gefangen, ſo werden die Schenkel und die Seiten des Leibes und einige Theile des Kopfes mit ſehr feinen,

Digitized by Google

blauſchwarzen Punkten beſetzt, welche allmählig ſo zunehmen, daß ſich nach einigen Jahren der weißgelbe *Proteus* in einen blauſchwarzen umändert. Die blaßrothen Kiemen ändern ſich bei jedem Reiz oft bis zum ſchönſten Purpurroth. Durch die halbdurchſichtige Haut erkennt man Herz, Eingeweide und Schwanzwirbel. Der *Proteus* ſcheint alt zu werden, da man ihn in der Gefangenſchaft länger als ſechs Jahre ohne alle Nahrung erhalten konnte.

Da dieſes ſonderbare Thier in unterirdiſchen Gewäſſern lebt, ſo wäre ihm ein gutes Geſicht ohne allen Nutzen geweſen. Daher iſt er beinahe blind. Da in ihrem natürlichen Wohnorte kein Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht iſt, ſo ſind ſie ſehr empfindlich gegen das Licht, und der Reiz desſelben ſcheint ihnen unangenehm. Friſch gefangene, muntere Olme ſollen einen durchdringenden Ton von ſich geben, und des Nachts förmlich ſchreien. Kein Roplie kann ſo lange ohne Nahrung aushalten, wie der Proteus, da er in der Gefangenſchaft nie etwas frißt, und doch, wie ſchon erwähnt, mehrere Jahre leben kann. Alle Verſuche, ihm etwas zu freſſen zu geben, ſchlagen fehl. Was ſie daher eigentlich freſſen, weiß man nicht, wahrſcheinlich kleine Waſſerſchnecken, da man ſolche im Magen friſch Gefangener gefunden hat. Von ihrer Fortpflanzung weiß man nicht viel mehr, als über ihre Nahrung; doch iſt es ſeit dem Jahre 1831 erwieſen, daß ſie lebende Junge gebären. Ein Landmann in der Gegend von *Vier* nahm nämlich einen friſch gefangenen, ungewöhnlich ſtarken *Proteus* mit nach Hauſe. Dieſer gebar am folgenden Tage drei Junge.

Es gehört übrigens viele Fertigkeit dazu, den Proteus zu fangen, da derſelbe das Licht flieht und ſich ſchnell in ſeinen Schlupfwinkel zurückzieht, alſo im Dunkeln gefangen werden muß. Die häufige Nachfrage nach lebenden *Proteuſen* hat den Bewohnern der Heimathgegenden desſelben eine Art Induſtriezweig in die Hände gegeben, welche ſie mit Vortheil betreiben. Man wählt dazu die Nachtzeit. Es wird eine Leiter über den Bach gelegt, auf welche ſich ein Mann hinlegt; nun wird von Zeit zu Zeit mit der Fackel geleuchtet. Bemerkt der Fänger einen Proteus, ſo macht er ein Zeichen, daß die Fackelträger ſich ſchnell zurückziehen, damit das Thier ſich nicht wieder verberge, und greift nun ſchnell an die bemerkte Stelle, um es zu faſſen, was wegen der ſchlüpfrigen, aalartigen Körper nicht leicht iſt. So werden jedoch jährlich mehrere Hundert gefangen, und das Stück im Durchſchnitte zu 40 Kreuzer verkauft. Im Sommer gibt man dem *Proteus* wöchentlich zweimal, im Winter einmal friſches Waſſer, und ſo erhält er ſich in einem mäßig großen Gefäß Jahre lang friſch und munter.

Mit dem *Proteus* verwandt iſt die unter Nro. 2. abgebildete *eidechſenartige Sirene*. Man hat lange geglaubt, dieſes Thier ſey nur die Larve eines Salamanders oder Molchs. Aber man hat Exemplare gefunden, welche viel größer ſind, als irgend ein bekannter Salamander, und deren Knochen vollkommene Härte erlangt haben. Man hat ſolche Thiere von 3 Fuß Länge geſehen. Die Sirenen leben im Schlamm der Sümpfe, und gehen von da bisweilen an's Land und in's Waſſer. Die Haut iſt ſchwärzlich mit einer weißen Linie längs jeder Seite, und der Schwanz iſt in eine ſtumpfe Floſſe zuſammengedrückt. Der Aufenthalt der *Sirene* iſt der Schlamm der Sümpfe von Nordcarolina, vorzüglich diejenigen, welche zum Bau des *Reiſes* benützt werden. Sie nährt ſich von Regenwürmern, Fiſchen und Inſecten.

Um zu zeigen, wie ſehr die ſchaffende Natur ihre bildende Kraft auch bei dieſen niedern Geſchöpfen in den mannigfaltigſten Formen bewährt, haben wir noch Nro. 3. und 4. beigefügt. Das Erſte iſt der *Teiton* von Carolina, das Andere der *Teiton* aus den Sümphen in der Nähe des Allephanigebirges in den vereinigten Staate von Nordamerika. Die Lebensart haben dieſe Thiere mit dem vorigen gemein.

Das gebrochene Bein.

(Beſchluß von Seite 168.)

Es iſt im Kleinen wie im Großen; Jeder, der Geringe wie der Vornehme, bezeichnet gern einen ſolchen wichtigen Tag durch irgend eine Feier, um ihn dadurch zu ſeinem beſonderen Feſt- und Heiligentag zu machen. Auch Jakob, deſſen Unglück, jeden ſeiner Kameraden drei Tage Arbeit gekoſtet hatte, wollte daher an dem Tage ſeiner völligen

Digitized by Google

Digitized by Google

Das gebrochene Bein № II.

Digitized by Google

Wiederherſtellung ein großes Familienfeſt feiern, um dabei ſeinen aufrichtigen Dank für die ihm von ſo vielen Seiten geleiſtete Hülfe auszudrücken. Er verabredete es mit einem Speiſewirth ſeines Viertels, der auch ein Kunde von ihm war, und, da er großen Antheil an Jakobs Unglück genommen hatte, ſich beritwillig fand, dieſem um billigen Preis ein Mahl von vierzig Gedecken zu bereiten. Denn auſſer den dreißig Waſſerträgern und ſeiner Familie mußte auch die Familie Fremonts daran Theil nehmen, und ſelbſt der Wundarzt, der ihn ſo geſchickt und uneigennützig hergeſtellt hatte, ſchlug die Einladung zu dieſem Gaſtmahl von Auvergnaten nicht ab, wo er gewiß war, die Freude, wenn auch in einer weniger verfeinerten, doch in einer ungeſchmückt natürlichen Geſtalt und von offener Gutmüthigkeit begleitet, zu finden.

Gleich am Morgen dieſes für Jakob ſo denkwürdigen Tages ſpannte er ſich wieder, nachdem er vorher ſchon einigemale ohne Nachtheil Verſuche mit ſeiner Butte gemacht hatte, an ſein Waſſerfaß. Kein Renner an des Kaiſers Prachtwagen oder in eines Siegers Triumphzuge war je ſtolzer und ſchritt muthiger einher, als an dieſem Tage der glückliche Jakob an ſeinem Faſſe. Dieſes hatte er jedoch, wie er ſeiner Frau und dem Arzte verſprechen mußte, nur zur Hälfte gefüllt, um ſich nach und nach wieder an die ganze ſchwere Laſt deſſelben zu gewöhnen. Die Kunden, bei welchen er ſich nun wieder einſtellte, empfingen ihn mit lebhafter Theilnahme und überall hörte er die freundlichſten Glückwünſche. So kam er denn auch der Straße St. Honoré entlang an den Abhang, und ſein Herz, von doppelt freudigen Gefühlen bewegt, ſchlug höher, als er ſich dem Orte näherte, wo er mit Verluſt ſeines Beines das Leben des Kindes rettete. Da fieng er nun an, ſeine Anſtrengung zu verdoppeln, um ſeine Laſt an der ſteilen Stelle hinauf zu ziehen; aber leichter als je kam ſie ihm da plötzlich vor. „Was doch die Einbildung thut;“ ſagte er lächelnd vor ſich hin: „die Erinnerung, hier den armen Kleinen dem gewiſſen Tode entriſſen zu haben, ſtärkt mich ſo, daß mir mein ſchweres Faß wie von ſelbſt zu folgen ſcheint!“ Die Täuſchung kam ihm jedoch ſo unnatürlich vor, und die Laſt, die er ſo oft hier nicht ohne große Mühe heraufgezogen hatte, erſchien ihm plötzlich ſo ungewöhnlich leicht, daß in ihm der Gedanke erwachte, ob nicht vielleicht das Waſſer an irgend einem Ort des Faſſes hinauslaufe. Beſorgt ſah er daher ſchnell zurück, aber ſeinen Blicken zeigte ſich da ein rührendes Bild der ſchönſten Dankbarkeit: denn gegen ſeinen Karren ſtemmten ſich Fremont und ſein kleiner Eduard und ſchoben an demſelben aus allen Kräften.

(Siehe die Abbildung Nro. II.)

Aus ihrem Laden nämlich, der unten am Abhange war, ſahen dieſe Beſour mit ſeinem Faſſe, und ein natürliches Gefühl der Erkenntlichkeit trieb ſie in demſelben Augenblick an, ihren großen Wohlthäter bei ſeiner Arbeit, die ihm noch offenbar beſchwerlich wurde, zu unterſtützen und ihm bis auf die Höhe des Abhanges ſeine Laſt zu erleichtern. „Was macht ihr da, bei'm Himmel!“ rief Beſourt, als er ſie gewahrte. — „Wir bezahlen nur eine Schuld,“ erwiederte Fremont, „oder vielmehr, wir verſuchen es nur, zu vergelten, denn bei euch iſt das doch unmöglich.“ — „O ihr könnet darauf zählen,“ fügte Eduard hinzu, daß ihr nie an unſerm Laden vorbeigehen ſollet, ohne daß ich euch das Faß ziehen helfe; und wenn ich auch noch jung und ſchwach bin, der liebe Gott wird mir gewiß ſo viel Kraft geben, daß ich euch wenigſtens etwas erleichtern kann.“ Gerührt ſchloß Beſour das gute Kind in ſeine Arme, drückte dem braven Vater die Hand, und erinnerte ihn noch einmal, ja nicht bei dem Feſte dieſes Abends zu fehlen.

So verrichtete nun Jakob glücklicher als einmal in ſeinem Leben, ſeine gewohnte Arbeit, und als auch ſeine Kameraden ihr Tagwerk vollbracht hatten, kamen ſie im feſtlichen Kleide gegen ſechs Uhr zu dem Speiſewirth, wo das Freudenmahl beſtellt war, und wo ſchon der König des Feſtes, Beſour mit ſeiner Familie und Eduard mit ſeinen Eltern ihrer warteten. Zuletzt erſchien auch der menſchenfreundliche Wundarzt und wurde mit lautem Freuderuf empfangen. Er ſetzte ſich zwiſchen Beſour und ſeine Frau und alle übrigen Gäſte um eine lange Tafel herum, die mit Blumen und Früchten aus Fremonts Laden geſchmückt war. Das Eſſen wurde aufgetragen, einfach, aber ſolid und gut, jedoch ohne leckere Auswahl der Gerichte; denn wiederholt hatte es Jeanette dem Wirth empfohlen, den aus-

Digitized by Google

gemachten Preis von zwei Franken für das Gedeck ja nicht zu überſteigen, da ſie über der Freude dieſes für ſie ſo glücklichen Tages doch ihre Kinder und die Pflichten für dieſe nicht vergeſſen hatte.

Nach kurzem Stillſchweigen, welches immer der natürliche Begleiter der erſten Befriedigung eines lebhaften Appetits iſt, trat die Fröhlichkeit, welche die Bergbewohner der Auvergne in dieſem Kreiſe empfanden, bald lauter hervor. Heitere Toaſte erſchallten, beſonders auf die glückliche Wiederherſtellung Jakobs, der in großer Bewegung mit den Worten des innigſten Dankes darauf antwortete, und mit gefüllten Gläſern wurde auch dem würdigen Arzte ein ſolcher zugerufen. „Meine lieben Freunde, antwortete dieſer, erſt bei'm zweiten Gang laſſet mich eurem aufrichtigen Zuruf, der von Herzen kommend, auch mir im Herzen wiedertönt, antworten.“ Beſour und ſeine Frau ſahen ſich bei dieſen Worten mit erſtaunten und verlegenen Blicken an, da ſie doch nur einen Gang beſtellt hatten, der ihre Mittel nicht überſtiegen hätte. Die Unruhe drückte ſich in ihren Geſichtern aus, und den höchſten Grad erreichte ihre Verwirrung, als nun der zweite Gang wirklich erſchien und zwar weit reicher und ausgeſuchter, als der erſte, und begleitet von edeln Weinen aus Bordeaux und der Champagne. Unmöglich konnte Beſour dieſes mit den ausgemachten zwei Franken vereinigen, und eben ſo wenig konnte Jeanette glauben, daß ihr Mann fähig wäre, ſie zu hintergehen. Sie war im Begriffe, aufzuſtehen, um ſich mit dem Wirth deßhalb zu verſtändigen, als der Doktor, ein eben ſo fröhlicher Gaſt als geſchickter Wundarzt, ſich mit den Worten erhob: „Würdige Söhne der Auvergne! Euer Kamerad wollte Euch für Euere edle Hülfe den verdienten Dank bezeugen, und mit dem erſten Theile dieſes kleinen Feſtes hat er ſeine heilige Schuld bezahlt. Aber, was ihr für ihn thatet, giebt euch ſo großes Recht auf die Achtung von Jedem, der die Menſchen nach ihrem wahren Werthe ſchätzt, daß auch ich euch einen geringen Beweis meiner Achtung und Anhänglichkeit geben wollte. Ich bitte Euch daher, nehmet dieſen zweiten Gang an als ein ſchwaches Zeichen der Geſinnungen, welche ihr mir eingeflößt habt. Euer edler Gemeingeiſt, euere ehrwürdige Einigkeit verdiente überall bekannt und verbreitet zu werden, und mit wahrer Freude trinke ich auf das Wohl aller braven Auvergnaten, aller Waſſerträger, die, wie ihr, nie dulden, daß einer von ihren Kameraden in dem Bette eines der Spitäler von Paris liege. Vergeſſet nie, daß ich für Euch immer mit meiner Hülfe bereit bin, und zählet mich von heute an mit zu eurer zahlreichen und achtungswerthen Familie!“

Es wäre ſchwer, die begeiſterte Freude zu beſchreiben, welche dieſe wenigen Worte hervorbrachten. Tief gruben ſie ſich aber in die Herzen aller Anweſenden, und verbreiteten ſich ſchnell bei ihren Landsleuten, ſo daß ſeitdem kein ähnlicher Vorfall unter ihnen ſich ereignet, ohne daß Alle ſich an dieſes unvergeßliche Ereigniß des gebrochenen Beins erinnerten. S.

Der Zweikampf.

Guſtav Adolph, dieſes Muſter wahrer Helden, zeigte ein Mittel an gegen den Zweikampf, welches man in allen Staaten nachahmen ſollte. Zwei ſeiner Generale erbaten ſich von ihm die Erlaubniß zum Duell auf Leben und Tod. Guſtav geſtand ſie ihnen zu, mit dem Verſprechen, ihren Zweikampf durch ſeine Gegenwart zu beehren. Hocherfreut über dieſe ſeltene Auszeichnung, ordneten ſie alles auf das ſtattlichſte zu dem Todesfeſte an.

Die geſammte Generalität und das Corps der Offiziere ward eingeladen. Sie bildeten zur anberaumten Zeit einen weiſen feierlichen Zirkel, in deſſen Mitte die beiden Streiter den Monarchen erwarteten. Er kam, aber hinter ihm der Profos. Kaum im Kreiſe angelangt, umfaßten beide Generale ihm dankbar das Knie, für die gegebene Erlaubniß, und für die Ehre ſeiner Gegenwart mit der Bitte, ihren Blutkampf anheben zu dürfen. Ich bewillige ſie ihnen, ſagte Guſtav, dir aber, indem er ſich gegen den Profos wandte, befehle ich, dem Sieger ſogleich den Kopf vor die Füße zu legen. Gelähmt war jetzt aller Muth, beide ſtürzten zu den Füßen des Monarchen, und entſagten ihrer Fehde. „Sie ſind, ſagte Guſtav, beide tapfere, achtungswürdige Männer; ich und der Staat bedürfen ihrer, es war daher in dieſer Zeit der Noth ein ſchweres Staatsverbrechen, einen ſolchen Raub begehen zu wollen. Weit edler iſt es, eine Privatbeleidigung zu verzeihen, als ſeinen Muth in gewöhnlicher Rachſucht zu vergeuden.“ So geſchah eine ehrenvolle Ausſöhnung, und zwei würdige Menſchen blieben der Geſellſchaft.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

J. Lutz von Schuſſenried.

Digitized by Google

No.ro 40. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Johann Lutz von Schuſſenried.

Von Arthur vom Schwalbenſtein.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XL.

In Tagen, wo man mit ſo vieler Liebe Denkmäler Gothiſcher Baukunſt aufſucht und beſchreibt, in unſern Tagen ſteht ein hochverdienter Meiſter, Johann Lutz von Schuſſenried, der Schöpfer des Prachtwerkes der Pfarrkirche zu Bozen in Tirol, noch in unverdientem Dunkel, und ſein Andenken ſchlummert in Vergeſſenheit, während der von ihm zur Ehre ſeines Vaterlandes, und zu der des Alpenlandes Tirol wahrhaft meiſterhaft geſchaffene Münſter, als erhabenes Kunſtwerk deutſcher Baukunſt bewundert wird.

Die preiswürdigen Vorvordern der Bewohner von Bozen gründeten ſich zur Ehre des beſten und höchſten Gottes unter dieſes vollendeten Meiſters ſchaffender Leitung ein herrliches Denkmal durch Erbauung ihres in der Kunſt ausgezeichneten Gotteshauſes bei den kommenden Enkeln, und dieſe ſonſt ſo gutherzigen Enkel ließen, in dieſer Beziehung undankbar genug, das Andenken des um ſie hochverdienten Meiſters in der Kunſtgeſchichte bisher in Vergeſſenheit gerathen; aber die Zeit, länger während, als das ihr verfallene Menſchengeſchlecht, hat ihn, dankbarer als dieſes, in der Sage fortleben laſſen, und wir theilen indeſſen dieſe hier mit, bis ſie berichtigt von der ernſten Geſchichte zur geſchichtlichen Wahrheit geläutert und ſein Andenken erneuert wird.

Der Thurm der Pfarrkirch von Bozen hat Aehnlichkeit mit dem an der Stephanskirche zu Wien und dieſe verräth ſich auch beim Auferbauen derſelben. Den Maurern und Steinmetzen von Bozen wurmte das nämlich nicht wenig, daß ein milchbärtiger Ausländer, ein blutjunger Schwabe, der hochfahrende Hanſe Lutzel von Schuſſenried, wie ſie hinterm Rücken ihn nannten, ihrem mit ſo vielem Kunſtaufwande hergeſtellten Werke die Krone durch den Thurm aufſetzen ſollte. Der immer heißer kochende Neid begann auf Rache zu ſinnen, und weil es ohnehin im Plane lag, der Kirche zwei Thürme zu geben, unterfing ſich der anmaßende Geſelle Wilhelm Großmund von Bozen offenkundig auszuſagen, ſich als Eingeborner an der Kirche ſeiner Vaterſtadt einen ſolchen Namen machen zu wollen, wie Wilhelm von Insbruck am Thurme von Piſa, wenn man den zweiten Thurm unter ſeine Hände gibt; aber er ließ auch zugleich einigen vertrauten Nebengeſellen nicht gar unzweideutig merken, daß er ſeinem Meiſter ſchon einen Brand ſchüren will, und verlautbarte ſich auch einmal, daß ſelber an Buono Buanni zwar einen Wälſchen Hanſel zum Miterbe des Nachruhmes hat, er aber keinen Schwäbiſchen Lutzel als ſolchen dulden wird. Dieſe Reden that er eines Abends, als er unter Tags eben ein Brett am Gerüſte zum unfehlbaren Fehltritte des Meiſters an ſeinem angefangenen Thurme gelegt hatte, welcher dieſen des andern Tages beſehen wollte. Da begab es ſich aber, daß Wilhelm etwas auf dem Gerüſte vergaß, und er eilte mit Tagesanbruch, als noch Alle ſchliefen, hinauf; allein in Eile vergaß er auf das Fallbrett, trat unverſehens darauf, ſtürzte herab und brach ſich den Hals. Beim Erwachen freuten ſich die Neider ſchon recht weidlich auf den Fall ihres Meiſters und gingen ſchadenfroh zu Ar-

Digitized by Google

beit; aber ſie fanden den in die Grube gefallen, der ſie dem Andern grub, und glaubten ihn um Mitternacht vom Teufel hinaufgeködert und herabgeſtürzt. Keiner getraute ſich mehr zur Auferbauung des zweiten Thurmes Hand anzulegen. Zum Wahrzeichen ſteht er heutiges Tages noch ein Paar Schuhe nur über das Geſimſe der Kirchenmauer aufgeführt. So war Wilhelm von Bozen untergegangen und Johann Lutz von Schuſſenried führte von Allen geachtet und gefürchtet ſeinen hochachtunggebietenden Thurm ohne Neid und Mißgunſt auf. Als dieſes Prachtwerk fertig war, ließ die Bürgerſchaft von Bozen des jungen ausgezeichneten Meiſters Bildniß mit dem Thurme über ihn im Hintergrunde malen und darunter die Worte:

„Meiſter Johann Lutz Stainmetz von Schuſſenried bauet dieſen
Pfarr-Kirchenthurm im 25. Jahr ſeines Alters.
Der Bau finge an den 18. Winter-Monat 1501 und wurde
Vollendet am 16. Herbſtmonat 1519."

Dies iſt alles, was man bisher von dem thätigen Leben dieſes denkwürdigen Mannes weiß, und ein noch trauriges Loos haben die mit ihm um dieſes Meiſterwerk von Gothiſcher Baukunſt gleichzeitig verdienten Bildhauer und Maler, indem man nicht einmal die Namen von ihnen weiß. Sie ſind vergeſſen die kunſtgewandten Bildhauer, welche die von allen Reiſenden als wahre Kunſtwerke geprieſenen Statuen am Hochaltare mit allen darin befindlichen Bildnerwerken ſchufen, die der Sage nach mit einem ſolchen Koſtenaufwande trotz des damaligen Geldmangels im Allgemeinen geſchaffen wurden, daß, wenn die Bildhauer und Maler aus oft befallener Laune nimmer arbeiten wollten, die hochherzigen Gründer das Geld in Scheibtruhen herbeiführen hießen, und es ihnen vorſchütten ließen, worauf die Bildhauer wieder ihren ſteinbelebenden Meiſel anſetzten, und die Maler leibhaftige Geſtalten vor ſich hinbrachten. Allein dieſe Namen ſind vergeſſen und nur der des Meiſters lebt auf jenem Bilde noch in mattem Andenken.

Dieſes Bild hing anfänglich in der Kirche ſelbſt im ſogenannten Glockenhauſe des Thurmes durch alle Jahrhunderte bis in unſeres und wurde von manchem frommen Mütterchen als das eines Heiligen angebetet, bis es aus dieſem Grunde die Geiſtlichkeit wegthun und im Vorhauſe des Pfarrmeßners aufrichten ließ. Wir theilen es hier, mit weglaſſung des Thurmes im Hintergrunde, mit, und verſprechen zugleich auch mit nächſter Thunlichkeit eine Abbildung der genannten Pfarrkirche nebſt einer geſchichtlichen Schilderung zu geben, in der Hoffnung, einen ſchönen Beitrag durch dieſes Gothiſche Prachtwerk zur deutſchen Baukunſt zu geben. Dagegen fordern wir zugleich aber auch freimüthigſt alle Freunde deutſcher Kunſt im Vaterlande dieſes Künſtlers auf, wachſamen Auges zu ſpähen, ob ſich in den daſigen Gegenden nicht auch noch aufgeführte Werke von dieſer Meiſterhand finden, und ob nicht vielleicht in den Reſten des Kloſterarchives von Schuſſenried oder anderwärts einige Nachrichten über ſeine Bildungsentwicklung und über ſeine fernern Lebensverhältniſſe zu Tage gefördert werden könnten, was ſie gefälligſt zum beſtgemeinten Entzwecke hier in dieſer Zeitſchrift niederlegen möchten.

Die beiden Schweſtern.

Am Hofe des Herzogs war alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzeſſin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und Niemand ſah ohne Leid und Liebe das ſchöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette verſammelte ſich Jung und Alt, zahlloſe Augen ſtarrten weinend auf das geſchloſſene liebliche Augenpaar, und ſo ſammelte ſich um den Sarg der holdſeligen Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine ſtille Glorie aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieſer Zeit befanden ſich die beiden Töchter des Grafen von X., Sidonie und Ida, in der Reſidenz. Der Vater hatte ſie bisher, entfernt von der großen Welt, auf ſeinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schloſſe erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem ſie zu Jungfrauen herangewachſen waren, ſie jetzt einen Winter in der Hauptſtadt verleben möchten, damit ſie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden, und im Umgang mit den klügſten und ausgezeichnetſten Menſchen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten. Er hatte ſie deshalb in das Haus ſeines in der Reſidenz wohnenden Bruders gebracht, und ſie durch dieſen ſelbſt am Hofe des Herzogs vorſtellen laſſen, denn dieſer Hof war ein Muſter nicht allein aller höhern feinen Lebensart, ſondern auch der reinſten Sitten, und gab ſelbſt zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung und geiſtreicher Unterhaltung die beſte Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der großen Stadt und die

Digitized by Google

vielſeitigen neuen Eindrücke wirkten aber ſehr verſchieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einſam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren Die ſanfte Ida erfreute ſich recht wahrhaft der größern Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kentniſſe und zur Ausbildung ihrer Anlagen; ſie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerkſamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens ſein müſſe, wenn man ſich wahre Zuneigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur auf die Dauer gefallen könne, wenn ſie mit der äußeren Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, auch Reinheit des Herzens und ſorgfältige Ausbildung des Geiſtes zu verbinden ſuche. Sie benutzte daher die ſich ihr darbietende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer, und ob ſie gleich bald große Fortſchritte machte, blieb ſie doch anſpruchslos und beſcheiden, hörte gern zu, wenn ältere verſtändigere Perſonen ſprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen, und fühlte ſich niemals zurückgeſetzt, wenn man ſie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Sweſter: Sidonie; ſie lernte und trieb nur was ihr Vergnügen machte, und flog unſtät von einem Gegenſtande zum andern, denn nicht die größere Gelegenheit zur höhern Geiſtesausbildung, ſondern nur die Zerſtreuungen der großen Stadt waren für ſie die Hauptſache; im Nachdenken, ob ſie den verfloſſenen Tag über auch gefallen, ob man ſie ausgezeichnet oder vernachläſſigt habe, ſchlief ſie des Abends im ſtolzen Triumph, oder mit neidiſchem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie ſie ſich putzen und ſchmücken, und welche Vergnügungen ſie am nächſten Tage genießen wolle,. erwachte ſie am Morgen wieder. Während Ida ihre Bücher und Muſikalien für den Tag zurecht legte, oder ſich an den Schreibtiſch ſetzte, ordnete Sidonie ihren Putz, oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnſucht die Zeit herbei wünſchte, die ſie ihrer ſtilleu Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, ſprach Sidonie nur davon, daß ſie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, ſondern immer in der Reſidenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürſtlichen Familie freundlich empfangen worden, und wurden, da man den Vater hoch ehrte, und ſich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs überſah man hier die einfache, beſcheidene, ſchüchterne Ida, und zeichnete allgemein die ſtolze wunderſchöne Sidonie aus, die ſich bald mit Geſchick und Leichtigkeit in dieſem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzeſſin erkannte bald Idas größeren Werth, ſuchte ſie vor allen liebreich an ſich zu ziehen, und entſchädigte ſie für manche Zurückſetzung reichlich durch eine wahrhaft ſchweſterlich innige Hingebung.

Winterluſtbarkeiten ſollten nun bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeſte waren bereits angeordnet, und Sidonie dachte ſchon an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzeſſin, menſchliche Hülfe war zu ſchwach, ſie ſtarb. An die Stelle der nahen rauſchenden Feſte trat die Begräbnißfeier der Prinzeſſin; ſtatt des bunten farbigen Schmucks ſah man nur Trauerkleider in der Hauptſtadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der ſchönſten Blüthen, und an die Vergänglichkeit irdiſcher Frühlingsblicke, deren einer die Prinzeſſin ſelbſt geweſen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht ſowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß ſie die Stickereien und Spizen, die vor ihr ausgebreitet lagen, und den Schmuck, der aus dem geöffneten Käſtchen ihr entgegen leuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie ſuchte ſich für dieſe Entbehrung endlich dadurch zu entſchädigen, daß ſie ſich einen koſtbaren Trauerſtaat machen ließ, und viele Stunden damit zubrachte, ſich damit zu ſchmücken. Ida war längſt zum Sarge der geliebten Fürſtin hingeeilt, ſie weinte recht aus Herzensgrunde und der Ausdruck ihres tiefen Leides war ſo ſanft, ſo rührend und doch ſo wahr, die Schüchternheit, mit der ſie ihren Schmerz unter dem einfachen ſchwarzen Flore verbarg, ſo voll Lieblichkeit und Anmuth, daß ſelbſt die gebeugte Mutter der Prinzeſſin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Bruſt zog und ſagte:

„Du wareſt es werth, daß mein Kind Dich „liebte; Du haſt es auch geliebt, wahrhaft und „rein; Du ſollſt es nun mit mir beweinen!“

Endlich trat auch Sidonie, geſchmückt wie die Königin der Nacht in den Trauerſaal. Sie blickte glichfalls auf die Hülle der Prinzeſſin, fand dieſelbe äußerſt hold und reizend im Todesſchlummer hingegoſſen, und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geſchmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äußerte mit ſtolzem Lächeln den frevelhaften Wunſch, einmal auch ſo im Schimmer der, Beleuchtung, auf Blumen und Atlaspolſtern gebettet, nicht todt, ſondern in einer Art bewußten Verzauberung hingeſtreckt, von allen Blicken angeſtaunt und bewundert zu werden, und ſo die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr der Todtſcheinenden dann unverholen ausſprechen werde. — Nach dieſer leicht hingeworfenen Außerung, die jedoch von den Umſtehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, ſchaute Sidonie in die ihr gegenüberſtehende Spiegelwand, die heute Niemandem zum Beſchauen der Eitelkeit diente; ſie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem ſchwarzen Trauergrunde nur noch mehr empor-

Digitized by Google

ſtrahlte, und dachte bei ſich ſelbſt: ich will mit Freuden um die Prinzeſſin trauern, denn wenn alle übrigen Farben erloſchen ſind, erſcheint das Geſtirn meiner Schönheit im vollſten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzeſſin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den ſchwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch die finſtere Nacht, und die Todtenhalle glänzte von Kerzenſchimmer wie ein Feſtſaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten ſich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein ſchneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen, und trotzte in ihrer höchſt leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. — Schon war es ſpät geworden, als die Schweſtern ſich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verſchwieg, daß ſie ſich ſehr unwohl fühle, und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdringe; ſie warf ſich ſcheinbar gleichgültig in das Sopha und ſuchte ſich durch ihre Guitarre zu zerſtreuen, auf der ſie mehrere leichte fröhliche Melodien zu ſpielen begang. Aber es war etwas Unheimliches in ihrem Weſen, ſo daß die ſanfte Ida der tiefſten Bekümmerniß ſich nicht erwehren konnte, während ſie mit gefalteten Händen neben ihr ſaß und ihre ſorgenvollen Blicke auf ſie richtete. Sidonie wurde immer bläſſer und bläſſer, das Auge immer ſtarrer, die Lippen bebten immer mehr, bis ſie mit einem Male krampfhaft die Saiten des Inſtruments zerriß, und mit einem lauten Aufſchreien beſinnungslos zurück ſank.

Die erſchrockne Ida weckte laut jammernd das ganze Haus; man eilte jede ärztliche Hülfe herbei zu ſchaffen und anzuwenden, allein alles war vergeblich, Sidonie wollte nicht wider erwachen, und ſo geſchah es denn, daß kaum 3 Tage nach dem Begräbniß der Prinzeſſin die ſtolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaspolſtern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunſch ſollte ganz in Erfüllung gehen, denn ſie war nicht wirklich todt, ſondern ein unbeſiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todtenähnlich gefeſſelt, während ſich die Seele dieſes ſchrecklichen Zuſtandes bewußt war, und alles vernahm, was um ſie her vorging. — Man hatte einen Eilboten nach dem Schloſſe der Eltern geſendet, ſie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres ſchönen früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in deſſen Hauſe Sidonie ſich jetzt eben befand, tröſtete die Eltern, indem er verſicherte, daß der Tod für Sidonie gewiſſermaaßen als ein Glück zu betrachten ſei, denn ſie habe nur an allem Sinnlichen, irdiſch Vergänglichen gehangen, und würde gewiß ſpäterhin höchſt unglücklich geworden ſein, wenn ſie die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtſinn, ihre herzloſe Eitelkeit nicht verſchweigen mochte, ſo rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das Betragen und ganze Weſen der beſcheidenen ſanften Ida, und pries die Eltern glücklich, denen ein ſolches Kind geblieben ſei.

Unter den vielen, welche hinzuſtrömten, die ſtolze Jungfrau nun im Sarge zu ſehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: „Sieh ſo vergeht alles Eitle in der Welt!“ manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte ausſprach, unter dieſen erſchien auch die Herzogin Mutter; ſie wollte die Eltern ſelbſt tröſten, denn ſie wußte ja, wie weh der Verluſt einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und ſagte:

„Faſſen Sie Muth und Troſt; Gott hat die ſtolze Blume gebrochen, die nur ſich ſelbſt liebte und ihr Haupt über alle erheben wollte, er hat ihnen dagegen die ſchöne liebliche Roſe gelaſſen, die beſcheiden blüht, und alles um ſich her durch ihren Duft erquickt!“

und hiermit ſchloß ſie die ſanfte Ida an ihre Bruſt und legte ſie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber ſie vernahm alles; es war ihr, als ob die Poſaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zuriefe: „Kehre in Dich, Sidonie, reiße dein Herz los von der Eitelkeit der Welt, und wende Dich zum ewigen Erbarmer, ſo wirſt Du diesmal noch vom Tode gerettet werden!“ Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz und erwärmte es wieder, ein leiſes Gebet, wie aus einem Grabe, ſtieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und ſtille heiße Tropfen drängten ſich wieder leiſe und belebend unter die ſeidenen Wimpern. — Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie ſchlug die Augen wieder auf, und, wie am Tage der Auferſtehung, erfüllte das Entzücken des Wiederſehens aller Herzen Sidonie verſchwieg, daß ſie alles gehört hatte, ſie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; ſie hatte ja eine harte Lehre empfangen über die vergänglichen Güter dieſer Welt; aber ſie wurde niemals wieder recht heiter und froh, denn unvergeßlich ſtand ihr jener fruchtbare Augenblick des Gerichts vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unſchuld und Reinheit, ſie wurde ein glückliches Weib und eine geſegnete Mutter, und ſah ſich von allen geliebt und verehrt.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Michlstown - Castle.

Digitized by Google

N.ro 41. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnemantspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 18 " " fl. 11. - " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Michlstown-Caſtle.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLI.

Wer ſollte wohl dem ſchönen Schloſſe, von welchem wir hier eine Anſicht darlegen, anſehen, daß es eine Armenanſtalt ſei? Dieſe ſtolzen Thürme, dieſe hohen, ſtarken Mauern laſſen eher den Stammſitz irgend eines gewaltigen Ritters oder eines ſtolzen engliſchen Ariſtokraten vermuthen, als einen Wohnſitz der beſcheidenen Armuth. Aber zum Erſtaunen wird die Verwunderung des Leſers ſich ſteigern, wenn er vernimmt, daß es eine Armenanſtalt in Irland ſei, in Irland, dieſem Lande des Elends und der Dürftigkeit, dieſem Schauplatze des Druckes, den die engliſche Engherzigkeit und Selbſtſucht über eins der gutherzigſten Völker Europas, über Brüder ausübt, die von demſelben Könige, wie ſie beherſcht werden und ſchon ſeit vielen Jahren dazu beitragen, den Ruhm und Glanz Großbritanniens zu erhöhen. Aber ſo iſt es wirklich. Michlstown-Caſtle iſt eine Armenanſtalt in der Stadt Michlstown in Irland, worin 12 alte Bürger und 16 Frauen Unterhalt und Verpflegung finden. Ja ſogar eine Bequemlichkeit und ein Luxus herrſcht in dieſem Gebäude, der wohl ſchwerlich in der Welt ſeines Gleichen hat. Denn jedes Mitglied der Anſtalt hat ſeine eigene Kapelle und einen Garten. — Nur Schade, daß während einige wenige Menſchen hier im Glanz und Ueberfluß leben, drei bis vier Millionen talentvoller, gutmüthiger Bewohner deſſelben Landes im äußerſten Elend ſchmachten und unter den Geſetzen des freien Britanniens kaum noch der Menſchenrechte ſich erfreuen! — O'Connell, feuriger Vertheidiger der Rechte deines Vaterlandes, wenn deine gewaltige Stimme auch das Trommelfell der kalten Selbſtſüchtlinge nicht erſchüttern kann, von denen das Schickſal deines Volks abhängt, ſo hat ſich doch bereits ihr Echo in jedem Menſchenherzen gefunden! —

Die Fahne.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. R. Tab. XXI. u. XXII.)

Der Major von Helmbach hatte in einem Gefechte wo er mit ſeinem Bataillon eine feindliche Batterie erſtürmte, einen Fuß verloren. Als er wieder geneſen war, und nunmehr um ſeinen Abſchied bat, wollte ſein König, der ihn als einen ſeiner ausgezeichnetſten Offiziere ehrte, ihn nicht aus ſeinem Dienſte entlaſſen, ſondern ihm vielmehr eine Anſtellung im Civil-Dienſte ertheilen, Helmbach aber lehnte dies beſcheiden ab, und erwiederte:

„Ich habe dem Staate mit allen meinen Kräften gedient, habe ſelbſt Geſundheit und Leben freudig aufs Spiel geſetzt, und bin rüſtig nur immer vorwärts geſchritten, um den Ruhm und das Glück meines Vaterlandes zu erkämpfen. Das Schickſal aber hat meinen Lauf gehemmt, hat mir ein Bein zerſchlagen und mir hierdurch zugerufen: „„Du ſollſt zurückkehren zu Deinem Dir von der Natur angewieſenen Wirkungs-Kreis, und ſollſt nunmehr Deine Vaterpflichten erfüllen;““ dieſer Stimme will ich denn nun auch Gehör geben, zumal ich wohl als invalider Soldat aus Ew. Königl. Majeſtät Dienſt meine Entlaſſung ſuchen konnte, als Familienvater aber bis zum letzten Hauch meines Lebens im Dienſte bleiben muß!“ —

Digitized by Google

Der König ertheilte ihm hierauf mit einer reichlichen Penſion ſeinen Abſchied, und Helmbach zog ſich mit ſeiner Familie in ein kleines Landſtädtchen zurück, wo er ſich blos der Erziehung ſeiner Kinder zu widmen gedachte.

Die Familie des Majors beſtand aus zwei Knaben, mit Namen Friedrich und Guſtav, welche, da die Mutter frühzeitig geſtorben, bisher faſt ganz allein von einer Tante erzogen worden waren. — Aber wenn die Tante auch mit größter Aufmerkſamkeit für die Pflege und den Unterricht der Kinder beſorgt geweſen war, ſo hatte ſie doch nur ihr Betragen im Hauſe, und den pünktlichen Beſuch der Schule im Auge halten können; wie weit aber die Knaben in ihren Kentniſſen vorgerückt waren, wie gut ſie ihre Arbeiten geleiſtet hatten, das konnte die Tante nicht immer beurtheilen, da ſie großentheils in denjenigen Wiſſenſchaften fremd war, die den Knaben gelehrt wurden. Es war dadurch manche Unregelmäßigkeit entſtanden, die Knaben hatten flüchtig gearbeitet, um nur fertig zu werden, und wieder zu ihren Spielen zu kommen, oder hatten auf Anrathen anderer faulen Mitſchüler ſich einige Mal wohl gar die Arbeiten der Fleißigern zu verſchaffen gewußt, um ſie geradezu abzuſchreiben, ſie als eigene Arbeiten auszugeben, und die Lehrer auf dieſe Weiſe zu hintergehen. Den aufmerkſamen Lehrern waren dieſe Vergehen oft nicht entgangen, und es hatten dann natürlicher Weiſe angemeſſene Beſtrafungen erfolgen müſſen, oft aber gelang es den Knaben doch, die Lehrer zu täuſchen, und die Tante zu belügen, die ihre Pfleglinge zu lieb hatte und ihnen traute, wenn ſie ſich entſchuldigten und ihr die Veranlaſſung der Strafen nicht der Wahrheit gemäß erzählten, ja ſie ſtimmte ihnen wohl gar bei, wenn ſie mit Thränen ſich über die Härte der Lehrer beklagten und dieſe der Ungerechtigkeit beſchuldigten, und gab ſie bisweilen für krank aus, um ſie nur aus der Schule zurückzubehalten, und ihnen die Strafen zu erſparen.

Als nun der Vater an der Krücke in ſeine Familie zurückkehrte, mußte ihm die Tante zuvörderſt von allem unterrichten, dann nahm er ſeine Kinder ſelbſt vor, prüfte ſie in ihren Kentniſſen, ließ ſich von ihnen alles genau über ihr Verhältniß zur Schule erzählen, und befragte endlich die Lehrer ſelbſt über ſeine Kinder. Aus dem allen erkannte er denn bald genug den wirklichen Stand der Sache, und daß ſeine Kinder in Gefahr ſtanden, ſowohl nichts zu lernen, als auch in ſittlicher Hinſicht verdorben zu werden, und indem er der mütterlichen Tante dies alles genau vor Augen ſtellte, ſagte er:

„Schweſter, das Schickſal hat es gut mit uns gemeint, daß es mich an meiner Krücke nach Hauſe verſetzt, damit ich hier das Obercomando übernehmen möchte; aus meinen Knaben hätten, wenn es ſo fotgegangen wäre, leicht lügenhafte Rangen werden können, wir hätten uns umſonſt auf eine glückliche Zukunft gefreut, und umſonſt unſere ſchönſten Hoffnungen auf die Kinder geſtellt. Von jetzt an übernehme ich alſo das Commando, werde einen Unterbefehlshaber anſtellen, und mache Dich jetzt zum General-Intendanten unſerer kleinen Armee, die vor allen Dingen in andere Standquartiere ziehen ſoll.“

Er verließ hierauf ſeinen bisherigen Wohnort, die Reſidenz, obgleich alle ſeine Freunde ihn dort zurückzuhalten wünſchten, und wählte ſich ein kleines Landſtädtchen, wo erſt nenerdings eine recht tüchtige Realſchule errichtet worden war. Hier von den Zerſtreuungen der großen Stadt entfernt, und von den liebenden Augen des Vaters bewacht, ſollten die Knaben zu braven brauchbaren Männern ihre erſte Bildung erhalten.

Mit dem Major von Helmbach zugleich war bei jenem Gefechte auch ſein alter Feldwebel Stramm gefährlich verwundet worden, auch er hatte dieſer Wunden wegen aus dem Kriegsdienſte entlaſſen werden müſſen, und war ſeinem Major mit der Bitte gefolgt, das er ihn bei ſich behalten und ihn nunmehr in ſeine Dienſte aufnehmen möchte.

„Das will ich wohl, Herr Feldwebel,“ antwortete der Major, „aber Sie müſſen auch ihren Dienſt ferner wie bisher verſehen, und mir beſonders die Rekruten unter ſtrenger Aufſicht halten wollen!“

Und als der alte Feldwebel meinte, er wolle zwar alles thun, was ihm ſein Major befehle, es möchte ihnen beiden künftig wohl aber gänzlich an Rekruten mangeln, ſo winkte der Major ſeine Knaben herbei, ſtellte ſie dem alten Stramm vor, und ſagte:

„Hier Alter, ſind die Rekruten. Wollen Sie die Inſpection über dieſe übernehmen, ſo wie mein Parole-Befehl das Nähere beſagen wird?“ —

Digitized by Google

Das will ich, mein Herr Major! erwiederte Stramm, ſtellte hierauf die Knaben in Reihe und Glied, commandirte: Marſch! und verließ mit ihnen das Zimmer.

Der Major ſetzte hierauf eine völlige Inſtruction für den Feldwebel auf, nach welcher die Knaben nun folgender Geſtalt erzogen wurden.

Mit dem Schlage halb 6 Uhr des Morgens ſtand der alte Stramm in der Schlafkammer, und indem er mit den Fingern erſt leiſe, und dann immer ſtärker den Wirbel auf einer alten Trommel ſchlug, gebot er ihnen aufzuſtehen. Sobald dies ſchnell und in ſeinem Beiſein erfolgt war, verſtattete er ihnen eine Friſt von 10 Minuten ſich zu waſchen und anzukleiden, und erwartete ſie hierauf in ſeinem Zimmer, wo ſie ſich einer genauen Muſterung unterwerfen mußten. Hier wurde nachgeſehen, ob jeder ordentlich gekleidet und rein gewaſchen, ob das Haar gehörig ausgekämmt und an der ganzen Kleidung nichts ſchadhaftes oder unreinliches zu finden wäre. Dann mußten ſie ihre Bücher, Landcharten und Schreib-Materialien, als Federn, Bleiſtifte, Papier, Federmeſſer, Dintenfäſſer u. ſ. w. vorzeigen und auch hier nachweiſen, daß alles in gehörigem Stande ſich befinde, worauf ſie der alte Feldwebel zum Vater führte, und in ihrer Gegenwart ſeinen Rapport über ſie abſtattete. Der Vater, der ſich ganz auf ſeinen Feldwebel verlaſſen konnte, gab nun in Folge dieſes Rapportes entweder ſeine Zufriedenheit, oder Mißbilligung zu erkennen, beſtimmte dann die Tagesordnung, prüfte, ob die in der Schule erhaltenen Aufgaben auch erfüllt wären, und ließ die Kinder, nachdem er vorher mit ihnen andächtig das Morgengebet verrichtet hatte, dann zur Tante eilen, um ihr einen guten Morgen zu wünſchen, und das Frühſtück zu empfangen; dann ging es wohl vorbereitet und rüſtig in die Schule. — Sobald die Knaben aber von dort zurück kamen, mußten ſie ſich wieder beim alten Feldwebel melden, ſich viſitiren laſſen, ob ſie auch alle ihre Sachen zurückgebracht, oder ihre Arbeiten richtig abgegeben hätten, und durften dann, nachdem ſie alles an die gehörige Stelle hingelegt, und der Alte: rührt Euch! commandirt hatte, fröhlich in den Garten eilen, und dort entweder ihre Blumen- und Gemüſebeetchen beſtellen, oder in muntern Spielen ihre Kräfte und Gewandheit üben. Mit dem Schlage 1 Uhr wurde zu Mittag gegeſſen, die Knaben mußten aber einige Minuten vorher ſich im Eßzimmer einfinden. Wer hier nicht reinlich und ordentlich erſchien, wurde zurückgeſchickt, um die Nachläſſigkeit wieder gut zu machen, und erhielt keine Suppe. Ein runder Tiſch war die Mittagstafel, dem Vater gegenüber ſaß der Feldwebel, zwiſchen beiden die Tante und die Kinder. Hier war aller Zwang entfernt, die Kinder wurden zu einer fröhlichen Unterhaltung aufgefordert, ſie durften von ihren Freunden, von ihren Spielen erzählen, durften alles vom Vater erfragen, ſelbſt ihre Meinungen beſcheiden vertheidigen, und wenn vielleicht einmal die Unterhaltung ſtecken wollte, weil der Vater nicht mit der gewöhnlichen heitern Miene am Tiſche ſaß, und der Feldwebel wohl merkte, daß er entweder an ſeiner Wunde wieder bedeutende Schmerzen leiden, oder villeicht andere Sorgen im Herzen tragen müſſe, ſo fing er an vom Wetter zu ſprechen: „denn," ſagte er, „dieſe Unterhaltung paßt zu jeder Stimmung, man kann von ihr auf alles übrige leicht übergehen, und ſchon deshalb iſt das Wetter eine ſchöne Gottesgabe!" er nahm denn auch gewöhnlich Gelegenheit, den Major an eine Zeit in ihren Feldzügen zu erinnern, wo es gerade eben ſolches Wetter geweſen ſey wie heut, und nun knüpften ſich an dieſe Erinnerungen andere, wichtigere, die alten Kriegsgefährten erzählten dann aus ihrem vielſeitig bewegten Leben, und die Tante und die Kinder hörten aufmerkſam zu, und belebten durch eingeſtreute Fragen die Unterhaltung immer noch mehr

Die Speiſen waren ganz einfach, ſie beſtanden nur aus einer Suppe, einem zweiten Gerichte, und zum Nachtiſch vielleicht aus einigen Früchten, welche die Jahreszeit bot. Die Portionen wurden den Kindern nicht ängſtlich zugemeſſen, ſie hatten die Freiheit zu eſſen, bis ihr Hunger geſtillt war, denn obgleich die beſorgte Tante Anfangs hier manche Einwendung machen wollte, ſo entgegnete ihr doch der Feldwebel:

„Ew. Gnaden ſind zwar der General-Intendant unſeres Corps, vor dem ich allen Reſpect habe, und ich ſollte mich auch eigentlich in die Verpflegung deſſelben nicht miſchen, zumal ich ſelbſt eine Portion erhalte, mit der jeder Staabs-Offizier zufrieden

Digitized by Google

ſeyn kann, allein geruhen Hochdieſelben nur um ſich und ſelbſt auf die unvernünftigen Thiere zu ſchauen, es wird ſich keines leicht den Magen verderben, ſobald man ihm nur ruhig vergönnt, ſoviel zu freſſen, als es bedarf. Bricht man ihm aber bisweilen das Futter ab und läßt es hungern, ſo frißt es das nächſte Mal entweder zu viel, oder es greift zu, wo es nicht ſoll. So iſt es auch mit den Kindern, wollt ich ſagen, mit den Rekruten; ſatt muß der Rekrut werden, ſonſt überſtopft er ſich das nächſte Mal, oder er fängt an zu naſchen, aber auswühlen und mäkeln darf er nicht; er muß jede geſunde Speiſe eſſen lernen, und wenn er ſie auch Anfangs mit Ueberwindung hinterſchlucken müßte: denn unſere Standquartiere ſind nicht immer in einem Lande, wo die Feigen auf den Bäumen wachſen, oder eine Tante als Intendant angeſtellt iſt!

Nach Tiſche, ehe ſie wieder in die Schule gingen, nahm der Feldwebel, wie er es nannte, eine kurze Verdauungs-Uebung mit ihnen vor, ſtellte ſie in Reihe und Glied, ließ ſie marſchiren, ſchwenken, lehrte ſie ihre kleinen Gewehre brauchen u. ſ. w. — Wenn nun die Schulſtunden endlich vorüber waren, wurde ihnen eine kleine Erholung gegönnt; dann aber mußten ſie ihre Aufgaben vornehmen, und mit Ruhe und Fleiß theils dieſe erfüllen, theils ſich auf die Lehrſtunden des künftigen Tages vorbereiten. Eine der Freiſtunden jedoch wurde gewöhnlich zum Spaziergang benutzt, und da ging es denn im Winter auf die Eisbahn, im Frühjahr auf die ſchönen grünen Felder, im Sommer in den ſchattigen Hain, und im Herbſt zu der Erndte oder nach den Weinbergen hinaus. Der alte Feldwebel lehrte ſie alles um ſich her kennen, machte ſie mit den Geſchäften der Handwerker und Landleute bekannt, und ſtörte ſie in keinem erlaubten Vergnügen, ſelbſt wenn einige Gefahr damit verbunden war; er ließ ſie nach Gefallen klettern, werfen, ſpringen, und wenn dabei auch einmal ein kleines Loch in die Kleidungsſtücke geriſſen wurde, oder einer von ihnen bei einem zu kurzen Sprunge in einen Graben fiel, und ſich naß machte, oder vielleicht eine Beule geſtoßen wurde, ſo lachte er darüber und ſagte:

„Kommt nur, daß wir der Frau Tante melden, „es befinde ſich ein Bleſſirter auf unſern Liſten, ſie „wird denn ſchon Rath ſchaffen und die Montirungs-„Kammer nöthigen Falls aufſchließen!"

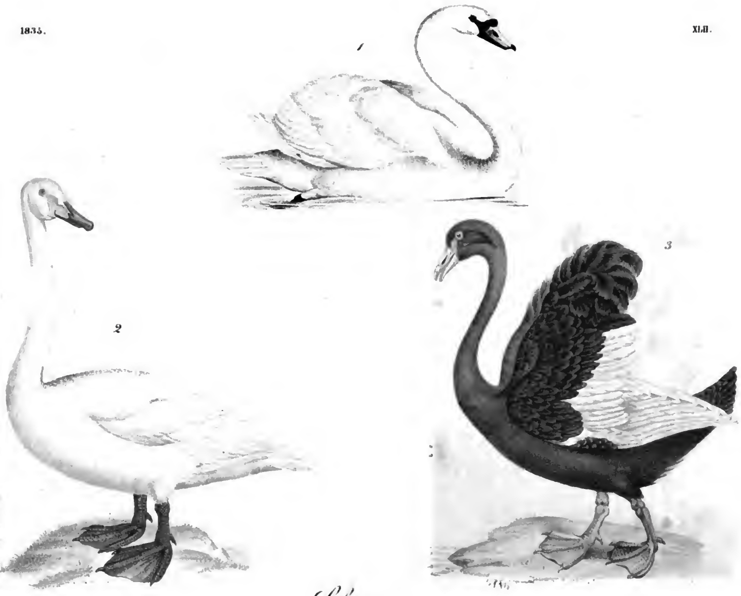
Die Abendſtunde verſammelte die Familie um den Vater; hier wurde noch einmal alles wiederholt und beſprochen, was während des Tages vorgefallen war; hier mußten die Kinder ihre Schulbücher, mit den von den Lehrern darunter geſchriebenen Cenſuren und ihre neuen Aufgaben vorzeigen; hier ſtattete der Feldwebel über jeden einzelnen wieder genauen Rapport ab; hier wurde Zufriedenheit und Tadel ausgeſprochen, und auch wohl Strafe verfügt, hier durften die Kinder dem Vater alles vortragen, jeden beſcheidenen Wunſch ihm geſtehen, die Löſung jedes Zweifels, die Entſcheidung jedes unter ihnen entſtandenen kleinen Streites verlangen; und war man mit dieſen Geſchichten zu Stande, ſo las die Tante entweder aus einem guten Buche vor, oder der Vater und der Feldwebel erzählten Begebenheiten aus ihrem Leben, wo ſie Zeugen von Muth und Entſchloſſenheit, von Redlichkeit und Treue geweſen waren; ſie zeigten, wie bei den vorzüglichſten Menſchen immer Tapferkeit und Milde, Selbſtgefühl und Beſcheidenheit Muth und Wahrheit vereinigt gefunden würde, und unterließen auch nicht, Beiſpiele aufzuführen, wo geiſtige Anlagen und Vorzüge dennoch nichts gegolten und geleiſtet hatten: weil mit ihnen die Sittlichkeit der Geſinnungen nicht verbunden geweſen wäre. Die Kinder mußten nach einer ſolchen Erzählung, ihr Urtheil ſelbſt über die darin vorkommenden Perſonen ausſprechen; es entſtanden dann oft verſchiedene Meinungen, die der Vater zu berichtigen ſuchte; und ſo wurde das Urtheil der Kinder ſelbſt geſchärft, und auf guten feſten Grundſätzen aufgebaut. Bisweilen umfaßte dieſe Unterhaltung aber auch ernſtere Gegenſtände, denn der Vater ſuchte ſeine Kinder, ſoviel es ihr Faſſungsvermögen verſtattete, auch mit den Einrichtungen, ſelbſt mit den Geſetzen des Vaterlandes bekannt zu machen, damit ſie von Jugend auf lernen möchten, was der Staat ihnen darbiete, und was er dagegen von ihnen verlangen müſſe. Die Kinder fanden an dieſer Unterhaltung nicht weniger ein großes Intreſſe, ſie freuten ſich auf alle die trefflichen Einrichtungen, die der Vater ſie kennen lehrte, wie auf künftige Genüſſe, die ſie noch zu erwarten hätten, und ſuchten ihre Bekanntſchaft mit den Geſetzen recht eifrig zu erweitern: weil es ihnen ein großes Vergnügen gewährte, ſie ſchon jetzt auf ihr enges häusliches Leben anzuwenden, und die kleinen Vorfälle darin nach den Geſetzen beurtheilen und entſcheiden zu können. Auf dieſe Weiſe gewöhnten ſich die Kinder nach und nach wieder an Ordnung und Fleiß, ſie lernten ihr Gefühl und Urtheil berichtigen, ſie gewannen Liebe und Vertrauen zu dem Vaterlande, das ihnen ſoviel Gutes und Treffliches gewährte, und erlangten Achtung vor Geſetz und Recht, vor Wahrheit und Redlichkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google



Schwane.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 9mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 10 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. - " " Auf 6 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefport franco.

Schwäne.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLII.

Nicht ohne inniges Wohlgefallen verweilt das Auge des Naturfreundes auf der majeſtätiſchen Geſtalt des Schwan's, wenn er auf dem hellen Waſſerſpiegel eines Teiches dahin ſegelt und in ſtolzer Ruhe jeden Vorübergehenden zu fragen ſcheint: „bin ich nicht glücklich und beneidenswerth?" — Man hat ihn darum den König der Waſſervögel genannt, und dieß vielleicht mit größerm Rechte, als man den Löwen zum König der Landthiere und den Adler zum Beherrſcher der Lüfte erhob. Denn in jeder Geſellſchaft, ſey es im Reiche der Thiere oder im Reiche der Menſchen macht die Gewalt Tyrannen; die ſanfte Milde aber Könige. Der Löwe und der Tieger auf der Erde, der Adler und der Geier in den Lüften herrſchen nur durch Krieg und Grauſamkeit; der Schwan aber herrſcht auf dem Wellenſpiegel in ruhiger, ſtiller Majeſtät durch Sanftmuth. Als friedlicher König der Waſſervögel, verachtet er die Tyrannen des Luftreiches; er erwartet den Adler, ohne ihn herauszufordern und ohne ihn zu fürchten. Er ſchlägt ſeine Angriffe zurück, indem er ſeinen Waffen nichts entgegenſetzt, als die elaſtiſche Weichheit ſeiner Federn und die ſchnellen tüchtigen Schläge ſeines Flügels, der ihm als Schild dient und nicht ſelten krönt der Sieg ſeine Anſtrengungen. Uebrigens hat er nur dieſen einzigen ſtolzen Feind; alle andern Raubvögel ſcheuen ihn, und er lebt in Frieden mit der ganzen Natur.

Die Anmuth und Schönheit der Form entſprechen in dem Schwane der Sanftheit ſeines Naturells; er gefällt allen Augen; er ſchmückt und verſchönert alle Orte, die er beſucht; man liebt und bewundert ihn. Keine Gattung der Vögel verdient es aber auch mehr; keiner hat die Natur ſo viel Grazie, keiner ſo zarte Umriſſe, eine ſo anmuthig ſchlanke Geſtalt, eine ſo glänzend, reine Weiße und ſo viel Behendigkeit gegeben, als dem Schwane. Sein ſtolz emporragender Hals und ſeine runde Bruſt ſcheinen in der That einem hohlen Schiffe zu gleichen, das die Wellen durchſchneidet; ſein breiter Leib bildet den Kiel; ſein Schwanz iſt das Steuerruder, ſeine Füße ſind die Ruder und ſeine großen, halb geöffneten Flügel fangen wie Segel den Hauch des Windes auf, der das lebende Fahrzeug vorwärts treibt, das gleichſam Schiff und Steuermann zugleich iſt.

Mit den Vortheilen einer ſchönen Geſtalt vereinigt der Schwan aber auch die der Freiheit. Er läßt ſich nicht einſperren wie die Gänſe und Enten. Frei will er auf den Wellen ſein Weſen treiben, unabhängig in der Nähe und Ferne umherſchweifen, und in den Menſchen zwar ſeine Wirthe und Freunde, aber nicht ſeine Herren und Gebieter ſehen.

Daß ein ſo edles Thier die nähere Aufmerkſamkeit der Leſer unſeres Blattes in Anſpruch nehme, ſetzen wir voraus. Wir fügen darum eine naturgeſchichtliche Beſchreibung unſerer Abbildung bei. Der uralte Name des Schwans iſt Elbſch, das vielleicht von albus weiß herſtammt. Er

Digitized by Google

hat mit dem Halſe 4½ Fuß Länge, mißt mit ausgeſpannten Flügeln 7½ Fuß und ſein Gewicht ſteigt von 15 bis 30 Pfund. Sein Schnabel iſt rothgelb, hat vorn einen ſchwarzen, nach unten gekrümmten Haken, hinten aber an der Wurzel der Kinnlade einen großen, ſchwarzen Wulſt, mit dem eine ſchwarze nackte Haut verbunden iſt, die wie ein Dreieck nach dem Auge zuſteht. Die Füße ſind im erſten Jahre ſeines Lebens ſchwarz, im zweiten bleifarben und dann werden ſie roth. Da er auf dem Grunde des Waſſers oft ſeine Nahrung ſucht und kein vorzüglicher Taucher iſt, ſo hat dieſer lange Hals für ihn einen großen Nutzen.

Das ſchönſte Weiß deckt das Gefieder des ausgewachſenen Schwans. Sein Jugendkleid iſt grau. Er lebt zahm und wild in ganz Europa, vorzüglich häufig aber in Sibirien. Will man ihn aber an einem Orte feſthalten, ſo muß man dieſem die Freiheit über alles liebenden Geſchöpfe in der Jugend das erſte Gelenke der Flügel abſchneiden, oder zerknicken; ſonſt zieht er im Herbſt als ein Zug- oder Strichvogel weg. Wenn die Schwäne in großen Zügen fliegen, ſo ſoll jeder den Schnabel auf den Schwanz ſeines Vormannes auflegen. Sobald der Anführer des Zuges müde iſt, ſchließt er ſich hinten an, um nun eben dieſer Bequemlichkeit zu genießen.

Waſſerkräuter, Inſekten, Waſſerkäfer ſind die Nahrung des Schwans. Im Winter gibt man ihm Getreide. Das Weibchen macht ein großes Neſt von Schilf, Binſen und Stengeln, füttert es mit Federn, die es ſich an der Bruſt ausrupft, und legt 6—8 grünlich weiße Eier, über denen es fünf Wochen lang emſig brütet. Jetzt hält der Mann treue Wache. Mit ſichtbarem Eifer rudert er auf alles los, was ſich dem Neſte nähern will. Seine Stärke in den Flügeln iſt ſo groß, daß er einem Menſchen Arme und Beine abſchlagen könnte. Sehr hoch iſt das Alter, das die Schwäne erreichen. Man will nachweiſen, daß es einige auf hundert Jahre gebracht haben.

Ihres ausgebreiteten Nutzens wegen verdienten ſie in größerer Menge gehalten zu werden, als es gewöhnlich geſchieht. Ohnehin fordern ſie weder Aufwand noch mühſame Pflege zu ihrer Erhaltung. An vielen Orten werden nur einige Paare zur Verſchönerung der Waſſergraben, Teiche und Baſſins gehalten. Im Brandenburgiſchen wußte man einen Zweig der Induſtrie daraus zu machen. Auf der Spree und der Havel lebt eine Menge gezähmter Schwäne. Man treibt dieſe in die Enge, wirft Netze über ſie und rupft ihnen die Federn aus. So ſehr ſie anfangs toben, ſo ſtill und niedergeſchlagen ſind ſie, wenn ſie gefangen und gerupft ſind. Viele Zentner Federn kommen aus Polen, Lithauen und Preußen auf die Meſſe nach Frankfurt an der Oder. Man verſteht die Kunſt, die Haut mit den Flaumfedern zu gerben und zu einem koſtbaren Pelzwerke zu bereiten. Die Schwungfedern dienen zum Schreiben, die übrigen, beſonders der Flaum, zu vortrefflichen Betten. Das Fleiſch junger Schwäne ſoll zart und ſchmackhaft ſeyn, das von Alten iſt aber hart und unverdaulich.

Der einzige Ton, den der Schwan von ſich gibt, iſt ein ſonderbares Knurren. Demungeachtet wurde ſchon im Alterthume viel von einem Schwanengeſange gefabelt, womit dieſes Thier, wenn es ſtirbt, von der Erde Abſchied nehmen ſoll. Auch iſt dieſer Ausdruck ſprichwörtlich geworden, und die letzten Reden und Dichtungen großer Männer werden bekanntlich ihr Schwanengeſang genannt. Es iſt aber völlig ungegründet, daß der Schwan vor ſeinem Tode ſinge.

Einigermaßen anwendbar iſt der Ausdruck Schwanengeſang auf den 2. hier abgebildeten weißen Schwan, nämlich den *wilden*, der auch deßhalb der *Singſchwan* genannt wird. Er hat einen ſchwarzen Schnabel, der nach der Wurzel zu gelb iſt und ſeine Luftröhre hat die Beugung einer Trompete und gibt bisweilen einen ſcharfen Ton, den die Isländer mit dem Klange einer Violine vergleichen. Ob derſelbe aber gerade ſeinem Ende nahe noch einmal ſinge, oder ob die Angſt, wenn er in die Enge getrieben wird, ihm melodiſche Töne erpreſſe, iſt noch nicht entſchieden.

Eine ſinnreiche, aber höchſt grauſame Art, dieſe wilden Schwäne zu fangen, iſt folgende: man wirft irgend eine Frucht, in der eine an einer Schnur befeſtigte Angel verborgen iſt, in das Waſſer, ſo daß ſie ſchwimmt. An der Schnur iſt ein

Digitized by Google

Stein feſtgemacht, den man auf einen Pfahl legt, der im Waſſer ſo eingerammt iſt, daß er gerade bis an die Waſſerfläche reicht. So wie nun das arme Thier das Obſt verſchluckt, fällt der Stein an den Grund des Waſſers, und zieht es hinab, ſo daß es erſticken muß.

Der auf unſerer Tafel abgebildete ſchwarze Schwan mit weißen Schwungfedern und rothem Schnabel iſt an den Küſten des fünften Welttheils zu Hauſe. Vorzüglich findet man ſie an der Weſtküſte von Neuholland, an dem ſogenannten Schwanenfluſſe, der von ihm ſeinen Namen hat. Man findet dieſes ſchöne Thier ſchon bisweilen zahm in England.

Die Fahne.

(Fortſetzung von Seite 180.)

Zwei Jahre waren verfloſſen, da wurde der Major von einem Freunde beſucht, der viel in fremden Ländern gelebt, und dort ſich gewöhnt hatte, das Fremde höher zu ſtellen, als ſein deutſches Vaterland. Dieſer Freund war mit der Erziehung des Majors keinesweges zufrieden. Er hielt ſie für zu ſtreng, zu pedantiſch, und behauptete, daß man ſtatt einen unbedingten Gehorſam von den Kindern zu verlangen, ſie nur durch Vorſtellungen zu bewegen, durch Gründe zu überzeugen ſuchen müſſe; und daß die Anwendung einer ſtrengen militäriſchen Ordnung den Character eben ſo beſchränke, wie ein enges Kleid den Körper; daß aber ſowohl der Körper, als der Geiſt, in ungebundener Freiheit aufwachſen und ſich entwickeln müßte, worüber man in den neuen Erziehungsgrundſätzen gröſtentheils einverſtanden ſey.

Der Major aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: das Neue iſt nicht immer das Gute, und ein Vater muß bei der Erziehung ſeiner Kinder nicht leichtgläubig die Meinung anderer annehmen, ſondern ſeine innige Ueberzeugung zu Rathe ziehen, und ſeiner eignen Erfahrung folgen. Es bleibt eine unumſtößliche Wahrheit, daß der Menſch zuvor gehorchen lernen müſſe, ehe er befehlen kann! — Wie wir als Kinder alles das lernen müſſen, was wir ſpäterhin im Leben brauchen, ſo auch den Gehorſam, den wir ja ſelbſt von andern verlangen, und den der Staat von uns nicht entbehren kann. Wer frühzeitig ſeinen Eltern und Lehrern unbedingt vertrauen und gehorchen lernt, der wird auch künftig ſeinem Könige und den Geſetzen des Landes gehorſam ſeyn; wer zeitig zu einer ſtrengen Ordnung angehalten, wem die unweigerliche Erfüllung auch der ſchwerſten Pflichten ſtets zur Bedingung gemacht wurde, der gewöhnt ſich leicht an alle dieſe Tugenden, und übt ſie fröhlich und ohne Zwang aus. Das Kind kann ja nicht immer des Vaters Abſichten begreifen, es hat noch keine eigene Erfahrung, es darf oft die Gründe noch nicht wiſſen, die den Vater und die Mutter zu ihren Anordnungen beſtimmten; wie ſoll es nun urtheilen können, ob man von ihm auch Gehorſam verlangen dürfe, und ob es auch das, was die Eltern befehlen, thun wolle oder nicht?

Aber ſollen wir denn alle nur von Feldwebeln und Unteroffizieren erzogen werden? — fragte der Freund.

Bewahre der Himmel! rief der Major: ich will ja aus der ſchönen freundlichen Welt nicht eine große Kaſerne machen, und es hat ja auch nicht jeder einen ſo treuen Freund, wie ich, an meinem alten Stramm, der den Feldwebel mit der Kindermuhme zu vereinigen weiß; nein, die eigentlichen Feldwebel bei der Erziehung der Kinder müſſen die Mütter ſeyn, denn wo die Mutter mit Redlichkeit und Treue, mit Milde und Strenge im Hauſe waltet, da wird es auch brave, an Ordnung und Sitte gewöhnte, Kinder geben, und, um in meiner Soldatenſprache weiter zu reden, wenn die Mutter das ſchreiende Kind zu Ruhe bringt, wenn ſie es eſſen und gehen lehrt, wenn ſie ihm ſeine kindiſchen Wünſche erfüllt, oder verſagt, wenn ſie ihm zum erſten Male in der Wiege die Hände faltet, dann beginnt das Rekruten-Exercitium, und es kommt alles darauf an, daß es gut und tüchtig durchgeführt werde. Darum ſoll man auf die Erziehung der Mädchen große Sorgfalt wenden, damit ſie zu braven Müttern gebildet werden, denn ein Staat, in welchem die Mütter ihre Pflichten erfüllen, der hat gute Bürger. Meine Kinder haben leider keine Mutter mehr, die Tante und ein wirklicher Feldwebel haben ſich in die Mutterpflichten getheilt; freilich wird ihre Erziehung dadurch ernſter und männlicher, aber ich hoffe, ſie ſollen auch das Leben ernſter auffaſſen, und in ſeinen Prüfungen männlicher beſtehen.

Digitized by Google

Der Freund lächelte und ſagte: die Zukunft wird es lehren, wer von uns die beſten Erziehungsgrundſätze beobachtet hat. Mögen unſere Kinder indeſſen fröhlich mit einander ſpielen, wir haben vielleicht in dieſen Tagen ſchon Gelegenheit zu beobachten, wie die verſchiedenen Anſichten und Grundſätze der Väter auf ſie eingewirkt haben! — Er hatte nämlich ſeinen Curt, einen Knaben von 12 Jahren mitgebracht, der von den Kindern des Majors mit großer Freude empfangen wurde. Curt war ein hübſcher, munterer Knabe, aber Gehorſam und Ordnung waren ihm nur in ſofern bekannt, als er beides zu üben Luſt hatte. Sein Vater befahl ihm niemals etwas, ſondern ſuchte ihn nur zu überzeugen, daß es gut und nöthig ſey, das von ihm Verlangte zu erfüllen. That der Knabe es doch nicht, ſo erfolgte auf dieſen Ungehorſam keine Strafe, ſondern der Vater fing aufs neue an, ihn durch Gründe überzeugen zu wollen, bis der Knabe, dem dies endlich langweilig wurde, ſchnell von etwas anderm ſprach, oder den Vater küßte und davon ſprang.

Man hatte Curt und ſeinem Vater ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer eingeräumt, allein dies gefiel dem Knaben nicht; er rief: „Beim Vater will ich nicht ſchlafen! Des Abends ſtört er mich durch ſein ſpätes Schlafengehen, des Morgens durch ſein vieles Tabakrauchen, oder er fängt an zu predigen und will mich zu überzeugen ſuchen, und das iſt mir alles unerträglich. Ich will bei Euch ſchlafen, Ihr Jungens, denn Ihr gefallt mir und wir wollen recht luſtig ſein!“

Curt's Wille wurde erfüllt; als aber ſein Bettchen in dem Schlafzimmer der andern Knaben ſtand, und er hier ſeine Sachen auspacken wollte, führte ihn Friedrich erſt zu einer Wandtafel hin und ſagte: „Siehe Curt auf dieſer Tafel ſtehen die Ordnungsgeſetze, welche in unſerer Stube hier beobachtet werden müſſen. Lies dieſe Geſetze genau durch, denn wenn man in ein fremdes Land kommt, muß man ſich zuvor um deſſen Geſetze bekümmern; unſer Stübchen iſt unſer Land, Du biſt der Fremde, alſo bekümmre Dich um unſere Geſetze.“

Curt drehte ſich aber um und lachte. „Was gehen mich die Geſetze an?“ rief er: „ſie ſind für Euch gegeben und nicht für mich, ich bin ein freier Menſch, der thun und laſſen kann, was er will, und ſich ſeine eigenen Geſetze macht!“ und hiermit nahm er von der Stube Beſitz. — Als man nach einem fröhlich verlebten Abend zu Bette gehen wollte, fielen dem Knaben mehrere naturhiſtoriſchen Werke mit ſchönen Kupfern in die Hände, die er auf der Stelle noch durchblättern wollte. Der Feldwebel erinnerte zwar, es ſei die Zeit zum Schlafengehen, auch wären ſie alle ermüdet, und wollten dieſe Unterhaltung bis auf den morgenden Tag verſchieben. Allein Curt hörte nicht, er beharrte auf ſeinem Vorſatz, legte ſich zwar auch nieder, nahm jedoch die Bücher mit zu Bette, ſtellte das Licht daneben und blätterte ruhig weiter. Die Erinnerungen des Feldwebels, die Berufung der übrigen Knaben auf die Stubengeſetze, halfen nichts, er antwortete blos: Ich will nicht! und fuhr fort, ſeinen Willen durchzuſetzen. — Da ſtand dann Friedrich ganz ruhig auf und löſchte ihm das Licht geradezu aus. Curt aber wurde hierüber höchſt aufgebracht, ſchimpfte, warf ihm die Bücher nach dem Kopfe, und fing laut an zu ſingen, um die übrigen wenigſtens im Schlafe zu ſtören. Als er auf keine freundlichen Bitten, auf keine ernſte Erinnerung achten und mit ſeinem Lärm nicht aufhören wollte, zündete der Feldwebel wieder Licht an, und ſagte:

„Hört einmal, Kameraden! was thut man mit einem Menſchen, der in ein fremdes Land einwandert, dort aber ſich den beſtehenden Geſetzen nicht unterwerfen will, ſondern vielmehr die Ruhe und Ordnung zu ſtören ſucht? —

„Man ſperrt ihn ein, oder man verweiſt ihn des Landes!“ riefen die Knaben.

„Ganz recht!“ erwiederte der Feldwebel. „Wir wollen es bei der Landesverweiſung bewenden laſſen!“ Er winkte hierauf den beiden Brüdern, und trug mit ihnen den kleinen ſtrampelnden Curt mit ſeinem Bette hinaus auf den dunkeln Corridor, ohne auf ſeine nunmehrigen Bitten und Verſprechungen weiter zu achten, verſchloß dann die Thüre, legte ſich mit ſeinen Zöglingen ruhig ſchlafen, und ließ den furchtſamen, vor Angſt weinenden Knaben in der Finſterniß draußen allein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Riesendamm
in Irland

Digitized by Google

No. 43. Achter Jahrgang 1835.

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 10 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. — " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Rieſendamm in Irland.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLIII.

Die ganze Erde iſt gleichſam ein weites Schlachtfeld der Elemente. Ueberall findet das Auge des Forſchers Trümmer, überall Spuren der Zerſtörung früherer Gebilde, ſtumme Zeugen eines fürchterlichen Kampfes widerſtreitender Naturkräfte.

Einen höchſt merkwürdigen Beleg hierzu giebt uns der hier abgebildete Rieſendamm. Wer an Irlands Nordküſte, weſtlich von Ballykaſtle und dem Vorgebirge Fairhead in der Grafſchaft Antrim, an dem Meere hinreiſt, deſſen Blick wird auf einmal durch wunderbare, rieſenmäßige Baſaltſäulen überraſcht, welche, dicht aneinanderſtehend, einen ungeheuern Damm gegen die Meereswogen bilden, die ſich an dem Geſtade brechen. In der erſten Verwunderung kann man ſich kaum überzeugen, daß die Natur dieſe Gebilde hervorgebracht habe; man iſt vielmehr zu glauben geneigt, ein untergegangenes Rieſengeſchlecht der Vorzeit habe dieſelben ſo regelmäßig neben einander aufgethürmt. Daher gaben ihnen auch die Irländer den Namen Gigantendamm (Giant's causeway).

Dieſes wunderbare Gebilde ſtammt aus einer grauen, unbekannten Vorzeit, in welcher die mächtigen Kräfte, das Feuer und das Waſſer mit einander kämpften, um der Erdoberfläche ihre jetzige Geſtalt zu geben. Welchem Elemente auch die Naturforſcher die Hauptrolle bei der Erzeugung jener regelrechten gigantiſchen Säulenmaſſen zugetheilt haben mögen, ob dem Waſſer, aus deſſen flüſſigen Maſſen ſich die erkalteten Niederſchläge in Kryſtallformen gebildet, ob dem Feuer, welches einſt die Baſaltſtoffe in ungeheurer Werkſtätte geſchmolzen habe und woraus beim Erkalten jene Säulen kryſtalliniſch entſtanden ſeyen; ſo viel läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß vulkaniſche Mitwirkung bei ihrer Bildung thätig geweſen iſt. Aber welch ein Kampf der Kräfte, der dieſe meilenlangen, tauſendfachen Säulenreihen an der irländiſchen Küſte und gegenüber auf der Inſel Staffa die Pfeiler und Säulen der Fingalshöhle aus der Tiefe des Meeres gehoben hat, das vermag keine menſchliche Phantaſie auszudrücken! —

Der größere Theil der nördlichen Küſte von Irland beſteht aus lauter Baſalt, der hin und wieder auf Lagern von einem ſehr weißen Kalkſteine ruht. Der Rieſendamm iſt eine Art Vorgebirge, das ſich allmälig in einem ſanften Abhange gegen das Meer hinabſenkt und ſich in eine Spitze verliert, an welche die ſchäumenden Wogen ſchon ſeit Jahrtauſenden mit tobender Gewalt anprallen. Er macht eigentlich die weſtliche Seite einer halbmondförmigen Bucht aus, die rings umher ein hohes, ſenkrecht abgeſchnittenes Ufer hat, und überall mit den bewunderungswürdigſten Gruppen von Baſaltſäulen eingefaßt iſt. Die Landeseinwohner haben dieſen einzelnen Gruppen, je nachdem ſie von Ferne mit einer oder der andern Sache mehr oder weniger Aehnlichkeit haben, beſondere Namen gegeben, und man findet daher im Innern der Bucht eine Gruppe, welche die Orgel, eine andere, die der Weberſtuhl heißt.

Die ſchönſte hier abgebildete Parthie des Rieſendammes iſt über 200 Fuß lang und 100 bis

Digitized by Google

180 Fuß breit; aber 500 Fuß ins Meer laufen noch die über dem Waſſer hervorragenden Säulen, und wenn Windſtille zur Zeit der Ebbe einen Blick in den Meeresgrund geſtattet, ſieht man noch viel weiter von der Küſte die hohen Baſalte aus der Tiefe emporragen. Daher die Wahrſcheinlichkeit, daß der Damm mit der Fingalshöhle der gegenüberliegenden ſchottiſchen Inſel Staffa zuſammen nur eine Baſaltgruppe ausmachen. Die Sage ſchreibt die Pfeiler im Meere einem Huhnenvolke zu, welches in der Urwelt dieſe Gegend bewohnt habe, und nennt die Pfeiler im Meere die Grundlagen einer Brücke, durch die es einſt die Küſten von Schottland und Irland mit einander verbunden.

Die Höhe dieſes Naturwunders beläuft ſich zur Zeit der Ebbe auf 380 bis 400 Fuß, wobei es ſich unterwärts noch zu einer unermeßlichen Tiefe ins Meer verliert. Der ganze Damm beſteht aus Pfeilern, oder vielmehr Baſaltprismen, die einzeln, im Durchſchnitt genommen 12 bis 15 Zoll dick und 40 Fuß hoch ſind. Sie ſind insgeſammt vielſeitig, aber nicht auf einerlei Art; denn es giebt unter ihnen ſehr viele drei-, vier- und achteckige; die meiſten machen jedoch regelmäßige Sechsecke aus. Sie ſtehen alle aufrecht und laufen, noch außer dieſer Stelle, wo ſie zu Tage gehen, weithin in das Gebirge fort.

Die Anzahl dieſer Baſaltprismen, ſo weit man ſie auf dem Damm hin zählen kann, beläuft ſich auf mehr als 30,000. Wenn man dieſe Tauſende von Prismen von ferne ſieht, ſo hält man den ganzen Damm für einen ebenen, mit vieleckigen Steinen gepflaſterten Weg; wenn man aber auf denſelben herumgeht, was man ſeiner ganzen Länge nach bis an die äußerſte Spitze am Meere bequem thun kann, ſo verſchwindet dieſe ſcheinbare Ebene, und man muß auf den Baſaltprismen beſtändig auf- und abſteigen, wie auf Stufen einer Stiege. Durch die ſchwarze Farbe des Baſalts wird der Anblick dieſes Dammes noch imponirender. Man kann das Ganze dieſer unermeßlichen Colonnade mit ihren zahlloſen zuſammengeſetzten Prismen nicht genug bewundern, und man wird dabei unwillkührlich zu Betrachtungen über die Urſachen hingeriſſen, die in einer der früheſten Epochen der Welt eine ſolche auffallende, erſtaunenswürdige Wirkung hervorgebracht haben.

Rechts in unſerem Bilde ſehen wir die einzelnen Glieder der Säulenmaſſen unordentlich aus ihrer urſprünglichen emporſtrebenden Stellung herausgeworfen, in getrennten Blöcken umherliegen. Die zweite Landzunge zeigt die Spitzen der Pfeiler; die dritte zeichnet ſich durch fünf hohe, aufrechtſtehende Säulenvorpoſten aus, welchen die Volksſprache den Namen der Schornſteine gab, ſo wie der andern aufrechten Gruppe den des Weberſtuhls. Hier beſonders ſtehen die Säulen ſo dicht aneinander, daß nicht eine Meſſerklinge zwiſchen ihre Seitenwände bringen kann. Die regelmäßigſten aller dieſer Baſalte befinden ſich auf der Weſtſeite in ſtufenartigen Abſätzen, die höchſten öſtlich, ihrer 30 bis 40 beiſammen und eben ſo viele Fuß hoch. Schlägt man einen ſolchen Pfeiler auseinander, ſo ſpringt eine Seite convex, die andere concav ab. Die ſchönſten Säulen, welche man abbrechen kann, werden von Leuten des nahgelegenen Dorfes Bushmills nach England verſchickt, und kleinere Stücke dienen weit und breit zur unverwüſtlichen Einfaſſung der Wege und zum Pflaſtern der Straßen. Die im Vordergrunde unſeres Bildes befindliche Menſchengruppe iſt an einer Quelle beſchäftigt, welche, wunderbar! das herrlichſte Kryſtallwaſſer dicht am Ufer der ſalzigen Tiefe aus den unſichtbaren Spalten der Baſaltſäulen hervorſprudelt.

Die Fahne.

(Fortſetzung von Seite 184.)

Am andern Morgen eilte Curt ſich über das Vorgefallene bei ſeinem Vater zu beklagen; dieſer ſchalt zwar auf den alten Kamaſchenknecht, wie er den Feldwebel nannte, daß er ſich ſo hart gegen ſeinen Sohn benommen, wollte jedoch bei dieſer Gelegenheit zugleich beweiſen, daß es eine üble Gewohnheit ſei, Abends im Bette zu leſen: weil es theils den Augen ſchade, theils, wenn man während des Leſens einſchlafe, es auch höchſt feuergefährlich werden könne, worüber man ſchon traurige Beiſpiele erlebt habe, und daß es daher beſſer ſei, dieſer Ge-

Digitized by Google

wohnheit zu entſagen. — Letzteres hörte Curt aber nur mit halben Ohren an, drehte ſich auf dem Abſatz herum, und ſagte: „Du haſt mir früher geſagt: wer viel lieſt, lernt viel! deshalb muß man viel leſen und auch im Bette; denn daß letzteres ſchädlich ſei, kann ich nicht einſehen, und deshalb werde ich leſen, wie und wo ich will!" und hiermit ſprang er fort und ließ den Vater ſtehen.

Es war Sonntag, das Wetter heiter und ſchön und die Knaben erhielten Erlaubniß mit ihrem kleinen Gaſte einen Spazirgang zu machen. Sie führten ihn hinaus in die Weinberge, von wo man nicht allein die ſchönſten Ausſichten in die Umgegend hatte, ſondern wo auch bereits herrliche reife Kirſchen zu haben waren. Curt war ausgelaſſen luſtig, neckte die übrigen Knaben unaufhörlich, zerriß ihnen die Blumen, die ſie zum Kranze winden wollten, und ſchlug endlich eine recht tolle Schmetterlings-Jagd vor. — Friedrich verſicherte, daß ſie zu einer ſolchen Jagd gern erbötig ſein würden, wenn es ihnen nicht theils unterſagt wäre, in ihren guten Sonntagsanzügen ſolche Spiele zu unternehmen, wo die Kleider leicht beſchädigt werden könnten, theils in den Weinbergen unvorſichtig umher zu laufen, wo man leicht Schaden anrichten könne, und ſich den harten Zurechtweiſungen der Winzer auszuſetzen. — „Was gehen mich die Sonntagskleider und die Weinberge an! rief Curt, „ich bin ein freier Menſch und werde mich durch ſo etwas nicht ſtören laſſen; mit den groben Winzern will ich übrigens ſchon fertig werden!" und hiermit ſprang er fort, über Stock und Stein, ſetzte über die Zäune hinweg und jagte mit einer Ruthe einem ſchönen Pfauenauge nach. Der nächſte mit Dornen überwachſene Zaun machte ſchon einen kleinen Riß in die weiße Halskrauſe, Curt aber ließ ſich nicht ſtören, jagte nur um deſto ungeſtümer dem Schmetterling durch den Weinberg nach, und ſchlug mit ſeiner Ruthe dergeſtalt um ſich her, daß die Blätter von den Weinranken herab fielen.

„Junger Herr!" rief der herbeieilende Winzer: „treiben ſie nicht ſolchen Unfug in meinem Weinberge, Sie beſchädigen ja die Weinſtöcke; ich werde ſie pfänden!"

„Das unterfang er ſich!" rief Curt aufgebracht, daß ihm der Schmetterling indeß entkommen war, und hob Steine auf, um den Winzer damit zurück zu treiben.

„Ei," ſagte der Winzer, „wenn das ſo weit kommen ſoll, dann will ich einen andern ſchicken, der den ungezogenen Jungen heraustreiben wird!" und hiermit rief er: „Spitz! paß auf!" und der Hund folgte ſogleich der Weiſung ſeines Herrn, ſtürzte ſich auf Curt zu, holte den erſchrockenen davon laufenden Knaben noch vor der Weinbergsthüre ein, hielt ihn dort an den Beinkleidern feſt und würde ihn wahrſcheinlich tüchtig gebiſſen haben, wenn auf das jämmerliche Geſchrei des Knaben nicht die beiden Brüder herbei geeilt wären und ihn von dem Hunde befreit hätten.

Spitzen-Kragen und Beinkleider waren zerriſſen, Curt ſtellte ſich als ob er ſich daraus nichts mache, und zog die andern Knaben weiter mit ſich fort. Sie kamen an einem Weinberge vorüber, auf dem die Bäume voll der ſchönſten Kirſchen hingen, und Curt fühlte großen Appetit, ſich an dieſen Früchten ſatt zu eſſen. „Wir wollen in das Weinbergshäuschen gehen," ſagte Guſtav, „dort iſt ein armer lahmer Knabe, welcher die Vögel von den Kirſchbäumen ſcheuchen muß, bei dem kann man Kirſchen für Geld bekommen."

„Für Geld?" rief Curt, „was ich mir ſelbſt pflücken kann, brauche ich nicht zu bezahlen!"

„Du wirſt doch fremdes Eigenthum ſchonen, und nicht wie ein Dieb einbrechen wollen," meinte Friedrich; — „kennſt du nicht die Geſetze, und ſelbſt die Gebote drr Bibel?" „Ei was" erwiederte Curt, „ich habe freien Willen, und kümmre mich um keine Geſetze! die Kirſchen hat der liebe Gott für alle Geſchöpfe wachſen laſſen, ich will mir nun einmal die Kirſchen ſelbſt pflücken, will kein Geld dafür ausgeben, und der dumme lahme Junge dort im Gartenhäuschen, ſoll mich gewiß nicht daran hindern! mit dieſen Worten ſprang er über den Gartenzaun, kletterte wie eine Katze auf den ſchönſten Kirſchbaum und riß alle Früchten ab, die er nur erlangen konnte. Der lahme Knabe lief her-

Digitized by Google

bei, ſchalt und weinte, aber Curt lachte ihn aus, und warf ihm die Kirſchkernen ins Geſicht.

„Du biſt ein böſer Junge!“ ſchalt Friedrich, „biſt ein Dieb! ich werd' es Deinem Vater ſagen, wenn Du nicht auf der Stelle die Kirſchen bezahlſt!“ Curt aber lachte ihn aus und ließ ſich nicht ſtören.

„Wenn Du nicht den Augenblick vom Baume gehſt,“ rief der aufgebrachte Guſtav, „ſo treib' ich den Dieb ſelbſt herunter!“

„Laß Dir die Luſt dazu vergehen, Brüderchen,“ antwortete Curt höhniſch, „Du darfſt ja heut nicht klettern, denn Du haſt ja die Sonntagskleider an; und da bin ich vor Dir ſicher!“ Guſtav antwortete nicht, zog aber den lahmen Knaben ſchnell ins Gartenhäuschen; in wenigen Minuten erſchien er wieder, hatte die Kleider mit dem Knaben gewechſelt, und rief von Zorn entbrannt: „Sieh' Burſche, nun darf ich klettern, und nun will ich Dir zeigen, wie man fremdes Eigenthum achten und beſchützen ſoll!“ Er kletterte mit großer Gewandtheit den Kirſchbaum hinauf, und ſchlug den diebiſchen Curt mit einer Ruthe ſo derb auf die Finger, daß dieſer ſchreiend vom Baume herunter rutſchte. Unten aber empfing ihn Friedrich, zog ihn ins Gartenhaus, und nöthigte ihn, den lahmen Knaben zu entſchädigen.

Guſtav hatte indeß ſeine Kleider wieder gewechſelt, Curt verlangte nach Hauſe zum Vater, und ſo traten die Knaben denn den Rückweg an. Friedrich erzählte dem alten Feldwebel was vorgefallen war, und während Curt die zerriſſenen Kleider mit andern vertauſchte, ſuchte der alte Stramm die beiden Väter auf, um ihnen über das Vorgefallene Meldung zu machen. Der Major billigte das Benehmen ſeiner Knaben, der Freund aber ſchien unzufrieden, daß man ſeinem Sohne Zwang angelegt habe, ließ ſich in ſeinen Erziehungsgrundſätzen nicht irre machen, dieſen Vorfall aber die Veranlaſſung ſein, den Major früher zu verlaſſen. — Beim Abſchied ſagte er: „unſere Knaben ſcheiden nicht als Freunde, vielleicht werden ſie ſich ſpäterhin im Leben beſſer verſtändigen, wenn die Deinigen mehr eigenen Willen und der Meinige mehr Erfahrung erlangt haben werden, dann wollen wir ſehen, ob die beſchränkte oder die freie Erziehung, beſſere Staatsbürger liefern wird.“

Die Knaben des Majors wuchſen kräftig und rüſtig auf, ſie wurden beide an einem Tage confirmirt, und ſollten nun das älterliche Haus verlaſſen, indem der Aelteſte, der zu ſtudiren wünſchte, ein Gymnaſium beziehen, der zweite aber, der den Militärſtand gewählt hatte, im Cadettenhauſe aufgenommen werden ſollte. Am Tage des Abſchieds, wo ihnen der Vater manche gute Lehre mit auf den Weg gab, und ſie dafür die heiligſten Verſprechungen vor ihm ablegten, trat der alte Feldwebel herein und ſprach:

„Mein Herr Major, ich wollte melden, daß meine Rekruten jetzt ausexercirt ſind. Ich bin mit ihnen zufrieden geweſen, und wenn ſie ſich auch bei manchen Handgriffen ungeſchickt angeſtellt, ſo iſt es doch am Ende gut gegangen, und ſie werden mit Gott ein Paar tüchtige Burſchen werden, in welches Regiment man ſie auch einſtellen mag. Dort wird man ſie denn wohl zur Fahne ſchwören laſſen, aber ſie ſollen auch uns verpflichtet bleiben, denn wir ſtehen hier im Namen Gottes und der Welt. — Wenn der Soldat zur Fahne ſchwört, ſo muß er die Hand auf die Fahne legen, und dann einen Nagel in dieſelbe einſchlagen, zum Zeichen daß ihn nichts von ihr losreißen ſolle. Die Fahne empfängt dann den Schwur im Namen des Vaterlandes; aber der Sohn ſoll auch die Freude und die Stütze des Vaters ſein, drum eh' ihr uns verlaßt, ihr Burſchen, ſollt ihr auch die Hand auf die Krücke eures Vaters legen, und ſollt jeder einen Nagel in dieſelbe einſchlagen, als ob es die Fahne ſei. Ihr ſollt die Krücke nie vergeſſen, und der Vater, wenn er die eingeſchlagenen Nägel ſieht, wird hoffen und glauben, er ſtütze ſich auf Euch.“

(Siehe die Abbildung Nro. I.)

Mit dieſen Worten reichte er den Knaben die Krücke und zwei ſilberne Nägel: ſie ſchlugen dieſe Nägel ein, drückten einen heißen Kuß auf die Stelle, und gaben dann dem Vater die Krücke zurück.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die Fahne Nr 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lith. von Th. Schuhmann

Präparirt mit Fluidum.

H. Vernet pinx.t

Cavalcatore

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositonen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 16 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 12. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Cavalcatore.

Mit einer bildlichen Darſtellung.

„Welch ſtattlicher Ritter treibt hier einen unbändigen Stier vor ſich her?“ Wie brauſ't ſein muthiges Roß, mit welcher Beſtändigkeit und Sicherheit führt er die Lanze nach dem Nacken des fliehenden Thieres!“ — So fragt, ſo ruft der überraſchte Beſchauer, wenn ſein Auge auf des großen Vernet vortrefflichem Bilde weilt, das unter dem Namen Cavalcatore berühmt geworden iſt. Wenn er aber die ſchöne Zeichnung etwas genauer anſieht, oder ſich gar die Bedeutung der Unterſchrift erklären läßt, ſo ſinkt er plötzlich von ſeiner romantiſchen Höhe herab. Denn der ſtattliche Reiter iſt nichts weniger als ein Chevalier, ſondern ein Ochſentreiber, ja wohl gar ein Chevalier d'industrie. Cavalcatore heißen nämlich in Italien die Hirten, welche in den pontiniſchen Sümpfen und andern grasreichen Gegenden große Heerden von Hornvieh bewachen, und nach der Verſicherung kundiger Reiſenden, nicht ſelten mit den Räubern in Einverſtändniß ſtehen, welche die Campagna von Rom ſo unſicher machen.

Sie treiben namentlich mit der Hauptſtadt einen beträchtlichen Viehhandel, und bringen zu dieſem Zwecke von Zeit zu Zeit Heerden von mehreren hundert Stück Ochſen dahin. Kommt ein ſolcher Trupp angezogen, ſo brauſ't und raſ't es, als zöge der wilde Jäger einher. Der Staub der Heerſtraße wirbelt in die Lüfte empor und die Thiere eilen brüllend in wilder Flucht dem Ziele zu, um den handfeſten Reitern zu entgehen, die ihnen mit ihren Stangen beſtändig derbe Stöße verſetzen. Hierbei ereignet es ſich nun bisweilen, daß ein ſchwerfälliger Ochſe, ſey es nun aus angeborner Störrigkeit, ſey es in der dumpfen Ahnung, daß ihn in der Weltſtadt das Beil des Fleiſchers erwartet, mit raſcher Wendung die Straße verläßt, um den Weg zur Freiheit querfeldein zu ſuchen. Aber ihn bemerkt alsbald des Hüters ſcharfer Blick; raſch zieht er die Zügel ſeines muthigen Roſſes zur Verfolgung ſeitwärts, holt in wenigen Sätzen über Gräben und Hecken den Flüchtling ein und kitzelt den Hals deſſelben ſo lange mit eiſerner Spitze, bis er zur Heerde zurückkehrt, die er verlaſſen hat Einen ſolchen Augenblick hat der geiſtvolle Vernet in unſerm Bilde aufgefaßt. Unter dem tollen Geſchrei der bald lachenden, bald fluchenden Reiter gelangt nun der brüllende abentheuerliche Zug gen Rom, von dem er einen großen Theil durchwandern muß, um das Schlachthaus zu erreichen.

Kaum läßt der Lärm der einherſtürmenden, ungeſtümen Gäſte ſich vernehmen, ſo ſind auch in einem Augenblick die Straßen menſchenleer, alle Laden und alle Thüren geſchloſſen, und die Heerde, doppelt wild gemacht von dem ungewohnten Anblick der Häuſer, prallt wie verwirrt an alle Mauern und Pfoſten an, wirft, von den verfolgenden Reitern gedrängt, Alles nieder, was ſich in den Weg zu ſtellen wagt, und ſtürzt blind und wüthend ihrem Verhängniß entgegen.

Digitized by Google

Die Fahne.

(Beſchluß von Seite 188.)

Mehrere Jahre waren verfloſſen, Friedrich hatte bereits die Univerſität bezogen, und Guſtav war bei demſelben Regiment Fähndrich geworden, in welchem Curt ſchon als Offizier ſtand. — Beide Brüder waren als Muſter der Ordnung und Redlichkeit geachtet und geliebt; ſie hatten das Ihrige tüchtig gelernt, der eine im Civil= der andere im Militärſtande, und berechtigten zu den ſchönſten Hoffnungen. Da brach ein Krieg aus, das Vaterland wurde unverſchuldet mit einem mächtigen Nachbarſtaate in Streit und Kampf verwickelt, es ſollte ſich unter die Anmaßungen eines fremden Volkes beugen, und ſeine Selbſtſtändigkeit verlieren. Und der König rief endlich ſein Volk zu den Waffen; Freiwillige ſtellten ſich in die Reihen der Streiter, um das Vaterland zu vertheidigen und den deutſchen Namen zu ſchützen. Auch Friedrich meldete ſich als Freiwilliger bei dem Regimente ſeines Bruders, und wurde hier, wegen ſeiner tüchtigen juriſtiſchen Kenntniſſe als Auditeur angeſtellt. Beide Brüder waren erfüllt von Muth und Vaterlandsliebe, und konnten ſich daher mit ihrem ehemaligen Bekannten dem Lieutnant Curt nicht verſtändigen, der mit vielen Verhältniſſen und Einrichtungen ſeines Vaterlandes unzufrieden war, ſich ſelbſt nicht geachtet genug glaubte, die Schuld davon nicht auf ſich, ſondern auf die Menſchen um ſich her ſchob, und deshalb dem fremden jetzt feindlichen Volke ganz beſonders zugethan war, weil er meinte, es ſei dort die goldene Freiheit zu finden, und dort das Glück leichter zu erhaſchen, wo man nicht ſo wie hier allenthalben an die Schranken der Ordnung anſtoße. Der verſtändige Friedrich mochte ihm dagegen einwenden was er wollte, er mochte ihm die ſprechendſten Beweiſe von der Weisheit und Tugend des Regenten, von den Fortſchritten des Staates in Künſten und Wiſſenſchaften, von der vortrefflichen Geſetzgebung anführen, Curt blieb doch bei ſeiner Behauptung: Es gebe hier kein freies ungebundenes Leben, und der Begriff von Vaterlandsliebe ſei eigentlich ein Hirngeſpinnſt, und könne nur ſo lange aushalten, als das Vaterland alle unſere Wünſche und Erwartungen erfüllte. Die beiden Brüder zogen ſich von Curt zurück, denn ſie fühlten, daß derjenige entweder nicht gut oder nicht glücklich ſein könne, dem die Liebe zum Vaterlande fremd ſei.

Das Regiment ſtand dem Feinde gegenüber, und Curt hatte einen Vorpoſten zu commandiren. Wie er nun an keine Ordnung und an kein Geſetz gewöhnt war, wie er von Jugend auf nur ſeinen Anſichten und Neigungen folgen mochte, wie er dadurch auch verlernt hatte, das hoch zu achten, was dem Menſchen ſonſt ſo heilig iſt; ſo machte er ſich auch jetzt kein Gewiſſen daraus, Pflicht und Ehre zu verletzen, das Vaterland zu verrathen und zum Feinde überzugehen.

„Ich will nicht in den Feſſeln leben, die ihr kurzſichtige Menſchen Pflicht und Gewiſſen nennt!" ſchrieb er in einem Briefe, den er an Friedrich zurückgelaſſen hatte: „Die ganze Erde gehört dem Menſchen, er kann ſich aufhalten, wo es ihm am beſten gefällt, und iſt ein Dummkopf, wenn er an der Sandſcholle kleben bleibt, die der Thor ſein Vaterland nennt. Ich verlaſſe eure pedantiſche mir widrige Gemeinſchaft, und gehe dorthin, wo ungebundene Freiheit wohnt; in Euren Geſinnungen und Vorſtellungen beruht keine Kraft, keine Begeiſterung, ihr müßt jedenfalls unterliegen, ich aber will bei den Siegern ſtehen. Lebt wohl, ich werde mich der Beſiegten annehmen!"

Friedrich las dieſen Brief mit Kummer, und es war ihm ein höchſt ſchmerzliches Gefühl, als Auditeur die Unterſuchung gegen den Ueberläufer Curt führen und ſeinen Namen ſogar an den Galgen ſchlagen laſſen zu müſſen.

Die feindlichen Heere waren immer näher an einander gerückt, eine Schlacht begann, und das Regiment, in welchem Guſtav die Fahne trug, bildete die äußerſte Spitze des linken Flügels. Der Feind hatte in der Nacht dieſen Flügel umgangen, mit großer Uebermacht ſtürzte er ſich auf denſelben und brachte ihn zum Weichen. Die feindliche Cavallerie hieb auf Guſtavs Regiment ein, und

Digitized by Google

Digitized by Google

1835.

Die Fahne No II.

drängte es bis an das Ufer eines reißenden Stromes zurück; die Glieder waren zerriſſen, die Nebenleute von Guſtav waren gefallen, er ſtand mit der Fahne faſt noch allein. Da kam ein Trupp feindlicher Reiter auf ihn zugeſprengt; der Offizier der ihn führte, war Curt, er erkannte den Fahnenträger, und rief ihm hohnlachend zu: „ergib Dich Du Vaterlandsvertheidiger, Deine Fahne ſei meine Beute!" Guſtav ſah, es war keine Rettung mehr, aber die Fahne ſollte nicht in Feindes Hand gerathen; er wendete ſich ſchnell ab, hüllte ſich dicht in die theure Fahne ein, und ſtürzte ſich vom ſteilen Ufer in die Fluthen des Stromes. —

(Siehe die Abbildung Nro. II.)

Die Reiter hielten erſtaunt ihre Roße zurück, keiner wagte den gefährlichen Sprung ihm nach, ſie mußten zuſehen, wie der Fluß den mit dem Tode ringenden, ſeine Fahne feſt umklammernden Jüngling ruhig mit ſich fort trug.

Als der Abend nahte, war die Schlacht entſchieden, die Feinde waren geſchlagen und der Ueberläufer Curt gefangen genommen worden. Man führte ihn vor das Zelt ſeines Generals, wo auf einer Bahre Guſtavs Leichnam lag, an ſeiner Seite die gerettete Fahne. Friedrich der neben dem Todten ſtand, wendete ſich zu Curt mit der ernſten Frage: „Wer von Euch beiden iſt jetzt der Sieger? wer möchteſt Du jetzt lieber ſein, Curt oder Guſtav?" — Der Gefragte antwortete mit niedergeſchlagenem Blicke: „ich möchte Guſtav ſein!" — Er wurde hierauf abgeführt, und noch am ſelbigen Abend erſchoſſen.

Als nach beendigtem Kriege Friedrich ſeinen Vater beſuchte, empfing ihn der Feldwebel mit entblößtem Haupte an der Thür, und als der Vater den Sohn gerührt an ſeine Bruſt drückte, und den Namen Guſtav leiſe ausſprach, nahm der Feldwebel die Krücke, zeigte auf den eingeſchlagenen Nagel, drückte ihn an ſeinen Mund, und rief: „Achtung! präſentirt das Gewehr!" — „Hoch lebe König und Vaterland!"

Guſtav Waſa in Dalekarlien.

Als nach Stenon's Tode ein Preis auf Guſtav's Kopf geſetzt wurde, und Chriſtiern die unerhörteſten Grauſamkeiten in Schweden ausübte, floh der unglückliche Waſa in Dalekarliens Hochgebirge, in der Hoffnung, bei dieſem biedern Volke Schutz zu finden. Seine Hoffnung täuſchte ihn nicht, allein ehe ſie erfüllt wurde, hatte er noch große Prüfungen und Gefahren auszuſtehen.

Damals fand man in Dalekarlien noch keine Städte. Die Bergwerke, welche noch jetzt das beſte Kupfer liefern, wurden zwar ſchon bearbeitet; ſie waren, ſo wie das Land, ein Eigenthum der Krone, die Einwohner aber hatten ihre eigenen Freiheiten, auf welche ſie ſehr eiferſüchtig waren. Die Könige durften niemals Truppen dahin ſchicken, und wenn ſie dieſe Provinz beſuchen wollten, ſo mußten ſie immer vorher die Freiheiten des Landes feierlichſt beſtätigen.

Hieher floh Guſtav, als Bauer verkleidet. Er nahm einen Gebirgsbewohner zum Führer, welcher ihn aber bald rein ausplünderte, und hülflos in der Mitte der Wälder und Gebirge zurückließ. Nach vielen Leiden und Beſchwerden kam er endlich in den Bergwerken von Fahlun an, wo er ſich, da er vor der Hand ſich Niemanden anzuvertrauen wagte, und um den Geiſt der Einwohner beſſer kennen zu lernen, als Arbeiter verdingte. Hier arbeitete der unglückliche Fürſt geraume Zeit, wie der ärmſte ſeiner Unterthanen, und athmete die dicke Luft, welche jedem Ungewohnten faſt unerträglich iſt.

Auch in dieſer unterirdiſchen Wohnung hatte Guſtav keine Ruhe. Sein Aufenthalt wurde verrathen, und er mußte fliehen. Er floh in eine nahe bei Fahlun auf einem Hügel gelegene Wohnung eines Edelmanns, welcher in der Armee gedient und welchem der Fürſt einſt Wohlthaten erzeigt hatte. Hier wurde er von der ſchimpflichen Gefangenſchaft, und vielleicht von dem grauſamſten Tode, durch die Geiſtesgegenwart eines großmüthigen Weibes gerettet.

Digitized by Google

Der Edelmann, Pearſon war ſein Name, nahm den Fürſten gütig auf. Er verſicherte ihn ſeiner Treue, lud ihn ein, ohne Furcht einer Entdeckung in ſeinem Hauſe zu bleiben, und erbot ſich, in dem Lande umher zu reiſen, und die Einwohner zur Vertheidigung ihres rechtmäßigen Fürſten aufzufordern. Guſtav nahm ſein großmüthiges Erbieten freudig an, verſicherte ihn zum voraus einer königlichen Belohnung, und Pearſon reiſte ab, allein nicht, um dem Fürſten Hülfe zuzuführen, ſondern um ihn an ſeine Feinde zu verrathen. Er verſprach ſich von Chriſtiern eine ſicherere Belohnung, als von dem hülflos umherirrenden Guſtav und benachrichtigte daher den zunächſt ſtehenden feindlichen Poſten, daß der Fürſt in ſeinem Hauſe ſich befinde. Man kam überein, daß Pearſon, um allen Verdacht des Verrathes zu vermeiden, ſeine Abweſenheit verlängere, und während dieſer Zeit ein Offizier mit ſeinen Leuten den Prinzen gefangen nehmen ſollte.

Der Abrede zufolge erſchien der Offizier mit gewaffneter Macht vor Pearſons Hauſe, ließ alle Zugänge beſetzen, und begab ſich hinein, um den unglücklichen Guſtav zu verhaften. Dieſer befand ſich eben, immer als Bauer gekleidet, mit der Hausfrau in der Küche, und war beſchäftigt, mit einem Meſſer einen Stock zuzuſchneiden. Nachdem der Offizier ſich erklärt hatte, daß er käme, im Namen des Königs Chriſtiern, den Rebellen Guſtav, welcher in ihrem Hauſe ſich aufhalte, zu verhaften, antwortete die Frau, welche von den Abſichten ihres Gatten nichts gewußt hatte, und ſie verabſcheute, ohne aus der Faſſung zu kommen, ſchnell: wenn dies der junge Edelmann iſt, welchen mein Mann vor einigen Tagen hier aufnahm, und welcher immer ſo traurig iſt, ſo wird es keine Mühe koſten, ſich ſeiner zu bemächtigen, da er immer unbewaffnet iſt. Er befindet ſich eben in dem nahe gelegenen Wäldchen. Nun, fuhr ſie zürnend fort, indem ſie ſich an Guſtav wendete, welcher ungeſtört an ſeinem Stock fortarbeitete, warum ſtehſt du nicht auf vor des Königs Abgeordneten? Gehe, indem ſie ihm einen tüchtigen Schlag gab, und ihn in eine nahe gelegene Kammer ſtieß, den Schlüſſel zu ſich ſteckte, du wirſt immer ein ungeſchliffener Bengel bleiben. Verzeihen ſie, ſagte ſie dann zu dem Offizier, indem ſie ihn höflich in ein anderes Zimmer nöthigte, meine Hitze, allein dieſer junge Menſch bringt durch ſeine Ungeſchliffenheit meine Geduld nur gar zu oft aus dem Gleichgewichte.

Der Offizier, welcher keinen Verdacht hatte, ließ ſich die Bewirthung herrlich ſchmecken, und trug ſeiner Mannſchaft auf, Guſtav auf ſeinem Spaziergange aufzuſuchen, und ſich ſeiner zu bemächtigen. Er hatte kein Arges daraus, daß ſeine dienſtfertige Wirthin ihn bald auf einige Augenblicke verließ. Sie eilte, um Guſtav zu retten. Sie zeigte ihm in der Kammer den Schlauch eines Abtrittes, welcher an den nahe gelegenen See führte, wies ihn an einen ehrlichen Geiſtlichen, bei welchem er Schutz und Sicherheit finden ſollte, und eilte dann mit klopfendem Herzen zu ihrem Gaſt zurück. Guſtav entkam auf dem angezeigten Wege glücklich, bemächtigte ſich eines Fiſcherkahns, welcher ihn über den See brachte, wurde von dem Geiſtlichen freundlich aufgenomen, und ſah bald um ſich eine Anzahl treuer Dalekarlier vereinigt, welche ihm zu ſchützen ſchwuren. An ihrer Spitze zog er offen gegen ſeine Feinde zu Felde und wurde der Held und Befreier ſeines Vaterlandes von fremden Joche.

Verſchiedenes.

Ein Einwohner von Southampton hat 14,000 Bouteillen theils ſelbſt gefüllt, theils füllen laſſen, womit? — Mit 6000 Exemplaren einer Ueberſicht der allgemeinen Geſchichte. Dieſe Bouteillen wurden, wohl verſchloſſen und verſiegelt, in tiefen Eishöhlen von Grönland niedergelegt, damit im Fall einer partiellen Zerſtörung unſeres Erdballs ſie die künftigen Generationen von der Geſchichte unſerer jetzigen Welt unterrichten möchten.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Paſsau von der Inn-Seite.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Des Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 15 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. 4 „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Paſſau von der Innſeite.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLV.

Paſſau, die Hauptſtadt des Unterdonaukreiſes im Königreich Baiern, liegt in einem tiefen Thale, das, auf beiden Seiten von Gebirgen eingeſchloſſen, einen ſehr maleriſchen Anblick gewährt, und beſonders durch die ſich hier vereinigenden bedeutenden Ströme, die Donau und den Inn, welche noch einen dritten kleinern, die Ilz brüderlich in ſich aufnehmen, ungemein belebt wird. Hier war es, wo die Römer bei ihrem Vordringen nach Deutſchland im erſten Jahre nach Chriſti Geburt am rechten Ufer des Inn bereits eine Wohnſtätte der Bojer Bojudunum vorfanden. Alsbald die günſtige Lage dieſes Thales zu größeren Unternehmungen erkennend, erbauten ſie auf dem Hügel der Landſpitze, welche ſich zwiſchen beiden Flüſſen bis zu ihrer Vereinigung hinzog, zur Station einer Kohorte bataviſcher Krieger ein Kaſtell, Castra batava. Bald ſiedelten ſich auch Koloniſten hier an, und die werdende Stadt führte fortwährend den Namen der Batavenſtadt, Batavia, woraus nach und nach der deutſche Name Paſſau entſtand.

Die Stadt Paſſau beſteht gegenwärtig aus der innern oder eigentlichen Stadt und den Vorſtädten Innſtadt, Anger und Ilzſtadt. Alle dieſe einzelnen Theile läßt uns, freilich nur zuſammengedrängt, unſere Abbildung in einer Nachmittagsbeleuchtung überſchauen. Beſonders impoſant iſt der Rückblick auf die innere Stadt, die mit ihren ſchönen Kirchen, hohen Thürmen und vielen anſehnlichen Gebäuden auf der glänzenden Waſſerfläche wie ein majeſtätiſches Schiff daher zu ſchwimmen ſcheint. Faſt in der Mitte der Stadt und in der erhabenſten Gegend derſelben, einem größtentheils auf Felſen angeſchwemmten Hügel, ragt die, dem Schutzheiligen des Biſthums, dem Martyrer Stephanus geweihte Domkirche empor, ein anſehnliches, von Quaderſteinen aufgeführtes Gebäude. Der hohe Kuppelthurm auf der Hinterſeite, ſowie die zwei maſſiven viereckigen Thürme nebſt dem Hauptportale auf der Vorderſeite geben dieſer Kirche ein ſtattliches Anſehen. Die Anlagen des Innern, beſonders die des Chors, ſind eben ſo großartig, als prachtvoll. Die Decke im Innern iſt mit einem Alfresco-Gemälde von einem italieniſchen Meiſter geziert, und nimmt ſich bei der auſſerordentlichen Höhe des Gewölbes, welches von zwei Reihen Pfeilern getragen wird, ſehr gut aus. Alle Arten von Verzierungen ſind faſt bis zur Ueberladung angebracht und ſelbſt das Pflaſter der Kirche beſteht aus ſchönen Marmorplatten.

Zunächſt dem Dome liegt die ſtattliche Michaels-, jetzt Studienkirche, welche durch einen Gang mit dem weitläufigen Jeſuiten-Collegium in Verbindung ſteht. Faſt ganz auf der Spitze der Halbinſel liegt das uralte Frauenſtift Niedernburg. Die Entſtehung deſſelben iſt folgende: Die Avaren, ein wildes Nomadenvolk, hatten nach wiederholten Einfällen das ſchon von den Römern erbaute glänzende Lauriacum (Lorch) völlig zerſtört. Der dortige Erzbiſchof Vivilo flüchtete nun im Jahr 737 mit der ganzen Geiſtlichkeit und den gottgeweihten Jungfrauen nach Paſſau, wo ſie unter dem frommen baieriſchen Herzoge Odilo Schutz und gütige Behandlung fanden. Sie bewohnten

Digitized by Google

das Frauenkloſter Niedernburg, das ſich in der Folge groſes Beſitzthum und wichtige Vorrechte erwarb und mit Recht zu den anſehnlichſten Stiften gezählt wird. Im Jahr 1662 zerſtörte indeß ein ſchrecklicher Brand alle Gebäulichkeiten gänzlich, und das jezt aufgebaute Frauenkloſter dient zum Lokal der Induſtrieſchule, ſowie der Werk- und Feiertagsſchulen für die weibliche Jugend.

Viele andere anſehnliche Prachtgebäude zieren dieſe ſchöne Stadt, unter andern die Franziskanerkirche, die Stadtpfarrkirche zu St. Paul, das Regierungsgebäude und das Dikaſterialhaus. Längs des Innſtromes zieht ſich die ſogenannte Promenade, ein ſchöner, von hohen Kaſtanienbäumen beſchatteter Weg hin, welcher in neuerer Zeit beſonders dadurch gewonnen hat, daß man von da im Jahr 1816 durch den ſogenannten fünfeckigen Thurm einen Durchgang nach den Lindenalleen in der Vorſtadt St. Nikola eröffnete.

Nur hie und da erblickt man noch alte Thürme und Ueberreſte der alten Stadtmauern, welche indeß kein weiteres geſchichtliches Intereſſe darbieten.

Ueber den Inn führt eine zierliche Brücke, welche 340 Schritte lang und auf 12 Pfeiler geſtüzt iſt. Ein Thurm mit einem Bogen, worin einſt Gefängniſſe waren, führt in die Innſtadt, welche auf unſerem Bilde in dunkler Ferne liegt. In der Mitte des ziemlich hohen Berges, an deſſen Fuß die Innſtadt zum Theile ſich hinzieht, liegt das ſeit 1803 aufgehobene Kapuzinerkloſter, nun größtentheils in Ruinen. Ganz oben auf der Bergeshöhe, welche über die Stadt und die ganze Umgegend einen überaus ſchönen Anblick gewährt, ſteht die berühmte Wallfahrtskirche Maria-Hilf, welche einen unermeßlichen Reichthum verbirgt. Man ſieht hier ſilberne Arme, Beine u. ſ. w. in groſer Menge, und ganz neuerdings wurde der Hochaltar mit groſen ſtark überſilberten Säulen, vergoldeten Kapitälern und ſchweren ſilbernen Leuchtern, wovon einer 600 Gulden koſtete, geſchmückt.

Auch über die Donau führt eine Brücke nach den, jenſeits dieſes Fluſſes gelegenen Stadttheilen Anger und Ilzſtadt. Sie iſt 677 Fuß lang und ruht auf 7 Granitpfeilern.

Der größere Theil der Einwohner von Anger beſteht aus Fiſchern und Schiffern. Beſonders bemerkenswerth iſt in dieſem Theile der Stadt der ſogenannte Park mit ſchönen ſchattigen Spaziergängen, der ſich eine halbe Stunde weit den Berg hinaufzieht. Unfern davon ſteht das alte Schloß Niederhaus, welches gegenwärtig durch künſtliche Feſtungswerke mit der auf der Spitze des Berges liegenden Feſtung in Verbindung ſteht. Hier wurden in alter Zeit die Paſſauiſchen Landtage gehalten. Die Felſen, auf denen das Niederhaus ſteht, ließen zwei Fürſtbiſchöfe neuerer Zeit durchgraben und zur ungehinderten Communication zu Lande zwiſchen der Stadt, dem Oberhaus und dem ganzen Ilzthale eine fahrbare Straße hier anlegen. Treten wir nun durch dieſen ſtaunenswerthen Felſendurchbruch, ſo ändert ſich plötzlich die Scene; die eigentliche Stadt Paſſau verſchwindet; die ruhige Ilz fließt einige Schritte vor unſern Blicken in die Donau, und am jenſeitigen Geſtade derſelben ſtehen die kleinen, unanſehnlichen Gebäude der Ilzſtadt. Von hier aus ſteigt man zum Schloſſe Oberhaus empor, das in neuerer Zeit zu einer bedeutenden Feſtung gemacht wurde. In Friedenszeiten befinden ſich hier ſtets 130 Mann nebſt dem commandirenden Major. Der Fremde verſäume nicht, ſich von demſelben die Erlaubniß zum Beſuche der äuſſern Werke zu verſchaffen. Wie ein Panorama liegt vor demſelben mit ſeinen Straßen, Kirchen und übrigen Gebäuden, eng umſchlungen von den beiden Strömen, der Donau und dem Inn, das ſchöne Paſſau ausgebreitet in der Tiefe des freundlichen Thales.

Eine Nacht auf dem Schloſſe Arnsperg.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. XXIII.)

Die öffentliche Beichte war beendigt; die andächtige chriſtliche Gemeinde hatte ſo eben ſtill und bedächtigen Schrittes das Gotteshaus zu Bärenthal verlaſſen, als der Pfarrer, dem erſt kürzlich in Dienſt getretenen Schullehrer die Weiſung gab, in dem Hauptorte der Conſiſtorialkirche, ein auf das morgende Pfingſtfeſt ſich beziehendes Geſchäft zu beſorgen. Glückliche Verrichtung wünſchend richtete der Pfarrherr ſeine Schritte zur Behauſung, während, den gewichtigen Kirchenſchlüſſel abziehend, der,

Digitized by Google

Eine Nacht auf dem Schloſſe Arnsperg.

Digitized by Google

den Kirchendienſt verſehende Lehrer, mit der bevorſtehenden Reiſe am heißen Nachmittage beſchäftigt, zu ſich ſelbſt ſprach: nun es iſt und bleibt einmal wahr: „im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen.“ —

Bis Abends, meinte der reiſefertige Kirchendiener zu ſeiner Ehehälfte ſich wendend, bis Abends gedenke ich die 2 Stunden hin und 2 Stunden her zurück gelegt zu haben. Das Abendgeläute werde ich alsdann noch beſorgen und dann ſoll Ruhe bis zum Feſttagmorgen den Müden lohnen. Nach kurzem Abſchiede wanderte er dahin den ſtaubigen Weg der durch die Thäler nach Oberbronn führt.

Aber hätte der Schulmeiſter zu Bärenthal durch Glockengeläute das Feſt der Gemeinde verkündigen ſollen, ſo wäre es unverkündet geblieben für diesmal; und hätte nicht die beſorgte Schulfrau zwei Büblein angeſtellt daß ſie läuten möchten, ſo wäre es geſchehen zu Bärenthal wie in manch anderer lieben chriſtlichen Gemeinde, wo die Nacht in den Tag bricht noch ehe die Abendglocke läutet, und wo vor lauter Geſchäften an den lieben Feierabend gar nicht gedacht wird. Aber am Abend vor Pfingſten wars des Schulmeiſters Schuld wenigſtens nicht. Hat er vielleicht einen Aufenthalt gefunden wo ſchon mancher ſeiner Amtsbrüder und nicht wenig andere ehrliche Leute hängen blieben, beim Löwen oder beim Bären, in der Krone oder der Blume? Diesmal irrt ſich der Leſer wenn er ſolche Vermuthung hegt, denn nur in der Roſe leerte der Schulmeiſter ſein Schöpplein und eilenden Schritts kehrte er, nach glücklich vollbrachtem Geſchäfte, in ſein heimiſches Thal zurück.

Noch vergoldeten die Strahlen der ſcheidenden Sonne die Gipfel der Berge und der Bäume, hie und da fiel ſelbſt ein Lichtſtreif auf ſeinen Pfad als er die Trümmer des Schloſſes Arnsperg auf hohem Fels erblickte. Leichter und bequemer mags wohl ſonſt einſt geweſen ſein, dies Felſenneſt zu beſteigen, aber nun iſts mühſam und ſchwer, und wenn nicht ein Baumſtamm als Leiter dienend der Neugierde des Wandrers zur Hülfe daſtände, ſo würden die Vögel, die im alten Gemäuer niſten, noch viel ſeltener im alleinigen Beſitze der ſchauerlichen Ueberreſte des Schloſſes geſtört.

„Iſts nicht noch frühe? und komm ich doch noch vor Abend nach Hauſe, ſprach zu ſich ſelbſt der, in die Betrachtung der Trümmer der Vorzeit verſunkene Schulmeiſter, wer weiß es wenn ſich mir wiederum die Gelegenheit ſo günſtig darbietet den Fels zu beſteigen, die Badgäſte aus Niederbronn haben ja ſchon oft das Wagſtück unternommen, drum friſch ans Werk! und auch ich kann dann ſprechen: dort oben bin ich geweſen und habe die Sonne hinter die fernen Berge ſchwinden ſehen!“ Kletternd und klimmend am aſtigen Stamm, langt auch wirklich der Schulmeiſter oben an, er ſchwingt ſich behende auf den bemooſten Fels, mit einem tief aus der Bruſt dringenden freudigen Gottlob! — aber ach! — durch die Kraft des Fußes ſtößt er den nur angelehnten, als Leiter dienenden leichten Baumſtamm hinter ſich um — und der Rückweg war ihm abgeſchnitten. — Da ſteht er nun als Gefangener auf der alten Burg; ſenkrecht der Fels unter ihm und über ihm der Abendhimmel, denn ſchon war die Sonne hinab geſunken und in Nebel und Dämmerung verhüllte ſich das Thal. — Wo der Aermſte lieber geweſen wäre als da oben im alten Gemäuer, das wird ſich der geneigte Leſer wohl denken, aber empfinden kann er nicht mit ihm die Angſt und die Unruhe welche ihn erfüllt, die ihn auf dem Felſen umher treibt. Fernhin ſchickt er die rufende Stimme, das Echo und das Pochen des Hammers auf dem Eiſenwerke antworten allein ſeinem Angſt- und Hülferufe; vergebens durchdringt er mit ſtutzendem Blicke den in abentheuerlichen Geſtalten aus den Thäler ſich erhebenden Nebel, das Auge kann den Retter nicht erſchauen. Da war kein Förſter, ſo fleißig er auch ſonſt die Reviere begeht, da war kein Holzhauer, ſo oft auch ſonſt die Axt im Walde erklingt. Immer düſtrer wirds um ihn her und nur die ſchwarzen Umriſſe der Berge begrüßen ſeinen Blick. Hatte er auch nie einen böſen Tag erlebt in ſeinem ſtillen gemüthlichen Leben, ſo ſah er doch jetzt keiner guten Nacht entgegen. Hoch auf dem ſteilen Felſen thronend, wo Fledermaus und Käuzlein in immer engern Kreiſen ihn umſchwirren, ſehnt er ſich hinab ins Thal; aber alle Verſuche zur Rettung ſcheiterten an der Unmöglichkeit; — dort unten liegt der aſtige Stamm der treulos bis hierher den Weg ihm bahnte, aber ach! wo iſt die Hand, die zum Ret-

Digitized by Google

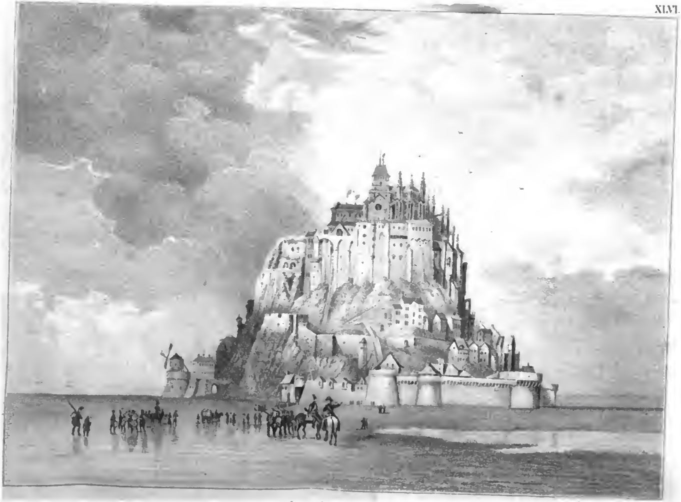
tungsbaum ihn errichte? Tauſend ängſtliche Gedanken durchkreuzen ſeinen aufgeregten Geiſt — jezt ertönt ihm der verſpätete Schall der Glocke, die das morgende Feſt verkündet, er iſt ihm bekannt, er ſelbſt ſollte ja läuten. Die Sehnſucht nach der Heimath die ihm ſo nahe und doch unerreichbar liegt, der Vorwelt Schauer die ihn umgeben, das Vorgefühl der pfarherrlichen Steafpredigt die ihm unausbleiblich bevorſteht, ergreifen ihn wechſelsweiſe bis endlich, in ſein Schickſal ſich ergebend, er auf weichem Mooſe zwiſchen Felſentrümmern ſein nächtliches Lager ſucht. So ſchön auch dee Sternhimmel in Millionen Welten über ihm ſteahlet, ſo melodiſch die Nachtigall und die nächtliche Lerche ihre Stimmen eeſchallen ließen, er achtete nicht darauf; nur die nächſte Zukunſt, der morgende Gottesdienſt bei dem ſeine Gegenwart in ſo vielfacher Hinſicht unentbehelich war, und bei welchem zu erſcheinen er beinahe veezweifelte; dieſe Gedanken hatten ſich ſeiner bemeiſtert und verfolgten ihn peinigend, bis endlich die wohlthätige Hand des Schlafes auch ſeinen Sorgen ein Ende machten und ihn, den Müden, in Schlummer wiegte. Nicht lange mochte er alſo gelegen ſein als durch ein Bogenfenſter des Thurms ein Paar feurige Augen auf den armen Geängſteten ſich richteten: er wollte fliehen und konnte nicht, er wollte ſein Ange abwenden von dem durchdringenden Blicke der zur kreiſenden Flamme wuede und von welchem alles Licht auszugehen ſchien, und war es nicht im Stande. Gelähmt und in ſchrecklicher Angſt vergehend vermochte er kein Glied zu bewegen, weder zur vergeblichen Vertheidigung, noch zur eitlen Flucht. Langſam und ſchauerlich knarrend that ſich eine Pforte auf, früher hatte er ſie im zerfallenen Gemäuer nicht bemerkt, aus ihr gingen hervor ganze Haufen reiſige Knechte, bewaffnet mit Schild und Speer und gehüllt in ſchwaeze Rüſtung, ſtumm und mit langſamem Schritt umkeeisten ſie den Fels, iheer wurden immer mehr, ſo daß es ſchien als vermöge des Felſens Fläche ſie nicht alle zu faſſen, immer näher kamen ſie, dem in ſeinem Winkel liegenden, anfangs unbemerkt gebliebenen Schullehrer, aber plötzlich waren aller Augen nue auf ihn, alle die blitzenden und ſchauerlich kalten Lanzenſpitzen nur gegen ſein ängſtlich pochendes Heez gerichtet, rettungslos ſchien er veeloren und doch vermochte kein Laut der gedrängten Beuſt ſich zu entwinden, er ſtarb tauſendfachen Tod, ſein Auge ſchloß ſich, er wollte ſeinen Mörder nicht ſchauen. — Aber vergebens war ſeine Furcht, vergebens das Erwarten des Todesſtoßes — verſchwunden wae plötzlich die Schaar der Lanzenträger und neben ihm ſtand ein Greis im ſchwarzen Gewand mit ſchneeweißem Bart. Sei willkommen o Fremdling, ſprach ee mit ernſtee und ſanfter Stimme zum Wiederauflebenden, ſei willkommen auf dee Burg meiner Vätee, längſt ſchon ſehne ich mich nach dir; ich kenne dich und durch dich wied mein Schickſal erfüllt. Mühſam und beſchwerlich iſt dein Stand, verkannt wird dein Eifer und dein Fleiß, unbelohnt bleibt deine Mühe und verkümmeet wird dir von manchen Seiten her dein ſo ſpaeſam dir zugemeſſenes tägliches Brod. Du bringſt Licht in die Hütte der Armuth, du verbreiteſt nützliche Kenntniſſe wo Unwiſſenheit und Aberglaube ſonſt wohnten; als einer dee nützlichſten Erdenbürgee wirkeſt du ohne Unteelaß aber ſo ſelten wird dein Thun gewüedigt, dein Leben fließt unbemerkt ach nicht immer ungetrübt dahin. Wiſſe, ich bin der Hüter eines in den unterirdiſchen Gewölben dieſes Schloſſes verborgenen Schatzes — und ſo lange muß ich der ſeligen Ruhe jenſeits entbehren, bis es mie gelungen durch dieſen Schatz eine Ungerechtigkeit dee Menſchen wiedee gut zu machen; einen Menſchen zu finden dee Gutes thut, ohne von denjenigen, an denen er es vollbringt, nach Verdienſt belohnt zu werden, der in Beſcheidenheit und Demuth wirket und doch nicht müde wird über dem Tagwerk dem er ſich weihte. Einen ſolchen Menſchen muß ich finden und zwar hier auf dieſes Felſens Höhe in der Mitternachtsſtunde, wenn die Kirche ihre höchſten Feſte feiert, und du biſt derjenige den ich ſo lange veegebens ſuchte, Heil mir und dir, ich habe dich gefunden! — Blicke hin auf jene feurigen durchdeingenden Augen die im Bogenfenſter funkeln, bemeeke wohin ſie ſich richten, ſie ſeien dein Wegweiſee, räume weg den Schutt, geabe unermüdlich in dem Gewölbe und du wirſt einen Schatz heben der mich ſo lange auf dieſer Erde zurück hielt, dee aber dich von Erdennoth und Nahrungsſorgen auf immer befreien wied. Lebe wohl und gedenke mein! — Lächelnd ſchied des Geeiſes Geſtalt und zeerann in leichten Nebel.

(Siehe die Abbildung.)

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedeuckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Mont St. Michel.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten.
Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh.
Mit den Compositionen Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11.- „ „
Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, auch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Mont St. Michel an der Normänniſchen Küſte.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLVI.

Auf dem Wege nach St. Malo liegt die kleine Stadt Avranches. Wenn man die Anhöhe erreicht hat, auf deren Rücken ſie gebaut iſt, überraſcht eine der ſeltſamſten Landſchaften das Auge. Dem Meere zu zeigt ſich eine weite Sandebene, von zahlreichen langſam hinſchleichenden Flüſſen bewäſſert; im Halbkreiſe ſchimmert der Ocean und am äuſſerſten Horizonte hebt ſich ein Felſencoloß einſam aus den Fluthen, der ſein thurmgekröntes Haupt ernſt und unheimlich wie ein ungeheueres Rieſengeſpenſt in die Wolken ſtreckt. Dieſe wunderbare Landſchaft beſteht aus den Marſchen und der Bay von Cancale; der Felſen mit ſeinen Zinnen und Kuppeln aber iſt Mont St. Michel, gleich berühmt als ein Sitz des Baal und des Jupiter, als heiliger Wallfahrtsort, als Kloſter und als Feſtung, jetzt aber berüchtigt als ein grauenvolles Staatsgefängniß.

Die früheſte Geſchichte der Normandie erwähnt dieſes merkwürdigen Ortes unter dem Namen Mons Belinus, den Berg des Baal, die geheiligte Wohnung der Druiden. Die Spitze des Felſens hatte damals die Form eines Altars und vor ihm rauchten Menſchenopfer den erzürnten Göttern. Als zur Zeit des Tiberius die Völker der galliſchen Nordküſte unter das Joch der Römer kamen, verloren jene mit ihrer Freiheit auch ihren Cultus. Mons Belinus wurde erſtürmt, und das Blut der letzten Druiden ſtrömte auf dem hohen Altar und in deſſen Vertheidigung dahin. Ein Tempel des Jupiter wurde darauf auf der geweihten Stelle erbaut. Aber lange thronte auch der neue Gott hier nicht. Als das berühmte Edikt Kaiſer Conſtantins des Großen im Jahre 313 allen Völkern des römiſchen Weltreichs Glaubensfreiheit ſchenkte, und nun Jeder den Schöpfer und Erhalter des Weltalls in ſeiner eigenen, frei gewählten Weiſe und Form verehren durfte, gaben die Bewohner dieſer Gegend den verhaßten Römergottesdienſt auf und erfaßten mit Eifer die chriſtliche Lehre. Sie vertrieben die Prieſter und ſtürzten den Tempel in Trümmer. Statt jener ließen ſich fromme, chriſtliche Einſiedler auf dem einſamen Felſen nieder und aus dem Geſtein des Tempels bauten ſie eine kleine dem Erzengel Michael geweihte Kapelle. Der im Geiſte des Volkes feſtgewurzelte Ruf der Heiligkeit des Orts machte dieſes kleine Gotteshaus bald zum Ziel der Wallfahrer aus den Chriſtenvölkern nah und fern, und von Opfern und Gaben aller Art erwuchs dem Kirchlein im Lauf der Jahrhunderte ein großer Schatz. Da ſoll dem Hüter deſſelben, dem heiligen Aubert, Biſchof von Avranches, in der erſten Stunde des achten Jahrhunderts der Erzengel erſchienen ſeyn, und ihm befohlen haben, daß er ſtatt des beſcheidenen Hüttchens ein prachtvolles Gotteshaus baue. Es thürmten ſich nun auf der Stelle des Kappellchens die Pfeiler und Gewölbe der ſchönſten Kirche. Die Höhlen der Einſiedler wurden zu Weinkellern der neuen Abtei eingerichtet, und die hagern ſich kaſteienden Einſiedler verwandelten ſich in praſſende fette Mönche. In ſpäterer

Digitized by Google

Zeit, als die Normandie zum Schauplatze des Kampfes zwiſchen den Engländern und Franzoſen wurde und die Partheien die wichtige feſte Lage des Ortes erkannten, verſetzte man die Mönche, und das Kloſter wurde Feſtung, die bald den Ruf der Unbezwinglichkeit erhielt. Im Jahre 1423 ſtürmte ein brittiſches 15000 Mann ſtarkes Belagerungsheer acht Tage lang dieſen einſamen, durch eine Hand voll Franzoſen vertheidigten Felſen, die ſich mit dem Geſtein ihrer Mauern und mit Felſenblöcken heldenmüthig wehrten. Aber vergebens ſtürmten die Britten hinan; ſie ließen 2000 Mann ihrer Krieger vor dem Felſen liegen, und als das ſturmbewegte Meer ihre Werke zertrümmerte und ihre Flotte zerſtreute, zogen ſie ab. Zum Andenken dieſer glücklichen Abwehr, deren Erfolg der Aberglaube jener finſteren Zeit dem unmittelbaren Beiſtande des Himmelsfeldherrn zuſchrieb, ſtiftete Ludwig XI den Orden des heiligen Michael, der noch jetzt einer der höchſten Frankreichs iſt. Die neuere Kriegskunſt hat dem Platze ſeine frühere Wichtigkeit genommen, und in unſerer Zeit iſt St. Michel ein Kerker für Staatsgefangene geworden. In den Kaſematten ſchmachtet jetzt mancher unruhige Kopf, der ſtatt der geſetzlichen Freiheit eine zügelloſe herbeiführen wollte, und in die tieferen Verließe, in die fürchterlichen Oubliettes, wird von Monat zu Monat ein Theil von dem gefährlichen Gährungsſtoffe abgeführt, der zum Eckel aller wohlgeſinnten und friedliebenden Bürger Frankreichs Ruhe fortwährend erſchüttert.

Unſer Bild giebt die Anſicht des merkwürdigen Ortes zur Zeit der Ebbe, wenn die Wogen den Meeresboden verlaſſen haben. Dann findet eine Landverbindung mit der Küſte Statt, die jedoch, wegen der ſo bald wiederkehrenden Fluth, nur mit Lebensgefahr benutzt werden kann.

Eine Nacht auf dem Schloſſe Arnsperg.

(Beſchluß von Seite 196.)

Mit erneuter Kraft erhob ſich der freudig Ueberraſchte, er blickte hin nach dem Bogenfenſter, feurig rollten die Augen, ſie richteten ſich endlich ſtarr auf einen Steinhaufen, nicht weit von dem Orte wo der Forſchende ſtand, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte räumte er den Schutt hinweg, keuchend und ächzend grub er mit Hacke und Spaten immer tiefer und tiefer und — o der Freude, auf eine eiſerne Truhe fiel ſein letzter kräftiger Streich, der Deckel ſprang auf und was dem Armen bisher ſo oft gemangelt hatte, hier lag es in blinkenden Gold- und Silbermünzen alten Gepräges vor ſeinen vom Glanz geblendeten Augen, ſchnell bückt er ſich nieder nach der koſtbaren Laſt, aber ſein Kopf ſtieß an harten Stein — er erwacht — alles war nur ein täuſchender Traum und im Oſten dämmert der Morgenröthe roſiges Licht. —

In Unruhe und Beſorgniß verlebte die junge Schulfrau dieſe Nacht, ſie konnte ſichs nicht erklären warum und wo ihr Eheherr ſo lange verweile. Der geneigte Leſer weiß zwar welcher Unfall, gleich einem unauflöslichen Zauber, den Armen fern von Hauſe gebannt hielt, aber der zagenden Ehehälfte war dies unbekannt. Wie mancherlei Gedanken und Vermuthungen ſtiegen in ihr auf, bald gewann Angſt, dann wieder Unwille in ihr die Oberhand, bald bereitete ſie ſich vor in ihrem gerechten Eifer auf einen derben Empfang des Ausbleibenden, bald machte ſie ſich ſelbſt Vorwürfe über ihre Liebloſigkeit, denn nur ein Unfall, ſo meinte ſie weinend und ſchluchzend, konnte den Gatten vom Hauſe zurück halten — ſo durchwachte ſie ängſtlich die lange Nacht und mit dem erſten Morgenſchimmer, vor der Thüre der ärmlichen Wohnung ſtehend, richtete ſie ihre Blicke nach dem Weg auf dem der Mann ihres Herzens wahrſcheinlich daher kommen ſollte. Die Nachbarn waren aufgeboten um den Vermißten zu ſuchen, auf allen Pfaden eilten ſie dahin, aber zum Arnsperger Schloß richtete keiner ſeinen Schritt.

Die vom Morgenthau und vom harten Lager erſtarrten Glieder ausreckend, den Kopf und die Augen reibend, erhob ſich der ſo unſanft aufgeweckte Träumer — Gold und Schätze waren verſchwunden aber auch die feurigen Augen und Nachtgeſtalten des Traums erblickte er nicht mehr. — Nur zu ſchnell wußte er wieder wo er ſich befinde und gleich dem ehemaligen Herrn des Raubneſtes, deſſen unfreiwilliger Gaſt er für eine Nacht geworden war, begann er aufs neue, ſo weit ſein Auge reichte, alle Pfade und Wege nach einem willkommenen Wanderer zu durchſpähen. Ach, nicht frevelhaften Straßenraub wollte er an ihm üben, nein, blos um

Digitized by Google

einen Liebesdienſt wollte er ihn flehn; und gleich wie ſonſt das Horn von der Warte erſchallte, ſo ließ auch er jetzt den Hilferuf ertönen.

Wo aber in der Frühe des heitern Pfingſttag-Morgens ſchwarze Gewitterwolken aufſtiegen, das war auf der Stirne des würdigen Pfarrers zu Bärenthal — längſt ſchon war die Tagglocke geläutet, die Stunde des feierlichen Gottesdienſtes naht, das erſte Zeichen erſchallt, aus den Filialgemeinden ſammlen ſich ſchaarenweis die Glaubigen; das zweite Zeichen ertönt, länger als ſonſt denn es ſoll den abweſende Kirchendiener rufen — im grünen Sonntagsſtaat mit breitrandigem Hut erſchienen die Männer, mit Sträußern verſehen und in der blendend weißen geglätteten Haube die Mädchen und Frauen; — und kein Schullehrer erſcheint! — Mehr denn einmal vernahm man das Wort von unverzeihlichem Leichtſinn oder den Vorwurf der Nachläßigkeit aus dem Munde des in ſeiner Studierſtube unruhig umher ſich bewegenden Pfarrers. Das Numero des Geſangs war gewählt und bezeichnet, aber kein Schullehrer kam um es der Gemeinde zu verkünden; die Agende war gerüſtet aber der ſie tragen ſollte war noch nicht da. Wie oft wurde die Uhr gezogen um dem Zögernden die Minuten als letzten Termin des Auſſenbleibens zu beſtimmen, bald am Fenſter bald an der Thüre ſchweifte ſein forſchender Blick, oder horchte ſein lauſchendes Ohr. — endlich, es war ja nicht länger aufzuſchieben, ertönt der Befehl: ſo läutet in Gottes Namen!

Die Tagglocke, ſo wie die Töne des erſten und zweiten Zeichens erreichten auch das Ohr des Arnspergers in ſeiner Einſamkeit, jeder Ton war ihm ein Dolchſtich ins Herz, ein Vorwurf wegen verletzter Pflicht, ein bekannter Freundesruf dem er nicht folgen konnte. Ihm kam es vor als ſei er ausgeſchloſſen aus der Gemeinde, als deren zweites Haupt und Stütze er ſich nicht ſelten betrachtet hatte; wie entbehrlich mußte er ſich jetzt erſcheinen, da ohne ihn die Abend- und Frühglocke, das erſte und zweite Zeichen geläutet wurde — und da jetzt ſelbſt auch ohne ihn der Gottesdienſt beginnen ſollte. Wie oft dachte er: „wenn ich ein Vögelein wär'!" wie wünſchte er ſich „die Flügel der Morgenröthe," nicht um an das äußerſte Meer, ſondern ganz beſcheiden nach Bärenthal ſich zu begeben. — Aber vergebens — ſelbſt die Hoffnung ſank dahin, denn er wußte es wohl daß am Feſttagmorgen nur höchſt unwahrſcheinlich irgend ein Menſch dem Felſenneſte ſich nähern würde. Auf's höchſte war ſeine Angſt geſtiegen, da erblickt er von ferne einen Wandrer im Gebüſch, laut erhebt er ſeinen Noth- und Hülfsruf — aber ach, der erſehnte Retter ergreift ſchleunigſt die Flucht, denn bange Furcht hat ſich ſeiner bemächtigt und eines Kobolds Stimme wähnt er zu vernehmen aus der zertrümmerten Burg. Endlich hält der Fliehende an in ſeinem Lauf, ſcheu blickt er umher und nicht ohne Staunen erſieht er von fern eines Menſchen Geſtalt hoch oben auf dem Felſen. Neugierig naht er ſich wieder, erkennt bald den Vermißten und vernimmt ſeine klägliche Bitte um Hülfe; ſchnell iſt der rettende äſtige Baumſtamm aufgeſtellt, gleich an einer Himmelsleiter ſteigt der Schulmeiſter zur Erde hernieder und kaum hat er dem dienſtfertigen Retter gedankt als die Glocke im Bärenthal ertönt um die Gemeinde zur Kirche zu rufen.

Pfeilſchnell eilt er ſeines Wegs dahin, athemlos erreicht er das Dorf und ſeinen Ehrenplatz in der Kirche, kräftig ſtimmt er in das Loblied mit ein, es galt ja ſeiner eigenen Rettung. — Aber ſeit dieſem Abentheuer, ſo hat der Erzähler es als ſicher erfahren, ſoll der Schulmeiſter weder das Schloß Arnsperg noch ſonſt ein andres Schloß oder Haus zur Unzeit oder mit Gefahr ſeine Geſchäfte zu verſäumen je betreten haben — aber er iſt oft beſchäftigt mit der Deutung ſeines wunderſamen Traumes; wer die drohenden Kriegsknechte ſein mögen das hat er ſo ziemlich im Reinen — wann aber die Zeit erſcheinen werde da auch des Schullehrers Arbeit und Mühe mit zeitlichem Lohne vergolten werde, darüber erwartet er bis dahin noch Auskunft. — Möge dieſe Zeit nicht ferne ſein! —

Der Ritt am Pfingſtfeſte.

Der Sonnabend vor Pfingſten war angebrochen; aus dem Fenſter des finſtern Amthauſes blickte der junge Aktuarius in den friſchen Morgen hinaus, der erquickend über die Erde aufging. In den nahen Gärten ertönten die Lieder der Nachtigallen, auf dem Strome dort ſpielte der Morgenwind mit den Wimpeln der vorüberziehenden Schiffe, die Landſtraße entlang eilten Wanderer dem heitern Tage entgegen und ſangen ihr Morgenlied, von den Kirchthürmen der benachbarten Dörfer hallte das Glocken-

Digitized by Google

geläut zur Verkündigung des morgenden Feſtes; und hoch über dieſen Lebensbildern hinweg zogen glänzende Wolken ruhig ihre unbekannte Bahn, als wollten ſie die Gipfel der blauen Berge des Hintergrundes feſtlich ſchmücken.

Sei mir gegrüßt, Du ſchönes heiliges Feſt, ſprach der Aktuarius leiſe: zu welchem die Natur ſich ſelbſt mit Blüthen und Maien ſchmückt, die milde würzige Luft, wie der Hauch Gottes, alle Weſen erquickt, und alles was Odem hat den Herrn lobt. O dürfte ich doch nur diesmal die dunkle Stube hinter mir verſchließen und hinausziehen, ſo weit mich meine Sehnſucht trägt!"

Da trat der Oberamtmann ins Zimmer, wünſchte ſeinem Aktuarius einen guten Morgen, und ſagte: „Freund, Sie haben lange und fleißig hinter dem Schreibtiſch geſeſſen, legen Sie jetzt die Feder aus der Hand, die Akten bei Seite und feiern Sie zu Ihrer Erholung das Pfingſtfeſt in der freien Natur. Ihre Blicke haben oft ſchon ſehnſüchtig hinausgeſchaut, ich habe Sie belauſcht, und verſtanden. Beſteigen Sie mein Pferd, und nehmen Sie überdieß noch dieß Geſpann Füchſe mit auf die Reiſe, es wird Sie nicht ſtecken laſſen!" und hiermit zählte er ihm 6 glänzende Auguſt d'or auf den Tiſch, und rief zum Fenſter hinaus:

„Johann! ſattle den Braunen, und gieb auch die Halfter mit; der Herr Aktuarius ſoll in einer Stunde auf mehrere Tage verreiſen!" —

Der junge Mann nahm Geſchenk und Anerbieten des gütigen Oberamtmannes dankbar an, beſtieg den ſtattlichen Braunen, und ritt fröhlichen Herzens der ſächſiſchen Schweitz zu. — O wie erfreute ihn der Anblick der erwachten Natur, wie konnte er ſich nicht ſatt ſehen an Thal und Berg, an Feld und Wald und Strom. „Ja! rief er in inniger Erhebung aus: das iſt das heilige Feſt, wo Du, Vater im Himmel, Deinen Geiſt immer noch über alle Welt ausgießeſt!"

Er entwarf in Gedanken einen Reiſeplan, er überlegte, wo er übernachten, wo er Freunde aufſuchen, und ſie zur Begleitung mitnehmen wolle. Auf der Baſtei, dachte er, wirſt Du mit ihnen ſtehen, verſunken im Anſchaun der reitzenden erhabenen Naturbilder; dann willſt Du allein in den Amſelgrund hinabſteigen, und in der tiefen Einſamkeit dort ſelig ſein, willſt endlich in Schandau die Freunde wiederfinden, und mit ihnen auf dem Pfingſtballe dort Dich recht ſatt tanzen! —

So war er ſchon einige Stunden weit geritten, als er an einem kleinen einzeln liegenden Gaſthauſe anhielt, damit auch der Braune bei dem Pfingſtritte wohl gepflegt werden möge. Ein junges ſehr hübſches Mädchen fragte höflich nach ſeinem Begehr, brachte ihm dann Brod für das Pferd, und ſchöpfte ſelbſt einen Eimer Waſſer aus dem Brunen. Während ſie dieſen dem Braunen vorhielt, bemerkte der Aktuarius, daß bei aller ſcheinbaren Freundlichkeit dennoch Thränen in ihren Augen ſtanden, die ſie zu verbergen ſtrebte. —

„Du weinſt ja, mein liebes holdes Kind! ſprach er ſanft: bringt Dir denn das Pfingſtfeſt keine Freude?" — Das Mädchen konnte nicht antworten; da fuhr er fort: Sieh, wie ſchön und heiter iſt der Tag! — ich bin ſo froh, und möchte gern alles um mich auch fröhlich ſehen! ſchenke mir Dein Vertrauen, nenne mir Deine Noth, vielleicht kann ich Dir helfen!" —

Das Mädchen ſchüttelte leiſe mit dem Haupte und fing laut an zu weinen: „Ach ſprach ſie endlich: dort ſchleicht mein armer blinder Vater an Krücken, er ſieht das Licht nicht mehr, das ihn erwärmt, für ihn giebt es kein Feſt, denn auch die nothdürftigſte Erquickung fehlt. Die Zeiten ſind drückend, die Menſchen ſind hart, und ob ich gleich zur möglichſten Erſparniß ſogar die Magd verabſchiedet habe, und nun ſelbſt alle ihre Dienſte verrichte, es hilft mir doch nichts, Schuld häuft ſich auf Schuld, eine Noth folgt der andern und heute früh haben ſie uns ſogar die letzte Kuh abgepfändet. Der Vater weiß noch nichts davon; eben als Sie kamen, verlangte er etwas warme Milch — ich kann ihm nur das kalte Brunnenwaſſer hinreichen.

Du lieber Gott! ſprach der Aktuarius für ſich: Dein Himmel iſt voll heitern Sonnenglanzes, Deine Erde voll Blüthen und Geſang, und dieſes fromme Herz ſoll in Kummer, dieſe ſchönen Augen in Thränen übergehen? — Ich bin zu rechten Stunde gekommen! — Lebt wohl, Ihr blauen Berge! lebe wohl Du mächtiger Strom! Hier iſt meine Pfingſtreiſe beendigt!" — und hiermit drückte er dem erſtaunten Mädchen die 6 Goldſtücke in die Hand, und ritt fröhlich von dannen. —

„Was tauſend! rief der Amtmann: als er den Aktuarius am andern Morgen in der Kirche traf: woher denn ſchon wieder? Sie ſollen ja reiſen, reiſen in Gottes freie ſchöne Welt und nicht hier zu Hauſe ſitzen!"

„Ei, ich bin auch gereiſt, erwiederte der Aktuarius: Ich habe viel Schönes und Herrliches geſehen, weit mehr, als ich geglaubt hatte. Nehmen Sie meinen Dank für dieſe Reiſe!" und hiermit ſchlug er ſein Geſangbuch auf und ſtimmte froh und andächtig in das Morgenlied mit ein:

„Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank;
„Erhebe Gott, o Seele!" —

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Petrarcas Haus.

Digitized by Google

No. 47. Achter Jahrgang 1835. (201)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde) erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 12.- „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Petrarka's Haus.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. XLVII.

Wenn es wahr iſt, was irgend ein großer Schriftſteller behauptet, daß die Stätte, die ein edler Menſch betrat, auf Jahrhunderte hinaus geheiligt ſey, ſo muß die beiliegende Anſicht von der Wohnung eines der größten italieniſchen Dichter das Intereſſe unſerer Leſer in hohem Grade feſſeln. Petrarka glänzt an dem poetiſchen Himmel Italiens als ein Stern erſter Größe, und wird mit Recht ſtets mit Taſſo, Arioſto, Dante und Alfieri genannt. Er war den 4. Juli des Jahres 1304 von florentiniſchen Aeltern zu Arezzo in Toscana geboren und verlebte ſeine Jugendjahre zu Anciſa in Val d'Arno, zu Piſa, Carpentras und Avignon, welches damals noch die päbſtliche Reſidenz war. Die ſchönen, reizenden Gegenden, welche dieſe Städte umgeben, regten frühe ſchon ſeine Phantaſie ungemein auf und gaben ſeiner jugendlichen Seele den erſten Dichterſchwung. In ſeinem vierzehnten Jahre bezog er die Univerſität Montpellier um die Rechte zu ſtudiren; aber ſeine Vorliebe für die alten Claſſiker war weit größer, als ſeine Neigung zum gewählten Brodſtudium und nahm ſeinen glühenden Geiſt lebhaft in Anſpruch, daß ſein Vater ihm gar manchen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ins Feuer warf. Im Jahre 1322 begab er ſich auf die damals am meiſten gefeierte Univerſität Bologna, um ſeine angefangenen Studien zu vollenden. Aber je weiter er fortſchritt, deſto mehr widerte die trockene Rechtsgelehrſamkeit ihn an, und als im Jahre 1326 ſein Vater ſtarb und Petrarka nach Avignon zurückkehrte, trat er in den geiſtlichen Stand. Hier verſchafften ihm bald ſein Genie, ſein Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit einen ausgezeichneten Namen und ſeine ſchöne Geſtalt und feinen Sitten machten ihn zum Günſtling der Damen und Vornehmen. Zu lebhaft und geiſtreich, um auf einer einſamen Dorfpfründe einförmige Tage zu verleben, folgte er ſeinem Genius, der ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu den Wiſſenſchaften zog und wählte ſeinen Aufenthalt abwechſelnd zu Avignon, Carpi, Parma, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluſe und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Auſſerdem machte er viele Reiſen, z. B. 1333 in den Rheingegenden, beſuchte mehrere franzöſiſche, flandriſche und deutſche Städte. Wir leſen ſeine anziehenden Reiſeberichte, z. B. über Köln in ſeinen freundſchaftlichen Briefen, die er in lateiniſcher Sprache ſchrieb. Nach ſeiner Zurückkunft übernahm er Geſandtſchaftsreiſen in Staatsgeſchäften nach Neapel, Venedig, Paris und Prag. Geiſtliche und weltliche Große ſchätzten ihn ungemein und überhäuften ihn mit Beweiſen ihres Wohlwollens, beſonders Kaiſer Karl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh. Höchſt verdient machte ſich Petrarka dadurch, daß er mit ſeinem Zeitgenoſſen Boccacio das Studium des claſſiſchen Alterthums in Italien förderte und mehrere alte Manuſcripte an's Licht förderte. So verdanken wir ihm z. B. Cicero's Briefe an ſeine Freunde, die er aus dem Staube zog. Vor allem feſſelte ihn das Studium der praktiſchen Philoſophie und er ſuchte die Wahrheiten, die ihm als Ergebniſſe ſeiner For-

Digitized by Google

ſchungen wichtig geworden waren in einer ſehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, für ſeinen Zeitgenoſſen gemeinnützig zu machen. Auch in der Geſchichte hatte er ſich die gründlichſten Kenntniſſe erworben und beachtete vorzüglich die alten römiſchen Denkmäler ſeines Vaterlandes, für deren Erhaltung er warm und kräftig ſprach.

Die groſſe Huldigung, welche die Nachwelt **Petrarka** zollt, gründet ſich indeß weniger auf ſeine Gelehrſamkeit, als auf ſein Dichtergenie. Er wählte ſich die Alten zu Vorbildern, vorzüglich Virgil und Horaz. Aber weit entfernt, ein ſclaviſcher Nachahmer ihrer Schönheiten zu ſeyn, bildete er ſich hauptſächlich durch vertrauten Umgang mit der Natur. Seine erſten dichteriſchen Verſuche waren in lateiniſcher Sprache und erregten allgemeines Aufſehen. Ein Heldengedicht: Afrika, das ſeinen Lieblingshelden, den Römer Scipio feiert, brachte ihm den poetiſcher Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Kapitol am erſten Oſtertage 1341 unter groſſen Feierlichkeiten empfang. Sein Rhum durchdrang Italien und die benachbarten Länder.

Schwerlich aber wäre ſein Name auf die Nachwelt gekommen, wenn nicht ein beſonderer Umſtand ihn veranlaßt hätte, auch in italiäniſcher Sprache zu dichten. Der feurige Jüngling war eben von der Univerſität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche ging er ſeiner Gewohnheit gemäß, in die Kirche der heiligen Klara, um zu beten. Da erblickt er plötzlich ein Weib, ſchön wie ein Engel, voll jugentlicher Anmuth und Würde, welches in tiefer Andacht auf die Kniee hingegoſſen, betete. Es war **Donna Laura** Von dieſem Augenblicke an ward ſein ganzes Weſen von der glühendſten Liebe ergriffen. Er ſtand, wie angefeſſelt vor der himmliſchen Erſcheinung, und als ſie die Kirche verließ, folgten ihr ſeine ſchüchternen Schritte von ferne nach dem Orte hin wo ſie wohnte. Es gelang ihm bald, ſich Zutritt zu ihr zu verſchaffen, und als er ſo glücklich war, ſie zu ſprechen, da wurde ſeine Liebe noch unendlich erhöht, als er wahrnahm, daß in dieſer ſchönen Hülle auch ein herrlicher Geiſt wohnt. Laura war auch ihm gewogen, weil ſie ſeinen Werth, ſeine Treue und ſeine Huldigungen zu ſchätzen wußte; aber, da ſie bereits vermählt war, vergab ſie ihrer Würde nie das Geringſte. Sie hielt ihn ſtets in den engſten Schranken, und nur dann, wenn Mitleid mit ſeiner Sehnſucht ſie ergriff, konnte ſie ihm ein freundliches Lächeln, oder ein holdes Wort nicht verſagen. Oft wollte er ſich zwar mit Gewalt losreiſſen; weil er einſah, daß dieſe ſchwärmeriſche Leidenſchaft ſeine geiſtige Thätigkeit hemmte. Aber da er auf der andern Seite fühlte, daß die Liebe zu ſeinem Ideal ihn anſeuerte, immer höher zu ſtreben, um ihre Huld zu verdienen, und daß ſie ihn immer himmliſcher geſinnt mache, ſo nährte er ihre reine Flamme in ſeiner Bruſt. Das Bild der Geliebten begleitete ihn, wie ſein Schutzgeiſt in's Gewühl der Welt und auf allen ſeinen Reiſen. Die Haine und Hügel des Thales Vauclüſe, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, hallten von ſeiner Sehnſuchtsſtimme wieder, und hätte die Liebe nicht ſeine Phantaſie begeiſtert, nie wäre Petrarka geworden, was er war. Der verkehrte Geſchmack ſeiner Zeit forderte von dem Gelehrten, daß er in lateiniſcher Sprache dichte. Laura war es, die ihn vermochte, in der wohlklingenden Sprache Italiens ſeine Gefühle auszuſtrömen; ſie war die Quelle ſeiner Dichtungen, wie ſie deren Gegenſtand war.

Bald jedoch wurde dieſer reine Schutzgeiſt ſeines Lebens ein Raub des Todes. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wüthete bekanntlich durch ganz Europa eine fürchterliche Peſt, welche Millionen von Menſchen hinraffte. Laura ward 1348 ein Opfer derſelben. **Petrarka** war gerade in Verona, als er die Schreckensbotſchaft erhielt. Ein zerreiſſender Schmerz ergriff ſeine Seele, und er begann nun die Geliebte im Tode zu feiern, wie er ſie im Leben gefeiert hatte. —

(Der Beſchluß folgt.)

Die Bärenburg.

(Mit zwei Compoſitionen v. G. N. Tab. XXIV. u. XXV.)

Auf einer hohen waldbewachſenen Felskuppe lag ein altes einſames Schloß, die Bärenburg genannt. Die reiche Familie, der Graf **von Pilkau**, welcher es zugehörte, wohnte jedoch auf ihren andern gröſſern Beſitzungen, und ſchon ſeit Menſchengedenken hatte kein Mitglied derſelben längere Zeit daſelbſt zubringen mögen. Nur ein alter Kaſtellan verlebte

Digitized by Google

hier ſeine einſamen Tage, und wurde bisweilen nur von neugierigen Reiſenden beſucht, die ſich in dem Schloſſe herumführen ließen, und mit ſtiller Bewunderung die zwar alterthümliche, aber ſchöne Einrichtung deſſelben betrachteten. Wenn die Fremden nun ihr Erſtaunen darüber nicht zurück hielten, daß in dem gänzlich unbewohnten Gebäude ſich alles doch ſo wohl erhalten finde, ſo lächelte dann der alte Kaſtellan geheimnißvoll, und gab zu vernehmen, wie dies wohl in der Bauart des Schloſſes liegen möge, die ohne weiteres Zuthum ſich ſelbſt erhalte und nichts zu Grunde gehen laſſe. Die Leute in der Nachbarſchaft wußten aber wohl, was er meinte; denn das Schloß ſtand längſt in dem Rufe, daß es von Geiſtern bewohnt ſei; der Kaſtellan hatte auch einmal auf einer Hochzeit, zu welcher er im nächſten Städtchen gebeten worden, bei einem Glaſe Wein einiges davon verlauten laſſen, ja er hatte ſogar, als ſeine beiden Tiſchnachbarn, der alte penſionirte Forſtinſpector und der aufgeklärte Stadtrichter ſich über die Möglichkeit von Geiſtererſcheinungen geſtritten, in der Weinbegeiſterung dem Streite dadurch ein Ende zu machen geſucht, daß er ſich auf die Seite des alten Forſtmannes geſchlagen, mit ihm den wilden Jäger, den ſchwarzen Irrwiſch u. ſ. w. in Schutz genommen, und endlich jeden, der an ſolche Dinge nicht glaube, feierlich eingeladen, die nächſte Nacht auf der Bärenburg zuzubringen. Von der ganzen Geſellſchaft war dieſe Einladung zwar mit Schweigen erwiedert worden, weil man ſich eines geheimen Grauens dabei nicht erwehren konnte, der Kaſtellan aber, war nur noch dringender gegen den Stadtrichter vorgerückt, ſo daß dieſer, um ſeinen Muth zu behaupten, endlich nicht länger ausweichen konnte, ſondern als die Geſellſchaft aus einander gegangen war, ſich wirklich mit dem Kaſtellan auf das Schloß begeben hatte. Wie er aber dort die Nacht zugebracht, und was er dort geſehen, blieb ein Geheimniß; nur ließ die Verſicherung, daß er lieber Nachtwächter im Städtchen, als Kaſtellan auf der Burg ſein möchte, auf manche unerfreuliche vielleicht ſchauderhafte Erfahrung ſchließen. So ſtand es um die geheimnißvolle unbewohnte Burg, als der jetzige Beſitzer derſelben, der alte Graf von Pilkau, ſtarb. Er hinterließ zwey Söhne, von denen der älteſte ihm im Beſitz der großen Majorats-Güter folgte, der jüngere aber mit Namen Willibald, nur dies einſame Schloß, die Bärenburg mit ſeinen Umgebungen als Erbtheil erhielt.

Willibald ſtand als Cavallerie-Officier unter dem Heere ſeines Königs; er hatte manchen rühmlichen Feldzug mitgemacht, und ſich ein großes Anſehen unter allen ſeinen Kammeraden erworben; zumal er ſich nicht allein durch Geiſtesbildung und Muth auszeichnete, ſondern auch ein frohes treues, tieffühlendes Herz den Freunden entgegen brachte. Sie konnten, ſie mochten nichts ohne ihn beginnen; er war die Würze ihrer Freuden, der Rathgeber in ernſtern Angelegenheiten, das Vorbild ihres Thuns und Handelns.

Aber ſeit dem Tode ſeines Vaters und der Ordnung ſeines Nachlaſſes, war eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen, ſeine Stimmung war ernſter geworden, er zog ſich oft aus dem Kreiſe der Freunde zurück, ſuchte die Einſamkeit, und beſchäftigte ſich faſt ausſchließlich damit, alte Papiere und Urkunden zu durchleſen, die er ſich aus dem Archive ſeines Schloſſes hatte zuſchicken laſſen.

Bei dieſer Beſchäftigung traf ihn einſt ſein vertrauteſter Freund und treuſter Waffenbruder, der Hauptmann von Marheim; er ſah die finſtern Wolken auf Willibald's Stirn, und wie er in halber Zerſtreutheit die Papiere bei Seite ſchob und ihn kalt bewillkommte, als ſtöre ihn der Beſuch des Freundes.

„Was iſt Dir denn?“ rief Marheim und faßte ſeine Hand. „Der Tod Deines Vaters mag Dir, dem redlichen Sohne, wohl ſehr zu Herzen gehen, aber wenn auch der Schmerz um den Verluſt geliebter Perſonen uns in den Freudenbecher des Lebens wiederholt noch die Tropfen einer heiligen Wehmuth miſcht, damit ſie die Seele wie eine Arzenei ſtärken und die ſchönen Farben der Erinnerung immer wieder auffriſchen mögen, ſo verdüſtert dieſer Schmerz doch nicht das Gemüth, ſo jagt er doch nicht finſtere Wolken fortwährend über die ſonſt heitere Stirn, ſo verſchließt er doch nicht das Herz dem Freundeszuſpruch. Es muß dir daher noch etwas anderes auf der Seele liegen, ein tiefes unerfreuliches Geheimniß; denn meine Schuld kann

Digitized by Google

es nicht ſein, und meine Freundſchaft zu Dir giebt mir ein Recht, Dich darnach zu fragen!"

Wilibald ſeufzte tief auf, ſah dann dem Freunde lange ins Auge und ſagte endlich: „Ja, Du haſt ein Recht auf alles was mich jetzt ſo tief bekümmert, es geht Dich vielleicht näher an, als du glaubſt, darum will ich nicht länger ſchweigen, Du ſollſt alles wiſſen."

„Nach dem Tode meines Vaters ſind unſere großen Familien-Lehne meintm älteſten Bruder zugefallen, ich hingegen habe nur das alte Schloß, die Bärenburg, mit ſeinen Umgebungen als Eigenthum erhalten. Da es entfernt von den Hauptgütern meines Vaters lag, auf denen ich erzogen wurde, er ſelbſt es auch niemals, ſo lange ich denken kann, beſuchte, ſo blieb es auch mir fremd; ich kannte es nur aus einer Zeichnung, die im Zimmer meines Vaters hing, ſeine düſtre abgeſchiedne Lage darſtellte, und die wir Kinder immer gern betrachteten, um manches Abendtheuerliche dabei zu träumen. Jetzt nun iſt dieſer Ort mein Eigenthum geworden; aus des Vaters Papieren habe ich mich überzeugt, daß die Einkünfte davon wohl zureichen würden, den genügſam und einfach lebenden Beſitzer dort zu ernähren. Freudig erwachte in mir der Gedanke: Jetzt endlich wirſt du deinem Herzen folgen und dem Mädchen, das du längſt ſchon liebſt, deine Hand bieten können; dann willſt du die Waffen niederlegen, und in die verlaßne ehrwürdige Bärenbnrg ein frohes häusliches, glückliches Leben einführen! — Und wen ich mir zur Gefährtinn meines Lebens zu erwählen gedachte, — — ſoll ich ſie Dir noch erſt nennen, Bruder?"

Marheim reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich weiß es, Du liebſt meine Schweſter Sara!"

„Ja, ich liebe ſie mit treuem Herzen! fuhr Wilibald fort. Ich hoffte in der Vereinigung mit ihr mein höchſtes Glück; aber auch dieſe ſchöne menſchliche Hoffnung ſoll nicht in Erfüllung gehen!"

„Und warum nicht? rief Marheim! was ſtellt ſich ihr in den Weg?"

„Etwas, das wohl außer den Gränzen unſerer Kraft liegt!" fuhr Wilibald ernſt fort. — „Ich hatte an den alten Kaſtelan, der jenes Schloß dort in Aufſicht hält, geſchrieben, ihm meinen Plan bekannt gemacht, ihm aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu meiner Aufnahme dort zu beſorgen; — allein welche Nachrichten habe ich von ihm erhalten?" —

Wilibald reichte mit dieſen Worten den Brief des Kaſtellans dem Freunde hin. Marheim hatte ihn aber kaum flüchtig geleſen als er lachend ausrief: Wie! Geiſtererſcheinungen, Spuckgeſchichten, die der alte blödſinnige Mann dort erlebt haben will, und dieſe machen Dir Sorge! Sind nicht von den meiſten alten Schlöſſern ſolche Sagen im Umlauf! Bald giebt es dort eine Marterkammer, oder ein Burgverließ, wo man noch bei Nacht Heulen und Zähnklappern vernimmt, oder es gehen leichenhafte Mönche um und ziehen die Bettvorhänge weg, oder es zucken bleiche Lichter durch die hohen Zimmer und auf den Wänden lieſt man furchtbare Worte in feuriger Schrift!"

„Das alles würde mich nicht beſorgt machen, fiel Wilibald ein, das habe ich dem Alten dort auch ſchon entgegnet, nnd ihm befohlen, dennoch meinen Willen zu vollziehen. Allein ſtatt jedes weitern Einwandes hat er mir aus dem Archiv der Bärenburg Actenſtücke zugeſendet, wodurch die Sache außer allen Zweifel geſtellt wird; meine achtbaren Vorfahren haben hier niedergelegt und faſt eidlich beſtärkt, was ſie dort Schauderhaftes erfahren. Wie kann ich ein Weib, das ich liebe, in ſolche Umgebungen, ja ich will es ausſprechen, in ein ſolches Spuckloch einführen wollen!"

Marheim warf einige Blicke in die alten Acten und ſchüttelte dann auch bedenklich den Kopf. „Das iſt arg! ſagte er, allerdings etwas arg! aber trotz aller Hochachtung gegen Deine Vorfahren, bleibe ich doch bei meinem Spruche: mein Herz glaubt nur, was meine Augen ſehen! Den Hals wird es uns ja nicht koſten, Bruder, und die kalten Schauer vergehen ja auch wieder, wenn nur erſt der warme Tag kommt. Laß uns nach der Bärenburg ſelbſt hinreiſen, ſehen, hören, prüfen und dann handeln. Hier iſt meine Hand, ich begleite Dich, es ſoll ein ritterliches Abentheuer werden!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Marktplatz in Nürnberg

Digitized by Google

No.ro 48. Achter Jahrgang 1835. (205)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng, noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Nürnberg.

1. Der Marktplatz in Nürnberg.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XLVIII.

Ein täuſchend treues Bild aus längſt entſchwund'nen Zeiten,
Ergreifſt du uns mit eigenthümlicher Gewalt;
Das Auge ruht auf deinen ſtattlichen Gebäuden,
Auf deinen Kirchen, deines Brunnens Prachtgeſtalt,
Und möchte hochentzücket nimmer von dir ſcheiden, —
So zauberhaft vermählt in dir ſich Neu und Alt!
Wir denken deiner ſtets mit inn'gem Wohlgefallen
Und grüßen freundlich dich, du deutſche Stadt vor Allen.

So gern das Auge des Deutſchen auf intereſſanten Gegenden und Städten des Auslandes verweilt, ſo begierig und hocherfreut ſein Geiſt Alles auffaßt, was ihm nähere Kunde von der Fremde giebt, ſo kehrt er doch ſtets mit neuer Theilnahme zu den vaterländiſchen Gegenſtänden zurück.

Beſonders ſind es die Werke der Baukunſt aus einer ſchönen, großartigen Vergangenheit, welche ſeine Seele mit zauberiſcher Gewalt anziehen und feſſeln. Dieſe hohen Kirchen, dieſe kühnen Thürme mit ihren gothiſchen Ausſchmückungen, dieſe Mauern und Giebel, dieſe kunſtreiche Sorgfalt, die beinahe auf jeden Stein verwendet iſt, ſprechen wunderbar zu ſeinem Herzen und rufen in ihm ein Gefühl von dem hohen Geiſte, dem ehemaligen Glanze und der welthiſtoriſchen Würde des germaniſchen Volkes hervor.

Unter allen Städten Deutſchlands iſt aber wohl Nürnberg diejenige, welche durch ihre Baudenkmäler uns den klarſten Begriff von dem Wohlſtand, dem Glanze und Bürgerglück unſerer Altvordern gewährt. Man fühlt ſich, wenn man in ihren Straßen wandelt unwillkührlich in frühere Jahrhunderte verſetzt; denn da ſtehen eine Menge Wohnhäuſer, deren äußerer Bau noch ganz unverändert gothiſch iſt und deren Inneres ſelbſt noch die Spuren des Privatlebens unſerer Väter trägt.

Nicht unwillkommen werden daher unſern Freunden einige Bilder aus dieſer ſo gefeierten ehemaligen freien Reichsſtadt ſeyn. Wir wählten aus einer bedeutenden Anzahl ſchöner Anſichten, die uns vor Augen liegen, den Marktplatz und die Lorenzkirche, welche uns am meiſten Charakteriſtiſches zu enthalten ſcheinen.

Unſere Abbildung ſtellt uns den intereſſanteſten und zugleich den älteſten Theil der Stadt in einem überraſchenden Ueberblicke dar. Der zu dieſem Zwecke ſehr glücklich gewählte Standpunkt befindet ſich auf dem geräumigen Umgange des nördlichen Thurms der Lorenzkirche, welcher mit ſeinem alterthümlichen Geländer den Vorgrund unſerer Anſicht bildet. Von dieſer beträchtlichen Höhe herab läßt uns der Künſtler, welcher den Anforderungen einer maleriſchen Auffaſſung und Anordnung zu genügen, das in der Wirklichkeit in noch größerer Ausdehnung ſich darbietende Bild der Stadt mehr in ſeine intereſſanteſte Endpunkte zuſammendrängte, über die zunächſt unten an die Kirche gränzenden Straßen und Häuſergruppen hinweg, ſogleich dem Hauptmarktplatz der Stadt und die denſelben umgebenden alterthümlichen Gebäude erblicken. Ueberall, wohin wir die Augen wenden, tritt uns eine

Digitized by Google

Fülle von Erkern, Giebeln, Thürmen und Thürmchen mit jenem unvergleichlichen Reize der Alterthümlichkeit entgegen, welcher Nürnberg vor allen andern Städten Deutſchlands ſo anziehend macht. Doch während uns das vorliegende Bild dieſen Theil der Stadt, in welchem ſich mehr als in irgend einem andern die ganze Eigenthümlichkeit Nürnbergs, das innerſte Leben, gleichſam die geiſtige Phyſiognomie dieſer Stadt, vor unſern erſtaunten Blicken aufſchließt, verſetzt es uns zugleich ganz eigentlich mitten in die Fülle der mannigfaltigen alterthümlichen Schönheiten, welche den intereſſanteſten Theil des Hauptmarktplatzes zieren, und gewährt uns zugleich durch dieſelben, von allen Seiten, aus verſchiedenen angrenzenden Straßen zuſtrömende Menſchenmenge einen überraſchenden Blick in das lebhafte Menſchengewühle, welches dieſen Platz faſt ſtets auszufüllen pflegt.

Rechts beginnt es mit der Frauenkirche. Dieſe mehr zierliche als großartige, jedoch ebenſo ſchön gedachte als ausgeführte Kirche verdankt ihre Entſtehung Kaiſer Karl IV., der 1349 dem Rath der Stadt erlaubte, die vordem hier befindliche Synagoge der Juden abzubrechen, und an deren Stelle eine Kirche zu Ehren der heil. Maria zu erbauen. So wurde ſie denn in den Jahren 1355 bis 61, mithin in der Blüthenzeit der gothiſchen Architektur, durch die Baumeiſter Georg und Fritz Rupprecht und den Bildhauer Sebald Schonhofer aufgeführt und noch in dem Vollendungsjahre 1361 unter dem Namen: „Unſerer lieben Frauen Saal" in Gegenwart des Kaiſers eingeweiht, welcher bei dieſer Gelegenheit die von Prag deßhalb hieher gebrachten Heiligenbilder von dem Gange der Vorhalle herab dem Volke zeigen ließ. Dieſe Kirche führte auch den ihrer innern und äußern Geſtalt angemeſſenen Namen: „Kaiſerliche Kapelle." Den ganzen Reichthum altdeutſcher Formen finden wir auf ihrer Vorderſeite in faſt zu üppiger und bunter Fülle ausgegoſſen. Stolz erhebt ſich eine mit vielen niſchenförmigen Abtheilungen geſchmückte Giebelwand mit einem zierlichen Thürmchen in der Mitte; daran ſchließt ſich eine niedlich kleine Kapelle, welche gleichfalls mit einem reich verzierten Giebel und einem Glockenthürmchen verſehen iſt, und auf der mit Kupfer gedeckten Plattform eine Vorhalle ruht, die wiederum innen und außen auf das reichſte mit vielen kleinen Figuren geziert, und oben mit einem kunſtreich durchbrochenen, wappengeſchmückten Geländer verſehen iſt. Von da herab pflegten vordem die Kaiſerwahlen unter Trompetenſchall verkündet zu werden.

Die zweite Hauptzierde des Marktplatzes bildet der mit vollem Rechte ſogenannte ſchöne Brunnen, unſtreitig eines der ſeltenſten Denkmale dieſer Art, welches die deutſche Kunſt aufzuweiſen hat; ein Denkmal, welches durch ſeine, von dem gediegenſten Kunſtſinne zeugende, ſchöne Anordnung und herrlich entwickelte Kompoſition nicht weniger unſere hohe Bewunderung zu erregen fähig iſt, als die Kirchbauten aus derſelben Blüthezeit der deutſchen Baukunſt, in der ſie ſich gleichſam in ihrer jungfräulichen Glorie zeigte; nur daß die letztere zugleich ein erhebendes Zeugniß für den kindlich religiöſen Sinn ihres Zeitalters ablegte. Die Idee dieſes prachtvollen Brunnengebäudes, welches dieſelben Künſtler, denen wir die Frauenkirche verdanken, und in denſelben Jahren mit dieſer erbaut haben, iſt eben ſo einfach als ſinnig. Das Ganze bildet eine etwa 60 Schuh hohe, von unten bis oben kunſtreich durchbrochene Pyramide, welche in drei verſchiedenen Abtheilungen aus dem Achteck empor ſteigt, ſo daß jedesmal die Kanten des obern Achteckes auf die flache Seite des untern zu ſtehen kommen. So baut ſich das Ganze, die reichſte Zierde und einen ſchönen Wechſel des Lichts gewährend, leicht und frei in die Höhe, wo es ſich endlich in einen mit vielen Blumenknoſpen geſchmückte, überaus zierliche Spitze vereinigt, welche zwei Lilien krönen und eine Helmſtange und Fahne beſchließen. Dem herrlichen Kunſtgebäude gleichſam eine höhere Bedeutung zu geben, ſtehen an den 8 Pfeilern der untern Abtheilung 16 vier Fuß hohe Figuren, welche die 7 Churfürſten, die 3 vornehmſten chriſtlichen, jüdiſchen und heidniſchen Helden (nämlich: Gottfried von Bouillon, Klodwig von Frankreich, Karl den Großen; Judas Makkabäus, Joſua, David; Julius Cäſar, Alexander, Hektor) darſtellen; an denen der obern Abtheilung dagegen nur 8 drei Fuß hohe Figuren, Moſes und die ſieben Propheten vorſtellend. Untadelhaft und rein iſt die Ausführung und Zeichnung aller dieſer in Stein gehauenen

Digitized by Google

Bildern. Einſt war dieſer Brunnen, welcher von 1447 — 1516 wenigſtens fünfmal reſtaurirt wurde, bemalt und vergoldet, jetzo aber iſt derſelbe, nachdem er bereits gänzlichem Einſturz gedroht, in den Jahren 1822 — 24 unter Reindels Leitung durch einheimiſche Künſtler ſo vollkommen nach Geiſt, Zeichnung und Ausführung dem alten gleich wieder hergeſtellt worden, daß er, obſchon jetzt über fünf Sechstheile daran neu gearbeitet ſind, in jeder Hinſicht für das urſprüngliche Werk Schonhofers und ſeiner Kunſtgenoſſen gelten könnte, und eben ſo ſehr denen, welche dieſe Aufgabe lösten, als unſerer Zeit und der Stadt zu Ehren gereicht. Das zierliche Eiſengitter, welches dieſen Brunnen umgiebt, hat 1586 Paul Kön, ein Schloſſer von Augsburg, gefertigt; doch wurden neuerdings die obern unpaſſenden Schnörkel an demſelben weggenommen und mit einem Aufſatze im Style des Brunnens vertauſcht. Der Brunnen hat 2 reiche Zuflüſſe vortrefflichen Waſſers, mit deſſen Abfall alle Pumpen und laufende Brunnen in der Nachbarſchaft verſehen werden. Noch ſind auf unſerm Bilde verſchiedene alterthümliche Gebäude nicht zu überſehen. Beſonders ſind die, wie auf faſt allen Punkten der Stadt, ſo auch hier vorhandenen, ohne Ausnahme aus maſſivem Stein aufgeführten Häuſer der patriziſchen Familien und der übrigen Kaufleute einer beſondern Beachtung werth. Bei weitem der größere Theil dieſer Gebäude zeigt eine Höhe von 3—5 Stockwerken und eine beſchränkte Breite gegen die Straße; aber tief reichen ſie in das Innere, nach dem Hofraume folgt ein zweites Gebäude, dann ein zweiter Hof und noch ein Gebäude, hinausragend in eine andere Straße. Dieſe ganze Verbindung bildet Ein Haus und bedeckt einen bedeutenden Raum. In dieſen Häuſern iſt das Erdgeſchoß einzig beſtimmt zu Kaufmannsgewölben und Magazinen. In den höhern Stockwerken begegnet man geräumigen Sälen, die auf italieniſche Weiſe gepflaſtert ſind; dann Treppchen auf, Treppchen nieder, erreicht man einige Zimmer, aber immer ſind die unheizbaren Kammern in größerer Zahl. Die Zimmer ſelbſt ſind meiſt groß und dunkel, haben ſchwere gefirnißte Decken und Vertäfelungen von antiker, mitunter ſehr ſchöner Bildhauerarbeit. Große Hausfluren befinden ſich vor denſelben, oft geräumiger als dieſe ſelbſt, weiterhin Treppen mit gothiſch durchbrochenen Steingeländern und um den Hof herum lange Corridors oder offene Gänge. Faſt nirgends finden ſich Abtheilungen für mehrere Haushaltungen; nur für eine Familie mit ihren vielen Hausgenoſſen war der große Raum zur Wohnung beſtimmt; der Kaufmann geſtattete keiner zweiten ihm fremden den Zugang zu ſeinen Magazinen. Die Menge ſolcher großen ſteinernen Privathäuſer erregte ſchon frühe die Bewunderung des Fremden; einen ſolchen Anblick fand er in Deutſchland ſo leicht nicht wieder, und nicht übertrieben iſt wohl für die damalige Zeit die Verſicherung des Aeneas Sylvius, nachherigen Papſtes Pius II., daß Nürnbergs Bürger beſſere Wohnungen beſäßen, als die Könige von Schottland. Oefters war er in der Stadt, kannte ſie genau, und nur über ſie verbreitet ſich in vielen Stellen ſein Lob vor allen Städten Deutſchlands.

Verfolgen wir nun linker Hand die Straße, welche nach dem Schloße führt, ſo erblicken wir auf der einen Seite die Sebalduskirche mit ihrem reichen Chore und ſchlanken Thürmen, auf der andern das Rathhaus, wovon jedoch nur der obere Theil ſichtbar iſt. Im Styl der großen Palläſte von Italien in deu Jahren 1616 — 19 von dem Baumeiſter Eucharius Karl Holzſchuher aufgeführt, gehört es zu den anſehnlichſten Gebäuden dieſer Art in Deutſchland. Es iſt auf der Vorderſeite 275 Fuß lang und mit einer Reihe von 36 Fenſtern und 2 Stockwerken verſehen. Drei hohe Thüren mit Figuren über den Portalen führen in das Innere deſſelben, und eine Gallerie nebſt 3 kleinern Pavillons, auf welchen in der Mitte und an den beiden Enden Thürmchen ſtehen, zieren das Dach. Doch nur die Vorderſeite, ſo wie die beiden Flügelgebäude ſind in dieſem Style ausgeführt; dagegen blieb das noch von dem ältern Rathhauſe aus dem 14ten Jahrhundert ſtammende Hintergebäude, wegen des entſtandenen 30jährigen Krieges, unverändert ſtehen; weßhalb auch an dieſem, welches aus mehreren nach und nach zuſammen gekauften Häuſern beſtand, ein ſo ſehr verſchiedener Bauſtiel bemerkbar iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Petrarka's Haus.

(Beſchluß von Seite 202.)

Wir freuen uns nach einem halben Jahrtauſend der ſchwärmeriſchen Liebe Petrarka's zur ſchönen Laura. Denn ſie war die Quelle jener bewunderten Sonette, Canzonen und Seſtinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnſucht und alle zarten Gedanken einer poetiſchen, glühenden Liebe in den ſüßeſten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache und in den zarteſten Formen der Poeſie verewigt hat. Zwar könnte man an mehreren ſeiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren ſeines Zeitalters, froſtige Gedanken mit Anſpielungen, falſchen Witz und geſchmackwidrige Wortſpiele tadeln. Aber der größere Theil derſelben wird immer zu den vollendeten Meiſterwerken der lyriſchen Dichtkunſt gezählt werden.

So unwandelbar, wie Petrarka in der Liebe war, war er auch in der Freundſchaft. Dieß bezeugen die Sammlungen von Briefen, die wir ihm verdanken und die auch in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr leſenswerth ſind.

Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundſchaft uns den großen Mann als Menſchen werth, ſo muß die Kenntniß ſeiner Religioſität dieſe Achtung noch vermehren. Er war ein Freund der heiligen Schriften und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewiſſenhaftem Wandel, deſſen Herz innig verehrte, was ſeine Zeit für heilig hielt. Rechnen wir zu dieſen Zügen ſeines Geiſtes noch die Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer und die Gefälligkeit gegen Jeden, dem er ſich nützlich erweiſen konnte; ſo werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal da auch ſein Aeußeres ihn empfahl.

Petrarka ſtarb im Jahre 1374 auf dem Dorfe Arqua, unfern Padua, wohin er ſich zuletzt zurückgezogen hatte. Man fand ihn eines Morgens entſchlafen in ſeiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch geſtützt. Sein Leichnam wurde mit einer zahlreichen Begleitung feierlich zu Arqua beigeſetzt, obwohl er in ſeinem Teſtamente alle Feierlichkeiten verboten hatte.

In Arqua iſt es auch, wo ſich das Haus Petrarka's befindet, von welchem wir unſern Leſern eine Abbildung beigelegt haben. Vier Jahre vor ſeinem Tode zog ſich der Dichter in dieſes Aſyl zurück, das er als Ruheſitz ſeiner letzten Tage ſelbſt hatte erbauen laſſen. Es liegt in einer reizenden Gegend, drei Meilen von Padua, rechts von der Landſtraße nach Rovigo in einer Einbiegung der Euganäen. Der Weg dahin führt über eine friſche, wohlbewäſſerte Wieſe, an einem ſpiegelklaren blauen See und an den mit Reben, Obſt- und Granatbäumen geſchmückten Hügeln vorbei. Von den Ufern des Sees aus wendet ſich die Straße gerade nach den Hügeln hin und hier erblickt man den Kirchthurm von Arqua zwiſchen zwei Berggipfeln hervorragen, an deren Fuß das reizende Dörfchen, verſteckt in Gebüſchen liegt. Das Haus des Dichters liegt auf einer kleinen Erhöhung, von welcher man die prachtvollſte Ausſicht nicht bloß in die reizenden Gärten rings umher, ſondern auch über die weiten Ebenen hinweg nach einer Landſchaft an der Mündung des Po und dem adriatiſchen Meere hin genießt, in welcher aus Rebenguirlanden und Cypreſſenhainen die Thurmgipfel ferner Städte maleriſch ſich erheben. Das Klima in dieſer vulkaniſchen Gebirgsgegend iſt wärmer und milder, als in der Ebene von Padua, weßhalb auch die Weinleſe hier eine ganze Woche früher beginnt. Petrarka liegt (man kann nicht ſagen begraben) in einem Sarkophage von rothem Marmor, den vier Pilaſter auf einer erhöhten Grundlage tragen. Vier Lorbeerbäume hüllen die geweihte Stätte in traulichen Schatten ein. Die Stürme der Jahrhunderte haben das ſtille Thal, in welchem die Aſche des größten Dichters der Liebe ruht, verſchont, und die einzige Gewalt, die ſie erlitten hat, wurde ihr nicht aus Haß, ſondern aus Verehrung zugefügt. Man wagte nämlich einen Verſuch, den Sarkophag zu entwenden, und als dieſer mißlang ſtahl ein Florentiner einen Arm, um dem Lande, in welchem der große Mann geboren war, wenigſtens einen Theil ſeines Körpers wieder zu bringen.

Das Haus des Dichters wird von dem Volke in der Umgegend gewöhnlich die Katze Petrarka's (la gatta di Petrarca) genannt, weil es in einer Niſche in der Mauer eine einbalſamirte Katze um-

Digitized by Google

ſchließt. Zur Ehre dieſes Thieres, welches der Liebling des Dichters war, wurden zwei lateiniſche Epigramme geſchrieben, in welchen geſagt wird, daß ſie den erſten Platz in ſeinem Herzen, Laura aber erſt den zweiten eingenommen habe. (Maximus ignis ego, Laura secundus erat.) Das Haus beſteht aus zwei Gebäuden. Das eine davon iſt eine Art Scheune und ſtoßt an eine Pächterswohnung; das andere umſchließt fünf Gemächer, drei Zimmer und zwei Kammern. Am mittlern Zimmer iſt ein Balkon angebracht, von welchem man die oben beſchriebene Ausſicht am ſchönſten hat. Der einzige Schmuck der Gemächer iſt eine gemalte Vorbure, die an der Decke ſich hinzieht. Ein altes rauchiges Gemälde, das über dem Heerde in der Küche hängt, wird von dem guten Volke für ein Werk Michael Angelo's erklärt, und ein Tiſch und ein Stuhl, dem Anſchein nach ſo alt, als das Gebäude ſelbſt, iſt der einzige Hausrath in demſelben. Auf dem Tiſche liegt ein Buch, in welches die Reiſenden ihren Namen und allerlei Sentenzen einſchreiben, die ihnen in der Nähe der Aſche Petrarka's einfallen. Die Mauern ſind mit Namen und Verſen beſchrieben. Hinter dem Hauſe iſt ein Garten, in welchem ein ſchmaler Weg nach einem einſamen Lorbeerbaume hinführt, den der Dichter ſelbſt gepflanzt haben ſoll. Unweit der Kirche des Dorfes befindet ſich eine Quelle, die unter dem Namen Petrarka's-Quelle bekannt iſt, weil ſie der Dichter ſelbſt in einem unſterblichen Gedichte beſungen hat.

Keine Ueberſetzung vermag die Lieblichkeit, welche Petrarka's Geſänge auszeichnet wieder zugeben. Man kann daher nicht ſagen, daß man den Dichter kenne, wenn man ihn nicht im Originale leſen kann. A. W. Schlegel und Gries haben indeß doch in ſehr gelungenen deutſchen Ueberſetzungen vielleicht das höchſte erreicht, was ſich erreichen läßt. Die Originale ſind über 200 mal herausgegeben. Was die Lebensgeſchichte des Dichters betrifft, ſo giebt es ein Verzeichniß von Büchern, welches der Profeſſor Marſand zu Padua unter dem Namen Bibliotheca Petrarchesca herausgegeben hat. Es enthält 900 Bände. So viel iſt vielleicht nie über einen einzigen Menſchen geſchrieben worden. Ein Beweis, wie bedeutend der unſterbliche Petrarka für ſein Zeitalter war.

Eine Zeitungsnachricht, welche den Freunden Petrarka's nicht unintereſſant ſeyn wird, wollen wir noch zum Schluſſe unſerer Mittheilungen beifügen: Vor nicht langer Zeit hat man in den Archiven der Stadt Montpellier ein Pergament-Manuſcript aufgefunden, deſſen Abfaſſung man dem berühmten Petrarch zuſchreibt. Es enthält Gedichte in der Provençal-Sprache, worin die Namen Laura und Vaucluſe ſehr oft vorkommen. Es iſt bekannt, daß Petrarch zu Montpellier die Rechte ſtudirte, und daß er, dieſes Studiums überdrüſſig, dieſe Wiſſenſchaft aufgab, die Stadt verließ und ſich ausſchließlich der Dichtkunſt widmete. Aus ſeinen Gedichten erſieht man, daß ſein Vater ihn durchaus zum Rechtsgelehrten bilden wollte, und einſt die Barbarei beging, ihm einen Virgil, den er im Geheimen ſtudirte, zu verbrennen. Die benannte Handſchrift befand ſich unter einer Art Ausſchuß-Akten, aus denen ſie der jetzige Archivar herauszuſuchen ſich bemühte.

Die Bärenburg.

(Fortſetzung von Seite 204.)

Wilibald ſchlug ein, die Reiſe wurde näher beſprochen, ein Urlaub auf 14 Tage erbeten, und ſchon am folgenden Tage ſaßen die Freunde wohl gerüſtet und bewaffnet auf ihren Roſſen von einem einzigen Diener begleitet, und ritten in geſpannter Erwartung der Berggegend zu, in welcher die Bärenburg lag.

Am dritten Tage erſt langten ſie in den Abendſtunden vor dem alten einſamen Schloſſe an. Es war ein rauher Apriltag, Schnee- und Regenſchauer zogen vorüber und durchnäßte die Reiter, der Wind ſauſte durch den hohen Forſt, und wie die Stimme einer einſamen Wehklage tönte das Seufzen der verroſteten vom Sturme hin und her getriebenen Fahne des bemooſten Burgthurmes durch die Einöde. Der Weg zum Schloſſe war mit Geſtripp und hohem Kraute verwachſen und zeigte, daß er lange nicht mehr befahren worden war. Jetzt hielten unſere Reiſenden endlich vor der verſchloſſenen hohen Pforte. Erſt nach dem ſie mehrmal die

Digitized by Google

Klingel gezogen, wurde von dem Thorwart geöffnet, nach ihrem Begehr gefragt, und da ſie ihre Namen genannt hatten, der Einlaß geſtattet. Auf dem Schloßhof eilte der Kaſtellan herbei, ſeinen neuen Gebieter mit ſchuldigem Reſpect zu empfangen.

„Hier, Alter, bin ich ſelbſt!" rief ihm Wilibald entgegen. „Deine Briefe, Deine Actenſtücke waren für mich nur todte Zeugen; ich mußte meine Burg ſelbſt ſehen und wiſſen, wer mir mein Eigenthum ſtreitig machen will! So bin ich denn mit frohem Muth hierher geritten, und trete unter Gottes Schutz jetzt auch mit frohem Geiſt in meine Heimath!"

Der Alte beugte ſich ehrerbietig auf die Hand ſeines Herrn und ſagte: „Ich heiße Ew. Gnaden mit treuem Herzen willkommen! Dem Willkommen folgte aber bisher immer gar zu bald das Lebewohl, möge es endlich anders werden!"

Er zündete hierauf ein Paar Kerzen an und führte die Freunde durch die Kreuzgänge des Schloſſes, in denen es ſchon Nacht geworden war, nach einem großen Zimmer, wo er in dem weiten Marmorkamine von dem Thorwart ein helles Feuer anzünden ließ, während er ſelbſt mehrere Lichter auf dem ſchwer vergoldeten Kronleuchter anſteckte, um das hohe große Zimmer möglichſt zu erleuchten.

Den Freunden ward es hier bald recht behaglich, und ein frugales Abendbrod, welches die Frau des Kaſtellans alsbald auftrug, hatte ihnen noch einmal ſo herrlich geſchmeckt. Die ernſte Stimmung wich nach und nach einer fröhlichen Unterhaltung, und als zwei koſtbare Betten aufgeſtapelt worden waren, der Kaſtellan eine ſilberne Nachtlampe angezündet, und mit bedenklicher Miene gefragt hatte:

„Ob der Herr Graf vielleicht befehlen, daß Jemand noch im Vorzimmer ſchlafen ſoll?" — Entgegnete dieſer:

„Ich habe noch keine Luſt zu ſchlafen! Schaff uns eine Bowle warmen Punſch, und komm dann ſelbſt, Alter, um ein Glas mitzutrinken! Ich mag eher hier nicht ruhen, bis ich nicht aus Deinem Munde nähere Aufſchlüſſe über die Geheimniſſe dieſes Schloſſes erhalten habe!"

„Aber es iſt Nacht!" ſprach der Kaſtellan; „und die Nacht hat leiſere Ohren als der Tag!"

„So mag ſie uns zuhören;" erwiederte der Graf lächelnd. „Geh nur, Alter, und erfülle, was ich dir befohlen!"

Da wurde bald die dampfende Bowle herbei gebracht; die Freunde ſetzten ſich an den Kamin, in welchem das Feuer aufs Neue angeſchürt worden, und der Kaſtellan mußte ſich auch ſeinen Stuhl herbei holen. Als Marheim aber dem Reitknecht, der eben das Zimmer verlaſſen wollte, befahl, vor allen Dingen die geladenen Piſtolen aus den Sätteln herauf zu bringen! ſprach der Kaſtellan leiſe:

„Laſſen Ew. Gnaden das Schießgewehr lieber in den Halftern ſtecken. Waffen deuten immer auf Mißtrauen oder Beſorgniß, und Beides muß man hier nicht zeigen. Auch iſt es doch um die ſchönen Tapeten ſchade, wenn man zwecklos in den Zimmern hier ſchießen will!" und hiermit nahm er eine Kerze und leuchtete ſchweigend an den Wänden hin, wo man noch deutlich genug die Spuren mehrerer Kugeln erkannte, die bedeutende Löcher in die Tapeten geſchlagen hatten, auf welchen ſehr künſtlich eine Bärenjagd dargeſtellt war.

„Dieſe Zeichen geben allerdings zu erkennen, was hier geſchehen iſt," ſagte Marheim. „Aber weßhalb, alter Knabe, haſt du uns den gerade in dies Zimmer geführt, wo man Schießübungen gehalten zu haben ſcheint! Giebt es im Schloſſe keine Kammern, die ein ruhigeres Anſehen haben?"

„Es iſt dies das beſte und bequemſte Zimmer im Schloſſe! entgegnete der Kaſtellan. Des Herrn Grafen hochſeliger Herr Vater und Großvater haben auch hier logirt, und haben mehrere von jenen Kugeln dort —

Digitized by Google

„Die Piſtolen ſollen in den Halftern bleiben!“ befahl der Graf dem Reitknechte; „in meinem eigenen Hauſe brauche ich allerdings keine Waffen, da will ich mich ſicher dünken. Aber jetzt Alter, fuhr er zum Kaſtellan gewendet fort, jetzt wirf alle Bedenken, alle Rückſichten bei Seite Erfülle nur was Du mir, Deinem Herrn, ſchuldig biſt und entdecke mir alles, was Du über dieſe Burg weißt, und was Du in Deiner langen Einſamkeit hier geſehen und erfahren haſt!“

Der Kaſtellan verneigte ſich, hob dann ſein Glas empor und ſagte feierlich: „Auf das Wohlergehen meines gnädigen Herrn, und daß er Friede hier finden möge! — Nach einer Pauſe, in welcher er ſich zu beſinnen ſchien, hob er endlich folgendergeſtalt zu erzählen an.

„Als vor mehreren hundert Jahren dieſer Wald eine noch viel größere Wildniß war, neben dem edlen Wilde auch noch mancherlei reiſſende, blutdürſtige Thiere ihren Aufenthalt darin genommen hatten, und auf dieſem Felſen ſich noch keine Gebäude erhoben, da war Ew. Gnaden Ahnherr, der Graf Max von Pilkau, wegen ſeiner beſonders wichtigen und ritterlichen Dienſte von des Kaiſers Majeſtät mit dieſen großen Waldungen beliehen worden. Es wollte derſelbe nun auch alsbald eine große Jagd darin anſtellen, denn es hatten die benachbarten Ortſchaften ſich mit dringenden Bitten an ihn gewendet, daß er das Wild, welches ihnen die Saaten zerſtöre, in etwas dämpfen, ganz beſonders aber zwei große Bären erlegen möchte, die nicht allein in ihre Heerden einbrächen, ſondern ſelbſt ſich in die Dörfer wagten und das Leben der Menſchen bedrohten; und als nun endlich eines Morgens ein armes junges Weib erſchien, ſich vor dem Grafen niederwarf und ihm unter tauſend Thränen berichtete, wie in heutiger Nacht der grimmige Bär ihr Knäblein aus der Wiege geſtohlen und damit in den Wald gerannt ſey, da wurde das Herz des Grafen dergeſtalt erſchüttert, daß er ſelbſt das Hüfthorn von der Wand riß, um das Hallo zur Jagd zu blaſen. Aber er konnte vor Wehmuth nicht blaſen über den Jammer des Weibes und er reichte das Horn ſeinem Freunde, dem Ritter von der Weihe, der blies die Jäger denn auch alsbald zuſammen, und alle zogen kampfluſtig in den tiefen Wald. Der Graf aber that das Gelübde: „daß er den Wald nicht eher verlaſſen wolle, als bis der Bär erlegt ſey, und daß er auf der Stelle, wo dieſer glücklich gefällt worden, ein würdiges Denkmal dieſer That errichten werde!“ Und die Jagd begann; viel des edlen Wildes wurde mit Pfeil und Bogen und Wurfſpieß gefällt, aber die Bären fand man nirgends. Schon neigte die Sonne ſich hinter den Wipfeln der Bäume und aufs Neue wurden die Hunde ins Dickigt gehetzt; aufs Neue jagten ſie einen hochgeweihten Hirſch daraus hervor, und weit den übrigen voran ſetzte der Graf ihm nach, ihn mit dem Wurfſpieße zu erlegen. Da trat ihm plötzlich die Mutter des geraubten Kindes in den Weg; auch ſie hielt einen Wurfſpieß in der Hand, das lange Haar flatterte im Winde und Geſicht und Hände bluteten von Dornen zerriſſen. „Was jagt Ihr dem Hirſche nach?“ rief ſie. „Was durchtobt ihr den Wald! — So werdet Ihr die Bären und mein Kind nimmer finden! Ich bin Euren Roſſen nachgelaufen, und was Ihr nicht erſpähet in Eurer Jagdluſt, das hat Mutterangſt und Liebe erlauſcht. — Mitten durch das Blaſen Eurer Hörner, durch das Gebell Eurer Rüden, habe ich von fern her die weinende Stimme meines Kindes vernommen. Gewiß noch lebt es! aber kein Augenblick iſt zu verſäumen. Wollt Ihr mir es retten helfen, ſo folgt mir unverzüglich!“

Und der Graf wendete ſein Roß und ritt der Mutter nach, die durch Dorn und Geſtripp vorauseilte, und nur bisweilen ſtehen blieb, um aufzuhorchen nach den Klagetönen aus dem Walde, die nur ſie vernahm. So gelangten ſie an den Fuß dieſes Felſen, und die Mutter rief: „dort oben hör' ich das Weinen meines Kindes, dort oben muß die Höhle der Bären ſeyn!“ Sie klimmte eilends den Felſen hinan und hatte die Spitze bereits erreicht, ehe der Graf vom Roſſe abſpringen und ihr folgen konnte; da aber brach aus den Felsſpalten, wo ſie bei ihren eigenen Jungen das geraubte Kind verborgen, die alte Bärin heulend hervor, ſtürzte

Digitized by Google

ſich auf das Weib, und es begann ein furchtbarer Kampf zwiſchen den beiden Müttern. Die Frau hatte der Bärin den Wurfſpieß zwar tief in die Bruſt gebohrt, aber ſie war von der Laſt derſelben dennoch zu Boden geworfen worden, ſie fühlte ſich von den gewaltigen Tatzen eng umklammert, und ſchon die ſcharfen Zähne in ihre Bruſt gedrückt. Da erreichte der Graf eben den Kampfplatz, er ſtieß ſeinen Fangſtahl durch das Herz der Bärin und rettete ſo die mutherfüllte Mutter; aber kaum erfreute er ſich des Sieges, als er ſich plötzlich von hinten mit rieſiger Gewalt umfaßt und zu Boden geworfen fühlte.

(Siehe die Abbildung Nro. I.)

Der alte furchtbare Bär nämlich war auf das Geheul der Bärin herbeigeeilt, und ſuchte nun, zur höchſten Wuth entflammt, den Tod derſelben zu rächen; mit ſeinen Tatzen hielt er den Grafen feſt umſtrickt, und preßte ihm dergeſtalt die Bruſt zuſammen, daß ihm das Blut emporquoll und ihm die Sinne faſt vergehen wollten. Er hätte der Gewalt des grimmigen Thieres unterliegen müſſen, denn das Weib war nicht alsbald aus den Klauen der Bärin befreit, als ſie alles andere um ſich her vergeſſend in die Felsſchlucht geſprungen war, um dort ihr weinendes Kind zu ſuchen, wenn nicht der Ritter von der Weihe, der treue Freund in der Noth, erſchienen wäre und den Kampf mit dem Bären auf ſich gezogen hätte. Er nur war der Spur des Grafen gefolgt, ihm nur war das Heulen der blutdürſtigen Thiere das Zeichen der Gefahr ſeines Freundes geweſen, und ob er gleich ſeinen Fangſtahl auf der Jagd verloren und ſeinen Wurfſpieß bereits verſchoſſen hatte, ſo ſtürzte er ſich doch muthig und nur mit einem kurzen Dolche in der Hand auf den furchtbaren Sieger ſeines ohnmächtigen blutenden Freundes. Der Bär ließ ſofort von dem Grafen ab und ſtrebte dieſen neuen Feind zu umfaſſen, der Ritter wich ihm auch nicht aus, und ſo in gegenſeitiger Umarmung, Bruſt an Bruſt mit dem Unthier, drückte er ihm den Dolch wiederholt in die Rippen, bis der Bär unter gräßlichem Gebrüll verendete. Auch der Graf war wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und als beide Freunde ſich umfaßt hielten, und zwar hart verletzt, aber doch als Sieger die große Gefahr überſahen, der ſie entgangen waren, trat die Mutter aus der Felsſpalte mit ihrem wieder gefundenen Kinde, und rief: „Mein Kind lebt noch, ich habe es wieder! Gott hat es auch in der Höhle der Bären erhalten!“ Der Ritter ließ ſein Hüfthorn erſchallen, die Jagdgefährten verſammelten ſich alsbald auf der Spitze des Felſen und erſahen mit Erſtaunen aus den erlegten gewaltigen Bären die Gefahr ihres Herrn. Der Graf aber hatte nur Augen für die entzückte junge Frau, die ihr Kind an die Bruſt gelegt hatte, wo es die ſüße Milch der Mutter mit ihrem Blute vermiſcht trank, und die kleinen Händchen zitternd nach ihr ausſtreckte. Er befahl einem Knechte aus ſeinem Gefolge, das Weib ſicher nach Hauſe zu begleiten und wollte ihr eine Hand voll Goldſtücke ſchenken. Aber die entzückte Mutter wies das Gold ſanft zurück, küßte des Grafen Hand und ſagte: „Ich habe nur eine kleine Hütte und nähre mich ſpärlich mit den Meinen, aber wir ſind zufrieden und jetzt, wo mir Gott mein Kind wieder geſchenkt, bin ich reich und bedarf keines Goldes!“ — Hiermit eilte ſie den Felſen hinab und der Heimath zu, um dort dem kranken Gatten den wieder gefundenen Liebling zurückzubringen.“

Der Ruf dieſes merkwürdigen Ereigniſſes erſcholl bald weit und breit, und es fand ſich der Abt eines benachbarten Kloſters bei dem Grafen ein und ſprach: „Ihr habt eine große Gefahr durch Gottes Gnade ſiegreich beſtanden, Herr Graf, erfüllt nunmehr auch Euer Gelübde und errichtet ihm zu Ehren ein würdiges Denkmal an jener Stätte. Der Bau eines Kloſters erhebe ſich auf dem breiten Gipfel des ſchauderhaften Felſen, damit fromme Mönche den Herrn unabläſſig dort preiſen mögen, wo er Euch und jener Mutter mit ihrem Kinde nur durch ein Wunder das Leben gerettet hat; der große Wald aber rings umher, welcher bis jetzt die Ungeheuer der Wüſte verborgen, werde dadurch geheiliget, daß er dem neuen Kloſter als Eigenthum zufalle!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

St. Lorenzkirche in Nürnberg.

Digitized by Google

N.ro 49. Achter Jahrgang **1835.** (213)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. — „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz) Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Nürnberg.

(Beſchluß.)

2. Anſicht der Lorenzkirche.

Tab. XLIX.

Die größte und ſchönſte Kirche Nürnbergs iſt die hier abgebildete St. Lorenzkirche. Sie wurde in der Blüthenzeit der deutſchen Baukunſt errichtet und iſt, wenn auch nicht in dem großartigen Plan, wie andere zu derſelben Zeit aufgeführte Kirchenbauten, doch nicht minder kunſt- und ſinnvoll angelegt. Ungewiß, zum Theil fabelhaft, wie die frühere Geſchichte von Nürnberg überhaupt, iſt die gewöhnliche Erzählung von der Gründung dieſer Kirche. Doch iſt ſo viel gewiß, daß bereits vor der erſten Erweiterung Nürnbergs im Jahr 1140, als ſich hier noch auf der linken Seite der Pegnitz außerhalb der Ringmauern der älteſten Stadt nur verſchiedene Häuſer befanden, an der Stelle unſerer jetzigen Kirche oder auch neben daran, eine Kapelle, zum heiligen Grabe genannt, geſtanden habe. Als nun aber im genannten Jahre, zur Zeit Kaiſer Konrads III. die Stadt erweitert und die ganze Gegend um St. Lorenz bis an den weißen Thurm in die Ringmauern aufgenommen wurde, entſtand das Bedürfniß einer größern Kirche an dieſer Stelle; und die Nachrichten ſtimmen auch darin überein, daß um das Jahr 1140 eine größere Kirche mit einem Thurm erbaut worden ſey. Mag nun hiezu die ehemalige Kapelle zum heiligen Grabe benutzt und dieſelbe erweitert, oder eine neue Kirche neben der alten Kapelle gegründet worden ſeyn, gewiß iſt, daß die neue Kirche ſchon um das Jahr 1162 bereits den Namen des heil. Lorenz geführt hat. Aber keineswegs war ſie in dieſer Zeit ſchon in der Geſtalt vollendet, wie ſie jetzt daſteht. Aus dem Charakter des Baues geht vielmehr hervor, daß der vordere Theil deſſelben zu Anfang des 14ten Jahrhunderts erbaut worden ſeyn müſſe. Einige Nachrichten laſſen den Bau des Portals 1332 vollenden; die beiden Thürme wurden 1400 gebaut und mit Zinn bedeckt, und endlich im Jahre 1439 — 1477 ward auch der Chor, oder vielmehr das Langhaus größer gebaut, nach dem Plane des Werkmeiſters Konrad Roritzer von Regensburg. Ein Weihbiſchof von Bamberg legte den erſten Grundſtein dazu. Wie man den Stein heben wollte, zerbrach der Zug; man ſchlug nun den Stein, um die Laſt zu erleichtern, entzwei; da fand ſich inwendig ein Kreuz eingehauen. In dieſes legte man nun Geld und Reliquien und las viele Meſſen darüber. Wahrſcheinlich war dieß Alles ſo veranſtaltet, um das Volk für den Bau zu begeiſtern, weil derſelbe bloß von Beiträgen frommer Perſonen aufgeführt wurde; daher man oft das Fortbauen aus Mangel an Geld einſtellen mußte Sogar das Concilium in Baſel erließ deßhalb 1440 eine Bulle, und der Rath erwählte zuweilen einige aus ſeiner Mitte, die bedenken ſollten, wie man zu Geld kommen könne, damit man den Bau vollende und doch den heiligen Lorenz nicht in Schulden ſtürze. Es wurden nun zu dieſem Bau, welcher bereits von 1439 — 1464 13310 Gulden damaliger Währung gekoſtet hatte, viele Beiträge geſtiftet, und ſo gelang es endlich dem frommen Sinne und der

Digitized by Google

Beharrlichkeit der Vorzeit, dieſes Werk nach 38 Jahren zu Stande zu bringen.

Damit war unſere, in der Form eines Oblongums erbaute 312 Fuß lange und 105 Fuß breite Kirche vollendet. Der ältere Thurm, auf dem der Thürmer wohnt und die Schlagglocken hängen, wurde 1498 mit einem Koſtenaufwande von 900 Gulden mit vergoldetem Blech belegt. Herrlich ſtrahlt noch immer das ſchöne Dach im Sonnenglanze, zum Beweiſe dienend, wie gut und ſolid man in frühern Zeiten arbeitete. Uebrigens wurde unſere Kirche im Laufe der Zeit mehreremal gereinigt, reparirt und angeſtrichen. Gegenwärtig bedarf ſie, vorzüglich was die Fenſter betrifft, nichts ſo ſehr, als des Reinigens vom Schmutz und Staube, der ſchon ſeit mehr als hundert Jahren, ſich wiederum darauf angeſetzt hat. Wie ungemein würde dadurch die Kirche an äußerer Glorie gewinnen, wenn ihre kunſtreich verzierte Structur aus dieſer Verunſtaltung gleichſam in jungfräulicher Reinheit wieder hervorträte.

Vor allem zeichnet ſich der Vorderbau der Kirche durch ſeine ſchöne, zierdevolle Anordnung aus. Zwei ſchlanke, in acht Stockwerke abgetheilte Thürme ſchließen die von dem Mittelſchiff hervortretende Vorderſeite ein, welche unten mit einem prachtvollen Portale prangt und ſich oben durch eine reich verzierte Giebelwand, in deren Mitte ein ſchmales Thürmchen emporſteigt, abſchließt; dazwiſchen befindet ſich die 32 Fuß hohe zirkelrunde Fenſterroſe, gewöhnlich der Stern genannt. Am meiſten aber fällt nicht nur wegen des reichen Schmuckes und der künſtleriſchen Arbeit, ſondern auch wegen der ſchönen Verhältniſſe der Hauptpforte mit der darüber befindlichen Roſe ins Auge. Ein zierlicher Pfeiler, an welchem die Jungfrau Maria mit dem Kinde ſteht, trennt die beiden Thüröffnungen. Die zwei großen, mit ſchönen Bildſchnitzerarbeiten im gothiſchen Styl verzierten Thüren wurden erſt 1824 ſtatt der alten Dielen, mit denen ſonſt der Haupteingang verſchloſſen war, gefertigt. Ueber den beiden Thüröffnungen befindet ſich ein ſpitz zulaufendes Feld, in deſſen einzelnen Abtheilungen als Basreliefs dargeſtellt iſt: die Geburt des Weltheilandes, die Beſchenkung deſſelben durch die Weiſen aus dem Morgenlande, der Bethlehemitiſche Kindermord, die Flucht nach Egypten, die verſchiedenen Scenen der Leidensgeſchichte bis zur Auferſtehung Chriſti, die Auferweckung der Todten, das jüngſte Gericht, zu oberſt in des Bogens Spitze Chriſtus, das Gericht haltend. Die ganze Thüre erhält durch die beiden Reihen des Spitzbogens, die neben derſelben hallenartig hervortreten und in vielen einzelnen Niſchen bis in die Spitze des Bogens mit den Figuren der Apoſtel und anderer Heiligen geſchmückt ſind, einen wahrhaft prachtvollen Umſchluß. Auf der Wand zu beiden Seiten der Thüre ſind noch verſchiedene, theils auf Pfeilern, theils auf Tragſteinen ruhende, beinahe lebensgroße Figuren angebracht. Kleinere Figuren befanden ſich und befinden ſich zum Theil noch an den vier Eckpfeilern der beiden Thürme. Zunächſt über dem Portal befindet ſich ein ſchön durchbroch'nes Geländer; daran ſchließt ſich ein viereckiges Feld, welches faſt ganz eine 32 Fuß im Durchmeſſer habende Fenſterroſe einnimmt. Die Roſe ſelbſt iſt im Achteck konſtruirt und beſteht aus acht ſpitzbogenfenſterartigen Durchbrechungen, welche zwiſchen ſich an ihrem obern Ende acht kleinere Roſen und in der Mitte eine größere, den eigentlichen Stern, bilden. Eine reiche, ziemlich breite Randverzierung ſchließt wiederum die Roſe ein. Noch iſt oberhalb des Feldes Sonne und Mond in ziemlicher Größe eingehauen.

Gleich darauf, nur durch ein niederes Geſimſe getrennt, erhebt ſich der Giebel, in deſſen Mitte ein Thürmchen ſich hervorbaut, mit einer kleinen Treppe, welche zu den in drei Abtheilungen über einander gebauten Logen führt.

Die beiden Thürme der Kirche ſteigen zwar nicht, gleich andern altdeutſchen Kirchenthürmen, aus einer Menge von Pfeilern pyramidenförmig zu einer ſchwindelnden Höhe empor; vielmehr ſtehen dieſe dünnen, ſchlanken Thürme, gleich wie die ſehr ähnlichen der Sebalduskirche, einfach und ziemlich ſchmucklos da, ohne jedoch darum im Verhältniß zum Ganzen weniger anzuſprechen. Sie haben vier Eckpfeiler, welche bis zur halben Höhe reichen, und daſelbſt mit Spitzſäulen gekrönt ſind. Beide ſind bis zum Umgange in ſieben Stockwerken aufgebaut, welche durch eben ſo viele Geſimſe von einander abgetheilt ſind. Das Erdgeſchoß ausgenommen befindet ſich in allen übrigen Abtheilungen jedesmal

Digitized by Google

ein Spitzbogenfenſter; nur in der oberſten zunächſt unter der Schlußgallerie ſind in den großen und weiten Schallöffnungen, hinter welchen die Glocken hängen, zwei ſolcher Fenſter, vor und neben welchen neun ſchlanke Pfeilerchen angebracht ſind, welche dem Ganzen eine eigenthümliche Zierlichkeit gewähren. Den Schluß des Ganzen bildet ein achteckiger zurückgeſetzter Aufbau, welcher mit acht ſpitzigen Giebeln geſchmückt iſt und die pyramidenförmig zulaufende Dachſpitze trägt.

Das unmittelbar an die Vorderſeite ſtoßende urſprüngliche Langhaus mit ſeinen beiden niedern Seitenſchiffen zeichnet ſich beſonders durch die einwärts in letztern gebauten Strebepfeiler aus, welche oberhalb des Daches der Abſeiten mit Spitzſäulen geſchmückt ſind und ſich in leichten Bogen hinüber bis an den obern Theil des Mittelſchiffes wölben. Daran ſchließen ſich ſodann das verlängerte Langhaus und der Chor, welche mit Strebepfeilern verſehen ſind.

In der Ecke, wo das ältere und jüngere Langhaus zuſammenſtoßen, befindet ſich der mit eiſernen Stäben eingefaßte *Oelberg*, welcher beſonders durch die ſchönen Säulenkapitäler intereſſant iſt. Eine noch anziehendere Parthie des Ganzen bildet gleich neben daran die Vorhalle zur Brautthüre durch die ſchön gehauenen Verzierungen.

Und ſo ſteht denn dieſes ſchöne Gebäude da, ein Denkmal deutſcher Kunſt und deutſchen Fleißes, durch welches der fromme Sinn früherer Jahrhunderte auf eine rührende Weiſe zu uns ſpricht: Solche Werke muß man nicht bloß oberflächlich betrachten, ſondern in allen ihren einzelnen Theilen und in deren Uebereinſtimmung zu einem bewunderungswürdigen Ganzen *ſtudiren*, um das dentſche Volk zu ſchätzen und lieb zu gewinnen.

Die Bärenburg.

(Fortſetzung von Seite 212.)

„Mein Gelübde werde ich erfüllen!" antwortete der Graf; „aber nicht alſo wie ihr es meint, ehrwürdiger Herr! Gott hat uns zwar ans großer Gefahr dort gerettet, aber nicht durch ein Wunder, ſondern vielmehr durch das, was der allgütige Schöpfer ſelbſt in die Menſchenbruſt gelegt hat. Vertrauen auf ihn in Noth und in Gefahr, feſten Muth, wo es Menſchenrettung galt, heilige Mutterliebe nnd Freundestreue bis in den Tod, das waren die ſtarken Schilder, mit denen er unſere Bruſt deckte, und deßhalb will ich kein Kloſter für einſame dem Leben abgeſchiedenen Mönche, ſondern ein ſtattliches Schloß aufbauen, wo kommende Geſchlechter fröhlich wohnen, und unter ihnen Muth nnd Gottvertrauen, Liebe nnd Treue eine Freiſtatt finden, und die ſelige Zufriedenheit, mit der jenes Weib mein Gold verſchmähte, ihren Altar gründen möge!" Und hiermit ließ der Graf den beleidigten Abt ziehen und gab Befehl, auf dem Gipfel des Felſen die Bärenburg zu erbauen. Aber die Meiſter, denen dieſer Bau übertragen wurde, berichteten alsbald, daß ſie vergebliche Mühe anwendeten, weil alles das, was ſie am Tage erbaut, des Nachts immer wieder zerſtört werde; ſie verſchwiegen auch nicht, daß jedesmal nach der Feierabendſtunde im Zwielicht der Nacht und des Tages ein graues Männchen dort erſcheine, mit ernſter Miene den Bau muſtere und mit ſeinem Stäbchen die größten feſt auf einander gefügten Steine wie kleine Bälle auseinander werfe und verſicherten endlich, daß, wenn der Graf hier nicht einen Einhalt zu thun wiſſe, ſie von dem Bau abſtehen müßten! — Und abermals erſchien der Abt und verlangte den Bau eines Kloſters, denn jene Stelle dort, ſagte er, ſey von Geiſtern beſeſſen, die nur dem Wohnſitz der heiligen Mönche und ihren Beſchwörungen weichen würden. Aber der Graf haßte das Mönchsweſen und wies den Abt abermals mit der Erklärung zurück, daß es in den Klöſtern an böſen Geiſtern wohl auch nicht fehle, nnd daß er ſelbſt verſuchen wolle, die Geiſter auf dem Bärenfelſen zu bannen!"

„Und ſieben Nächte hatte der Graf auf dieſem Felſen verwacht, und ſiebenmal ſoll er hier mit dem grauen Männlein geſprochen nnd es endlich in ſeiner wahren Geſtalt, als ein ſchönes Elfenkind geſehen haben. Was ſie aber hier zuſammen verhandelt, iſt ein tiefes Geheimniß geblieben, der Bau des Schloſſes wurde jedoch aufs Neue begonnen, nnd nicht weiter geſtört, nachdem der Graf in dem Grundſteine ein großes Pergament zwiſchen zwei

Digitized by Google

Metallplatten mit folgender Inſchrift hatte einfügen laſſen:

„„Hier, wo ein Denkmal aufzubau'n,
„„Zu feſter Burg der Grundſtein liegt,
„„Hat Mutterlied und Gottvertrau'n
„„Und Freundestreu im Kampf geſiegt;
„„Vor ſolcher Tugend feſtem Muth
„„Erlag der Ungeheuer Wuth.
„„Und hier, wo bald in Herrlichkeit
„„Und Pracht ſo Zinn' als Mauer ſteht,
„„Hat ſelige Zufriedenheit
„„Und Armuth einſt das Gold verſchmäht,
„„Und höher ſelbſt als Gut und Geld,
„„Das häuslich ſtille Glück geſtellt.
„„Drum ſey dies Haus nur dem erbaut,
„„Der immerdar auf Gott vertraut,
„„Der recht aus reinem Herzen liebt,
„„Der bis zum Tod die Treue übt;
„„Drum ſey dies Haus fortan geweiht
„„Nur ſtillem Glück der Häuslichkeit,
„„Demüthige Zufriedenheit.
„„Doch wenn da nichts von dieſem Allen
„„Einziehen ſollt in dieſen Hallen,
„„So geb ichs frei für Nacht und Tag,
„„Es wohne drin wer will und mag,
„„Es gelte gleich ob Menſch od Geiſt,
„„So wahr mein Nam' Graf Pilkau heißt!
„„Doch ſteh dies Haus in Gottes Hand
„„Zur Bärenburg werd' es genannt!"

„Nachdem man nun auf dieſe Weiſe den Grundſtein hatte legen laſſen, wurde der Bau ungeſtört vollendet. Es wählte der Herr Graf Max von Pilkau dieſe Burg ſogar ſelbſt zu ſeinem Aufenthalte und beſchloß allhier ſeine Tage mit ſeiner geliebten Gemahlin in Ruhe und Frieden zuzubringen. Dies hier war ſein Wohnzimmer, wo der Kampf mit dem Bären auf jener Tapete kunſtreich dargeſtellt iſt. Aber ſeine Nachkommen mochten nicht ferner hier wohnen ſie zogen hinunter in die heitern Thäler, wo ihre andern Beſitzungen lagen und betrachteten dieſe Burg nur als ein einſames Jagdſchloß, daß ſie je zuweilen mit ihren luſtigen Genoſſen beſuchen konnten, um in den großen Wäldern voll edlen Wildes ſich mit der Jagd zu vergnügen. Wenn ſie dann aber mit ihren Freunden und Gefolge ankamen, dann ging es an ein gar ſehr luſtiges Leben, dergeſtalt, daß man oft nicht gewußt, ob es da draußen im Walde oder bei den Banqueten in der Burg hier wilder hergegangen. Doch auch hierbei verblieb es nicht, es wurde bald noch lebendiger in dem Schloſſe, und es gab bei Tag und bei Nacht bald keine Ruhe mehr, denn es fanden ſich noch andere Gäſte ein, deren Nähe man bald mit Schaudern erkannte, obgleich man ſie erſt ſelbſt herauf beſchworen. — Die luſtige Geſellſchaft war nämlich eines Abends von einer beſonders glücklichen Jagd zurückgekommen, man ſaß beim reichlichen Jagdmahle, zechte wacker, ließ viel leichtfertiges Geſpräch über die Lippen gehen, und einer der Gäſte forderte den damaligen Herrn des Schloſſes auf, ihnen die wunderbare Geſchichte von dem Kampf mit dem Bären zu erzählen, welchen das Schloß ſeine Entſtehung verdanke. Die Gäſte erfuhren hierauf die ganze Geſchichte, und es blieb ihnen auch nicht verſchwiegen, wie das graue Männlein den Bau der Burg habe hindern wollen, bis der Graf Max von Pilkau ſich mit ihm darüber verſtändiget. — Darüber lachten denn die meiſten Gäſte und meinten ſpottend: „man hätte dem kleinen Männlein lieber die Ruthe geben ſollen!" Und der Herr Graf, der während des Erzählens ſchon oft ſeinen Becher geleert, ließ ſich hierauf den allergrößten Pokal reichen; füllte ihn mit Wein bis an den Rand und ſagte lachend: „So will ich denn dieſen Humpen auf das Wohl des grauen Männleins leeren; er komme, wenn er es mit mir wagen will! kann er aber nicht wie ein Froſch ſchwimmen, ſo mag er in dieſem Pokale erſaufen!" Und hiermit ſetzte der Herr das ungeheuer große ſilberne Gefäß an die Lippen. — Aber es wurde ihm mit behender Gewalt plötzlich aus den Händen gedreht, und als er erſtaunt aufſchaute, ſtand das graue Männlein vor ihm auf der Tafel und ſprach freundlich: „Ihr habt mich zu Gaſte geladen, Herr Graf, ſo will ich denn auch aus Eurer Hand den Willkommen empfangen!" Und hiermit ſetzte es den Becher, der größer war, als es ſelbſt, an den Mund, leerte ihn auf einen Zug, und drückte ihn dann mit ſeinen kleinen Händen dergeſtalt zuſammen, als ob er aus Papier geformt geweſen wäre!"

Der Kaſtellan hielt in ſeiner Erzählung hier ein, denn aus dem großen Glasſchranke, in der Ecke des Zimmers tönte ein lautes Klingen. „Hören Ew. Gnaden wohl?" hob er leiſe wieder an: „die

Digitized by Google

Pokale dort erzählen ſich auch von jener Geſchichte; ſie ſind dabei geweſen!"

Der Graf horchte auf und drang in geſpannter Erwartung in den Kaſtellan, ſeine Erzählung fortzuſetzen.

„Ich bin am Ziele gnädiger Herr!" antwortete dieſer; „denn ſeit jenem Abende ſind alle Gäſte von dieſer Burg verſtoben und verflogen, und ſollen ihnen vor Grauen die Haare wie Beſenreis zu Berge geſtanden haben, bis ſie die Burg und den Wald hinter ſich geſehen. Was aber Ihren hohen Vorfahren ſelbſt hier begegnet, das findet ſich in den Actenſtücken niedergeſchrieben, welche ich Ew. Gnaden ſchon aus dem hieſigen Archiv zugeſendet habe."

„Dies kenne ich bereits!" rief der Graf; „ich habe es mit Erſtaunen, mit Schaudern geleſen. Aber jetzt bin ich ſelbſt hier und frage Dich, Alter: iſt es in der Burg wirklich nicht geheuer? iſt ſie wirklich von Geiſtern bewohnt?" —

Der Kaſtellan nickte ſchweigend. „Hat man keine Verſuche gemacht, dieſe ſtörende Gäſte zu bannen?" fragte der Graf weiter. —

Der Kaſtellan zeigte auf die Löcher in der Tapete. „Haſt Du vielleicht das graue Männlein auch geſehen und geſprochen?" fuhr der Graf leiſer fort.

Der Kaſtellan nickte wieder.

„Nun ſo berichte denn, was Du von ihm vernommen?" befahl der Graf.

„Ich darf nicht!" entgegnete der Kaſtellan, und legte den Finger auf den Mund.

„Ich aber bin Dein Herr und Gebieter!" rief der Graf zornig; „ich allein kann Dir befehlen zu ſprechen und zu ſchweigen, und ich will, Du ſollſt jetzt reden!"

Da fuhr ein bleicher Schein an den Wänden hin, und ein lautes Ziſchen, wie von hundert Schlangen, tönte durch das Zimmer und ſchien Schweigen zu gebieten.

Die Freunde ſprangen von ihren Seſſeln auf; und nachdem der Graf einigemal unruhig im Zimmer auf und abgegangen war, fragte er nicht weiter und befahl blos dem Kaſtellan, den Tiſch abzuräumen und ſich zu entfernen, denn er ſelbſt ſei ermüdet und wolle ſich zur Ruhe begeben.

Der Kaſtellan gehorchte, und ließ die beiden Freunde allein.

„Wir wollen zu vergeſſen ſuchen, was uns der Alte heute erzählte!" rief der Hauptmann dem Grafen zu, der in düſteres Nachdenken verſunken in eines der hohen Fenſter getreten war, und in die finſtre ſtürmiſche Nacht hinaus ſchaute. „Haben wir uns als Kinder nicht auch oft mit Grauen zu Bette gelegt, wenn uns die Kindermuhme geſpenſtiſche Mährchen erzählt hatte! So wollen wir es denn auch heut nehmen und fröhlich glauben, wir wären noch in der Kinderſtube!"

„Die Nacht wird uns ja lehren, was wir künftig zu erwarten haben!" antwortete der Graf; „wir wollen ihr ruhig entgegen gehen. Schlaf wohl!" — Die beiden Freunde legten ſich hierauf, nachdem die ſilberne Nachtlampe angezündet worden, nur halb entkleidet zu Bette. —

Das laute tiefere Athmen des Hauptmanns verkündete dem Grafen bald, daß ſein Freund bereits eingeſchlummert ſei. Allein auf ſein Auge wollte ſich kein Schlaf ſenken. Es war nicht Geſpenſterfurcht, was ihn wach erhielt, nein, es war vielmehr der Gedanke, daß die einzige Stätte, die ihm auf der weiten Welt als Eigenthum nun zugehörte, ihm doch keine erfreuliche Heimath, keine Ruhe, keinen ſtillen Frieden gewähren würde. Denn was er heut nur flüchtig bemerkt, ließ ihn nicht zweifeln, daß Alles was er hierüber geleſen und gehört, wahr ſein möge. Er gedachte mit Wehmuth an die holde Schweſter des Freundes, die er liebte und düſtre traurige Bilder der Zukunft gingen an ſeiner Seele vorüber. —

Da ſchlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde, und als der letzte Schlag verhallt war, blies ein Lufthauch, der durch das Zimmer fuhr, die Nachtlampe aus, und der Graf vernahm die hohen fernen Töne eines Hüfthornes, wie eine Aufforderung zur Jagd, ſie wurden alsbald von unzähligen ähnlichen Tönen beantwortet; es ſchien ſich fortan in allen Räumen des Schloſſes ein neues Leben zu erheben, in allen Winkeln wurde es rege, und es begann nun wirklich eine förmliche Jagd. Mit Hundegebell und Peitſchengeknall rauſchte es durch das Schloß dahin; Thüren flogen auf und zu; und ſo kam es auch an das Zimmer des Grafen. Ein

Digitized by Google

plötzlicher Schein erhellte es, wie mit Tageslicht, die Schilderungen in der alten Tapete wurden lebendig, die Figuren traten daraus hervor und in das Zimmer, und wie die Thüre aufſprang, und die Jäger mit ihrem Gefolge hereinſtürzten, ſtanden die Bären aus der Tapete auch ſchon zum Kampf gerüſtet und ſtießen ein gräßliches Heulen aus, während neben dem Bette des Grafen, wo das Abbild der Felſenhöhle, in welcher die Bären gehauſt, auf der Tapete zu ſehen war, das klägliche Wimmern eines Kindes ertönte. Aber die Geſtalt der Bären ſtand mit den kleinen niedlichen Figuren der Jäger in gar zu grellem Contraſt; denn die letztern waren kaum eine Spanne hoch; ſie ritten auf ſchlanken Pferdchen, noch kleiner, als Kaninchen, und hetzten ihre muthigen Hundchen hinter das Wild her, welches ſo anzuſchauen, als ob eine flüchtige hirſchähnliche Ratte von Mäuſen verfolgt würde. Die Bären hingegen waren groß und furchtbar, wie ſie auf der Tapete dargeſtellt worden, und wendeten ſich, als ob ſie das kleine Jagdgefolge mit Verachtung überſehen, nur gegen die neuen Bewohner des Zimmers zum Kampfe. Der Hauptmann war vom Schlaf aufgefahren, hatte ſeinen Degen erfaßt, und führte einen gewaltigen Hieb auf den Bären, der ihm entgegen kam; aber die Klinge zerflog in kleinen Stücken, als ob ſie von Glas geweſen wäre, und der Bär ſtreckte ſchon ſeine Krallen gegen ihn aus. Auch der Graf hatte ſeinen Degen gezogen, aber er gebrauchte ihn nicht zur Vertheidigung gegen dieſe Geſtalten, er ſtieß ihn mit der Spitze vielmehr mitten in die Diehlen des Zimmers und rief:

„Dieſe Burg iſt von Gott und Rechtswegen mein Eigenthum; und zum Zeichen, daß ich Beſitz davon genommen, ſteckt hier mein ehrlicher Degen mit meinem alten Wappen auf dem Knopfe. Ich habe die Waffen abgelegt, weil ich mit Vertrauen in meine Heimath trat und mich in ihr ſicher glaubte; — wer wagt es nun gegen den redlichen wehrloſen Beſitzer einen ſolchen Kampf zu beginnen!" —

Da erklang das Hüfthorn aufs neue, und das tolle Treiben der Jagd hielt plötzlich an. Die Bären ſprangen in die Tapeten zurück, das Wild verlief ſich, die Hunde ſchlichen gehorſam hinter ihre Herren, und nachdem ſich der niedliche zahlreiche Jagdzug auf das Gewandteſte geordnet hatte, blieſen die kleinen Jäger auf ihren ſilbernen Jagdhörnchen einige wunderliebliche Fanfarren, die dem Grafen und dem Hauptmann wie ſüße Wiegenlieder aus der Kindheit klangen, und beide unwiderſtehlich in den Schlaf wiegten.

Der Kaſtellan trat am andern Morgen mit dem Frühſtück in das Zimmer und weckte die beiden Freunde, als die Sonne ſchon hoch ſtand.

„Guten Morgen Alter!" rief ihm der Graf entgegen: „ſieh, ich habe lange geſchlafen; durch Deine geſtrige Erzählung erregt, haben mich zwar ſchwere Träume beunruhigt; glücklicher Weiſe waren es aber doch nur Träume!"

Der Kaſtellan antwortete nicht, ſondern las ſtill lächelnd die zerbrochnen Stücke der Degenklinge zuſammen und fragte endlich: ob der Herr Graf befählen, daß der Degen in der Diehle des Zimmers hier ſtecken bleiben ſolle? —

Da ſahen ſich die beiden Freunde bedeutungsvoll an, und merkten wohl, daß ſie nicht geträumt hatten. Der Kaſtellan mußte ſie nun im ganzen Schloſſe umher führen. Es war ein ſtattliches Gebäude, und ſchien mit dem Felſen auf dem es ſtand, wie zuſammen gewachſen. Der feſte ernſte Sinn, der in dem ganzen Gebäude herrſchte, paßte ſo recht eigentlich zu dem Gemüth Willibald's, und die ſchöne, alterthümliche, wohlerhaltene Einrichtung des Innern, die romantiſche Lage, der nahe ſchattige Wald, voll Wild und Geflügel, erfüllten ihn mit inniger Sehnſucht.

„Ach!" rief er ſchmerzlich aus: „dieſe Stätte wäre wohl ſchön und ernſt genug, um ſie zur Heimath des häuslichen Glückes zu wählen, aber wie vermöchte ich die Schauer der Geiſtererſcheinungen auf ein Herz zu legen, das mir theurer iſt, als das Meine!"

„Es käme doch auf den Verſuch an!" ſprach der Kaſtellan: „Ew. Gnaden haben doch die erſte Nacht ſo ziemlich gut geſchlafen!"

„Deine Nerven, alter Knabe, und auch die meinigen vielleicht ertragen wohl ſolche Nächte!" entgegnete der Graf; „aber einem zarten Weibe könnten ſie den Tod bringen. Du biſt an den Spuck gewöhnt, wie der Müller an das lärmende Klappern ſeiner Mühle; Dir iſt es gleichgültig, ob

Digitized by Google

Du Dein altes Geſicht im Spiegel erblickſt — oder —"

Der Graf ſtockte und wendete ſich ſchnell ab, um das Zimmer zu verlaſſen; denn eben als er bei den letzten Worten in den großen Pfeilerſpiegel ſchaute, erblickte er nicht ſich ſelbſt, ſondern die Geſtalt des grauen Männleins, welches ihn freundlich grüßte.

Trotz alle dem beſchloſſen die Freunde, die Burg nicht ſo ſchnell wieder zu verlaſſen; denn ſie wollten wo möglich das Geheimniß der Geiſter näher kennen lernen. Sie vergnügten ſich bei Tage mit der Jagd, ließen es ſich Abends bei ihrer Rückkehr dann wohlſchmecken, und ſuchten ſich gefliſſentlich in eine heitere Stimmung zu verſetzen. — Aber es wollte ihnen doch nich recht gelingen, denn allenthalben umgab ſie das unheimliche geiſtartige Walten, hielt ſie in ſteter Anſpannung, und ließ ſie nicht bloß in den Stunden der Mitternacht Zeugen jenes ſpuckhaften ſtets veränderten Treibens ſein, ſondern äußerte auch während des ganzen Tages ſeine unſichtbare Gewalt auf ſie; ſo daß ſie oft ſelbſt das zu thun und zu ſprechen genöthigt waren, was eigentlich ganz außer ihrer Weiſe lag, und daß ſie ihr Auge und Ohr oft für verblendet und getäuſcht halten mußten, wenn es ihnen ganz fremdartige Dinge vorſtellte.

Der Graf ertrug dies endlich nicht länger, er wollte einen entſcheidenden Schritt thun, und das graue Männlein, welches ihm bisher blos aus dem Spiegel zugenickt, ſelbſt ſprechen. Als daher in der nächſten Mitternacht das Toben aufs neue begann und ſeinem Zimmer vorüber nach den großen Ritterſaal hinzog wo die Gemählde ſeiner Vorfahren hingen, eilte er den Geiſtern dorthin nach, ſprang beherzt in das Gewirre unzähliger kleiner Geſtalten, und rief mit lauter Stimme:

„Graues Männlein! graues Männlein! wo biſt Du? Ich der Herr dieſes Schloſſes gebiete Dir vor mir zu erſcheinen, denn ich will Dich ſprechen!"

Da fuhr mit einem Male ein blaugelber Blitz durch den Saal, die Kerzen auf den Kronleuchtern flammten hell auf, die kleinen Geſtalten ordneten ſich ſchnell, und unter dem geharniſchten Bilde des Grafen Max von Pilkau, des Erbauers dieſer Burg, ſtand ein Männlein in einem koſtbaren grauen Talar von ſeidener Spinnewebe mit funkelnden Fledermausaugen beſetzt, und trug ein goldenes Krönchen auf dem Haupte.

„Was rufſt Du mich?" fragte es mit wohlklingender Stimme. „Was wagſt Du Dich einzudringen und unſer Feſt zu ſtören!"

„Ich ſuche Dich!" entgegnete der Graf beherzt; „um von Dir ſelbſt Antwort auf meine Frage zu verlangen. Ich bin von Gott und Rechtswegen der Herr dieſes Schloſſes, ich habe keine andre Heimath, und will mich aus meinem Eigenthume nicht vertreiben laſſen. Deshalb ſage mir an: Wie lange ſoll der Spuck, den Du mit Deiner Schaar hier treibſt, noch währen? wer giebt dir ein Recht dazu, den Frieden der ſchuldloſen Beſitzer hier zu ſtören? und was verlangſt Du, um Dich abzufinden auf immer?" —

Aber ſtatt aller Antwort, zog der kleine Gnomen-König ein Pergament aus dem Buſen und ließ es aufrollen. Auf demſelben las man die Worte, welche in den Grundſtein gelegt worden, und darunter die eigenhändige Unterſchrift des Grafen Max von Pilkau. Er zeigte mit der kleinen Hand auf das Pergament und dann auf das Konterfei des Grafen Max, das über ihm hing, und verſchwand. Die Lichter verlöſchten im Saale; wie Sturmwinde brauſte es durch die Flügelthüren hinaus; und Wilibald mußte im Finſtern nach ſeinem Zimmer tappen.

Am andern Morgen erzählte er ſeinem Freunde was vorgefallen, und ordnete alles zur Abreiſe an. „Es iſt beſchloſſen!" ſagte er in ſehr ernſtem Tone. Ich will nun einmal alles daran ſetzen, dieſes verrufne Schloß für Menſchen wieder zugänglich zu machen, und wenn ich dabei auch ein einſamer freudenloſer Menſch bleiben ſollte!"

Er erklärte hierauf, daß er ſeinen Abſchied aus den Kriegsdienſten nehmen, und in dieſe ſeine Heimath wirklich einziehen werde, und gab dem alten Kaſtellan die nöthigen Befehle zu ſeiner baldigen Aufnahme allhier.

So zogen die Freunde jetzt wieder von dannen, aber ihre Stimmung war nicht mehr die heitere wie auf der Hinreiſe. Beſonders düſter und in ſich verſunken blieb Wilibald, und als ihm der Hauptmann vorſchlug, diesmal einen Umweg zu machen,

Digitized by Google

um auf dem wenige Meilen abwärts liegenden Gute ſeiner Eltern einige Tage zuzubringen, wodurch er den Freund zu zerſtreuen und aufzuheitern gedachte; antwortete ihm Wilibald:

„Du kommſt meinen Wünſchen zuvor, ich wollte Dir ſelbſt dieſen Vorſchlag machen; denn ich habe dort eine ſehr ernſte heilige Angelegenheit ins Reine zu bringen!"

Der Hauptmann glaubte den Freund zu verſtehen, er kannte ja deſſen Liebe zu ſeiner Schweſter, der ſchönen Sara, und meinte, er werde jetzt, da er Herr ſeines Vermögens geworden, um Sara's Hand werben wollen, deren Herz auch längſt dem Grafen in ſtiller Neigung zugewendet war. Allein vor Wilibald's Seele ſtand ein großer Entſchluß; denn kaum waren ſie auf dem Gute angekommen und mit herzlicher Freude empfangen worden, als er ſich eine Unterhaltung mit den Eltern ſeines Freundes erbat.

„Ich bin bisher mit einem Herzen voll Freude und Seeligkeit in dieſes Haus getreten!" ſprach er mit weicher Stimme zu dem greiſen Vater ſeines Freundes und deſſen ehrwürdiger Gemahlin; „denn ich fand alles hier vereint, was nur die Wünſche und Hoffnungen meiner Seele erfüllen konnte. Der Sohn dieſes Hauſes iſt mein liebſter Freund, in dem Umgang mit ihm habe ich die wahre Freundſchaft erſt kennen gelernt. Sie beide galten mir für das Muſter vortrefflicher Eltern, in treuer Verehrung war ich Ihnen zugethan, und ich wagte die Hoffnung, daß Sie mich einſt Sohn nennen würden: denn auch die Liebe war hier in meinem Herzen erwacht. Was ich für Ihre holde liebliche Tochter fühle, iſt Ihnen allen kein Geheimniß geblieben; zwar habe ich beſcheiden geſchwiegen, aber mein offnes Weſen konnte doch ein Gefühl nicht vor Ihnen verbergen, was mich nur immer beſſer und reiner unter Ihre Augen treten ließ. Ich wagte jedoch nicht eher eine nähere Erklärung, bis ich meiner künftigen Gattin eine ſelbſtändige ſorgenfreie Lage anbieten könnte, und wartete deshalb mit Sehnſucht auf die Rückkehr meines Bruders, um endlich das Teſtament meines würdigen Vaters zu eröffnen. Jetzt weiß ich, was mir gehört, jetzt habe ich mein Eigenthum, meine künftige Heimath geſehen, aber ſie paßt nicht für das Glück und den Frieden eines Weſens, das mir mehr gilt, als mein Leben. Ich habe allen meinen ſchönſten Plänen für die Zukunft, allen meinen liebſten Wünſchen Lebewohl geſagt, und komme nun, wie es ſich für einen redlichen Mann gebührt, Ihnen dies offen zu geſtehen, und mit bangem Herzen von Ihnen Allen Abſchied zu nehmen, mein Leben einſam zu führen, und meine Ruhe und mein Glück in einem wunderbaren Kampfe aufs Spiel zu ſetzen!"

Die ehrwürdigen Eltern, denen der Graf ſehr werth geworden war, verlangten mit Theilnahme näheren Aufſchluß hierüber; aber Wilibald war zu tief erſchüttert, und wies ſie deshalb an ihren Sohn, welcher denn auch dasjenige, was er auf der Bärenburg erfahren, ausführlich und getreu berichtete.

Alle fühlten ſich hierbei von Grauen und Entſetzen ergriffen, nur Sara blieb ruhiger, ſie ließ ſich vom Bruder mehrmals das Erzählte wiederholen, und als die Eltern mit Theilnahme ſich zu ihr wandten, und nicht verbargen, daß ſie den Grafen gern ihren Sohn genannt haben würden, der nun einſam ſein Leben vertrauern müſſe, ſank ſie ihnen mit dem kindlichen Geſtändniß an die Bruſt, daß auch ſie den Grafen von Herzen liebe, und daß ſie entſchloſſen ſein würde, ihm ihre Hand zu reichen, ſelbſt wenn er ſie als Hausfrau auf die finſtre Bärenburg einführen wolle: denn ſie fürchte jene Geiſter nicht; und da dieſe ſchon Achtung vor ihm bezeigt, würden ſie ein gutes Weib vielleicht noch ſchonender behandeln! — Die Eltern erſtaunten über den Muth ihrer Tochter, der Bruder aber flog mit dieſem zarten Bekenntniß zum Freunde, und als dieſer nun ſelbſt ſich der holden Jungfrau genaht und die tiefe kräftige aller Entſagung fähige Liebe des jungen Mannes und die zartere aber faſt noch mutherfülltere der Jungfrau ſich gegenſeitig verſtändigt hatte, legten die Eltern, trotz mancher bangen Zweifel, endlich doch die Hände der Liebenden in einander, und es wurde, nachdem der Graf den Abſchied vom Könige erhalten, die fröhliche Hochzeit gefeiert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

1835 L.

Anſiedlers Blockhaus
in Nordamerica.

Digitized by Google

No. 50. Achter Jahrgang 1835. (221)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 „ „ Ladenpreis Thlr. 6. 12 „ „ fl. 11. – „ „ Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgäng. noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Anſiedler-Blockhaus in Nordamerika.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. L.

Die Auswanderungen nach Amerika dauern immer noch fort; über zweimal hundert tauſend Menſchen ſind in den letzten beiden Jahren aus Deutſchland über das Meer gezogen, um ihr Glück in der Fremde zu ſuchen; aber viele davon haben dort namenloſes Elend, viele ihr Grab — wenige nur die Erfüllung ihrer Hoffnungen gefunden. Noch Tauſende ſchicken ſich zu gleichem Zuge an und mancher Schwindelkopf, dem es im Vaterlande nicht behagt, läßt ſeine Wünſche über den Ocean ſchweifen und träumt von goldenen Bergen in der neuen Welt. —

Es kann daher vielleicht Manchem von Nutzen ſeyn, wenn er im Karlsruher Unterhaltungsblatt ein Paar Worte über das Leben der Anſiedler in Nordamerika lieſ't und an beiliegender Anſicht eines Blockhauſes ſich einen Begriff von ſeinem künftigen Reſidenzſchloſſe zu machen ſucht.

Das jugendlich aufſtrebende Nordamerika, es läßt ſich nicht läugnen, iſt ein ſchönes und fruchtbares Land und umfaßt ein ſo ungeheures Gebiet, daß ſich Landgüter, Gärten und Felder die Menge darin anlegen laſſen. Waldumkränzte Bergketten von mäßiger Höhe durchziehen es nach allen Seiten und der dadurch bedrängten Thäler und Ebenen werden von zahlloſen Bächen, Flüſſen und gewaltigen Strömen bewäſſert, die rings um ſich her Leben und Fruchtbarkeit verbreiten.

Aber darum iſt Nordamerika doch noch kein Feenland, wie Mancher träumeriſch es ſich vermalt, ſondern ein Land der Mühe und der Arbeit. Man denke ſich einen unermeßlichen Wald, halb ſo groß, wie Europa, und in dieſem, meiſtens in der Nähe großer Ströme, einzelne angebaute Strecken mit ihren Städten und Dörfern, wie Oaſen in einer Wüſte, zerſtreut und durch die in allen Richtungen ſich durchkreuzenden Eiſenbahnen, Poſtſtraßen natürlichen und künſtlichen Waſſerwege verbunden, ſo hat man eine richtige Vorſtellung von der Beſchaffenheit des Landes im Allgemeinen gewonnen.

In einem ſolchen Land iſt's aber Arbeit und Arbeit allein, welche ein zufriedenes und glückliches Daſeyn verheißt. Wer alſo dieſe ſcheut, wer Anſtrengung fürchtet, der betrete es nicht. Es iſt auch ein freies Land, und frei, nicht zaghaft, ſondern feſt und entſchloſſen, klar auch über ſeinen Entſchluß und ganz einig mit demſelben muß jeder ſeyn, der die Reiſe dahin antritt, mit dem Vorſatze, keine Gefahr zu ſcheuen und jedem Ungemach zu trotzen. Wer zu ſolchem Vorſatze ſich nicht erheben, wer den Hang zu einem bequemen, gemächlichen Leben nicht überwinden kann, der ertrage lieber ſeine Lage und ſein Schickſal zu Hauſe. —

Viele gingen, ohne ſich über das, was ſie dort erwartet, klare Vorſtellungen und eine richtige Einſicht erworben zu haben; unverbürgte Gerüchte von einzelnen Auswanderern, welche dort ihr Glück gefunden, beſtimmten ihren Entſchluß; ſie gingen ohne Muth, ohne Geſchick, ohne Arbeitsluſt, unfähig zu den Anſtrengungen, die die Gründung einer erſten Niederlaſſung in Wäldern, die noch nie den Axthieb des Holzhauers ſchallen gehört, erheiſchen, und

Digitized by Google

Elend war in Amerika ihr Loos. Viele zogen auch über das Meer, die in Europa nie ein Geſchäft geführt, oder gewußt, was es ſey, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod zu eſſen, viele endlich, die eine Freiheit, wie ſie dort herrſcht, nicht zu ertragen vermögten, weil ſie ſich ſelbſt nicht beherrſchen konnten, — und die neue Welt wurde ihr Grab.

Es iſt dort ein ganz anderes Leben als bei uns. Der Amerikaner fragt bei jeder Kunſt und Wiſſenſchaft: „was nützt ſie dem Staate?" Todte Gelehrſamkeit, unfruchtbare Keuntniſſe gelten dort nichts. Ja ſelbſt jene theoretiſchen Wiſſenſchaften, welche als die herrlichſte Errungenſchaft des menſchlichen Geiſtes in Europa geſchätzt werden, wie die Aſtronomie, die Geſchichte, die Länder und Völkerkunde, die Dichtkunſt und die Philoſophie finden dort keine Anerkennung, weil ſich nicht unmittelbar davon ein materieller Nutzen ziehen läßt.

Auch keinem Theologen und Philologen, keinem Juriſten und Diplomaten werden wir rathen, nach Amerika zu ziehen, weil es dort keine Streitigkeiten über Nationalismus, Supranaturalismus und Myſticismus giebt, weil in den amerikaniſchen Gerichtsſtuben nicht die Pandekten und Corpus Juris zu Rathe ſitzen, und in den Schulen keine Vokabeln und Phraſes aus dem Cornelius Nepos und Horaz gefiſcht werden. Wer dagegen in den polytechniſchen Wiſſenſchaften ſich gehörig umgethan, ein tüchtiger Ingenieur, ein erfinderiſcher Mechaniker, Optiker oder ein wagehalſiger Mediziner iſt, der (N.B. nicht homöopathiſch) ſondern nach alter Weiſe ein wirkſames Recept zu ſchreiben verſteht, ſollte es auch zum Wege alles Fleiſches führen, der ſegle nach Amerika und laſſe es darauf ankommen, welches Abentheuer ihm die launige Fortuna aufſtoßen läßt; er wird in keinem Falle brodlos ſein; denn für ſolche Wiſſenſchaften, deren Nutzen man mit Händen greifen kann, hat der Amerikaner Sinn. Was aber im Gebiete der höhern Kunſt und der Speculation ſich bewegt, dazu zuckt er die Achſeln, das hält er für Luftgeſpinnſt und blauen Dunſt.

Ob er darum ſo ſehr zu preiſen iſt, wollen wir nicht unterſuchen. Wir Alt-Europäer, die wir mit unſerm heimiſchen Boden vor der Hand noch zufrieden ſind, meinen: „der Menſch lebe nicht allein vom Brod, und die höchſte Blüthe der Humanität beſtehe noch nicht in der Conſtruction einer Dampfmaſchine." — — Indeß gönnen wir den Amerikanern gern ihre Art und Weiſe, und ſollten ſie auch vor lauter Freiheit einander aufhängen, wie, einem glaubwürdigen Privatſchreiben zufolge, vor kurzer Zeit in Germantown bei Philadelphia geſchehen iſt. Der Umſtand verdient einer nähern Erwähnung, weil er vielleicht manchem freiheitsſchwindelnden Kopfe den Staar zu ſtechen vermag. Ein armer Schuhmacher in B...., der zwar eine geſchickte Hand und einen projektvollen Kopf, wie weiland Hanns Sachs, aber ſtets leere Taſchen und Brodſchränke beſaß, weil von jeher die Wirthshausſchilder eine zu ſtarke magnetiſche Kraft auf ihn äuſſerten, meinte, es müſſe ihm drüben über dem Ocean ſein Schöpplein noch einmal ſo gut ſchmecken, als daheim im Fuchs, oder im Lamm oder in den drei Königen. Er verwandelte daher das bischen Hausrath, was ihm ſeine Gläubiger übrig ließen, in baares Geld und zog, voll kühnen Hoffnungen und Entwürfen wohlgemuth aus dem kleinen Städtchen, wo es nicht recht vorwärts mit ihm wollte, fort.

In Havre gedachte er ſich einzuſchiffen und glücklich über das Meer hinüber zu ſchwimmen. Aber ſchon der Anblick der See an der franzöſiſchen Küſte brachte allerlei Bedenklichkeiten in ihm hervor. So groß, ſo weit hatte er ſich doch die See nicht gedacht; dabei auch die vielen fremden Geſichter, die fluchenden Matroſen, die verſchiedenen Sprachen von denen er kein Wort verſtand dieß alles ging ihm wunderbar und wirr in dem Kopfe herum, und die Frau und die Kinder meinten mehreremale, ob es denn nicht beſſer ſey, wieder heimzukehren und im Lande ſich ehrlich und redlich zu ernähren. Aber unſer Schuhmacher war viel zu unternehmend, als daß ihn dieſe Bedenklichkeiten abſchrecken konnten. Er fuhr ſeinem Weibe durch den Sinn und ſich ſelbſt mit der Hand über die Stirne und ſprach: „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!" Am folgenden Tage ſchwamm er ſchon mit dem abſegelnden Schiffe auf dem atlantiſchen Ocean. Aber ach! bald fing es ihn ſehr zu gereuen an; denn als er ſeine arme, weinende Frau einmal anſah, da war

Digitized by Google

ihr Geſicht todtenbleich und ſie konnte kaum noch ſtammeln, es ſey ihr ſterbensweh! Auch die Kinder machten jammervolle Geſichter und konnten den Kopf nicht mehr aufrecht halten. Ja, endlich wards ihm ſelbſt wunderlich zu Muthe. Alles um ihn her ſchien im Kreiſe herumzugehen, wie ſonſt, wenn er Nachts um halb eilf, wenn die Nachtglocke läutete, aus den drei Königen heimgieng — und doch hatte er kaum ein Schöpplein auf glückliche Fahrt getrunken. Das ſchien ihm nicht mit rechten Dingen zuzugehen, und da ihm der Kopf endlich ſo ſchwer ward, daß er ihn nicht mehr aufrecht halten konnte, ſo legte er ſich, als ein ächter chriſtlicher Dulder, hin und harrte ſehnſüchtig auf das Ende ſeines Jammers. Mehreremal war es ihm, als müſſe das Herz ihm brechen; denn der Schwindel ward immer ärger und wenn er mit halb geſchloſſenen Augen ſeine Frau und ſeine Kinder anſah, bei denen die Seekrankheit ſchon den höchſten Grad erreicht hatte, da verwünſchte er ſein Schickſal und flehte den Tod um Erlöſung an. — Aber er kam nicht, ſondern am andern Tage, als die Sonne über das Meer aufging und ein friſcher Morgenwind in die Segel blies und ein gutes Glas Madeirawein ſeine erſtorbenen Lebensgeiſter wieder aufweckte, da wurde es unſerm guten Schuhmacher wieder beſſer ums Herz; er hob das geſunkene, von der ſchlafloſen Nacht und den vielen Uebelkeiten noch matte Haupt empor, und faßte neue Hoffnung. Die Fahrt ging auch in den erſten drei Wochen glücklich von Statten; aber in der vierten, als ſie ſchon dem erſehnten Ziel ſich näherten, verſchlug ein Sturm das Schiff ſüdweſtwärts gegen den merikaniſchen Meerbuſen hin; dort erkrankte die arme, von ſo vielen Leiden gebeugte Frau und ſtarb. — Da zerriß dem armen Manne bald das Herz, als er ſah, daß die ſterblichen Ueberreſte ſeiner treuen Gefährtin auf ein Bret gebunden und mit einem kurzen Vaterunſer ins Meer hinabgeſenkt wurde, den Haifiſchen zur Speiſe.

„Wäre ich doch daheim geblieben!“ ſeufzte er wiederholt, und die heißen Thränen rollte über ſeine abgehärmten Wangen. Endlich lief das Schiff in der Delawarebai ein, und das erſte was unſer guter Auswanderer that, war, daß er ſich nach Philadelphia begab und Arbeit ſuchte. Aber ſiehe, da war Alles überſetzt; eine Menge brodloſer Handwerkspurſchen liefen in den Straßen umher, und man ſah ihren ſchlaffen Felleiſen an, daß ſie keinen Sonntagsrock mehr darin ſtecken hatten, ſondern daß ſie vielmehr das letzte Hemd auf dem Leibe trugen. Ein beſonderer Glücksſtern leuchtete indeß über unſerm Freunde. Er fand nämlich nach einigen Wochen in Germantown 5 Meilen von Philadelphia, einen Meiſter, der ihm Arbeit gab. Schon meinte er, da er in Deutſchland für einen geſchickten Meiſter galt und auch gar manches ſtattliche Paar Stiefel blank aus ſeiner Werkſtätte geliefert hatte, der amerikaniſche Meiſter werde die Augen über ſeine Geſchicklichkeit aufreiſſen; aber, wie erſtaunte er, als dieſer zu ſeiner Arbeit den Kopf ſchüttelte und ihm eine Paar Stiefel zeigte wie er in Deutſchland noch keine geſehen hatte. Jetzt übermannten ihn beinahe die Betrübniß; denn er überzeugte ſich, daß er in Amerika wieder Lehrjunge werden müſſe, um es den dortigen Schuhmachern gleich zu thun. Sein geſchickter Kopf begriff indeß bald die Handgriffe, die ihm ſein Meiſter willig zeigte, und als er es ſo weit gebracht hatte, daß dieſer mit ſeiner Arbeit zufrieden war, bekam er immer mehr Arbeitslohn, ſo daß er ſich jetzt in der Woche auf vier Kronenthaler ſteht. Dabei geht es ihm nicht ganz übel; ſeine Kinder ſchicken ſich in das Leben im fremden Lande, und lernen engliſch. Ihm aber will dieſe Sprache nicht eingehen, und es iſt ihm, wenn er ſie ausſprechen ſoll, nach dem Ausdrucke ſeines Briefes, „*wie wenn er Hanf und Werg den Hals hinunterſtopfen müßte.*“ —

Vielleicht hätte er ſich indeß doch an das dortige Leben gewöhnt, wenn ihm nicht ein anderer Umſtand Alles verleidet hätte, ſo daß er ſo bald als möglich wieder nach Europa will. Es iſt die *amerikaniſche Freiheit*, bei welcher er ſich ſeines Lebens nicht ſicher glaubt. — Als er nämlich eines Tages in dem Hauſe, das er bewohnt, eifrig an einem Stiefel arbeitete, kam ein wohlgekleideter Herr in die Werkſtätte, der nach ein Paar Schuhen fragte. Schon war er nahe daran, mit ihm Handels einig zu werden, da entſteht plötzlich um das Haus ein fürchterlicher Lärm; und alsbald ſtürmt ein Haufen handfeſter Bürger die Treppen hinauf, zur krachenden Stubenthüre herein und faſſen den wohl-

gekleideten Herrn am Kragen. „Ein Dieb! ein Dieb!“ ertönte es aus hundert Kehlen. Unſerm Schuhmacher verging Hören und Sehen; der fremde Herr erbleichte, die Züge des Schreckens drückten ſich auf ſeinem ganzen Geſichte aus und er bat mit flehentlicher Geberde den Herrn des Hauſes, ihn zu ſchützen; denn die Raſenden würden ihn umbringen. Dieſer nahm ſich auch ſeiner an. „Mit Verlaub, meine Herren, ſtammelte unſer Schuhmacher in gebrochenem Engliſch, mit Verlaub, das iſt keine Räſon. Mein Haus iſt ein Ehrenhaus!“ — „Was Ehrenhaus! Freiheit, Freiheit!“ brüllten die Ungeſtümmen, ergriffen den Unglücklichen, warfen ihn nieder, gaben ihm Tritte über Tritte, und ſchleiſten ihn zum Hauſe hinaus, um ihn draußen an einem Laternenpfahl aufzuhängen. So prompte Juſtiz hatte unſer guter Schuhmacher nirgends geſehen. In dem lieben Deutſchland macht man doch einem Vagabunden ordentlich den Prozeß. Da kommt der Hatſchier und holt ihn ab; da wird er vor den Amtmann geführt, da werden Zeugen verhört, Protokolle geſchrieben, Eide geſchworen, da wird hin und her geſprochen und allerlei verfängliche Fragen vorgelegt, bis der Dieb ſich fängt und verwickelt und geſteht. Dann gehts ans Obergericht, da werden die Akten wieder durchgeleſen, geprüft, da bekommt der Angeklagte ſeinen Vertheidiger, und es dauert lange, bis man ihn ins Zuchthaus oder gar zum Galgen führt; aber in Amerika! — daß Gott erbarm, da geſchieht Alles auf einen Schlag. Da machen die Holzhacker, Taglöhner, Packträger und Schiffleute die Richter und die Henker in eigener Perſon, und die dortige Obrigkeit, der ſie ins Handwerk greifen, darf ihnen erſt noch kein Haar darum krümmen; denn ſie ſind freie Bürger. —

Wie geſagt, unſerm deutſchen Schuhmacher war das zu viel, und er ſitzt jetzt nur deſto eifriger auf ſeinem glatten, runden Stuhle, um ſich ſo viel zu verdienen, daß er wieder ins Vaterland reiſen, vorher aber ſich noch einen neuen Rock auf den Leib ſchaffen kann, damit er mit Ehren unter ſeinen ehemaligen Mitbürgern auftreten und ſeine alten Kunden wieder aufſuchen kann.

Vielen Tauſend Auswanderern geht es nicht beſſer, vielen aber weit ſchlimmer; und in demſelben Briefe, in welchem unſer unternehmender Landsmann die oben erzählten Schickſale berichtet, ſagt er auch, daß überall, wo man nur in den amerikaniſchen Städten und Dörfern hinkomme, ganze Schaaren von unglücklichen Auswanderern umherzögen, denen man den Hunger und den Kummer auf dem Geſichte anſehe.

Dieſe Mittheilungen, deren Aechtheit das Unterhaltungsblatt verbürgt, mögen Manchen aufmerkſam machen, deſſen Gedanken über den Ocean nach Weſten ſchweifen.

Allerdings gibt es auch Leute, welche in Amerika ihr Glück machen. Die meiſten derſelben fangen gewöhnlich auf die Weiſe an, wie es in unſerm Bilde vorgeſtellt iſt. Vorerſt weist ihnen die dortige Regierung ein Stück Land am Ohio oder Miſſouri oder ſonſt wo in der Mitte eines Urwaldes an. Dieſes Land iſt wohlfeil zu haben; denn 100 Morgen koſten nicht mehr als 125 Dollars. Der Anſiedler ſucht ſich wo möglich in der Nähe einer Felſenquelle ein angenehmes Plätzchen aus, um ſich da ſein Blockhäuschen aus Baumſtämmen und Brettern zu erbauen. Die Koloniſten helfen ihm dabei treulich und redlich. Seinen Hausrath muß er ſich auch ſelbſt verfertigen, ſo gut es gehn will, er muß Zimmermann, Schreiner, Schloſſer und Landmann in einer Perſon ſeyn und ſein Bett beſteht Anfangs aus einer Streu von Stroh oder Baumblättern. Ein Pferd, eine Kuh, einige Schaafe, Schweine, Hühner — damit beginnt er ſeine Wirthſchaft. Noch hat er das ſchwere Geſchäft des Urbarmachens, des Ausrodens des Waldes vor ſich; doch hat er bereits den Anfang gemacht, wie ein Paar gefällte Baumſtämme im Vordergrunde unſeres Bildes andeuten. Mit der Axt auf der Schulter ſchreitet er eben dem Gehölze zu, das ſaure Tagewerk noch beim Mondſchein fortzuſetzen.

Ein ſolches Blockhäuschen iſt freilich eine gar ärmliche Wohnung, ſchlechter, als ſie der ärmſte Landmann in Deutſchland beſitzt; aber in ihr hauſt der Anſiedler auch nur ein, höchſtens die zwei erſten Jahre. War er tüchtig an der Urbarmachung und hatte er in Betreff des Bodens gut gewählt, dann ſieht er bald durch unglaubliche Fruchtbarkeit den Fleiß ſeiner Hände ſo reichlich belohnt, daß er ſich ein größeres, bequemeres Haus bauen kann.

Digitized by Google

Noch ein Paar Jahre, und auch das zweite wird zu Ställen und Speichern. Der Anſiedler errichtet ſich ein Wohnhaus aus Stein, bequem und ſtattlich. Wohlhabenheit iſt bei ihm eingekehrt, und als Blockhäusler ſchon ein Freiherr von Rechtswegen, wird er es nun auch dem Aeußern nach. Faſt abgabenfrei, durch nichts in der nützlichen Anwendung ſeiner Kräfte und ſeiner Geſchicklichkeit geſtört, behält er das, was er erwirbt, ganz und ungeſchmälert; ſein Vermögen wächſt von Jahr zu Jahr; Achtung und Vertrauen ſeiner Mitbürger rufen ihn zu den Ehrenämtern des Gemeinweſens, dem er angehört. Kurz er erntet die Früchte, die in dieſem Lande, in welchem man von angeerbten Vorrechten, von Monopolen, Privilegien und Ehrenzeichen und von ihren Gegenſätzen nichts weiß, der Arbeit und dem Fleiße ſicher beſchieden ſind.

Die Bärenburg.

(Fortſetzung von Seite 220.)

Nur in einem einzigen Reiſewagen, ohne alle weitere Begleitung langte der Graf mit ſeiner jungen Gemahlin auf der Bärenburg an. Der alte Kaſtellan fand nicht Worte genug ſeine Freude zu bezeugen, und führte die junge Gräfin in die Zimmer, welche einſt vor mehreren hundert Jahren für die Gemahlin des Grafen Max von Pilkau eingerichtet und von ihr bewohnt worden waren. Sara erſtaunte über die alterthümliche völlig wohl erhaltene Pracht der innern Einrichtung. Sie öffnete die hohen Nußbaum-Schränke, die noch manches Andenken aus den längſt entflohenen Zeiten enthielten; ſie ſetzte ſich auf den Seſſel, auf welchem die Ahnfrau einſt vor ihrer Stickerei geſeſſen; ſie ergötzte ſich an der romantiſch-wilden Ausſicht, die ſie aus ihren Fenſtern überſchauen konnte, und im erhebenden Gefühle der ernſten heiligen Pflichten, die ſie jetzt hier übernommen, ſuchte ſie alles Störende zu vergeſſen, und nahm von alle dem, was ihr als Hausfrau zukam, friedlichen Beſitz. Sie ließ ſich in Küche und Keller und Vorrathskammern herumführen; ſie ordnete mit kluger Ueberlegung den künftigen Gang ihrer häuslichen Einrichtung an; und antwortete dem alten Kaſtellan, als er beſorgt gegen einiges, was mit den einmal hier obwaltenden Verhältniſſen nicht recht verträglich ſein werde, Einwendung machen wollte; daß ſie nur das Verhältniß, in welches ſie als Gattin und Hausfrau getreten, vor Augen haben dürfe; und daß ſie Gott gewiß in redlicher Erfüllung ihrer Pflichten ſchützen werde.

Auch Wilibald hatte das Seinige als Hausherr beſorgt; auch ſeine feſten Einrichtungen waren getroffen und er führte nun ſeine geliebte Sara durch die übrigen Zimmer des Schloſſes. Alles ſprach ſie hier traulich und heimiſch an, das Herz ſchlug immer freier, und ſie ſchmiegte ſich mit den freundlichen Worten an die Bruſt ihres Gatten:

„Zweifle Du nicht, wir werden hier glücklich
„ſein!

Und als ſie endlich in den großen Ritterſaal kamen, und er ihr das Bild ſeines Ahnherrn des Grafen Max zeigte, unter welchem ihm das graue Männlein erſchienen war, betrachtete ſie lange die edlen Züge, und hob endlich die gefalteten Hände zu dem Bilde auf, indem ſie ſagte:

„Du ehrwürdiger Stammvater haſt dies Haus
„gewiß nur für Deine Kinder und nicht für
„ſpuckhafte Geiſter aufgebaut. Sieh, ich bin
„nun auch Deine Tochter, und nur Dein gu-
„ter Geiſt ſoll mich hier umſchweben!"

So geſtärkt und ermuthigt im Innern ſah das junge Paar den Abend nahen, und da ſich nichts unheimliches im Schloſſe regte, gingen ſie, nachdem ſie andächtig gebetet, ruhig zu Bette, und ſchliefen friedlich ein. Aber kaum hatte die Stunde der Mitternacht geſchlagen, als es wieder lebendig ward im Schloſſe; ſtatt des frühern Lärmens und Tobens vernahm man jedoch nur eine ſanfte Muſik, die durch die gewölbten Gänge zu dem Schlafgemach hinzog, als hauchte der Abendwind durch die Saiten vieler Aeolsharfen. Der Graf, der doch mit einiger Bangigkeit die Ereigniſſe dieſer Nacht erwartet hatte, war längſt ſchon wach, und hörte wie die wunderbar herrlichen Klänge allmählig lauter wurden und näher kamen. Sara hingegen athmete immer tiefer im Schlafe auf, als ob die Töne ſie nur feſter und feſter einwiegten. Endlich öffneten ſich die Thüren des Schlafgemaches, ein durchdringender Glanz erhellte daſſelbe, die Muſik tönte fort, und bald wur-

den die ſchweren ſeidenen Vorhänge von Sara's Bett auseinander geſchlagen. Das graue Männlein ſtand vor dem Bette, die Arme über die Bruſt geſchlagen, und hatte ſeine klaren durchdringenden Blicke ruhig und feſt auf Sara geheftet, die wie ein Engel der Unſchuld ſanft fortſchlummerte, und nicht ahnte, was um ſie her vorging. Nachdem es lange unbeweglich ſo geſtanden, ſchüttelte es bedenklich das Haupt, hob dann den kleinen Finger drohend in die Höhe, und wendete ſich hierauf ſchnell ab. Die Vorhänge des Bettes wurden leiſe wieder zugezogen, das helle Licht im Schlafzimmer verloſch, die Muſik entfernte ſich nach und nach, und bald herrſchte wieder ringsumher die tiefe Stille der Nacht.

Sara erwachte mit ſeligem Gefühle am andern Morgen; ſie hatte ja ungeſtört und ſanft geſchlafen; kein Geiſterſpuck hatte ſie aufgeſchreckt; mit ihrem Eintritt in die Burg ſchien alles Grauenhafte verſchwunden; und ſie eilte nun mit fröhlichem Muthe, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen. Willibald verſchwieg ihr, was er geſehen; aber mit dem alten Kaſtellan gieng er hinaus in den Wald, und entdeckte ihm dort alles.

„Freuen Sich Ew. Gnaden nicht zu frühzeitig!" ſagte der vorſichtige Alte; „und glauben Sie nicht, bereits geſiegt zu haben. Den Geiſtern iſt nicht entgangen, daß auf die gewöhnliche Weiſe mit Toben und Lärmen nichts auszurichten ſei: denn Graf Willibald kennt keine Furcht, er hat ſich ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen hier ſo mannhaft benommen, daß die Geiſter ſelbſt darüber erſtaunt ſind. Aber ſie werden ſich nicht ſo leicht vertreiben laſſen, und, wie ich fürchte, von jetzt an, einen unſichtbaren, aber noch gewaltigern Kampf beginnen!"

Es ſchien auch faſt, als ob der alte Kaſtellan nicht unrecht hätte; denn trotz der ſcheinbaren Ruhe, die jetzt im Schloſſe herrſchte, ereignete ſich doch Manches, was den Frieden des jungen Paares wohl hätte ſtören können. Willibald und Sara hatten beſchloſſen ſtill und abgezogen auf ihrer Burg zu leben, und nur in der Verwaltung ihres Beſitzthums, in der Sorge für ihre Unterthanen ihren Beruf, und im Umgange mit ſich ſelbſt und der Natur ihre Welt zu finden. Es geſchah daher oft, daß Willibald ſich ſchon bei früher Tageszeit zu Pferde ſetzte und in den Forſt ritt, um dort Anordnungen zu treffen, oder, daß er die zur Bärenburg gehörenden Dörfer beſuchte, um dort die Pächter ſeiner Vorwerke, ſeine Unterthanen, ihre Geſinnungen, ihren Fleiß, und ihre Vermögensumſtände näher kennen zu lernen, und ſelbſt zu ſehen, wo freundlicher Rath und Hülfe, wo ernſtere Anordnungen nöthig wären. Sara ging dann auch rüſtigen Muthes an ihre häuslichen Geſchäfte; wenn ſie dieſe aber beſorgt hatte, und ſie ſich nun auf ihrem Zimmer einſam mit weiblicher Arbeit beſchäftigte; wenn ſie unzählige Male und doch vergeblich auf den Weg hinaus ſchaute, den der erſehnte Gatte kommen mußte, und dieſer oft länger ausblieb, als ſie gewünſcht und erwartet hatte, dann war es, als flüſtere ihr eine Stimme zu:

„Er hat Dich über andere Geſchäfte vergeſſen;
„Du biſt ihm nicht das Liebſte auf der Welt,
„ſonſt könnte er Dich ſo lange nicht allein laſ-
„ſen; er iſt lieber draußen unter andern Men-
„ſchen, als bei Dir in der einſamen Burg;"

Und es entſtand durch ſolche Gedanken wohl der Vorſatz, dem Gatten dieſe Vernachläſſigung fühlen zu laſſen, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihn kälter zu empfangen. Wenn aber endlich der Rappe um die Waldecke bog, und Willibald von ferne ſchon mit dem Tuche wehte, dann war plötzlich alles vergeſſen: dann eilte ſie dem Geliebten mit noch größerer Innigkeit entgegen, hörte von ihm, was er alles gethan, wie er geſorgt hatte, wie endlich der Rappe angeſtrengt worden war, ihn im Fluge zu ihr zurück zu tragen, und bat ihm im Stillen alle das Unrecht ab, was ſie ihm in Gedanken gethan. — Sie führte ihn zu dem kleinen Tiſch, der nur für ihn und für ſie gedeckt war, ſie ließ die von ihr ſelbſt bereiteten einfachen Speiſen auftragen, und ſah beſorgt auf ihn, ob ſie ihm auch munden würden? Aber zu Willibald's Ohr ſprach eine geheime Stimme:

„Biſt du nicht an beſſere Koſt gewöhnt? Sol-
„len dir von jetzt an ſo ſchmale Biſſen zuge-
„meſſen werden, die überdieß noch Deine un-
„kundige Frau durch ihre Kochverſuche faſt
„verdorben hat!" —— Laß Dir das nicht
„gefallen und weiſe ſie darüber zurecht!"

Er koſtete nur, ſtippte im Eſſen herum und fragte endlich: ob Sara heut' etwa ſelbſt die Küche beſorgt habe?" —

Digitized by Google

Sara ſchlug die Augen nieder und bejahte es.
„Ich vermochte Dir heut nichts Beſſeres vor-
„zuſetzen;" fügte ſie ſanft hinzu. „Du haſt
„mir ja Einfachheit anempfohlen; auch konnte
„ich die alte Kaſtellanin, die wohl beſſer
„kocht, als ich, heut' nicht zu Rathe ziehen;
„denn ſie liegt krank darnieder; aber künftig-
„hin will ich ja gern — —"

„Nein, Nein, meine Sara!" rief Willibald, der von der ihm zuflüſternden Stimme nichts mehr hörte, ſeit er ſah, wie ſeine Frage ein hohes Roth auf die ſchönen Wangen ſeiner bangen Gattin getrieben. „Nein, das Eſſen hier iſt gut, ſehr gut, und eben weil Du es zubereitet haſt, ſoll es mir trefflich ſchmecken!" Und ſo war es denn auch; denn die Liebe zu Sara und der Gedanke, wie treu ſie ihre Pflichten erfüllte, und er dennoch im Begriff geſtanden, ſie zu kränken, würzte ihm von jetzt an doppelt die einfachen Speiſen, und ſtellte ihn immer zufrieden beim frugalen Mahle.

Bei dem einſamen nur auf ſich beſchränkten Leben wechſelten ſie oft ihre Gedanken und Wünſche treuherzig gegen einander aus. Es konnte aber hierbei nicht fehlen, daß ſie bisweilen verſchiedener Meinung waren, und daß ſie ſich beſonders in den künftig zu treffenden häuslichen Einrichtungen nicht immer gleich verſtändigen konnten, zumal da die ausgedehntern Lebensanſichten des Mannes von dem einfachen Erfahrungskreiſe des Weibes oft zu verſchieden zu ſein pflegen. Wenn denn nun jedes ſeine Meinung mit Gründen zu unterſtützen ſuchte, ehe es ſie aufgab; ſo flüſterte wieder eine äußere Stimme dem Gatten ins Ohr:

„Sieh doch, wie ſtreitſüchtig Dein Weib iſt,
„wie ihr der Eigenſinn im Auge wohnt. Nur
„ihr Wille ſoll gelten, ſie will die Herrſchaft
„im Hauſe führen, der Mann ſoll gehorchen
„müſſen. Aber gleich den erſten Verſuchen
„mußt Du Dich mit Ernſt entgegen ſtellen,
„mußt den Eigenſinn brechen, und wenn ſie
„ein Paar Tage deshalb weinen ſollte, die
„ſchönen Augen werden nicht gleich vergehen!"

Und der Gattin flüſterte auch wieder eine Stimme ins Ohr.

„Haſt Du Deinen Gatten Dir wohl ſo be-
„harrlich, und ſo aufbrauſend gedacht, als Du
„ihn Dir wählteſt! Sieh doch, wie ſein Auge
„von verhaltenem Zorn blitzt! Er will der
„Herr, Du ſollſt die Sclavin ſein. Aber
„Du haſt hier dieſelben Rechte, wie er; gieb
„ihm nicht nach; ſchmolle, weine, und ver-
„ſuche, ob er Dich wirklich liebt!"

Und in beider Seelen wollte ein bitteres Unkraut aufſchießen, und Willibald ſah nach dem Eigenſinn in Sara's, und Sara nach dem Zorn in Willibald's Auge; aber wie ſie ſich anſchauten, und in dem Spiegel des Auges ihr Bild gegenſeitig erblickten, ſchlangen ſie verſöhnt die Arme um einander; und Willibald ſagte:

„Nicht wahr, Sara, Du beharrſt nicht aus weibiſchem Eigenſinn auf Deiner Meinung!"

Und Sara ſprach:

„Nicht wahr, Willibald, Du biſt nicht zornig auf mich, daß auch ich meine Meinung vertheidigte! Du willſt nicht blos den Herrn ſpielen und nur immer Recht behalten?"

Beide erſchraken über die Gedanken, die durch ihre Seele gegangen waren; ſie einigten ſich ſchnell über den ſtreitigen Punkt, waren fortan einander mit noch zarterer Liebe ergeben, und ſuchten nun gegenſeitig ihren leiſeſten Wünſchen zuvorzukommen, ohne immer die eigne Meinung geltend machen zu wollen.

Jetzt kam der Herbſt heran und mit ihm die fröhliche Zeit der Jagd. Willibald konnte nicht umhin, in ſeinen wildreichen Waldungen, mehrere Jagden anzuſtellen, und die Nachbaren auch zu dieſen Vergnügungen einzuladen. Wenn nun die Jagd den ganzen Tag gedauert hatte, wurde ſie mit einem fröhlichen Mahle auf der Bärenburg beſchloſſen. Sara empfing die Gäſte dann mit holder Freundlichkeit. Sie hatte alles auf das Beſte geordnet. Die Tafel war mit einfachen aber ſchmackhaften Speiſen beſetzt, und trefflicher Wein füllte die Gläſer der Gäſte. Wie aber die Unterhaltung lebendiger und durch den Wein die Stimmung der Tiſchgeſellſchaft erhöhter wurde, wuchs auch die Luſt zum Trinken. Willibald ließ immer neuen beſſern Wein auftragen und nöthigte die Gäſte auf das Dringendſte, den alten Flaſchen tapfer zuzuſprechen. Es war ihm als flüſterte ihm eine Stimme zu:

„Der Wein erfreut des Menſchen Herz; und „ſolche Feſttage kommen nur ſelten. Drum „trinke, Bruder, trinke! Erhöhe dadurch die „Luſt der Stunden, und mache Dir einen gu„ten Tag. Deine Gäſte dürfen auch nicht „eher von Dir gehen, bis ſie nicht voll ſind. „Laß Dir den größten Pokal reichen, und „bringe ihn den Gäſten zu. Du ſelbſt kannſt „wohl viel vertragen, aber ſie werden an ihm „genug haben, und werden fallen, daß es eine „Luſt ſein wird!“

Und Willbald ließ ſich den großen Pokal reichen, füllt ihn unter dem Jauchzen der Uebrigen bis zum Rande, und wollte ihn nun auf das Wohl ſeiner Hausfrau leeren. — Sara hingegen betrachtete ſchon lange mit Widerwillen dies Trinkgelag, und beſonders die immer ſteigende Begierde ihres Gatten, zumal auch ihr eine Stimme zu flüſterte:

„Fühlſt Du Dich nicht beleidigt, durch das „rückſichtsloſe Benehmen der Männer, das Dich „zur Zeugin ihrer Unmäßigkeit macht! Iſt „nicht Dein Gatte der Ausgelaſſenſte von Al„len! Strafe ihn dafür, und verlaß das Mahl „mit einem verachtenden Blick, der ihn vor „Allen beſchämt!“

Und Sara rückte ſchon den Stuhl; aber ihr liebendes Herz dachte ſchnell: „Du ſollſt Deinen Gatten vor Andern wohl niemals demüthigen und ihn am allerwenigſten verlaſſen wollen, wenn ihm die Verſuchung nahe ſteht!“ Sie blieb daher ruhig, und ſchaute nur mit banger Liebe nach ihm hin. Willbald gewahrte die ſanften ſchmerzlichen Blicke, die ihm wohl ſagten, wie ſehr die Stimmung der Tiſchgeſellſchaft Sara’s Inneres verletzte! Ja, es ward ihm plötzlich, als ſtehe das graue Männlein auch vor ihm, und wolle ihm den Becher aus der Hand nehmen; wie es in dieſem Saale einem ſeiner Vorfahren geſchehen; und er ließ auf der Stelle den gefüllten Pocal, als geſchähe es von ungefähr, aus Liebe zu Sara mit Abſicht fallen, ſo daß er in Stücken zerſchmetterte, und das Klirren der Glasſcherben wie ein Schrei durch den Saal tönte. Nach dieſem Unglücksfall wurde die Tafel aufgehoben; freundlich brachte Sara nun ſelbſt dem Gatten die Pfeife mit Knaſter gefüllt, die er nach Tiſche ſo gern zu rauchen pflegte; und die fröhlichen Gäſte prieſen den Grafen glücklich, wegen ſeines freundlichen trefflichen Weibes.

Willibald war, wie wir bereits gehört, Cavallerie-Offizier geweſen; der Beſitz ſchöner Pferde hatte für ihn ſtets einen beſondern Werth gehabt; und auch jetzt noch fand er ſeine größte Freude daran, vor dem Wagen ſeiner Sara ein Paar ſtattliche Roſſe zu ſehen, oder ſich ſelbſt auf ſeinen muthigen Rappen zu ſchwingen. Deſto härter traf ihn der unvermuthete Verluſt derſelben. Eine Feuersbrunſt, die plötzlich bei Nacht in den Stallgebäuden ausbrach, und ſogar einen Flügel des Schloſſes mit erfaßte, griff ſo gewaltig um ſich, daß auch die Pferde nicht einmal gerettet werden konnten, ſondern ſämmtlich in den Flammen ihren Tod fanden. Nur im Schloſſe vermochte man das Feuer erſt zu dämpfen; aber es hatte auch hier manche Verwüſtungen angerichtet, beſonders war das Garderobenzimmer der jungen Gräfin völlig ausgebrannt, und faſt alle ihre Kleidungsſtücke verloren gegangen.

Willbald war außer Faſſung; ihn ſchmerzte nicht allein und vorzüglich der Verluſt ſeiner ſchönen Pferde, ſondern mehr noch war ihm der Gedanke niederſchlagend, daß er jetzt keine Mittel beſitze, wiederum andere ankaufen zu können. Die niedergebrannten Stallgebäude mußten vor allen Dingen wieder aufgebaut und das Schloß wieder hergeſtellt werden. Die Pächter hatten im Laufe dieſes Jahres viele Unglücksfälle erlebt, ſo daß ihnen bedeutende Zahlungen hatten erlaſſen werden müſſen; anderes Vermögen als die Einkünfte dieſer Burg, beſaß Willbald nicht. Und ſollte er nicht jeden etwa erübrigten Groſchen dazu anwenden, ſeiner Sara wieder zu erſetzen, was ſie verloren hatte, um auch ſie zufrieden zu ſtellen, und ſie wieder ſo ſtandesmäßig und reizend geſchmückt zu ſehen, wie ſonſt! In höchſt niedergeſchlagener Stimmung ſaß er am andern Morgen in ſeinem Zimmer und ſchaute aus dem Fenſter traurig auf die Brandſtätte hin. Es war ein Sonntag, und ſchon vernahm man aus dem nächſten Dorfe, wo die Kirche ſtand, das Läuten der Glocken. Eine Stimme flüſterte ihm zu:

„Du kannſt nun nicht mehr den Wagen an„ſpannen laſſen, um, wie Du es ſonſt pflegteſt, „mit Deiner Gattin in die Kirche zu fahren; „ihre ſchönen Sonntagskleider ſind auch ver„brannt; haſt Du wohl gehört, wie ſie geſtern „Abend unter leiſem Weinen einſchlief! Mit „Thränen wird ſie heut wieder erwachen! „Denn ſie kann ſich nicht mehr als Gräfin „zeigen, während Deine Nachbarn in ſtattlichen „Equipagen daher fahren!“

Willbald hätte vergehen mögen; Mißmuth und Unzufriedenheit wurden in ſeiner Seele wach.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller’ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
(welches schon 5mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)
erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3. — ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11. – " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Die Rialto-Brücke in Venedig.

(Mit einer Abbildung.)
Tab. LI.

Der Eindruck, den der erſte Anblick Venedigs hervorbringt, wird von jedem Reiſenden als einzig und überraſchend geſchildert. Alle andern Städte, die uns auf unſern Wanderungen im In- und Auslande begegnen, haben in den am meiſten hervorragenden Umriſſen ihrer Gebäude eine gewiſſe allgemeine Aehnlichkeit unter einander, und nur, wenn das Auge die einzelnen Gegenſtände näher unterſucht und vergleicht, ſtellt ſich eine merkliche Verſchiedenheit heraus. Aber Venedig, das Roma des Oceans, ſteht einzig in ſeiner Art unter den Städten der Erde da. Kein Auge kann es nur einen Augenblick verkennen: ſeine Paläſte, ſeine Thürme, ſeine Spitzſäulen und Kuppeln, die ſich über dem Waſſerſpiegel erheben, verkündigen beim erſten Anblick die ehemalige Beherrſcherin der Meere. Die Pracht ſeiner Gebäude entſpricht auf eine unverkennbare Weiſe den Begriffen, die uns die Geſchichte und die Dichtung von ihnen gewähren. Ihr Anblick iſt wie ein Traum und ihre Geſchichte gleichſam ein Roman.

So einzig Venedig unter den Städten iſt, ſo einzig iſt Rialto unter den Brücken. Dieſes Rieſenwerk verbindet die beiden Ufer des großen Kanals, welcher die ganze Stadt der Länge nach durchſchneidet und beſteht aus einem einzigen Bogen von 80 Fuß Weite. Sie ruhet auf 12000 Ulmenpfählen, die in den Boden gerammt ſind, und iſt ganz aus weißem Marmor aufgeführt. Fünfzig Stufen führen an dem einem Ufer auf die dreißig Fuß über dem Waſſerſpiegel erhabene Brücke hinauf und eben ſo viel an dem andern wieder herab. Auf beiden Seiten ſind Kramläden angebracht, ſo daß in der Mitte nur ein zwanzig Fuß breiter Platz übrig bleibt. Sie ſind mit Blei gedeckt, aber ſo ſchmutzig, daß man kaum den Marmor erkennt, aus welchem das Werk beſteht.

Rialto iſt gleichſam der Mittelpunkt des ganzen venetianiſchen Staates und nächſt dem Markusplatze die beſuchteſte Stelle der Stadt. Da die Brücke eine Hauptverbindung zwiſchen den beiden, durch den großen Kanal getrennten, Stadthälften iſt, ſo legen hier alle Schiffe an, welche die Mundvorräthe für die Stadt herbeiführen. Deßhalb iſt auf und in der Nähe der Brücken ein ſtets reger Verkehr. Von hier aus kann man faſt durch die ganze Stadt zu Fuße gehen, weil an den Häuſern und Kanälen ſchmale Straßen fortlaufen und eine Menge Brücken die verſchiedenen Inſeln verbinden. Der Bequemlichkeit wegen bedient man ſich indeß der Gondeln.

Dieß ſind kleine ſchwarz angeſtrichene Fahrzeuge; ſie laſſen ſich ſehr leicht regieren, und werden gewöhnlich von zwei Gondelirern gefahren. Jeder derſelben hat ein Ruder und weiß die Gondel mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Schnelligkeit zu regieren, daß ſie, wenn ſie einander begegnen, mit der größten Geſchwindigkeit bei einander vorbeiſchiffen, ohne ſich zu berühren. In der Mitte der ſchwarzausgeſchlagenen Gondel iſt ein kleiner Verdeck, worinnen 4 — 6 Perſonen Raum haben, hinten iſt eine bretterne Wand und auf beiden Seiten Schiebfenſter. Die Sitze ſind niedrig und der Platz auf der linken Seite der vornehmſte, weil der vorderſte

Digitized by Google

Gondolirer auf der rechten Seite ſtehet und alſo dem Platze die Ausſicht benimmt. Die Gondolirer der Privatperſonen tragen eine Art Schifferkleidung, mit langen Pludderhoſen, kurzer Weſte und runder Mütze von der Farbe der Livree ihres Herrn, welche aber weder mit Gold noch mit Silber beſetzt ſeyn dürfen.

Rialto liegt auf einer Inſel, welche unter den vielen auf welchen Venedig erbaut iſt, die erſten Bewohner hatte. Hieher flüchteten nämlich die erſten Familien, die bei dem Einfall der Wiſigothen in Italien das feſte Land verließen. Unter dieſen war Entinopus ein Baumeiſter, aus der Inſel Candia gebürtig, der zu Padua wohnte, ſich aber aus Furcht vor dieſen grauſamen Feinden hieher rettete. Rialto, als die vorzüglichſte Inſel in den Lagunen, ward von ihm und ſeinen Begleitern, die vierundzwanzig Familien ausmachten, zum Wohnſitz erwählt. Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden iſt, desgleichen vierundzwanzig Häuſer, oder vielmehr Hütten für ſeine Geſellſchafter, deren Abkömmlinge zum Theil die Republick beherrſchten.

Antonio da Ponte hieß der Künſtler der im Jahre 1591 unter dem Dogen Pasquale Cicogna dieſes Rieſenwerk von einer Brücke erbaute; bis dahin hatte nur eine hölzerne Brücke die beiden durch den Kanal Grande getrennten Stadttheile verbunden.

Die Bärenburg.

(Fortſetzung und Beſchluß von Seite 228.)

Da trat Sara zu ihm ins Zimmer in einem bunten Leinewandkleide, das wegen ſeiner netten Einfachheit ihr nur um deſto reizender ſtand, einen Strohhut auf ihren blonden Locken, einen Sonnenſchirm in der Hand, und fragte ihn: „ob es denn nicht bald Zeit ſei, die Kirche zu beſuchen?“

„Haſt Du vergeſſen, Herzens-Weib, daß meine „ſchönen Pferde verbrannt ſind!“ rief Willi„bald ſchmerzlich. „Ach, ich kann ja fortan „nicht mehr mit Dir in die Kirche fahren!“ „Aber doch gehen!“ entgegnete Sara freundlich. „Tauſende gehen zu Fuße nach der Kirche, warum ſollten wir es nicht auch können!“ „Und haſt Du nicht alle Deine guten Kleider verloren!“ fuhr Willibald fort: „Willſt Du in dieſem Leinewandanzuge Dich unter die geputzten Kirchengänger ſtellen und Dich beſpotten laſſen!“ —

„Es iſt dies jetzt mein beſtes Kleid; die übrigen habe ich nicht durch meine Schuld verloren!“ entgegnete Sara. „Warum ſollte ich mich ſchämen in dieſem zwar ärmlichen, aber doch anſtändigen Anzuge mich in dem Gotteshauſe einzufinden! Ich habe auch die beſſern Kleidern nicht mit Stolz getragen, darum wird mich kein Spott treffen. Laß uns den Verluſt des Entbehrlichen nicht zu ſehr betrauern, mein geliebter Mann, ſondern Gott danken, daß wir noch geſund ſind, daß wir uns lieben, und laß demüthige Zufriedenheit nicht aus unſeren Herzen weichen!“

Beſchämt über ſeinen Kleinmuth, erhoben durch ſeines Weibes Geiſtesſtärke, ſprang Willibald auf, kleidete ſich an und ging zu Fuße mit Sara getroſt in die Kirche. Ueberall begegneten ihnen freundliche theilnemende Blicke, überall ſtanden die Landleute ehrerbietig am Wege, und ſahen ihre liebe Herrſchaft mit ihnen zur Kirche wandeln! es wurde mancher herzliche Gruß, manches trauliche tröſtende Wort mit den Vorübergehenden gewechſelt; und als ſie eine recht erbauliche Predigt über das Vertrauen auf Gott gehört, und innig gebetet hatten, gingen ſie froher und zufriedener nach Hauſe zurück, als ſie ſonſt wohl gefahren waren.

So lebte Willibald und Sara trotz der geheimen Stimmen die ihnen Böſes zuflüſtern wollten, trotz mancher Prüfung und Anfechtung, die ſie zu beſtehen hatten, trotz der immer größern Einſchränkungen, die wiederholte Verluſte herbeiführten, dennoch glücklich in treuer Liebe und inniger Zufriedenheit, und wurden von allen Bekannten verehrt, und von ihren Unterthanen faſt angebetet.

Zwei Jahre waren ſo verfloſſen, da erhöhte ſich das ſtille Glück des jungen Paares noch dadurch, daß Sara Mutter wurde, und ihrem Gatten einen geſunden Knaben gebar. Auch hier war ſie ſo voller Liebe, ſo treu in Erfüllung ihrer Mutterpflichten, daß ſie oft ſelbſt bei Nacht aufſtand, und wenn die alte Wärterin durch das Weinen des Kindes nicht geweckt wurde, ſich ſelbſt den Kna-

Digitized by Google

den aus der Wiege hohlte, um ihn an die Mutterbruſt zu legen. So that ſie es denn auch einmal in einer Nacht, als eben die Schloßuhr die zwölfte Stunde ſchlug. Der Sturmwind tobte draußen an den Fenſtern, die Nachtlampe flackerte matt, Sara war im Anſchauen ihres Säuglings verſunken, der lächelnd und halb im Schlafe die ſüße Koſt einſog, und erbat mit frommen Sinn Gottes Segen ihrem Kinde, das morgen getauft werden ſollte. Da fing eine leiſe ſchöne Muſik an zu tönen, als ſei es ein Wiegenlied, und als Sara aufſchaute, ſtand das graue Männlein vor ihrem Bette, grüßte ſie gar freundlich, und ſprach zu ihr folgende Worte:

„Erſchrick nicht vor mir, Du holde treue Mutter! ich muß mich Dir ſelbſt noch einmal zeigen, denn ich komme um Frieden mit Dir zu ſchließen. Ich bin der Gnomen-König und dieſer Felſen wurde ſeit Jahrtauſenden ſchon von mir und meinem Volke bewohnt. Euer Anherr wollte dieſe Burg aber einer That zum Denkmal erbauen, von der ich ſelbſt Zeuge war, und der ich meine Bewunderung nicht verſagen konnte; ich erlaubte es ihm endlich auch aus Achtung vor den menſchlichen Tugenden, deren mächtiges Walten ich damals hier zuerſt erblickte, und unſere Uebereinkunft ging dahin: daß, ſo lange die Tugenden, denen dieſe Burg geweiht ſein ſollte, die Bewohner derſelben beſeelen würde, ich ihnen die Wohnung hier ruhig und ungeſtört überlaſſen wolle; daß ich ſie aber ſofort für mich in Beſchlag nehmen würde, ſobald jene Tugenden darin nicht mehr einheimiſch wären. Seit Jahrhunderten iſt ſie nun ſchon wieder in meinem Beſitz, und daß ich alle mir zu Gebote ſtehende Macht angewendet, um die kecken leichtſinnigen Nachkommen des alten Grafen, die mich mit menſchlichen Waffen zu vertreiben gedachten, zu erſchrecken und zu züchtigen; ja, daß ich ſelbſt auch Euch gar hart und ſchwer geprüft und verſucht habe, das kannſt Du mir nicht verdenken: denn nur Einer mag Herr dieſer Burg ſein, und das Pergament, von Deinem Ahnherrn unterzeichnet, ſetzte jenen Verein hoher Tugenden, oder mich dazu ein. Du und Dein Gatte, Ihr habt die Prüfung jedoch beſtanden; Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, feſter Muth und Vertrauen auf Gott, wohnen unwandelbar in Eurer Bruſt; Ihr ſeid würdige Nachkommen meines Freundes, Eures alten Anherrn; und weil ich ihm mein Wort gegeben, ſo überlaſſe ich Euch fortan dies Schloß, und ziehe von dannen. Aber Lebewohl mußte ich Dir noch ſagen, denn Du eigentlich haſt jene hier längſt vermißten Tugenden wieder in dies Haus eingeführt; und wenn du mich auch hierdurch vertreibſt, kann ich Dir doch mein Wohlwollen und meine Achtung nicht verſagen. Erlaube, daß wir jetzt in Deinem Zimmer und unter Deinen Augen noch unſer Abſchiedsfeſt beginnen, damit Du daran Theil nehmen mögeſt!"

Sara war tief gerührt, daß ihr endlich das ſchwere Werk gelungen ſei; große Tropfen perlten ihr die ſchönen Wangen hinab, und da vor den freundlichen Worten des Gnomen-Königs alle Geiſterfurcht aus ihrer Seele entſchwunden war, gab ſie gern die Erlaubniß zu ihrem Feſte.

Kaum hatte hierauf der Gnomen-König gewinkt, als ſein fröhliches Völkchen unter Muſik und Tanz ins Zimmer gezogen kam; hier eine Menge kleiner Tafeln aufſchlug; ſie mit wunderbaren Gerichten auf ſilbernem Geſchirr beſetzte und dann fröhlich an denſelben Platz nahm, um es ſich wohlſchmecken zu laſſen. Sara wurde hierbei auch nicht vergeſſen, ſondern von der kleinen Geſellſchaft mit verſchiedenen Speiſen verſehen. Der eine brachte ihr ein weichgeſottnes Lybellen-Ei, der andere einige Tropfen Lindenblüthen-Honig, ein dritter ein gebratenes Roſen-Käferlein, ein vierter köſtliches Gebäck von Hyazinthen-Blüthenſtaub. Auch aus den kleinen Bechern mußte ſie nippen aus welchen theils Roſen- und Veilchenthau, theils Orangen-Blüthenöl getrunken wurde. Ob Sara nun gleich die kleinen Portionen dieſer Speiſen und die wenigen Tropfen des Getränkes kaum auf der Zunge gewahr wurde; ſo bemerkte ſie doch bald, daß ſie eine beſonders ſtärkende Kraft ausübten: denn ihr ward im Augenblick des Genuſſes außerordentlich wohl und leicht zu Muthe, und ſie fühlte ſich auf der Stelle wieder im vollen Beſitz ihrer früher noch nicht wieder hergeſtellt geweſenen Kräfte.

Endlich hob der König die Tafel auf, und näherte ſich dem Wochenbette, indem er der jungen Mutter ein ſilberne Schüſſel mit drei kleinen Brodchen überreichte.

Digitized by Google

„Du ſollſt ein Andenken von mir behalten!“ ſprach er: „nimm dieſe drei Brodchen, und hebe ſie ſorgſam auf.

(Siehe die Abbildung Nro. II.)

So lange ſie Eurer Familie nicht verloren gehen, wird Glück und Friede ihnen zur Seite ſtehen!„ Sara empfing das Geſchenk, und während ſie herzliche Worte des Dankes ſagte, reichte ſie in treuer Mutterliebe dem Gnomen-König ihr Kind mit der Bitte: daß auch er es ſegnen möge zu einem beſonders glücklichen Leben. Der Gnomen-König ſchob es mit den Worten ſanft zurück; „Jetzt nicht, morgen aber!“ Und hiermit neigte ſich der König und ſein Volk ehrerbietig vor der Wöchnerin, und während eine wunderherrliche Muſik ertönte und Mutter und Kind ſanft in den Schlaf wiegte, verließen die Gnomen das Zimmer und das Schloß.

Sara würde am andern Morgen dieſe Erſcheinung nur für einen ſchönen Traum gehalten haben, wenn ſie nicht das ſilberne Schüſſelchen mit den drei Brodchen vor ſich ſtehend gefunden hätte. Sie faltete ihre Hände dankend zu Gott, daß er ihr bei den vielen Prüfungen Kraft verliehen, und eilte dann zu ihrem Gatten.

Welches Entzücken erfüllte dieſen, als er ein geliebtes Weib, das die Wochenſtube bisher noch nicht verlaſſen, kräftig und blühend, wie ſonſt, jetzt zu ſich ins Zimmer treten ſah, als ſie ihm den Vorgang der Nacht erzählte; und ihm als Beweis die Schüſſel mit den Broden überreichte.

Die Stunde, in welcher der Knabe getauft werden ſollte, erſchien; die eingeladenen Gäſte hatten ſich bereits verſammelt, und der Geiſtliche wollte eben die heilige Handlung verrichten, als noch ein prachtvoller Wagen mit vier ſchnaubenden Rappenhengſten durchs Burgthor in den Hof gejagt kam; Bediente riſſen den Schlag auf, und bald trat ein ſchöner ſtattlicher Mann in den Saal, der zwar ſehr koſtbar, jedoch nur in Grau gekleidet war. Er grüßte die Geſellſchaft mit ſeinem Anſtande, nahte ſich dann dem jungen Eltern-Paare und flüſterte ihnen zu:

„Ihr ſehet, ich halte, was ich geſtern Nacht
„verſprochen!“

Worauf er ſich ruhig in den Kreis der übrigen Gevattern ſtellte. Alle ſtaunten den fremden vornehmen Mann an, Willibald und Sara ahnten aber wohl, daß er der Gnomenkönig ſei; und als das Kind getauft wurde, legte er ihm auch die Hand zum Segen auf, und als man es der Mutter wieder in die Arme gelegt, nahte er ſich ihr, küßte das Kind leiſe auf die Stirne, und ſagte:

„Du wirſt gut und glücklich ſein; denn Dir
„ſtehen zwei Schutzengel zur Seite, die ich
„hart geprüft, aber bewährt erfunden: der
„reine Sinn einer frommen Mutter, und das
„tadelloſe Beiſpiel eines braven Vaters wer-
„den Dich leiten. Lebe wohl, ich ſegne Dich!“

Dann nahm er ſchnell Abſchied, drückte dem alten Kaſtellan der ihn zum Wagen begleitete, einen goldnen Apfel in der Hand, und flog mit ſeinem Poſtzuge den Schloßberg wieder hinunter, dem Walde zu. Am andern Morgen meldete der Kaſtellan, daß der abgebrannte Theil des Schloſſes in dieſer Nacht von unbekannten Händen völlig wieder hergeſtellt worden ſei, und daß im Stall vier Rappenhengſte ſtänden, welche der geſtrige fremde Herr heut mit dem Frühſten zum Pathengeſchenk auf die Burg geſendet. Dabei zeigte er ſeinen goldnen Apfel und ſagte: „Glück auf, Gnädiger Herr, die reife Frucht iſt nun abgefallen!“

Erſt jetzt konnten ſich Willibald und Sara als wirkliche Beſitzer der Bärenburg betrachten; ſie hatten durch treues Feſthalten an der Tugend den Kampf mit den ſtörenden Geiſtern ſiegreich beſtanden; der Spuck war aus ihrer Nähe verbannt; ſie waren nun wirklich heimiſch in der Heimath; und von jetzt an trübte nichts mehr ihr häusliches Glück und ihren Frieden bis in den Tod.

Der Knabe aber wuchs zur Freude ſeiner Eltern auf, und ward ein braver ausgezeichneter Mann, Die drei Brodchen, die Unterpfänder eines dauerhaften Glückes, wurden ſpäterhin unter die Familie der Grafen von Pilkau vertheilt, und (wie die Sage behauptet), damit ſie nicht verloren gehen möchte, in die dicken Mauern dreier Schlöſſer tief eingemauert. Zwei davon liegen jedoch bereits in Schutt und Aſche, nur die Bärenburg ſteht noch, ſie bewahrt immer noch jenes Unterpfand; und in ihr wohnen noch glückliche Menſchen.

Digitized by Google

Die Bären Burg N°II

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gräfin Jutta.

Was ich Euch hier erzählt habe, meine lieben Leſer, mögt ihr zwar immer für ein Mährchen halten; Ihr werdet aber doch wohl erkennen, daß es eigentlich auf Wahrheit beruht. Die Geſchichte mit den drei Brodchen, welche die Gnomen einer Wöchnerin überreicht haben ſollen, ſtammt zwar wirklich aus einer Familienſage her, und wir wollen ſie deshalb auch auf ſich beruhen laſſen. Was aber die ſtörenden Geiſter betrifft, gegen welche Wilibald und Sara einen gar ſchweren Kampf beſtehen mußten, ſo waren dieſe nicht damals allein auf der Bärenburg, ſie ſind noch jetzt in jedem Hauſe zu finden; und obgleich ſie hier nicht mehr wie ſichtbarer Spuck ihr Weſen trieben, ſo vernimmt man doch nur zu oft ihre zuflüſternden Stimmen; denn in einem Hauſe, wo nicht gegenſeitige Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, wo nicht feſter Muth und Vertrauen auf Gott wohnen, da erheben die Geiſter des Eigenſinnes und der Selbſtſucht, der Liebloſigkeit und der Undankbarkeit, des Zornes, der Mißgunſt und der Völlerei ihre geheimen Stimmen; flüſtern dem Menſchen böſe Worten ins Ohr, und treiben ihn fort auf der Bahn des Laſters, bis Glück und innerer Friede zu Grunde gerichtet iſt. Es bedarf nicht erſt eines Pergamentes vom Ahnherrn unterzeichnet, um dieſen Geiſtern Gewalt über uns einzuräumen, nein, ſie ziehen uns ſchon von ſelbſt in unſern Wohnungen nach, und wiſſen jedes ſchwache Menſchenherz zu erfaſſen, das nicht von dem heiligen Schilde jener Tugenden geſchützt wird. Deshalb ſeid wachſam, und haltet den Schild feſt; und vernehmt ihr ja die verführeriſchen Stimmen, ſo denkt an Wilibald und Sara; an ihre Prüfung und an ihren Sieg; an ihre Sorgen, an ihr Glück und an ihren Frieden.

Die Gräfin Jutta.

(Mit einer Compoſition von G. N. Tab. XXVI.)

Der Krieg war beendigt; die Gräfin Jutta, die ihren tapfern Gemahl auf dem Schlachtfelde verloren hatte, war aus der Reſidenz auf ihrem Schloſſe Birkenſtein, das ihr als Wittwengut gehörte, angekommen, um hier in ſtiller Zurückgezogenheit ihre Tage zu verleben: der alte Dorfrichter Andreas hatte ſie mit der ganzen Gemeinde in unverſtellter Freude und Herzlichkeit empfangen und gegenſeitige Zuſicherungen von Liebe und Treue erhalten und gegeben, als ganz unvermuthet ein fremder Wagen in den Schloßhof fuhr.

„Da kommen wohl ungebetene Gäſte! ſprach der alte Andreas, der das Befremden der Gräfin merkte: wir wollen doch einmal Nachfrage halten nach Namen und Begehr!“ — Hiermit ging er in den Schloßhof, und wendete ſich an den Kutſcher des Fremden, der bereits vom Bocke abgeſtiegen war, und ſo, als ob er hier zu Hauſe gehöre, ſeine Pferde auszuſpannen anfing.

„Wen habt Ihr uns denn da gebracht?“ fragte Andreas.

„Was weiß ichs! antwortete der Kutſcher: es kennt nicht jeder Fuhrmann ſeine Fracht!“

„Nun, Ihr werdet doch den Namen Eures Herrn kennen?“ fuhr Andreas fort.

„Es iſt aber nicht mein Herr! entgegnete jener: ich bin ein Lohnkutſcher, und wenn Ihr meine Fracht im Wagen bei Namen rufen wollt, ſo kann ich Euch keinen andern nennen, als den ich dem Herrn Patron drinnen ſelbſt gegeben habe. Ich nenne ihn den Herrn von Wenig, denn er ſpricht wenig, ißt und trinkt wenig, hat wenig Fleiſch auf dem Leibe, und will auch nur wenig bezahlen. Seit heute früh fahre ich ihn nun ſchon auf dem hieſigen Reviere umher, Feld und Wald hat er in Augenſchein genommen, und nun, meinte er, ſollte ich nur hier ausſpannen, denn wir wären hier gewiſſermaßen auf ſeinem Eigenthume!“

„Ho, ho! ſagte Andreas: ſo weit ſind wir noch nicht! — und hinterbrachte der Gräfin wörtlich alles, was er vom Kutſcher ſo eben vernommen hatte.

Während deſſen war der Fremde ausgeſtiegen, hatte ſich zimlich dreiſt auf dem Schloßhofe umgeſehen, und verlangte nun die Gräfin ſelbſt zu ſprechen.

„Mir wäre es lieber, gnädige Frau, Sie ließen ihn durch mich abfertigen, ſagte Andreas, denn der Menſch ſieht aus wie's böſe Gewiſſen, und blinkt mit den Augen wie eine Nachteule im

Digitized by Google

Sonnenlichte. Ich habe dem Kutſcher das Ausſpannen bereits unterſagt!"

Die Gräſin aber ließ den Hrn. v. Wenig in ihr Zimmer führen und fragte ihn ſelbſt nach ſeinem Begehr. —

„Mit blutendem Herzen zwar nahe ich mich Ew. Gnaden! ſprach der hagere Mann; allein es geſchieht aus redlicher Abſicht, ich will Hochderſelben die unnöthigen Koſten der hieſigen Einrichtung erſparen. Es hat ſich nämlich ein Wechſelchen auf Dero ſeligen Herrn Gemahl vorgefunden, ein gutes hohes Wechſelchen, das ich um ſchweres Geld und aus Hochachtung für Ew. Gnaden aus der dritten Hand an mich gebracht!"

„Das iſt nicht möglich! rief die betroffene Gräſin: Mein Gemahl hat niemals ſo große Summen Geldes auf Wechſel erborgt!"

„Ei, der Herr Graf ſind ſtets ein nobler Herr, ein guter Wirth geweſen, entgegnete jener, aber was Sie ſelbſt nicht gebraucht haben, iſt doch Verwandten und Freunden nöthig geweſen, und hier ſteht die eigenhändige Unterſchrift, gerichtlich vollzogen und nicht abzuſchwören!"

„Ah! eine Bürgſchaft! ſagte die Gräſin: als ſie das ihr überreichte Papier betrachtet hatte: nur eine Bürgſchaft für einen Freund?"

„Ich überlaſſe es Ihnen, den Freund zu ſuchen und zu finden, fuhr der Fremde lächelnd fort, und halte mich nur an den Hochgeachteten Bürgen und deſſen Verlaſſenſchaft; erkläre mich auch aus beſonderer Rückſicht gegen Ew. Gnaden erbötig, dieß Gut, ſo ſehr es auch immer durch den Krieg ruinirt ſein mag, auf meine Forderung anzunehmen!"

Tief erſchüttert ſtand die Gräſin. Der Gedanke: die Verlaſſenſchaft ihres Gemahls, dieſes ſchöne Gut, ihre letzte Zuflucht und Heimath in die Hände dieſes Wucherers übergehen zu ſehen, war ihr herzzerreißend, und dennoch gab es keinen andern Ausweg, denn die Schuld mußte bezahlt und der Name ihres geliebten Gatten in Ehren gehalten werden. Während der Gräſin die heißen Thränen über die ſchönen Wangen rollten, und der Herr von Wenig lächelnd in einem Fenſter ſtand, ſich an der reizenden Ausſicht in die fruchtbaren Gefilde weidend, die er auf dieſe Weiſe nun bald als Eigenthum zu erlangen glaubte, lief der alte Andreas, welcher Zeuge jener Unterredung geweſen war, in den Schloßhof und rief der dort verſammelten Gemeinde zu:

„Auf Kinder! lauft nach Hauſe, und reißt Kiſten und Kaſten auf. Wir haben im Kriege manche ſchöne Summe hergeben müſſen, um den Feind abzufinden; heute gilts noch einmal, — der böſe Feind iſt in der Miethkutſche hier angekommen, der leibhafte Teufel, und will unſre Gräſin von dannen jagen! Bringt her, was Ihr habt, wir wollen retten wenns möglich iſt!" und nachdem er ihnen alles erzählt, rannte denn auch jeder willig nach Hauſe und brachte ſein Erſpartes herbei. — Aber es reichte nicht zu, der Herr von Wenig ſchüttelte den Kopf, er wollte keine Abſchlagszahlung annehmen und verlangte vielmehr die ganze Summe baar, oder das das Gut! — Während die arme Gräſin im Geheim den Befehl zur Abreiſe wieder ertheilte, und mit kaum errungener Faſſung alle Beredtſamkeit anwendete, um die aufgebrachte Gemeinde von jeder Beleidigung gegen den Fremden zurück zu halten, brachte ihr ein Bote aus dem nächſten Städchen ein an ſie mit der Poſt eingegangenes Schreiben, worauf das königliche Siegel gedrückt war. Es war von der Hand des Königs und lautete folgender Geſtalt:

„Ihr verwigter Gemahl hat nicht allein ſein „Leben, ſondern auch, wie mir bekannt ge„worden iſt, noch andere große Opfer dem „Staate dargebracht, und ſelbſt in Rückſicht, „auf die früher ganz erſchöpften Landeskaſſen „mehrere Jahre ſeinen Gehalt nicht erhoben. „In dankbarer Anerkennung ſo treuer aus„gezeichneter Dienſte fühle ich mich verpflich„tet, Ihnen dafür gerecht zu werden, und „habe deshalb die Staatskaſſen anweiſen laſ„ſen, die Ihnen gebührende Summe von — „— an Sie auszuzahlen!

Ein ſolcher Brief war nun allerdings die erfreulichſte Hülfe in der Noth; die Summe reichte zu, den Herrn von Wenig abzufinden, der alte Andreas hob ihn mit der Gemeinde jubelnd in den Wagen, und trieb ihn zum Schloßhofe hinaus.

„Der böſe Feind iſt fort! rief er: nun aber kommt ein alter Freund, gnädige Frau, und wagt eine Bitte an Sie. Ich habe lange genug zuſehen müſſen, wie in Ihrer Abweſenheit dieß Gut ſchlecht

Digitized by Google

verwaltet worden iſt, wie im Kriege alles drunter und drüber ging, und die Herren Verwalter mager ankamen und fett wieder fortgingen. Da habe ich denn immer gedacht, wie ich in früherer Zeit dem Herrn Grafen als Reitknecht gedient, ſo will ich nun ſeiner verlaſſenen Wittwe aufs neue dienen. Meine Kinder ſind erwachſen, ſie mögen mein Bauergut übernehmen, Sie aber, gnädige Frau, ſollen es ſich gefallen laſſen, daß der alte Andreas wieder zu Ihnen aufs Schloß zieht, und Ihr Verwalter wird. Freilich kann ich nicht eben ſchreiben und rechnen, aber das verſtehen ſie ſelbſt, und wenn ich den nun Ihre Wirtſchaft recht ordentlich beſorge, und Sie recht fleißig ſchreiben, ſo machen wir beide zuſammen gewiß einen tüchtigen Verwalter aus!"

Die Gräfin ließ ſich das gefallen und willigte ein, und ſo ging denn die Wirthſchaft auf Schloß Birkenſtein unter Juttas und ihres alten geheimen Rathes Andreas Verwaltung wirklich vortrefflich. Der Werth des Gutes und nicht minder die Wohlhabenheit der Einwohner ſtieg von Jahr zuJ ahr, und es gelang der Gräfin endlich, durch weiſe Sparſamkeit ſo viel zu erübrigen, daß ſie mit vollen Händen wohlthun und helfen konnte, und ſo die Mutter, der Schutzengel ihrer Unterthanen wurde; denn ſie hatte durch Andreas gelernt, ihre Ausgaben mit den Einnahmen in ein richtiges Verhältniß zu ſtellen; ſie ſparte Pfennige, um Thaler damit zu bezahlen, und verſtand diejenige Wirthſchaft, welche aus dem was Natur und Fleiß hervorbringt, ohne Habſucht oder Geiz, den möglichſten Nutzen zieht.

Hier auf dem Bilde erblickt man die fromme Frau. Es iſt Sonnabend; der alte Andreas berechnet ihr die Einnahme der Woche und ſieht genau nach, ob das aufgezählte Geld mit den Strichen und Kreuzen auf ſeiner Schiefertafel auch übereinſtimme. Neben dem Tiſche ſteht eines der armen Mädchen, deren Erziehung die Gräfin, die ſelbſt kinderlos war, übernommen hat; es ſpielt ſorglos mit dem Kätzchen, während die Pflegmutter ſorgſam das Geld, als Mittel zum Wohlthun betrachtet und erwirbt. — Das Fenſter ſteht offen, im Dorfe rauchen die Hütten, denn jeder Bauer hat ſein Huhn im Topfe!

Capitain Horton auf der Inſel Zeylon.

Wir wollen ihn ſein Abentheuer ſelbſt erzählen laſſen.

Ich ſollte mich, ſagt er, in Dienſtgeſchäften von der Spitze von Valle nach dem Poſten von Hambantotte begeben. Um freier zu ſeyn, hatte ich meinen Bedienten und mein Gepäck zu Lande vorausgeſchickt und beſchloß nun, mich auf einem jener kleinen indiſchen Fahrzeuge einzuſchiffen, die die Eingebornen Dhoney nennen. Ich befand mich in der Bucht von Belligham, auf der Hälfte des Weges zwiſchen der Spitze von Galle und Matura. Wir befanden uns im Juli und der Wind war mir ſehr günſtig. Ich durfte alſo gewiß ſeyn, am nächſten Morgen den Ort meiner Beſtimmung erreicht zu haben.

In dieſer Ueberzeugung nahm ich keinen Mundvorrath mit mir, ausgenommen eine Flaſche mit Branntwein, die einer meiner Freunde mir aufgedrungen hatte, und die mir, falls ſie mir nicht das Leben rettete, doch einen weſentlichen Dienſt leiſtete.

Man kann ſich meinen Verdruß denken, als ich am nächſten Morgen, bei Tagesanbruch bemerkte, daß wir ſchon weit über den Punkt hinweg waren, wo ich landen ſollte. Es war unmöglich umzukehren, denn der Wind wehte auſſerordentlich ſtark und der Tandil oder Steuermann unſeres Schiffes, das nach Trikomali beſtimmt war, ſagte mir, daß ich nichts anderes zu thun habe, als an einem kleinen Vorgebirge zu landen, das man Pontania nennt, und das ungefähr 20 Stunden von dem Frühſtück entfernt war, welches mich zu Hambantotte erwartete.

Das war ohne Gegenrede etwas peinlich für einen Menſchen, der, mit einem vortrefflichen Appetit, ſeit ſeinem Frühſtück Tags vorher nicht das Geringſte gegeſſen hatte, und der nun noch eine ihm unbekannte Einöde durchwandern ſollte. Aber ich war damals in voller Kraft und Geſundheit, und mein Feldzug gegen die Kandier hatte mich mit Faſten und Ermüdung ziemlich vertraut gemacht. Ueberdieß hoffte ich, einmal auf dem Ufer angelangt, bald eine von Poſtläufern bewohnte Hütte zu finden, und ihren Karre (ein indiſches Gericht) und Reis mit ihnen zu theilen.

Ein kleines Boot brachte mich ans Ufer. Ein armer Krämer, ein Hindus von Geburt, der ſich mit einem kleinen Pack Kaufmannswaaren nach Trinkomali begab, hatte ſich erboten, mir den Weg anzudeuten, der zu einer ſeiner Vermuthung nach n der Nähe befindlichen Hütte führe, und ſelbſt meinen kleinen Mantelſack, in welchem ich etwas Wäſche und andere Gegenſtände hatte, eine Strecke weit zu tragen.

Kaum hatten wir jedoch gelandet, als ſich das Boot ſchnell entfernte. Sobald der Hindus dieſen Verrath bemerkte, warf er ſich mir zu Füßen, und beſchwor mich ihn gehen zu laſſen, weil er ſonſt aller ſeiner Habe, die ſich auf dem Dhoney befand, beraubt würde. Es war mie unmöglich, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. Er lief aus allen Kräften, und war glücklich genug, die Matroſen zu bewegen, ihn in einer bedeutenden Entfernung von mir wieder aufzunehmen. Nun aber bemerkte ich auch erſt das Schreckliche meiner Lage. Mein Hunger wurde von Minute zu Minute unerträglicher, und ich wußte durchaus nicht, welche Richtung ich wählen ſollte, um eine der obengedachten Hütten zu erreichen.

Nach langem Umherirren war es Abend geworden, und die Sonne ſank ins Meer. Mit einem Mantelſack in der einen Hand, und der noch halb vollen Branntweinflaſche in der andern, ſchritt ich immer nach Weſten vorwärts, um die Station von Yalle zu erreichen, wo eine Hindu-Karavanſerai iſt, der ich ziemlich nahe zu ſeyn glaubte.

Das Land beſtand aus Ebenen, die hier und da von Gebüſch durchſchnitten wurden. Die Vegetation war üppig und prachtvoll. Mit Mühe fand ich endlich einen Pfad, der ſich gegen ein Gehölz zog. Schon glaubte ich mich am Ziele meiner Beſchwerden, als ich plötzlich die Rücken mehrerer Elephanten erblickte, deren übrige Körpertheile verborgen waren. Sie näherten ſich mir, und ich hörte unter ihren Tritten die jungen Bäume krachen, die ſie beinahe auf dieſelbe Weiſe niedertraten, wie ein Menſch die Halme in einem Kornfelde. Ich verfolgte ruhig meinen Weg, weil ich gehört hatte, daß dieſe Thiere, ſobald man ſie nicht reizt, Menſchen nie angreifen.

Indeſſen hatte mich der vorderſte kaum bemerkt, als er jenen zornigen Schrei ausſtieß, den alle diejenigen kennen, welche je einer Elephantenjagd beigewohnt haben. Ich ſchrie ihm zu, um ihn einzuſchüchtern. Aber ſtatt zu entfliehen, verfolgte er mich. Ich wußte aus Erfahrung, daß mit einem ſolchen Kameraden nicht zu ſpaſſen ſey, und lief aus allen Kräften, um ihm zu entrinnen. Er aber trabte immer mir nach, und kam mir endlich ſo nahe, daß er mich beinahe erreichen konnte.

In dieſer Noth ſchleuderte ich ihm meinen Mantelſack mit aller Gewalt gegen den Rüſſel. Er ſtutzte, blieb ſtehen, und ließ mir Zeit, wieder einen ziemlichen Vorſprung zu gewinnen, und mich von meiner Furcht zu erholen. Ich beſchloß ſelbſt umzukehren, um meinen Mantelſack wieder zu holen. Aber dieſer Verſuch wäre mir faſt übel gelungen, denn kaum bemerkte der Elephant meine Abſicht, als er gegen mich trottirte, wobei er den Rüſſel bereit hielt, mir einen Schlag zu verſetzen, der mich wahrſcheinlich zu meinen Vätern befördert haben würde. Ich hatte alſo nichts Eiligers zu thun, als mich hinter einen kleinen Hügel zu verbergen, und ihn vorüberſchießen zu laſſen. Er bemerkte zwar bald, daß ich ihm entgangen ſei, und durchwühlte und zertrat wohl eine Viertelſtunde lang das Gebüſch; aber da er mich nicht fand, ließ er endlich ab, und entfernte ſich.

Nachdem ich ihn aus den Augen verloren, beſchloß ich meinen Weg fortzuſetzen, um die Hütte zu erreichen. Kaum hatte ich jedoch in der Dunkelheit einige Schritte gemacht, als ich zwei Thiere bemerkte, die gerade auf mich zukamen, und von denen ich wenig mehr als hundert Schritte entfernt ſein mochte. Ich hielt ſie zuerſt für wilde Büffel, die in dieſem Theile der Inſel ſehr häufig ſind. Aber als ſie an einem großen Baume verweilten, ſtark zu ſchnaufen und an den Wurzeln zu wühlen begannen, erkannte ich, daß es zwei Bären von der größten Gattung ſeyen.

(Der Beſchluß folgt.)

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Rialto in Venedig.

Digitized by Google

No. 52. Achter Jahrgang 1835. (237)

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches schon 9mal neu aufgelegt und in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag, mit hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildungen und neuen Compositionen. Der Zweck ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze und neue Compositionen angenehm zu unterhalten. Der Abonnementspreis beträgt per Jahr Thlr. 3.— ggr. sächs. fl. 5. 12 kr. rh. Ladenpreis Thlr. 4. 12 ggr. sächs. fl. 7. 48 kr. rh. *Mit den Compositionen* Abonnementspreis Thlr. 4. 8 ggr. sächs. fl. 7. 36 " " Ladenpreis Thlr. 6. 12 " " fl. 11.– " " Auf 8 Exemplare wird ein Freyexemplar gegeben, und wer sich auf den laufenden Jahrgang abonnirt, erhält die frühern Jahrgänge noch in dem niedern Abonnementspreis. Jederzeit können die Bestellungen auf das Unterhaltungsblatt mit oder ohne Compositionen, bei den Postbehörden, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg in der Buchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) gemacht und einzelne Jahrgänge, so wie complette Exemplare bezogen werden. Im ganzen Grossherzogthum Baden geschieht die Versendung per Briefpost franco.

Der Krieg in Spanien.

Mit einer Charte. Tab. LII.

Die Charte, welche wir heute unſern Leſern vorlegen, führt uns ein Land vor Augen, um deſſen Krone ein blutiger Bürgerkrieg geführt wird, und deſſen nördlicher Theil der Schauplatz dieſes Krieges iſt.

Das ſchöne, von der Natur reich begabte Königreich Spanien, einſt weit mächtiger als jetzt, denn die Niederlande (Holland und Belgien), Neapel und Sicilien und der größte Theil von Amerika waren von ihm abhängig, ſeine Flotte die erſte, ſeine Heere die geübteſten, tapferſten und gefürchtetſten, ward von Königen aus dem Hauſe Oeſterreich beherrſcht. Im Jahre 1700, wo König Karl der zweite, ohne Söhne und ohne Brüder zu hinterlaſſen ſtarb, erloſch dieſes ſpaniſch-öſterreichiſche Königsgeſchlecht und zwei Prinzen machten auf die erledigte Krone Anſpruch; ein franzöſiſcher, Philipp v. Anjou und ein öſterreichiſcher, Karl. Beide waren Söhne von Schweſtern des Königs Karl II. von Spanien. Philipp von Anjou war aber der Sohn der ältern Schweſter. Ein blutiger Krieg entbrannte, der unter dem Namen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges bekannt, über zwölf Jahre dauerte, und damit endete, daß Philipp als der fünfte dieſes Namens, König von Spanien ward, aber die niederländiſchen und italieniſchen Beſitzungen Spaniens, ſeinem Mitbewerber, der als Karl VI. den römiſch-teutſchen Kaiſerthron beſtiegen hat, zufielen.

Mit dem neuen Königsgeſchlechte, das in Philipp auf den ſpaniſchen Thron erhoben ward, wurde ein neues Geſetz hinſichtlich der Thronfolge in Spanien eingeführt. Früher waren nämlich auch Frauen fähig die Krone zu tragen; ſeit König Philipp aber wurde das im franzöſiſchen Königshauſe gültige ſaliſche Geſetz auch in Spanien gültig. Dieß Geſetz ſchließt alle Frauen von der Thronfolge aus, und beruft, wenn der letztregierende König nur Töchter hinterläßt, den nächſten männlichen Anverwandten deſſelben auf den Thron. Dabei verblieb es über ein Jahrhundert lang. Als aber dem letztverſtorbenen König von Spanien, Ferdinand VII., nach drei kinderloſen Ehen, endlich in ſeiner vierten Ehe eine Tochter im Jahr 1830 geboren ward, ſchaffte er das bisher in ſeinem Hauſe geltende ſaliſche Geſetz ab, führte das alte Erbfolgerecht der königlichen Töchter wieder ein, berief die Cortes, die Reichsſtände von Spanien, ließ ſeiner Tochter Iſabella, als ſeiner Nachfolgerin huldigen, und ſetzte vor ſeinem Tode ſeine Gemahlin, die Königin Chriſtine, ſeiner Tochter zur Vormünderin ein und ernannte ſie als Regentin des Reichs.

Nach dem ſaliſchen Geſetze wäre der älteſte Bruder des Königs, der Infant Don Carlos der Thronerbe geweſen. (In Spanien und Portugal heißen nämlich die königlichen Prinzen Infanten, die Prinzeſſinnen aber Infantinnen.) Dieſer Prinz, nicht geneigt, des Thronfolgerechts ſich zu begeben, verließ Spanien und legte Widerſpruch ein gegen die neue Ordnung der Thronfolge.

Die Gelegenheit zur Rückkehr abwartend, hielt ſich Don Carlos in Portugal auf, wo der Infant Don Miguel mit ſeinem Bruder Don Pedro um die Krone focht. Don Miguel erlag. Beide Infanten verließen Portugal, Don Carlos wandte ſich nach England.

Digitized by Google

Der Infant hatte aber einen bedeutenden Anhang in Spanien zurückgelaſſen; beſonders ergeben war ihm die Kloſtergeiſtlichkeit, deren mächtiger Einfluß auf das ſpaniſche Volk einzelne Aufſtände zu ſeinen Gunſten hervorrief. Hauptſächlich durfte ſich der Prinz auf die baskiſchen Provinzen (27., 28., 29., 30. der Charte) verlaſſen, wo große Bewegungen unter den Bewohnern gegen die Regierung der Königin ausgebrochen waren.

Die baskiſchen Provinzen ſind aber merkwürdig, wie das Volk, das ſie bewohnt. Wo das pyrenäiſche Gebirg, das Spanien von Norden her begränzt und es von Frankreich ſcheidet, ſich gegen das aquitaniſche Meer wendet, da werden die hohen Berge niederer, das Gebirge ſelbſt aber wird breiter und ausgedehnter, die Richtung der Höhenzüge verlorener, in den ſonderbarſten Richtungen durchkreuzen ſich Thäler und Höhen. Hier wohnten ſeit uralten Zeiten die in rauher Einfachheit und an Entbehrung gewöhnten tapferen Basken. Rom unterjochte einſt die pyrenäiſche Halbinſel und die Basken mit. Alle Bewohner der Halbinſel nahmen die Sprache der Römer, die Mutter der jetzigen ſpaniſchen und portugieſiſchen Sprache an; nur die Basken nicht, und heute noch tönt in jenen rauhen Thälern des pyrenäiſchen Gebirgs jene uralte Sprache in verſchiedenen Mundarten, die zu Anfang unſerer Zeitrechnung geſprochen wurde. Die Stürme der Völkerwanderung brachen los, Spanien ward mit neuen Völkern teutſchen Blutes überſchwemmt, nur die Basken blieben feſt, unangefochten, unbeſiegt, frei nach auſſen, ihrer alten Sitte, ihrer Sprache treu.

Als endlich die baskiſchen Provinzen, Guipuscoa, Alava und Bizkaya ſich freiwillig an Spanien anſchloſſen, da behielten ſie ihre alten Vorrechte, ihre innere Einrichtung, ihre Geſetze, kurz Alles bei, blieben vom übrigen Spanien geſchieden, waren faſt wie ſelbſtſtändige Staaten zu betrachten, die Abgaben und bewaffnete Mannſchaft freiwillig lieferten, und vom übrigen Königreich durch Zolllinien abgeſchloſſen blieben. Aehnliche Vorrechte hatte das Königreich Navarra, auch von Basken bewohnt, und auch alſo vom übrigen Spanien, obſchon es ſpaniſche Provinz war, geſondert. Da nun die jetzt in Spanien herrſchende Regierung die alten Vorrechte abſchaffen und durch ganz Spanien ein Grundgeſetz einführen wollte, ſo wurden die Basken hierüber erbittert, und erhoben, von der bei ihnen ſehr hoch verehrten Geiſtlichkeit angetrieben, ſich in Maſſen für Don Carlos, als ihren rechtmäßigen König und Beſchützer ihrer Vorrechte.

Auf dieſe Provinzen hatte Don Carlos ſein Augenmerk gerichtet, von hier aus entſchloß er ſich, die Krone wieder zu erobern. Unerkannt machte er ſich deßhalb von England auf, unerkannt durchreiſte er Frankreich, ſpeiſte ſogar zu Paris und betrat zu Ende Juli des Jahres 1834 den Boden von Spanien.

Mit Don Carlos war ein Mann, der ihm ſo viel werth ſeyn konnte, als eine ganze Armee — Don Thomas Zumalacarreguy, geboren 1789 zu Ormaiſtegui in der Provinz Guipuscoa, früh ſchon Soldat in den Kämpfen gegen Napoleon, ſpäter unter Ferdinand VII. Obriſt eines Regiments und im Jahre 1832 ſeiner Stelle entſetzt, weil er für einen Anhänger des Prinzen Don Carlos galt. Als nach König Ferdinand VII. Hinſcheiden die baskiſchen Provinzen aufſtunden, aber den Heeren der Königin unter General Sarsfield anfänglich erlagen und Ituralde, ein reicher und angeſehener Mann aus dem Königreiche Navarra, die Trümmer des carliſtiſchen Heeres zu Puente la Reyna ſammelte und eine carliſtiſche Junta (Regierungsbehörde) einſetzte, welche ganz Navarra für Don Carlos zu den Waffen rief, da ſtellte ſich auch Zumalacarreguy unter den Gerufenen ein. Er galt für den Fähigſten, die Basken zu führen und erhielt als ſolcher den Oberbefehl. Von jetzt an leitete Zumalacarreguy den Aufſtand in den baskiſchen Provinzen und in Navarra, und Don Carlos ließ dem erfahrenen und des Gebirgskriegs kundigen Feldherrn den Oberbefehl.

Vergebens ſandte die Königin Chriſtine den General Rodil gegen Don Carlos und ſeine Basken. Sie widerſtanden dem Heerführer, bald ſich zurückziehend, bald wieder angreifend, ſelbſt unermüdet, ermüdeten ſie die Gegner, keine Niederlage erſchöpfte ſie, während ſie den Feinden empfindliche Verluſte beibrachten.

Da legte Rodil den Oberbefehl in die Hände Mina's nieder. Von Mina, der einen großen Krie-

geriſchen Namen in Spanien hat, hoffte die Königin ſchnelle Erfolge, entſcheidende Siege, Vernichtung ihrer Gegner. Aber Mina bezweckte nichts weiter, als daß er Eliſſondo, das die Carliſten beſetzt hatten, ihnen wieder abnahm; der Winter von 1834 auf 1835 hinderte beide Theile an größeren Unternehmungen; Eliſſondo, mehrmals von den Carliſten belagert, wurde oft wieder entſetzt. Aber Grauſamkeiten wurden von beiden Theilen auf eine, für unſere Zeit unerhörte Weiſe verübt. Die Gefangenen wurden gegenſeitig erſchoſſen; ganze Ortſchaften wurden niedergebrannt, nicht allein aus Gründen der Nothwendigkeit, damit nicht die Gegner wegen der günſtigen Lage des Orts dort einen günſtigen Haltpunkt finden könnten, ſondern oft aus Rache, weil ein feindlicher Heerhaufen dort geraſtet oder Geld und Lebensmittel dort erpreßt hatte. Friedliche Einwohner hatten den Tod zu erwarten, wenn ſie nicht angeben wollten, was ſie vom feindlichen Heere wußten, oder wenn ſie nicht zu Kundſchaftern ſich hergeben wollten. Aeltern, deren Söhne für den Kriegsdienſt des Don Carlos ausgehoben waren und nicht die Reihen dieſes Heeres verlaſſen wollten, ließ Mina tödten; ihre Häuſer den Flammen preisgeben. Und doch wurde dabei nichts entſchieden, von beiden Seiten hin und her marſchirt und der Vortheil blieb zuletzt auf der Seite Don Carlos. Und ward es von einer Seite für einen Gewinn erachtet, daß Don Carlos den Ebro nicht überſchritten, ſo hielt es Don Carlos für einen noch größeren Gewinn, daß er ſich erhalten mochte, mit geringen Mitteln, gegen größere Armeen und kriegsgewohnte Feldherren.

So ward der Krieg mit Don Carlos geführt, während auch das übrige Spanien durch allerlei Aufſtände verſchiedener Art erſchüttert wurde, und Mina war weder durch den Ruf, den er in Spanien beſitzt, noch durch ſein Feldherrntalent, noch durch die eiſerne Härte, mit welcher er auftrat, ſtark genug, die Basken zu überwinden. Da legte er, als noch überdieß körperliches Leiden ſeine weitere militäriſche Wirkſamkeit hemmte, den Feldherrnſtab nieder, und der Kriegsminiſter Valdez übernahm den Oberbefehl.

Noch ehe Valdez auf dem Kriegsſchauplatze angekommen war, hatte Zumalacarreguy durch die Eroberung von Bergara ſeinen Waffenruhm vergrößert, ſeinem Heere neues Vertrauen eingeflößt, und ſo den zweiten Feldherrn der Königin, der noch überdieß genaue Kenntniß der baskiſchen Lande, (denn dort war der Schauplatz ſeiner frühern Thaten) und der Art hatte, wie man in jenen Gebirgen Krieg führen muß, wenn nicht beſiegt, doch ermüdet; ein größeres Heer, als das Seinige, wenn nicht aufgerieben, doch aufgehalten, und trotz der Verluſte, die er ſelbſt erhalten hatte, ſein Heer vermehrt, und daſſelbe, das früher in regelloſen ſchlecht bewaffneten Banden beſtund, jetzt regelmäßig bewaffnet, eingeübt, und in wohlgeleiteten Bataillonen in den Kampf geführt.

Mina hatte nicht mehr gethan, als ſein Vorgänger. Er hielt die feſten Plätze des Landes beſetzt, und ließ ſtarke Heeresabtheilungen das Land nach allen Richtungen durchziehen, um die Verbindungen der karliſtiſchen Truppen unter einander abzuſchneiden; ein Unternehmen, das wie der Erfolg zeigte, meiſt mißlang.

So ſtunden die Sachen, als Valdez ankam. Entſchloſſen den langen Kampf mit einem Male zu entſcheiden, und die Fehler ſeiner Vorgänger zu vermeiden, welche Fehler darin beſtunden, daß man auf die Beſetzung der feſten Plätze zu viel Gewicht legte, dadurch die Kraft des Heeres zerſplitterte, und nicht genug Mannſchaft übrig hatte, um in freiem Felde etwas zu wagen, zog dieſer Feldherr, als er kaum in ſeinem Hauptquartiere zu Vittoria angelangt war, alle in der Nähe befindlichen Truppen zuſammen, und führte ſie gegen das Amescoathal. Dieſes war von jeher der Hauptſammelplatz der Anhänger des Don Carlos, und gilt für uneinnehmbar; auch Valdez's Verſuch in daſſelbe einzubringen, war vergeblich.

Den Gräueln abzuhelfen, welche die kriegführenden Theile täglich verübten, hatte die engliſche Regierung ſchon zur Zeit als Mina noch die Truppen der Königin befehligte, einen Geſandten, Lord Elliot, abgeordnet, um einen Vergleich zwiſchen den feindlichen Feldherrn zu Stande zu bringen, durch welchen die Erſchießung der Gefangenen, und alle Grauſamkeiten, welche gebildete Völker in ihren Kriegen ſich niemals erlauben, und deren Verübuug das Völkerrecht verbietet, abgeſtellt würden. Endlich,

Digitized by Google

nachdem die Regierung der Königin ſich lange geweigert hatte, mit den Karliſten in Unterhandlungen zu treten, kam dieſer Vertrag zu Stande, und fortan wurden die Gefangenen nicht mehr nutzlos und grauſam getödtet, ſondern ausgewechſelt.

Aber Valdez, wie entſchloſſen und hoffnungsvoll er auch ſeinen Oberbefehl angetreten hatte, war nicht ſiegreicher, nicht glücklicher als ſeine Vorgänger. Immer thatkräftiger trat Zumalacarregui auf, und wußte ſeinen Geiſt und ſeinen Muth auch ſeinen Schaaren einzuhauchen.

Die Regentin, außer Stande mit eigenen Kräften den Krieg weiter fortzuführen, und nicht geneigt, das ganze ſpaniſche Volk gegen Don Carlos zu den Waffen zu rufen, — denn einestheils fürchtete ſie, die überall verbreiteten Anhänger des Prinzen ſelbſt dadurch zu bewaffnen, andern Theiles aber regte ſich in verſchiedenen Theilen des Königreiches gewaltige Gährung unter dem Volke, gegen ſie ſelbſt, wie gegen den Prinzen, — ſah ſich nun nach der Hilfe ihrer Nachbarn und Bundesgenoſſen, der Könige von Großbritannien und Frankreich, und der Königin von Portugal um. Die beiden erſtgenannten Mächte mochten ſich, aus Rückſichten für die andern großen Mächte in Europa, nicht entſchließen, ihre eigenen Heere nach Spanien ziehen zu laſſen, denn die übrigen Mächte wünſchten, daß eine ſolche Einmiſchung unterbliebe, und die ſpaniſchen Angelegenheiten allein durch ſpaniſche Waffen ausgemacht würden, aber der König von England geſtattete der Königin Truppen anwerben zu laſſen in England, — Frankreich that daſſelbe und trat der Königin ſeine Fremdenlegion ab, welche in Algier ſtand. Die Königin von Portugal dagegen hat verſprochen, Truppen in Spanien einmarſchiren zu laſſen.

Aber während die Königin alſo mit ihren Bundesgenoſſen unterhandelte, trat Zumalacarregui energiſch auf; er ward allmählig Herr des ganzen Königreichs Navarra, und Valdez mußte ſein Heer, das Haltung, Muth, Hoffnung und Kriegszucht immer mehr verlor, gegen den Ebro hin führen und alle feſten Plätze hinter ihm in den Händen Don Carlos laſſen. Und ſo ſiegreich war jetzt Zumalacarregui, daß er die feſte Stadt Bilbao, die Hauptſtadt Vizkaya's belagerte. Bilbao wurde jedoch nach mehrwöchentlichem Widerſtand der Garniſon und der Bürgergarden, ſchon dem Falle nahe, zu rechter Zeit noch durch friſche Streitkräfte unterſtütze. Aber bei Bilbao ward der Laufbahn des ſiegreichen Zumalacarregui ein Ziel geſteckt. Am 18. Junius 1835 wurde er, als ſeine Truppen gerade eine Vorſtadt erſtürmt hatten, von einer Kugel getroffen. Er ſtarb ſchon am 25. deſſelben Monats in Folge dieſer Verwundung. Da zogen, entmuthigt durch den Tod ihres Führers, die Truppen des Don Carlos gegen die Pyrenäengrenze.

Don Carlos übernahm nun ſelbſt den Oberbefehl über das Heer, welches Zumalacarregui zu der Größe von 25000 Mann erhoben, das er aus rohen Schaaren zu geübten Truppen gebildet und das er ſiegen gelehrt hatte. Auch Valdez legte den Oberbefehl nieder und General Cordova übernahm die Führung des Heeres, das General Sarsfield, der die Basken bei ihrem erſten Aufſtand bekämpft hatte, führen ſollte, aber nicht führen konnte, denn auch er war erkrankt. Jetzt ward Puente la Reyna, noch in der Gewalt der Königin befindlich, von den Carliſten bedrängt; aber dieſe Stadt wurde entſetzt, da Don Carlos an den Ufern der Arga geſchlagen, nach kurzer Waffenruhe gegen Vittoria zog, — Cordova nahm die gleiche Richtung. Jetzt kamen die im Auslande geworbenen Hülfsvölker allmählig an, die Engländer zu St. Sebaſtian, die franzöſiſche Fremdenlegion an der Küſte von Catalonien. Eine Bewegung, die die volkreichſten Provinzen des Königreichs, nämlich Aragonien, Catalonien, Valencia, Murcia und Andaluſien ergriff, und die gegen die Kloſtergeiſtlichkeit, gegen die Regierung und überhaupt gegen die beſtehende Ordnung der Dinge gerichtet war, gab ſeiner Sache neuen Schwung. Cordova, anfangs ſo ſiegreich, zauderte bei ſolchen Ereigniſſen, ſchlug aber, als Don Carlos ihn verhindern wollte ſeine Truppen mit denen des Generals Espalletta zu vereinigen, den Prinzen bei Onate.

Don Carlos ſuchte nun, während die Königin Regentin die aufgeregten Provinzen wieder beruhigte, den Krieg auf die benachbarten Provinzen auszudehnen. Ein Einfall der navarreſiſchen Abtheilung

Digitized by Google

ſeines Heeres in Aragonien und Catalonien war zwar anfangs abgeſchlagen, aber bald verbreiteten ſich die Truppen des Infanten dem ganzen pyrenäiſchen Gebirge entlang, und ihre Erfolge weckten in verſchiedenen Provinzen wo ſie auftraten den Muth der Anhänger Don Carlos, alſo daß in Aragonien, Catalonien, Valencia und Murcia carliſtiſche Schaaren aufſtunden. Jetzt kam noch der Neffe des Prinzen, Don Sebaſtian, aus Italien und brachte was ſeinem Oheim fehlte und was ein hauptſächliches Bedürfniß für den Krieg iſt — Geld.

Die Königin aber rief in ſolcher Bedrängniß die Nation zu den Waffen, während Cordova den Plan des Prinzen, die Kraft ſeiner Feinde zu theilen, zu vereiteln wußte. Don Carlos hatte beſchloſſen, den Aufſtand gegen die Königin ſo weit als möglich im Königreiche zu verbreiten. In Catalonien und Valencia kämpften die Generale Guergue und Sarador mit ungeregelten Banden für ihn. In Aragonien ſtanden Guilos und Cabrero mit carliſtiſchen Schaaren; deßwegen erhielt der carliſtiſche Feldherr Ituralde den Auftrag, mit einer Heeresabtheilung nach Aragonien vorzudringen und dadurch die Verbindung des Prinzen mit ſeinen noch getrennten Anhängern in den genannten Provinzen herzuſtellen. Don Sebaſtian erhielt den Oberbefehl in dieſen Provinzen.

Auch in Alt-Kaſtilien (Nro. 6, 7, 8 und 9 der anliegenden Karte) hatten ſich ungeregelte Banden unter dem unermüdlichen Prieſter Merino, unter Cuevillas und Villalobos erhoben, eine gefährliche Maſſe für das Heer der Königin, wenn ſie vereinigt mit Don Carlos wirkten, denn ſie ſtanden im Rücken des königlichen Heeres; deßwegen ſandte Don Carlos den General Gomez mit einer Heeresabtheilung aus, um über Santander, am Meerbuſen von Bizkaya die Verbindung mit den carliſtiſchen Schaaren herzuſtellen. Zu gleicher Zeit mußte der Graf de Caſa Eguia in Navarra und den baskiſchen Provinzen dem Heere der Königin zuſetzen. Aber Cordova ſandte den General Oraa nach Pampeluna, und dieſer nöthigte Ituralde zum Rückzuge. Zudem vereinigte ſich Cordova mit dem engliſchen Hilfsheer unter General Evans, und ſo wurde die Vereinigung der Carliſten mit Alt-Caſtilien wenigſtens gehemmt.

Das iſt die Lage eines Krieges, von deſſen Ende das Schickſal eines Herrſcherhauſes und eines Volkes von eilf Millionen Menſchen abhängt. — Möglich iſt es, daß der Schauplatz deſſelben ſich erweitert, und gewiß, daß noch merkwürdige Kämpfe ſich ereignen werden, deßhalb glaubten wir unſern Leſern nicht blos die Karte der Provinzen, in welchen ſich der Krieg bisher bewegt hat, ſondern von dem ganzen Königreiche vorlegen zu müſſen.

Capitain Horton auf der Inſel Zeylon.

(Beſchluß von Seite 236.)

Mich ſeitwärts zu werfen war unmöglich, weil das Gebüſch, das auf beiden Seiten den Fußweg einſchloß, aus gewaltigen Dornen und Stacheln beſtand und undurchdringlich war. Umzukehren würde eben ſo unnütz geweſen ſeyn, weil ich den Bären ſchon zu nahe war, um von ihnen nicht bemerkt worden zu ſeyn.

In der That ſtießen ſie ein kurzes Gebrüll aus, und ſprangen gegen mich, der größte, wahrſcheinlich das Männchen, voran. Ich blieb unbeweglich. Darüber ſchienen ſie einen Augenblik zu ſtutzen, ſodann aber machte ſich das Männchen zum Angriff bereit.

Ich wich einige Schritte zurück. Der Bär hatte ſich auf die Hinterfüſſe geſtellt, um mich zu umfaſſen. Alle Gefahren meiner militäriſchen Laufbahn waren gegen die Lage, in welcher ich mich hier befand, nur ein Kinderſpiel, und ich konnte mich eines kalten Schauers, eines unbeſchreiblichen Eindrucks des Entſetzens, nicht erwehren. Ich erinnere mich nur, daß ich einen langen und ſtarken Schrei ausſtieß, der weithin erſchallen mochte; dann ſchwang ich die Branntweinflaſche und verſetzte dem Ungeheuer einen ſo gewaltigen Schlag auf die Naſe, daß ſie in Stücken zerſprang.

Ich weiß nicht, ob der Bär durch dieſen Schlag auf einen bei dieſen Thieren ſehr empfindlichen Körpertheil zurückgeſchreckt wurde, oder ob der Branntwein, der ihm nothwendigerweiſe in die Augen ſpritzen mußte, ihn erblindete und alſo dieſelbe Wirkung veranlaßte; er kehrte auf der Stelle um, ſtürzte ſich ins Gebüſch, und ſeine Gefährtin ihm

nach. Dies letzte Thier hatte keinen thätigen Antheil an dem Kampfe genommen, ſondern ſich damit begnügt, ein dumpfes Gebrüll auszuſtoßen.

Das Alles hatte ſich in zwei oder drei Minuten ereignet. Ohne Zweifel mußte ich es der kurzen Dauer meines Zweikampfes mit dem Bären verdanken, daß meine Geiſtesgegenwart mich nicht verließ. Uebrigens muß ich geſtehen, daß ich unbeweglich, wie ein Meilenſtein blieb, bis zu dem Augenblike, wo die beiden Ungeheuer verſchwanden. Sodann raffte ich mich plötzlich zuſammen und lief eine Stunde weit aus vollen Kräften, bis ich eine große Ebene errichtete, welche ich für die von Palle hielt, und erſchöpft niederſtürzte.

Zwiſchen Bewußtſein und Ohnmacht blieb ich etwa eine halbe Stunde liegen, holte nach und nach Athem, und wanderte langſam weiter, in der Hoffnung, endlich die Station zu erreichen, der ich jetzt ganz nahe ſein mußte. Unglücklicherweiſe ſtieß ich noch auf ein Gehölz, das ich, nachdem was mir bereits begegnet war, zu durchſchneiden keine beſondere Luſt hatte. Ich zog es alſo vor, dem Ufer zu folgen, ſo viele Umſchweife es auch machen mochte.

Nach einiger Zeit wurde ich in meinem Marſche durch einen kleinen Fluß aufgehalten, den ich mit unbeſchreiblicher Freude bemerkte. Ich hatte nichts Eiligers zu thun, als mich der Länge nach auszuſtrecken, und in gewaltigen Zügen meinen Durſt zu ſtillen.

Eine dichte Finſterniß umgab mich. Der Himmel war dunkel und gewitterdrohend. Ich ſah ein, daß es unmöglich ſei, unter ſolchen Umſtänden die kleine Hütte zu finden, die ich ſuchte. Um mich nicht zu verirren und neuen Gefahren mich auszuſetzen, beſchloß ich einige Stunden zu ruhen, und verfiel bald in einen tiefen Schlaf, aus dem ich gegen Mitternacht wieder erwachte.

Es war heller geworden. Die Wolken hatten ſich zerſtreut, und der Mond warf ſeinen matten Schein über die Gegend. Ich erhob mich, und erblikte die Station ganz in der Nähe. Aber Alles was ſie mir gewährte, war, den Ueberreſt der Nacht ruhig zubringen zu können. Menſchen waren weder zu ſehen noch zu hören.

Mit Tagesanbruch eilte ich nach der Hütte der Poſtläufer. Aber kaum hatte mich einer derſelben erblikt, ſo warf er ſich ins Gebüſch und entfloh. Dies Betragen wurde leider nur zu ſehr durch das Betragen der Boten gegen dieſe armen Menſchen gerechtfertigt. Sie wiſſen, daß, ſobald man ſie ruft, man ſich ihrer als Führer oder Träger bedienen will, und daß ſie dabei nur Schläge und Mißhandlungen zu gewinnen haben.

Ich ſah, daß es mir unmöglich ſein würde, den Flüchtling zu erreichen. Deßhalb wendete ich mich gegen Pallitopanie, durch eine 4 Stunden breite Sandebene, deren Durchwanderung mich aufs Aeuſſerſte ermüdete und erſchöpfte. Erſt gegen drei Uhr Nachmittags, halb todt vor Hunger, Durſt, Hitze, und Müdigkeit, erreichte ich das andere Ende dieſer Wüſte.

Man kann ſich einen Begriff von meinem Zuſtande machen, wenn man bedenkt, daß ich dieſe Sandeinöde in der glühendſten Sonnenhitze durchwanderte, und daß ich ſeit meiner Einſchiffung, d. h. in 53 Stunden, nicht das Geringſte gegeſſen hatte. Glücklicherweiſe hatte es am Abend vorher ein wenig geregnet, und ich fand von Zeit zu Zeit etwas Waſſer in den von den Büffeln und Elephanten gehöhlten Löchern.

Durch die Sorgfalt des einzigen Europäers, den ich auf dieſem Poſten fand, eines Unteroffiziers vom 19ten Regiment, wurde mir bald ein wohlthätiges Bad bereitet, ſo wie eine Karre und eine Ration Branntwein. Am andern Morgen begleitete er mich, mit einem Gewehr auf der Schulter, nach Hambantotte, wo ich meinen Bedienten und mein Gepäck fand. Die freundliche Pflege des Salzinſpectors, bei dem ich wohnte, ſtellte mich bald wieder vollkommen her.

Von der bekannten Zeitſchrift

Originalien

aus dem Gebiete

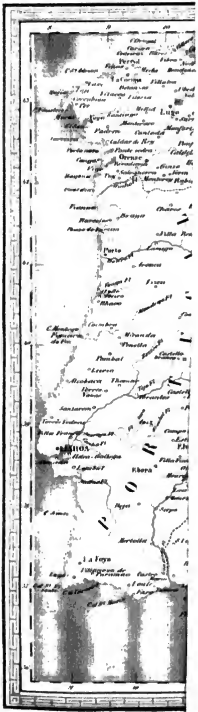
der Wahrheit, Kunſt, Laune und Phantaſie

von Georg Lotz.

Auf das Jahr 1836 erbittet ſich baldmöglichſt Beſtellungen die Herold'ſche Buchhandlung in Hamburg.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der C. F. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.

Digitized by Google



Digitized by Google

na
An
da

ten
Di
da
ve
we
ge
S
ein
gr
die

etw
na
He
jet
ich
be
de
ſol

ſch
m
n
au
D

Hi
ei
di
n
ſe
ve
ge

ſi
S
bl
wo
rt
zu

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google